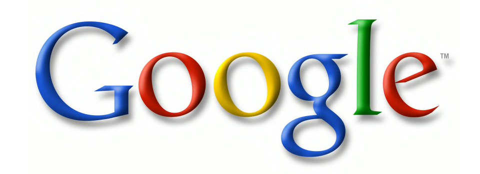
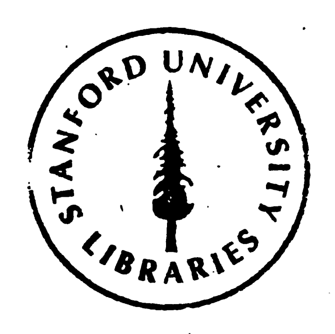
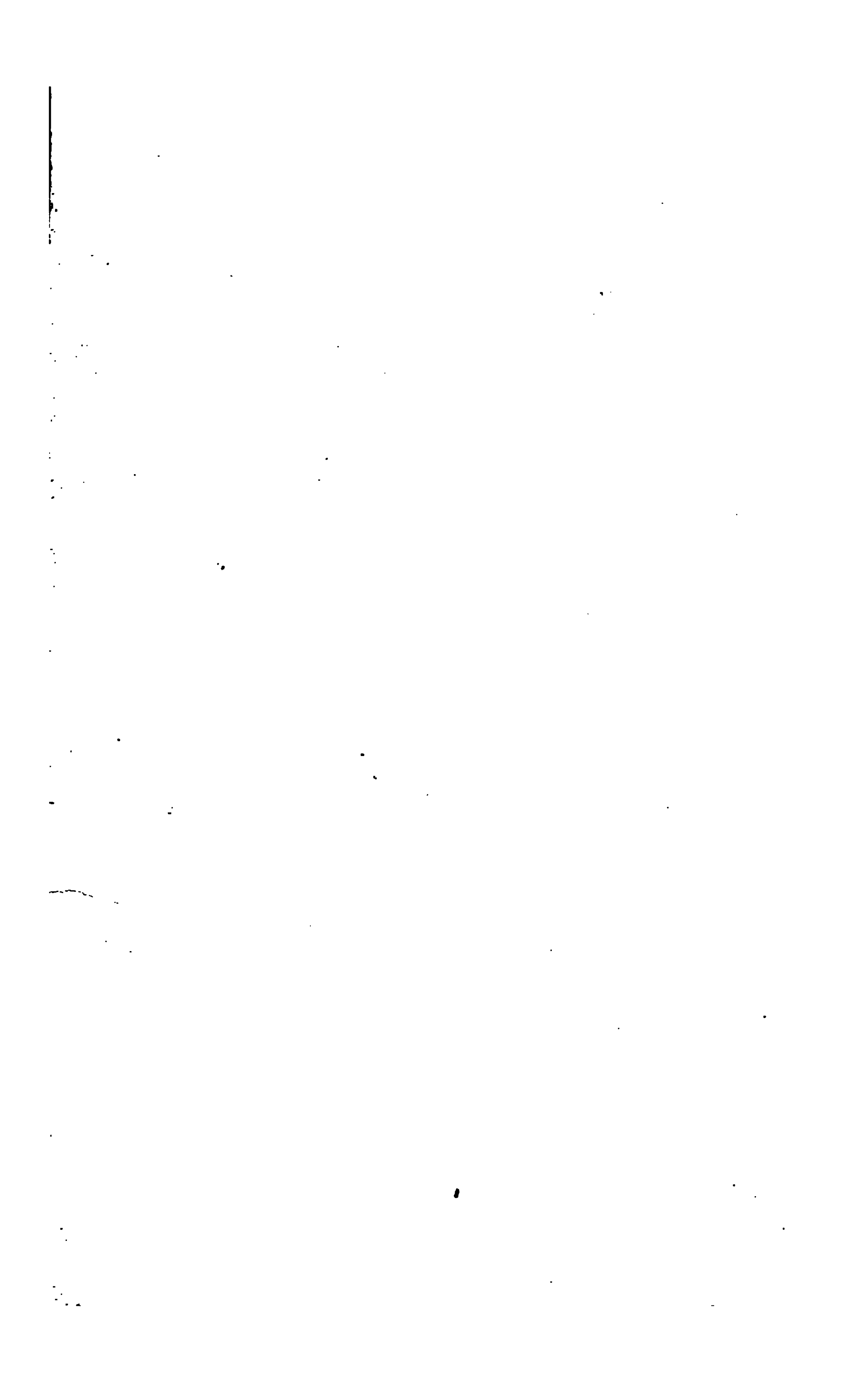





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES









Die
deutschen Zeitschriften
und die
Entstehung der öffentlichen Meinung.

Ein Beitrag
zur
Geschichte des Zeitungswesens
von

Heinrich Wuttke.

Dritte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Joh. Wilh. Krüger.
1875.

betrogen, hin- und hergerissen wird, daß eine solche Schrift dort verschlungen worden wäre und massenhafte Ausbreitung gefunden haben würde. Ich sagte mir demzufolge: die Deutschen sind durch das fortgesetzte arge Treiben eines großen Theils der Presse bereits dermaßen irregeführt und verduselt, daß es gegenwärtig verlorne Mühe wäre, ihnen da, wo die Magie der Worte sie in Täuschungen gefangen hält, richtigere Vorstellungen zuführen zu wollen, die sie von den eingeredeten Einbildungen befreien. Würde selbst mit Engelszungen zu ihnen gesprochen, jedoch wider ihren Wahn, sie würden sich dagegen die Ohren verstopfen. Die Geschichte breitet vor uns ja lange Zeiträume aus, in denen die Völker auf nichts hörten, dessen Klang disharmonisch zu den Tönen sich verhielt, an die sie sich gewöhnt hatten. Erst nachdem der eingetretenen Verhältnisse Folgen in aller Schwere auf dem Volke gelastet, erst wenn die Umgarnten Leidenszeiten durchgelebt haben werden, erst dann wird es sich die Augen reiben und hernach aufbäumen diejenigen verfluchend, die es dahin gebracht. Alsdann werden meine Tage längst vorüber sein. So legte ich denn als Publizist die Feder nieder und habe seitdem nichts mehr was das jetzige öffentliche Treiben anging geschrieben, sondern die von Amtsgeschäften übrigen Stunden blos der Vollendung unternommener Werke der reinen Gelehrsamkeit gewidmet, von denen inzwischen auch 1872 der erste Band einer Geschichte der Schrift und des Schrifttums herauskam. Eduard Pelz (der vormalige „Treumund Welp") schrieb mir über mein Zeitungsbüchlein 1866: „Wenn das nicht zur lebhaftesten Reform aufrüttelt, dann muß Deutschland aufgegeben werden" — und drei Jahre später schrieb der berliner Geschichts-Professor Köpke an einen gemeinschaftlichen Freund: „**Spurlos** ist Wuttke's Schrift vorübergegangen".

So schien es, dennoch war es nicht ganz der Fall. Schon im Jahre 1867 erschien eine auf mein Büchlein gestützte, dies auch offen ansagende Schrift von Josef Lukas „die Presse, ein Stück moderner Versimpelung," von der noch im selben Jahre eine zweite Auflage nothwendig wurde. Nach und nach empfing ich eine Anzahl Briefe von bis dahin mir unbekannten Männern, welche mir ihre Zustimmung in höchst schmeichelhafter Weise kundgaben. Mancherlei von demjenigen, was ich auseinander gesetzt hatte, drang

allmälich in Zeitungen ein; ja man berie sich sogar ausdrücklich auf mich. Ein seiner politischen Ansicht nach im entgegengesetzten Lager kämpfender junger Gelehrter hielt im siebenten Jahre nach dem Erscheinen meiner Schrift in einem handelswissenschaftlichen Vereine zu Dresden einen Vortrag über das Zeitungswesen, in welchem er mir Schritt für Schritt folgte, und hat seine desfallsigen Ansichten so eben in den „Bildungsblättern für unser Volk“ (Unsere Zeitungen von Dr. Karl Roscher 1873) schwarz auf weiß gegeben.

Immer noch wurden Abdrücke gekauft, insonderheit viele in social-demokratischen Kreisen, bis endlich die Auflage verzehrt wurde. Es begegnet wol selten einer Flugschrift, daß sie viele Jahre im Buchhandel besteht. Langsam fand mein Schriftchen Eingang.

Nun verlangten Mehrere von mir eine neue Auflage. Derselbe alte, vielerfahrene Freund, der im Jahre 1866, nachdem ich die in den letzten Monaten des Jahres 1864 abgefaßte Schrift noch nicht hatte zur Veröffentlichung bringen können, mich drängte, sie auf eigene Kosten drucken zu lassen, der mir das Geld dazu vorschoß und einen den Vertrieb übernehmenden Buchhändler verschaffte, derselbe warnte mich jetzt nachdrücklich vor abermal iger Herausgabe weil sie bei der gegenwärtigen Lage mir selber und meinen ferneren Werken allzuvielen Nachtheil zuziehen werde. Er räth gewiß gut. Ich sehe das ein — begreife, daß es unter den veränderten Verhältnissen von heute sogar gefährlich geworden ist, sich auszusprechen — und folge ihm dennoch nicht. Die Schrift wird verlangt und in diesem Umstand erblicke ich eine Art von Verpflichtung sie zu liefern. So neu ist zwar ihr Inhalt nicht mehr wie 1866, da seitdem Vieles aus ihr in die allgemeine Kenntniß übergegangen ist. Wer, außer den wenigen Eingeweihten, wußte denn damals etwas von dem „Preßbureau,“ obschon es lange Jahre bereits eine große Einwirkung ausgeübt hatte? Aus meiner Schrift erfuhr man sein Dasein. Eine neue Auflage könnte heute sogar überflüssig erscheinen. Diesen oder jenen wird sie aber doch wol zum eigenen Nachdenken bewegen und mehr bezwecke ich nicht.

Ungern unterbrach ich Studien schwerer Gelehrsamkeit eine Weile, denn ich mußte nun die Darstellung doch bis zur Gegen-

wart fortführen. Eine unerwartete Schwierigkeit trat mir dabei entgegen. Wie die Schrift erschien, vor dem inneren Kriege in Deutschland, gehörte sie ihrer Zeit an, der eine andere gefolgt ist. Die alte Fassung mochte ich nicht zerbrechen noch an eine Umformung gehen; hinzuzufügende Einzelheiten aus den letzten Jahren nachträglich mitzutheilen, schien mir die Rücksicht auf die Leser zu verbieten. So schlug ich einen Mittelweg ein: gab die ganze Schrift, wie sie vor Jahren vorgelegt worden, fügte jedoch einschlußweise Nachträge aus späterer Zeit in den Zusammenhang, in den sie gehören, und benachrichtige sogleich den Leser, daß er in den zehn ersten Abschnitten die alte Schrift von 1866 mit Zusätzen thatsächlichen Inhalts aus den Jahren 1866 — 1873, die fast alle auf den ersten Blick als solche kenntlich sind, erhält. Hinzugesetzt habe ich während des Abdruckes, was sich noch gab. —

„Ich habe Ihre Schrift gelesen; ist denn wirklich alles so wahr, wie darin steht?" sprach zu mir ein berühmter Gelehrter in einem dem meinigen fernen Gebiete, der mir die Ehre seines Besuches erwies und mit diesen Worten ganz gewiß mich nicht verletzen wollte. Ich entnehme mir aus seiner Frage die Lehre, daß ich einige Bezeugungen nöthig habe.

Die Gelehrten des XVI. und XVII. Jahrhunderts pflegten ihren Werken Lobsprüche und Empfehlungsbriefe anderer namhafter Schriftsteller vorzudrucken; ich ahme diese abgekommene Sitte nach, nicht um des Lobes willen, nicht aus Eitelkeit, sondern um einiges Vertrauen einzuflößen.

Herr Buchhändler Vieweg, der selbst eine Zeitung besaß und ausgab, schrieb an mich, den ihm Unbekannten: „Jeder ehrliche Mann, der mit dem Zeitungswesen zu thun gehabt hat, ist in der Lage, jede Zeile als die reine Wahrheit unterschreiben zu müssen. Sie erweisen mit dieser Publikation dem durch die blühende Korruption leider so erfolgreich irregeführten Publikum einen nicht hoch genug anzuschlagenden Dienst."

In der „Constitutionellen Zeitung" Siegel's in Dresden, der in politischen Fragen den entgegengesetzten Standpunkt einnimmt, hieß mein Buch „eine überaus schätzenswerthe und hochwichtige Arbeit, eine Arbeit, die in raschen und scharfgezogenen Strichen uns ein treues Bild von der Natur und dem Geist unserer Tagespresse

vor Augen stellt. Man würde dem Verfasser ein entschiedenes Unrecht thun, wollte man ihm nicht seltene Fachkenntniß, Schärfe der Beobachtung und glänzende Darstellungsweise einräumen; nur schade, daß sich in allem zugleich eine politische Anschauungsweise und Parteinahme erkennen läßt, die uns nicht unbefangen und jedenfalls etwas überlebt erscheint. Abgeklärt davon, dürfte die Schrift in ihrer Art einen wahrhaft klassischen Werth zu beanspruchen berechtigt sein." Kein höheres Lob konnte ich begehren, als welches in diesem Ausspruch eines ehrlichen Gegners liegt.

In der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" vom 31. October und 1. November 1867 war gesagt, daß man dem Inhalt „im Großen und Ganzen durchgehends beistimmen und die erbrachten Thatsachen und Verhältnisse nach jeder Richtung hin als wahr und richtig geschildert anerkennen" müsse. „Das Bild, welches Wuttke auf Grund mehr als zwanzigjähriger Beobachtungen und auf der Basis einer Detailkenntniß entwirft, in der ihm kaum jemand gleichkommen dürfte, mag für die dünkelhafte Suffisance eines großen Theils der deutschen Journalisten tief herabstimmend sein, allein es ist wahr, treffend wahr bis in seine kleinsten und feinsten Striche gezeichnet. Referent darf sich zu einem solchen Ausspruche competent und befugt erachten, denn es handelt sich hier um Zustände, Verhältnisse und Persönlichkeiten, die ihm aus einer nahezu zwanzigjährigen Praxis selbst in all ihren Mängeln genau bekannt sind; er freut sich von ganzem Herzen, daß jemand den Muth gehabt hat, hier einmal offen mit der Sprache herauszugehen, mit welcher gewissenlosen Leichtfertigkeit, mit welch' stümperhafter Ignoranz, mit wie geringer geistiger Selbstständigkeit seinen journalistischen Bedürfnissen, wenige ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, zu genügen gesucht wird. Das „„Todschweigen"" des Wuttke'schen Buches in der deutschen Tagespresse erklärt sich hiernach von selbst; es ist aber zugleich seine beste Empfehlung." Und weiterhin: „Wer die Dinge kennt, wie sie sind, wird jeden Satz, jede Zeile, jedes Wort dieser Expektoration als zutreffend unterschreiben müssen."

Mehr aus den mir vorliegenden Aeußerungen mitzutheilen dünkt mir überflüssig. Nur Eines halte ich zu bemerken noch für nöthig, da leicht ein Fernstehender meinen dürfte: die königliche

Leipziger Zeitung und ein alter Ordinarius der Universität Leipzig — da versteht es sich von selbst, daß dieser von ihr gerühmt wird und folglich bedeutet das letzte Urtheil nichts. So steht es jedoch keineswegs. Im Gegentheil ist grade auf diese Beistimmung ein vorzugsweiser Werth zu legen, wie man aus folgenden Angaben ersehen wird. Im Mai 1848 trugen mir zwei sächsische Minister nach einander die Herausgabe dieser königlichen Leipziger Zeitung an; ich lehnte beidemale ab. In diesem Jahre, vielleicht auch im folgenden, gab ich einige Aufsätze und Nachrichten in sie, seit dem sächsischen Verfassungsbruche keine mehr, nur einige bezahlte Anzeigen, deren Aufnahme überdies ein paarmal verweigert worden ist. Bei Einrichtung der „Wissenschaftlichen Beilage" wurde ich, ein 48er, der treu geblieben ist, auch nicht zur Mitarbeiterschaft, gleich den meisten Professoren der Universität, aufgefordert, und von den zahlreichen Schriften, die ich von 1850 bis 1865 drucken ließ, hatte die Leipziger Zeitung meines Wissens keine einzige dem Lande angezeigt. Siebenzehn Jahre hindurch, bis zum Erscheinen dieser Beurtheilung, hatten Sachsens Bewohner durch die Landeszeitung von meinem Vorhandensein weiter nichts erfahren, als daß ich einigemale das Amt eines Dekans und eines Prokanzellars auf ein Jahr zu führen hatte. Mein Name war sonst in ihr nicht genannt worden.

Um dem Leser zu beweisen, daß ich ihn keineswegs zu bestechen trachte, halte ich ihm auch nachtheilige Beurtheilungen nicht vor. Dr. Adolf Silberstein ließ sich am 21. Oktober 1868 in einer Vorlesung, welche gedruckt erschien, nachdem er wol manches zum Lobe meiner Schrift vorgebracht, dahin aus, ich hätte mich „selbst vom Dämon der Feder zu Ungerechtigkeiten verleiten lassen, um die Leser zu reizen. Andernfalls besaß er, (d. h. ich) nicht Menschenkenntniß genug, wovon ein Jüngerer nicht gut sprechen darf." Dr. Silberstein, kürzlich erst von der Universität abgegangen, lebte noch in den Auffassungen der Jugend, die vielfach ihr Inneres in der Außenwelt abgespiegelt glaubt. Ich würde mich freuen, wenn er nach so viel Jahren noch in seinen idealen Vorstellungen leben sollte, befürchte aber, daß er zu der leidigen Erkenntniß gereift ist, wie weder alle Verhältnisse noch alle Schriftsteller so beschaffen sind, wie sie ihm gefallen würden. Mußte er doch nicht

lange nach jener Vorlesung selber die Erfahrung machen, daß er im leipziger Schauspielhause ohne gerechten Grund von einem Schauspieler gemißhandelt wurde, und daß zwar der Bühnenleiter Laube, im Bewußtsein schriftstellerischer Ehre, diesen Schauspieler entließ, der von Silberstein früher verhimmelte Gottschall hingegen im „Leipziger Tageblatte" jenen Schauspieler gewissermaßen in Schutz nahm.

Herr Geheime Hofrath Ritter Dr. Gottschall besprach ebenfalls meine Schrift in den von ihm herausgegebenen „Blättern für litterarische Unterhaltung" 1867, 28. Februar. Drei, vielleicht vier Stellen mußten ihm zum Anstoß gereichen. Er lieferte eine sehr kunstvolle Anzeige, in der alles berechnet ist. Sein Urtheil lautet: „Ohne Zweifel sagt er (d. h. ich) viel Richtiges und trifft oft den Nagel auf den Kopf, doch wie soll sich der Leser ein objektives Gesammtbild unserer journalistischen Zustände entwerfen nach einem Bericht, der eingestandenermaßen nur die Schattenseiten heraushebt und die Lichtseiten verschweigt? Das hätte mindestens auf dem Titel angedeutet werden müssen, um nicht arglose Leser in's Garn zu locken." Nun auf dem Titel stand gedruckt, daß ich nur einen „Beitrag" liefere, mithin nicht alles zu Sagende, und die erste Seite zeigte an, welcher Art dieser Beitrag ist. Folglich habe ich keinen „Leser in's Garn gelockt." „Unbefangene Abwägung" sprach Herr Geheime Hofrath Gottschall mir „von vorn herein" ab und nannte weiterhin die einzelnen Darstellungen „übertrieben," „einseitig". Das könnte ich hingehen lassen, aber sein Scharfsinn witterte verschiedene persönliche Gründe heraus, die mich zur Abfassung veranlaßt haben sollten. Meine „Verstimmung" rühre „offenbar aus persönlichen, möglicherweise berechtigten Gründen, vielleicht wegen der geringen kritischen Beachtung, die seine eigenen verdienstlichen Schriften gefunden," und ähnliches anderswo. Ferner erklärte er sich die ganze Schrift daraus, daß in mir „eine fanatische Ader" sei, überschrieb auch seinen Aufsatz: „Ein Journal-Tiger." Mir steht es wol zu, die Erklärung zu geben, daß jene von ihm vorausgesetzten persönlichen Gründe nicht im allermindesten Antheil an der Abfassung dieser Schrift gehabt haben; darüber ob ich ein Fanatiker bin oder ein Mann, der unbeirrt von den Tagesströmungen und von Rücksichten des eigenen

Vortheils, Recht, Wahrheit und Ideal besonnen vertritt, zu entscheiden, wird Sache der Leser sein. Sollte nach Durchlesung der ersten zehn Abschnitte, welche Gottschall vorlagen, ihre Ueberzeugung jetzt oder in Zukunft zu meinen Gunsten ausfallen, so würde Gottschall's Urtheil wider ihn ausschlagen und er hätte sich selber gezeichnet als angekränkelt von der Fäulniß seiner Zeit.

An einem „uns zufällig bekannten Fall“ will ferner Herr Geheime Hofrath Gottschall auch deutlich erkennen, daß meine Angaben „wenn auch unabsichtlich durch meinen Feuereifer, gefärbt“ seien. Hätte es irgend ein Anderer gesagt, so ließe ich es wahrscheinlich ruhig bei Seite. Da es aber Gottschall sagt, in dem ich einen Schriftsteller von ungewöhnlicher Begabung, Geist und vorzüglichem Darstellungsvermögen schätze, so darf ich nicht verschweigen, daß Gottschall selbst in der angezogenen Stelle mit Namennennung empfindlich berührt worden war. Trotzdem will er nun gleichwie ein Unbetheiligter die Zeugenschaft antreten. Das ist ein Fechterstreich, auf die Unkunde seiner Leser berechnet. Er möchte aus dem Vorgang persönliche Beweggründe meinerseits herausspüren, die um so weniger bestanden haben, da die Partei, deren Wortführer ich war, die Partei, welche derjenigen entgegengesetzt war, zu der er hielt, mir nach dem ersten Unterliegen gedankt und nach der Niederlage zuletzt gesiegt hat. Nur gezwungen möchte ich auf das Nähere eingehen. Noch leben Zeugen und Männer von Ruf, in angesehener Stellung, deren Aussagen höchst ungenauen, sehr Wesentliches auslassenden, nachträglich abgefaßten Protokollen entgegengehalten werden können. Indeß, wozu unfruchtbaren Streit aufzuwirbeln?

Geschieht es zur Beschönigung der Reclame, daß Gottschall, der gegenwärtige Vorsitzer des Schillervereins in Leipzig, in dieser Anzeige Schiller als einen, der Reclame trieb, hinstellt? Einer der Gründer und anderthalb Jahrzehnte Vorsitzer dieses Vereins, bis ich freiwillig zurücktrat, will ich das Wort zur Vertheidigung Schiller's nicht schuldig bleiben. Gottschall beruft sich auf einen die Besprechung der „Horen“ in der Jenaischen Litteraturzeitung betreffenden Brief Schiller's an Göthe: „Cotta wird die Kosten der Rezension tragen und die Rezensenten werden Mitglieder unserer Societät (welche die Horen herausgab) sein. Wir können also so weitläufig sein

als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß." Dazu sagt Gottschall: „War das nicht Reclame längst vor dem Jahre 1821? Und glaubt Herr Wuttke, daß die anständigen Blätter der Gegenwart z. B. die „Blätter für Litterarische Unterhaltung" (welche Herr Gottschall leitet) „trotz der geringen Meinung, die er von ihnen zu hegen scheint, sich je auf ein ähnliches Abkommen einlassen würden?"

Glücklicherweise sind die Briefe Schiller's an den Herausgeber der gedachten Litteraturzeitung, Professor Schütz, erhalten und sie beweisen, daß Schiller als anständiger Mann sich verhalten hat.

Er benachrichtigt, Jena 30. September 1794, Schütz von der Unternehmung der „Horen" und von deren Mitarbeitern. Die Größen der damaligen Zeit hatten ihre Mitwirkung zugesagt. Schiller nennt die ersten Namen und hofft auch noch auf Kant. Er wünscht, um nichts zu unterlassen, was eine Schrift dieser Art in baldigen Umlauf bringen kann, daß jedes Monatstück, „so bald es erscheint und so vortheilhaft als mit einer strengen Gerechtigkeit bestehen kann, in der A. L.-Z. angezeigt werde." Es dürfe nicht so leicht sein wegen Mannichfaltigkeit der Materien, die in den „Horen" zur Sprache kommen sollen, geeignete Beurtheiler zu finden. Bedeutende Mitarbeiter der Litteraturzeitung arbeiten auch an den Horen. Es sei für beide vortheilhaft, daß an den „Horen" Betheiligte die Anzeigen machten. „Es verstände sich von selbst, daß der Rezensent eines Stücks an diesem Stück nicht mit gearbeitet haben dürfte." Und am 12. November 1794 schrieb er an Schütz: „Die Rezension selbst würde ich bitten zwischen Ihnen, Herrn von Humboldt, Fichte, Körner und mir zu vertheilen." Gab es damals bedeutendere Beurtheiler? Schiller, Fichte, Humboldt, der ältere Körner und der Herausgeber Schütz selbst! Es sollte (wie der Brief an Schütz besagt) jedes Vierteljahr eine Anzeige erscheinen und (wie der Brief an Göthe besagt) für die Anzeige viel Raum in Anspruch genommen werden: das war mehr als im Haushalt der Zeitung liegen konnte und hätte anderen Anzeigen den Platz verkürzt. Das ging nicht an. Wenn es geschehen sollte, so mußten die Schütz'schen Hefte, in denen doch Anderes nicht

vernachlässigt oder gar übergangen werden durfte, um so viel stärker ausfallen als Raum für die „Horen“ in Anspruch genommen wurde und diesen erhöhten Aufwand zu tragen konnte man doch unmöglich Schütz zumuthen. Um über diesen Anstoß hinwegzuhelfen, fügte Schiller hinzu: „die Papier- und Druckkosten erbietet Cotta sich zu tragen.“ Damit war dem Schütz oder seinem Verleger kein Geldgewinn zugewendet, der bestechen sollte. Die Reclame soll Geld abwerfen. Darf man da, wie Gottschall gethan, Schiller mit den modernen Reclame-Fabrikanten zusammenstellen, die für Bezahlung von Ankündigungen Trompetenstöße in Form von Beurtheilungen fordern? Ich glaube gerne, das Geschäft Brockhaus wird kein Abkommen über Beurtheilungen eingehen, aber kein Billigdenkender wird ihm verargen, wenn es seine eigenen Verlagsunternehmungen in seinen Blättern loben, und jedermann wird es läßlich finden, wenn es in seiner Druckerei hergestellte Bücher anderer Verleger nicht grade tadeln lassen sollte. —

Zeitungen sind das Erzeugniß einer gesteigerten Bildung; der Bedarf ruft sie hervor. Bei verschiedenen Völkern entstanden daher Zeitungen und zwar zuerst solche, die amtlichen Stämpel trugen. Die Römer bekamen, vornämlich durch Julius Käsar im Jahre 59 vor unserer Zeitrechnung, „Tägliche Verhandlungen“. Acta diurna lautete ihr Titel. Im östlichen Asien, im Tsina begründete im Jahre 1366 Hungwu, der erste der Mingkaiser, die fortlaufende Herausgabe von Hof- und Staatsnachrichten, eine Zeitung, die noch immer in Peking erscheint. In Deutschland kamen noch im Jahrhunderte der Erfindung des Buchdrucks zeitungsartige fliegende Blätter heraus, nachweislich 1488, vielleicht schon früher. Das älteste erhaltene befindet sich im Besitze der leipziger Universität; es rührt aus dem Jahre 1493. Der Name „Zeitung“ wird im Jahre 1505 gebraucht. Unregelmäßig, je nach sich darbietenden Anlässen, wurden solche Blätter mit Neuigkeiten gedruckt. Die erste Wochenschrift erschien 1605; Buchhändler Egenolph Emmel in Frankfurt am Main war ihr Herausgeber; 1616 tauchte eben daselbst die Oberpostamtszeitung auf. Die andern Völker folgten den Deutschen nach. Das älteste französische fliegende, zeitungsartige Blatt, welches ich kenne, ist aus Genua vom 19. April 1507 datirt (man findet es bei Cimber et Danjou, Archives

curieuses. Paris 1835 II. 515 — 524), doch soll es auch solche Neuigkeits-Blätter von 1492 — 95 geben. Die ältesten italienischen mögen die venetianischen von 1526 sein, noch Notize scritte. In England veranlaßte die ersten 1588 Lord Burleigh, als die spanische Armada drohte. Da jedoch von dieser Zeit an das deutsche Volk mit der landesväterlichen Fürsorge seiner zahlreichen, bei Lebzeiten vielgefeierten und hochgepriesenen Fürsten gesegnet wurde, so blieb später das Zeitungswesen in Deutschland zurück, während es in Frankreich und England einen Aufschwung nahm, und dies hat zur Folge gehabt, daß die meisten Ausdrücke für dasselbe von Franzosen, einige von England entlehnt worden sind. Wollte ich nun hier des eingerissenen Zeitungswälsch mich entschlagen und versuchen, was ich gern möchte, durchgehends in reinem Deutsch zu schreiben, so müßte ich befürchten, vielen Lesern unverständlich zu werden und würde also einen Verstoß in der Hauptsache begehen. —

Ich erfaßte meine Aufgabe zugleich als die eines zeitgenössischen Geschichtschreibers. Ein solcher beruft sich nur ausnahmsweise auf Gedrucktes. Wo er dies thut, hört er auf selber Gewährsmann zu sein; übrigens gibt er wieder, was er geschaut, was er gehört, was er von Anderen, denen er Glaubwürdigkeit beimißt, vernommen hat und wie die Erscheinungen seiner Zeit sich in seinem Geiste abgespiegelt haben. Oefter, als ich sonst gethan haben würde, bin ich deshalb als Erzähler persönlich hervorgetreten. Andere mögen einen Geschichtschreiber seiner Zeit messen nach dem Grade seines Scharfblicks, seiner Redlichkeit, seiner Vorsicht und nach dem Umfange und der Beschaffenheit des ihm Zugänglichen Thukydides, Sallustius, Takitus und sonstige Vorbilder zeitgenössischer Geschichtschreibung würden es aber schlechterdings abgelehnt haben, wenn von ihren Schilderungen ihnen Rechenschaft abgefordert worden wäre. Sie überließen es jedem, zu glauben oder zu verwerfen. Man wird es also auch mir nicht verübeln dürfen, wenn ich mich auf Streitereien nicht einlasse. Dazu gebricht mir schon die Zeit. Gewiß bin ich dem Irrtum so gut wie Andere unterworfen, und von je war ich eifrig bedacht, meine Versehen zu berichtigen, aber gar nicht bin ich geneigt zu einer Verantwortung, und bestimmt verweigere ich sie, falls man anstatt zuerst mich um

eine Auskunft zu begrüßen, öffentlich auf mich schimpft, wie es kürzlich dem Herausgeber eines sehr stark verbreiteten Blattes beliebt hat, welcher mit frecher, schamloser, böswilliger Lüge um sich warf. Wol hätte ich erwidern können, daß ich einem glaubwürdigen Zeugen nacherzählt hatte, daß Uebereinstimmendes ein anderer Zeuge einem meiner Freunde jenseits des Meeres in Washington mitgetheilt hat, aber ich habe es auf sich beruhen lassen. Nach einigen Monaten oder Jahren sind jene Blätter Makulatur, mein Buch wird ein längeres Dasein haben. Man widerlege, man setze eine andere Auffassung entgegen, man vernichte die meinige. Nattern mögen zischen.

Das über die Zeit von 1866 Hinzugefügte wird heutigentages den Meisten argen Verdruß bereiten und zu meiner Verdammung ausschlagen. Dies thut mir leid, aber es ist nicht zu ändern. Wer seine Ansichten auf Grund einer langen und gewissenhaften Beschäftigung mit der Geschichte gebildet hat, wie es bei mir der Fall ist, legt dem grade herrschenden Urtheile keinen unbedingten Werth bei und bleibt gegen sofistisches Gerede taub. Künftigen Geschichtschreibern wird, was ich hier auseinandergesetzt habe, zu einer Richtschnur bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Zeitungsnachrichten, sowie der aus diesen abgeleiteten Geschichtsdarstellungen dienen und ihnen erklären helfen, wie so manches Ereigniß möglich wurde.

Von der Gegenwart hoffe ich, daß durch dieses Büchlein seine Leser eine andere Meinung, als sie bisher besaßen, von dem Umfang, der Beschaffenheit und Bedeutung des Zeitschriftenwesens erhalten, und daß sie insbesondere das immer noch nicht völlig ausgerottete geringschätzige Herabsehen auf die Zeitungsschreiberei als recht thöricht erkennen werden.

Mit nebensächlichen Dingen beschäftigt man die Menschen vorzugsweise: vom Wichtigen pflegt man zu schweigen. Denn gewönnen die Menschen das rechte Einsehen in das Wesentliche, so würde eigennützige Schlauheit unvermögend werden, sie in der Irre herumzuführen und mittlerweile nach Belieben für sich auszubeuten. Verhältnisse grade, an deren richtigem Verständniß sehr viel gelegen ist, werden geflissentlich verhüllt und bleiben mit einem Schleier bedeckt. Den allerbesten Dienst thut dazu ein Vorrath landläufiger Redensarten, die jeder zuversichtlich in den Mund nimmt, ohne über ihren Werth nachzudenken, weil er sie schon hundertmal vernommen hat.

Der Segen der periodischen Presse — welcher Redestrom ist zu seinem Preise ausgegossen worden! Wer hätte nicht begeisterte Betrachtungen über die wohlthätige Macht gelesen, die sie ausübt, über die Fülle des Guten, die ihr entströmt? Von der Kehrseite ist außerordentlich selten, höchstens vom Standpunkte der Gewalthaber aus, welche die öffentliche Stimme niederhalten möchten, gesprochen worden. Verarge man es den Zeitungsschreibern nicht, daß sie von Herzen gern Worte weiter tragen, die zu ihrem Ruhm ein Redner, und wäre es nur in der Weinlaune einer Festtafel gewesen, in die Welt hinaus gerufen hat. Aber gut wird es sein, auch einmal einen ganz anderen Standpunkt einzunehmen, von einer neuen Seite die flüchtigen nur auf den Tag berechneten Erzeugnisse der Schriftstellerei zu betrachten und den Versuch zu wagen, hinter die Kulissen, in die Werkstätte zu blicken.

Jahrzehnte hindurch ist wie ein unumstößlicher Grundsatz ausposaunt worden, daß ein Volk, welches so glücklich ist sich im Besitz einer freien Presse zu befinden, im Grunde alles Röthige

habe, daß es mit ihr sich auch in den Besitz aller übrigen Freiheit setze und daß in der freien Presse seiner Wohlfahrt beste Gewähr ruhe.

Es könnte sein, daß heute schon manchem nachdenkenden Manne Zweifel an der unumstößlichen Richtigkeit dieses Ausspruchs beikommen.

In der That, wenn jedem, der etwas Rechtes zu sagen weiß, etwas nähmlich, das werth ist von anderen gekannt zu sein, die öffentliche Mittheilung seiner Gedanken und Erfahrungen auch wirklich freisteht, das heißt — denn im Leben handelt es sich wenig um reine Möglichkeiten — falls ihm solches möglich ist, ohne daß er Opfer zu bringen nöthig hat, und ferner, wenn die Stimmen, welche in der Presse laut werden, auch wirklich dasjenige hören lassen, was die, welche sich in ihr vernehmbar machen, grade so wissen und genau so meinen, dann allerdings ist in der Presse eine mächtige Bürgschaft fortschreitender Entwickelung vorhanden. Allein die bloße Freiheit der Presse enthält noch lange nicht diese nothwendig vorauszusetzenden Bedingungen. Ob und wie weit sie da sind, das hängt vielmehr an der Beschaffenheit des Zeitungswesens. An der großen Gewalt der Presse ist durchaus nicht zu zweifeln; man unterschätzt sie sogar noch gemeinhin und sieht darum die Zeitungsschreiber zu gering an. Ist jedoch das Zeitungswesen in einen verkehrten Zustand hineingerathen, so schlägt es vielmehr einem Volke zum Unheil aus, befördert Verkehrtes, unterdrückt heilsame Bestrebungen und zieht den Sinn der Nation in der schädlichsten Weise herab.

Damit wir nun den herkömmlichen Redensarten keine Macht über uns einräumen, sondern ein unabhängiges Urtheil gewinnen, müssen wir uns die überlieferten Vorstellungen zuvörderst aus dem Kopfe schlagen und uns darüber klar werden, was das Wesen einer Zeitung ausmacht, welche Seiten sie bietet, und alsdann zusehen, mit welchen Mitteln sie ihre Aufgabe gegenwärtig löst. Was selbstverständlich ist und worüber keine Meinungsverschiedenheit herrscht, das bleibt dem Leser füglich überlassen seinerseits zu unsern Betrachtungen hinzuzudenken. Wundere sich daher niemand, wenn in ihnen gar manches übergangen wird. Daß er dies oder

jenes, was er vermißt, bereits kennt, ist eben der Grund, warum wir die kostbare Zeit sparen. Ohnehin wird doch Jeder auch manches ihm längst Bekannte zum Lesen hinnehmen müssen.

Die Tagespresse ist gewiß einer der wichtigsten Bestandtheile und Hebel unserer Gesittung; sie hat bereits eine Ausdehnung, von der sich gar viele noch keine Rechenschaft geben. Schon ist die Zeit da, in welcher sie im Schrifttume Europas überfluthet und vielfach wird von ihr die Buchlitteratur in den Hintergrund geschoben. Ob zwar die wechselnden Blätter weder die Selbstständigkeit noch die Abgeschlossenheit haben, die dem Buche eigen sein muß, obwol sie mit dem Tage vergehen, so greifen sie dennoch mit einem gewöhnlich unscheinbaren, trotzdem gewaltigen Einflusse in's Leben bestimmend ein und ihre Erfolge sind rascher als das Wuchten der schweren Werke. Ja häufig hängt das Schicksal der Bücher selbst von ihnen ab. Wegen dieser ihrer schnellen Wirksamkeit wird aber auch mit der Tagespresse der stärkste Mißbrauch getrieben. Ihn muß kennen wer in der Gegenwart sich zurechtzufinden, wer nicht am Narrenseile gezogen werden will.

I.

An einer Zeitung macht das *Wesentliche* ganz gewiß nicht Druck und Papier, auch nicht die Besorgung des Austrägers und was sonst in's äußere Geschäft gehört, sondern der *Inhalt* aus, der in ihr schwarz auf weiß unter das Volk ausgeworfen wird. Um des Inhalts willen wird sie ja doch gelesen, gekauft, gedruckt. Diejenigen, welche den *Inhalt herstellen*, sind folglich — oder sollten wenigstens sein — die eigentlichen Träger der Zeitung.

Unter denen, welche in diesem Sinne eine Zeitung herstellen dürften zu unterscheiden sein solche, welche ihren geistigen Mittelpunkt abgeben, unter den Einläufen die Wahl treffen und die tonangebenden Erörterungen liefern und bestimmen — wir nennen sie die *Herausgeber*, unter denen wir demnach forthin die

„Redaktoren“ verstehen — dann zweitens und drittens die regelmäßigen und die außerordentlichen Mitarbeiter. Als letztere sehen wir nämlich solche an, welche keine fortdauernde Verbindung mit dem Blatte unterhalten, sondern nur ausnahmsweise, gelegentlich in Folge eines besonderen Anlasses etwas, das ihnen am Herzen liegt oder wovon sie genauere Kunde besitzen, durch das Tagesblatt zur allgemeinen Kenntniß bringen und der öffentlichen Aufmerksamkeit anempfehlen wollen.

Gar manchem unter unseren Lesern möchte bekannt sein, wie schwer es für jemanden ist, der nicht bereits in Beziehungen zu einer Zeitung steht, einen Aufsatz zum Abdruck anzubringen, zumal wenn sein Aufsatz wirklich etwas Neues enthalten sollte, namentlich Etwas, das sich nicht genau in der Bahn der augenblicklichen Strömung bewegt. So viele Zeilen, als man selbst bezahlt, kann man zwar fast allezeit (nach meinen Erfahrungen auch nicht immer) zur Aufnahme gelangen lassen, daß man jedoch für sein mit Mühe und Zeitaufwand abgefaßtes Schriftstück obendrein noch Geld hinwerfen soll, ist denn doch stets eine starke Zumuthung. Nur in den seltensten und dringendsten Fällen wird man sich dieses Auskunftsmittels bedienen. Wie käme auch jemand dazu, ohne allen eigenen Nutzen, blos um der Aussicht willen möglicherweise anderen zu dienen, die Gelegenheit dazu mit seinem Gelde zu erkaufen? Wer freilich darauf ausgeht, für sich einen Vortheil aus dem Abdruck zu ziehen, der wird die Ausgabe keineswegs scheuen, ja es sich auch noch etwas außerdem kosten lassen, um die Empfehlung seiner Waare, seines Buches, seiner Kunstleistung aus dem Anzeigentheile in die eigentliche Zeitung hereinzubringen, was denn auch gar nicht selten gelingt. Vor der Lesewelt erscheint alsdann die in sie geschobene Anzeige nicht als eine von dem Betheiligten ausgehende Ankündigung, nicht als eigene Lobhudelei, sondern als das über den Befund der Sache vom Herausgeber oder seinen Mitarbeitern zu Nutz und Frommen der Leser abgegebene unparteiische Urtheil. Je öfter dies geschehen kann, desto mehr steht Absatz oder Zulauf in Aussicht. „Reclame machen“ heißt dies.

Die „Reclame“ kam in Frankreich um 1821 auf. Sie erhielt ihren Namen davon, daß gleichzeitig mit der bezahlten An-

kündigung für den Anzeigetheil eine lobende Besprechung des Angekündigten, welche auf jene verwies, den Zeitungen eingesendet und die Aufnahme dieser Empfehlung zur Bedingung des Einrückens oder der Bezahlung für die Anzeige gemacht wurde. Das Wort der Zeitungen entschied über den buchhändlerischen Erfolg. Die Verleger waren inne geworden, wie viel für sie an der hervorhebenden Erwähnung ihrer neuen Bücher in den vermischten Nachrichten der Zeitungen hing, und bezahlten gern käufliche Schriftsteller hoch, wenn sie ein paar Zeilen nach ihrem Wunsche in die Zeitungen brachten. Den Buchhändlern ahmten die gewerblichen Unternehmer und die Börsenleute nach. Den Schacher mit dem Anzeigetheil und der Reclame, die Zeile zu 3 Francs, brachte besonders Emil de Girardin in Schwung, dieses Vorbild eines „Mannes von der Feder" ohne Gewissen. Geistreich, glatt, wie spitzig wußte er zu schreiben, aber Gesinnungslosigkeit stand auf seinem Banner. Dieser verächtliche Mensch, der den erprobten Armand Carrel am 24. Juli 1836 im Duell erschoß, weil er ihn bestechlich gescholten, eine Beschuldigung, die in einem anderen Falle Guizot vor der Landesvertretung bewies, gedieh zu großem Ansehn und Reichtum. Blos die schriftstellerische Kunst glänzte in ihm und auf Kenntniß und Ausbeutung des Geschäftes verstand er sich vortrefflich. Hatten früher die Zeitungen für die Erlangung der wöchentlichen Börsenschau monatlich 100 bis 200 Thaler bezahlt, so fanden es zuerst einige kirchlich gefärbte Blätter, die „Gazette de France" und „L'Ami de la religion" vortheilhafter, diese Berichte für eine ihnen zufallende monatliche Zahlung von 2000 Francs an den Spekulanten Serre zu verpachten, indem sie zugleich sich dazu verstanden, mit Aufsätzen und Angaben im politischen Theile den Börsenschwindel zu unterstützen. Ihr Vorgang fand allgemein Nachfolge. Kann denn (so dachte man) der Abonnent für seine lumpigen paar Franken, die ihm die Zeitung kostet, wirklich verlangen, daß ihm die reine Wahrheit gesagt werde, daß auf seine Kasse nicht spekulirt werde? Dies Unwesen griff um sich. Für $1^{1}/_{12}$ bis $2^{2}/_{3}$ Thaler die Zeile nahmen die pariser Zeitungen von den Börsenkönigen Lessep, Pereire, Mirès und Anderen gleichen Schlages Reden, leitende Auseinandersetzungen und Streitaufsätze in ihre

Spalten oder gestatteten Verkäufern unter den Faits divers auf ihre Waaren in mannichfaltiger Verhüllung mit anpreisenden Worten aufmerksam zu machen. Ließ sich einmal ein gewissenhafter Herausgeber beikommen etwas anders Lautendes daneben abzudrucken, so grunzte ihn der um die Reclameneinahme bangende Kassirer böse an. Damit war der Marktschreierei Thor und Thür geöffnet; sie wuchs der redlichen Beurtheilung schnell über den Kopf und leitete die Leser in Auswahl und Ankauf zu deren Schaden.

Diese französische Unsitte nistete sich in der Jüngstzeit auch in Deutschland ein! Erhebt sich gegenwärtig irgend ein neues kaufmännisches Unternehmen von Bedeutung, irgend eine Bank oder Hypothekenversicherungsanstalt oder dergl., so läßt dasselbe den Zeitungen reichliche, von Frist zu Frist zu wiederholende Anzeigen, mit ihnen aber auch Bevorwortungen des neuen Geschäftes zugehen, welche unter die Briefe, d. h. Correspondenzartikel, oder die Beurtheilungen einzurücken sind, und spricht wol gar noch ausdrücklich aus, daß wenn das Unternehmen im Blatt (natürlich höchst ungerechterweise) mißgünstig beurtheilt werden sollte, die Anzeigen selbstverständlich zurückgezogen werden würden. Geschäfte, die auf Ausbeuten der Menschen berechnet sind, pflegen einen für die Spalten der eigentlichen Zeitung bestimmten Aufsatz zu übersenden. Das Urtheil der Zeitung wird mithin durch den „Inseratentheil" bestimmt. Deshalb wollte Lasalle die bezahlten Ankündigungen aus den Zeitungen verbannt und in bloße Anzeigeblätter verwiesen wissen. In Plätzen wie Wien pflegen große Unternehmungen den Zeitungsbesitzern sogar Aktien zukommen zu lassen. Herrn Zang waren einmal 10 Stück für die „Presse" nicht genug und er bekam nachträglich mehr, worauf sein Tadel verstummte. Haben Minister genommen und sind von Nefas reich geworden, warum sollten nicht Zeitungsbesitzer nehmen? Gegen solche sich abfindende Unternehmungen ist natürlich nichts in die Presse zu bringen. Das verehrungswürdige Publikum mag durch Schaden klug werden.

Sehr viele Beurtheilungen und Anpreisungen, die der arglose Leser als Aussprüche sachkundiger Richter hinnimmt, sind nichts weiter als Selbstlob, erkaufte oder bestellte Lobsprüche, mithin

auf Täuschung berechnete Kunstgriffe der Spekulanten. Wer Tüchtiges schafft und darbietet, baut auf das eigne Urtheil und die Gerechtigkeit der Menschen, erachtet es unter seiner Würde, derartige krumme Wege einzuschlagen, wartet ab, ob Andere es der Mühe werth finden werden, seine Gaben freiwillig zu loben. Aber der Schwindler Schaar ist im höchsten Grade geschäftig, die Ausposaunung ihrer Waare zu veranstalten, deren ganzer Erfolg ja am geschickten Anbringen hängt. Jener mag lange warten, ehe einmal jemand für ihn sich erhebt, diese drängen sich an und machen sich allenthalben bemerkbar. Geriebene Geschäftsmänner verstehen sich darauf, mit Hülfe der Zeitungen die Gimpel dem Vogelsteller in's Garn zu treiben. Erbaut sich zum Beispiel der Leser eines Blattes an „Weihnachtswanderungen," so merkt er schwerlich, daß ihm dabei — wenigstens ist dies oftmals der Fall — Händler gelobt werden, die für ihre Hervorhebung dem Zeitungsschreiber Geld gezahlt, „geschmiert" haben. Einen Schritt weiter, und die Zeitungsbesitzer wie Herausgeber kommen mit Anbietungen ihrer Dienste entgegen.*) Natürlich schweigen beide Theile über den schmutzigen Handel. Die Wirkung wäre verloren gegangen, wenn ihn die Lesewelt erfahren hätte. Wir fürchten nicht in Uebertreibung zu verfallen, wenn wir versichern, daß der größere Theil desjenigen, was Zeitungen in Beziehung auf Sachen enthalten, die käuflich sind, oder über Personen, die ihre Leistungen um Eintrittspreise zur Schau stellen, zurückzuführen ist auf Einflüsse der zunächst Betheiligten. Wie gut das auf die „Reclame" verwendete Geld angelegt ist, zeigt sich überall. Hätten

---

*) Als Vorstehendes längst geschrieben war, kam folgendes, an berliner Kaufleute gerichtetes Schreiben vom Herausgeber der in Berlin erscheinenden „Deutschen Landeszeitung" in der Königsberger Hartungschen Zeitung zur öffentlichen Kenntniß: „Ew. Wohlgeboren theilen wir ergebenst Folgendes mit. Die beifolgende „Deutsche Landes-Zeitung" hat das reichste und vornehmste Publikum vom Grundbesitz zu ihren Lesern. Da demselben vor der Weihnachtszeit damit gedient ist, daß jeder, wenn er nach Berlin kommt, auf Weihnachts-Artikel für seinen Bedarf aufmerksam gemacht wird, wo er diese bei einem guten und soliden Hause preiswürdig kaufen kann, so haben wir die Absicht, in Feuilletonform unsere Leser jetzt darauf aufmerksam zu machen. Ihre Firma ist uns, als für diesen Zweck geeignet, bestens empfohlen, und wir denken dies — nicht wie sonst derartige Reclamen gemacht werden — nach unserer besten Ueberzeugung bei

z. B. die Patti-Konzerte solchen außerordentlichen Zudrang gefunden und soviel Geld abgeworfen, wofern der Unternehmer nicht überschwängliche Lobberichte in die Zeitungen so reichlich ausgesäet hätte? Ach, die Lesewelt ist so gutmüthig, so urtheilslos, so gläubig! — ein Kind noch.

Offen zeigen bereits, zu solcher Höhe ist das Unwesen gestiegen, Zeitungsbesitzer an der Stirn ihres Blattes den Preis ihrer Käuflichkeit an. Wollen sich Einige, die noch etwas Scham besitzen, damit ausreden, daß die Reclamen von ihnen hinter einen Strich gestellt würden, der sie von den Mittheilungen des Herausgebers und der Mitarbeiter scheide, so ist dies eine hohle Ausflucht. Wissen sie doch recht gut, daß die Leser, der Eingeweihten geringe Zahl abgerechnet, keinen Unterschied machen, sondern was sie an der eingeräumten Stelle finden, für ein Urtheil der Zeitungsschreiber halten und nicht als Selbstanpreisung von Spekulanten auf ihren Geldbeutel ansehen. Auch möge niemand wähnen, daß wo er Reclamen hinter dem Striche steht, der eigentliche Zeitungstheil vor ihm von solchen rein geblieben sei.

II.

Die Zeitungsschreiberei ist ein ebenso wichtiger als schwieriger Beruf und verdient, wenn sie gewissenhaft geübt wird, bei weitem mehr Ansehen, als sie unter uns Deutschen derzeit genießt. Wie anstrengend, wie erschöpfend, wie aufreibend ist der Zeitungsdienst! Wie kärglich sein Lohn! Beinahe dem Schauspieler

---

Ihnen thun zu können. Ihren Namen und Firma fanden wir in der vorjährigen Weihnachtswanderung der „Nordd. Allg. Ztg." (!) erwähnt und müßten uns dieses Jahr Ihre Prospekte und besonderen Wünsche schriftlich erbitten, damit man sehe, was Sie vorzugsweise hervorgehoben zu haben wünschen. Für die Mühe als Recompense steht es Ihnen frei, uns mit einigen Thalern Werths aus Ihrem Geschäft zu entschädigen, worüber wir später übereinkommen werden. — Druckkosten und Inseratkosten werden sonst nicht berechnet. — Da der Druck Anfang Dezember beginnen soll, so bitten wir umgehend um Antwort." Herausgeber ist M. A. Niendorf. Ein Widerspruch desselben gegen diese Veröffentlichung ist mir nicht bekannt geworden.

gleich wirkt der Zeitungsschreiber fast nur für den Augenblick und ohne den Beifall zu ernten, der Jenen sogleich erfreut und belebt. Ihm gehört ein Tag, und die Mitwelt kümmert sich nicht einmal um seinen Namen. Wo die Verhältnisse in der rechten Lage sich befinden, da sind neben ausgezeichneten Volksabgeordneten hervorragende Herausgeber, scharfblickende Verfasser von leitenden Aufsätzen die richtigen Männer für die Ministerstellen, nicht Bureaukraten, die sich in der Regel nur zu Amtsvorständen eignen. Doch von solchen Zuständen sind wir in Deutschland noch weit ab!

Allein der Einfluß der Zeitungen, die sie ja richten, ist nichts destominder außerordentlich groß.

Die Zeitungsschreiber von Fach, die Herausgeber also und die ständigen Mitarbeiter, die Männer, welche das Einsammeln und Sichten der neuen Nachrichten sowie die Aufklärung des Volkes über die Bedeutung der Vorgänge und seine gegenwärtigen Aufgaben zum Berufe haben, müßten, wie es die Natur der Sache erfordert, in voller Selbstständigkeit dastehen und ihrer Ueberzeugung gewissenhaften Ausdruck zu geben im Stande sein. Als Nachrichtensammler sind sie Geschichtschreiber, als Publizisten Volksredner. In der Eigenschaft von Annalisten oder vielmehr Efemeridenschreibern denken sie allerdings nicht, wie der wirkliche Geschichtschreiber (und das unterscheidet sie von diesem) an die Nachwelt, sondern haben den Eindruck auf ihre Zeitgenossen im Auge, allein dem Gebote der Wahrhaftigkeit unterliegen sie dennoch gleich wie dieser. In der einen wie in der anderen Eigenschaft bleibt ihr gedeihliches Wirken daran gebunden, daß sie das was sie wissen und meinen, dies und nichts anderes kund thun. Nach beiden Gesichtspunkten haben sie bestimmte Verpflichtungen, und sie können sich ihnen ohne Sünde nicht entziehen. Es steht nicht in ihrer Willkür, ob sie diese — nicht vertragsmäßigen, sondern sittlichen Pflichten auf sich nehmen wollen oder nicht. Irren ist menschlich und verzeihlich, jedoch der eigenen Gesinnung zuwider sprechen, seinen Nebenmenschen etwas, was man anders weiß, einreden, weil es ein Dritter also haben will, ist mit nichten löblich, ist soviel als Trug verbreiten, ist Teufelsdienst. Was Einer schreibt, dafür sollte ihm die Verantwortlichkeit, Ehre

oder Schmach zufallen, damit er nicht leicht anders als wahrhaftig und ehrenwerth auftreten könne.

Da haben nun unglücklicherweise die großen staatlichen Mißstände die Zeitungsschreiberei gezwungen, sich zur Namenlosigkeit zu flüchten, und haben damit von ihr die schriftstellerische Ehre vor der Welt abgestreift. Weiß denn jetzt der Leser, wer zu ihm spricht? Lernt er denn in der Zeitung den ehrlichen und getreuen Mann vom Verdreher und Lügenschmied unterscheiden? Der eingetretene Zustand läßt die Verfasser der Berichte und Aufsätze im Dunkeln und wälzt von ihren Schultern den größten Theil der Verantwortlichkeit ab. Nicht vor Deutschland, höchstens vor dem Herausgeber und dem Gerichtshof haben sie ihre Auslassungen mit ihrer Person zu decken. Leute „ohne Namen“ reden zu uns aus den Zeitungen. Man erkennt hier wieder, welche schädliche Folgen verkehrtes und schlechtes Gebaren hat. Wären die herrschenden Männer nicht von einem bösen Geiste besessen gewesen, so würde Offenheit in der deutschen Presse zur Regel geworden sein. Wie es stand, mußte (schlimm genug allein es war nothwendig) der Besonnene auf's Verstecktsein Bedacht nehmen.

Welches die Art der Menschen einmal ist, darf man nicht vergessen. Wie viele wandeln denn in dem Bewußtsein, daß jeder Augenblick ihres Lebens ein Schritt näher zu ihrem Grabe ist? Wie vielen hat denn die Erkenntniß geleuchtet, daß wir in einem trügerischen Nebel umhergehen und für wirklich, wesenhaft und wichtig halten, was sich als bloßer Dunst zeigen wird, wenn das irdische Auge nicht mehr schaut? Den Armseligkeiten kleiner äußerlicher Erfolge rennt der Troß nach; an sie setzt er in seinem Handeln alles — hingegen was Wahrheit nnd Wesenheit ist, dünkt ihm ein bloßer Gedanke, eine Vorstellung, ein Schatten und nichts weiter. Eine kleine Minderzahl schreitet gehobenen Sinnes einher. Schriftsteller sind nun keine andere Gattung von Menschen als gewöhnliche. Außergewöhnliche Anforderungen an sie zu stellen — ist und bleibt eine Thorheit. Daß sie sehr gangbar ist, macht sie nicht besser. Ein ideales Wesen setzt man an ihnen voraus und während man ihren Antheil an den äußeren Gütern so knapp als möglich bemißt, muthet man ihnen Opfer

über Opfer zu. Allein sie sind eben wie andere Menschen und haben dieselben Bedürfnisse und Neigungen und nichts ist für sie billiger als für Andere. Die Natur ihres Berufes bringt mit sich, daß für sie gleich wie für andere Studirte, Aerzte, Richter ꝛc. Gelderwerb nicht der Leitstern ihrer Thätigkeit sein darf, daß sie unwürdige Knechte sind, wofern sie, obgleich arbeitend, weil sie Geld verdienen müssen, (denn dieser Obliegenheit können nur ausnahmsweise Menschen sich entschlagen) ihre Arbeit beherrschen lassen von der Rücksicht auf den Erwerb. Einzig der ist ein rechter Schriftsteller, der wegen des Gegenstandes, von dem er handelt, und um der Wirkung willen, die das von ihm Mitgetheilte haben kann, der um in nützlichem Schaffen sich zu bethätigen, schreibt: wer blos schriftstellert, um sich die Taschen vollzustopfen, ist ein entarteter Schriftsteller, ein Zerrbild des Schriftstellers und Schlimmeres noch. Daß er von seiner Arbeit seinen Unterhalt finde, ist eine selbstverständliche Forderung. Nun wird es jedoch in dem Maaße schwieriger, sich der beherrschenden Rücksicht des Geldverdienens zu entziehen und lediglich nach den aus dem Wesen der Verhältnisse entspringenden Geboten in der Schriftstellerei zu richten, je kärglicher der Lohn ist, den dieselbe abwirft. Je schlechtere Einnahmen den Schriftstellern zufallen, desto mehr Schriftsteller müssen ihre Arbeiten schleuniger zu Ende führen, als sie sonst wol thäten, desto mehr Schriftsteller unterliegen der Versuchung, mit ihrem Geschäft, der Tagesschriftstellerei, Mißbrauch zu treiben, also den Gelderwerb sich leiten zu lassen, das heißt: von der Macht des Geldes sich abhängig zu machen. Die Kargheit der Nation gegen sie rächt sich an ihr selbst; sie vermindert die Zahl der ehrenwerthen, sie vergrößert die Zahl der verwerflichen Schriftsteller.

Wir wollen indeß den widrigen Punkt der erbärmlichen Bezahlung deutscher Schriftsteller jetzt nicht weiter ausbreiten, weil wir noch einen zweiten Umstand von Belang zu betonen haben, den nämlich, daß, da die Schriftstellerei ein freies Geschäft und ihre Seele die Freiheit der Bewegung ist, den Schriftstellern daher die gleichzeitig zu einem Anhalt dienenden Schranken, welches jedes andere Geschäftsleben um sich gezogen hat, gänzlich fehlen und daß wegen dieses Umstandes die Nothwendigkeit das

Geschriebene zu vertreten der unentbehrliche Damm ist gegen die Ausschreitungen der Willkür, des vermessenen Eigenwillens und schlechter Gelüste. Gelegenheit macht Diebe. Indem nun unsere Staatszustände die Namenlosigkeit der Zeitungsaufsätze erfordern und in Folge davon die Zeitungsschreiber der Vertretung ihrer Aufsätze überhoben werden, sofern sie sich nur vor Verstößen gegen die Strafgesetze hüten, entsteht eine große Versuchung, mit der Feder Mißbrauch zu treiben; es darf nicht befremden, daß ihr Viele nicht widerstehen. Wie nahe liegt es dem Mitarbeiter eines Blattes, sich Manches heraus zu nehmen, was er nimmermehr thun würde, wofern er es mit seiner Namensunterschrift veröffentlichen sollte, wenn er sich öffentlich zu dem Gesagten bekennen müßte. Er hat dies gegenwärtig nicht nöthig. Verursacht er nur dem Herausgeber der Zeitung keinen Verdruß, so fällt alle Rechenschaft für ihn hinweg. Es ist so bequem, aus dem Versteck zu schreiben! Hat aber ein Schriftsteller sich erst einmal gehen lassen, so befindet er sich auf der abschüssigen Bahn und verfällt der Verderbniß. Der Geist der Wahrheit weicht dann allmälich von ihm. Seine Person und sein schriftstellerisches Treiben hängen für die Welt ja nicht zusammen. Wie sehr würde der oder jener Mann verachtet werden, wüßte man, daß gewisse leichtfertige, verlogene, tückische Aufsätze aus seiner Feder geflossen sind — da man es nicht weiß, bewegt er sich unter den Menschen als ein geachteter Mann. Verdrehungen und alle Lügenwerke sind vermöge der Ungenanntheit der Zeitungsschreiber freigelassene Ohne das mindeste Bedenken läßt Dieser und Jener sogenannt, „Enten“ flattern, d. h. wirft ersonnene Nachrichten in die Blätter setzt „Tendenzbären“ und „Fühler“ in die Welt. Der geringste Nachtheil noch, den dieser Leichtsinn hat, ist, daß den Menschen Zeit, die nützlicher angewendet werden könnte, vergeudet wird. Entstellen der Berichte über öffentliche Hergänge, verstecktes Angreifen, ja freches Verlästern ehrenwerther Männer wird tagtäglich sonder Scheu und Scham geübt, ohne Denen zu schaden, die sich mit ihrem Gewissen abgefunden haben. Soll ich erinnern an die lügenhaften Erzählungen von Lasalle's Auftreten und von den ersten Kämpfen in den Arbeitervereinen? Es braucht nur auf

Lasalle's Schrift: „die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag" hingewiesen zu werden. Die Beispiele liegen aber überall auf der Hand. Auf Unwahrheit kommt es einem Theile der in die Zeitungen Schreibenden durchaus nicht an. Wenn ich gewisse Berichte über manche Sitzungen der Nationalversammlung las, habe ich mich manchmal gefragt, ob denn diese Berichte von den nämlichen Sitzungen handelten, an denen ich vor ein paar Tagen Theil genommen hatte, oder ob mein Geist irre geworden? Damals, 1848, begann die Lügenwirthschaft im Großen betrieben zu werden unter dem Einfluß derjenigen, welche einander selber „die besten Männer" hießen, derselben, welche bald darauf den schmählichen Wortbruch in Gotha begingen und später die Fahne des Nationalvereins schwangen. Wer namenlos schreibt, mit geschlossenem Visir angreift, befindet sich in großem Vortheil gegenüber dem, welcher in die Lage kommt zu berichtigen, gegenüber dem, den er nöthigt sich wider Unglimpf zu vertheidigen; denn ihn selbst treffen niemals Hiebe. Der Angegriffene kann nur abwehren, niemals wieder verwunden. Ein Kampf, der so geführt wird, daß von zwei Kämpfern der eine sich nur deckt, nicht zuschlägt, ist allemal ein ungleicher und wendet sich zum Nachtheile dessen, der nicht zum Angriff übergeht.

Selten, beinahe nur in schöngeistigen und wissenschaftlichen Darlegungen, tritt in den Blättern der Verfasser mit seiner Unterschrift hervor. Den auf staatliche Vorgänge bezüglichen Mittheilungen einer Zeitung verleiht die Namenlosigkeit den trüglichen Anschein der sachlichen Angabe und es hat etwas Dunkles zu sagen: „Die Zeitung gibt an". Es klingt als ob das mehr wäre wie das Wort eines Mannes. Nicht deutlich begränzte, leicht bemeßbare, sondern unbestimmte Vorstellungen verknüpfen sich damit. Aber der Inhalt einer Zeitung wird von bestimmten Menschen gemacht. Man spielt wieder mit Worten und läßt sich von Worten narren, indem man sagt: die Zeitung vertritt, verlangt, befehdet dies und das. Damit hat man niemals die eigentliche Sache getroffen, denn die Zeitung ist keine Person, sondern etwas Gemachtes. Das abstrakte Wesen, „die Zeitung", in Wirklichkeit ein Kreis gewisser Zeitungsschreiber — kann Schwenkungen vornehmen, in ein anderes Lager übergehen, Verwerfliches betreiben ohne daß es

jemandem zur Last gelegt würde. Achselträger und Windfahnen bleiben unerkannt. Wer in einem Hörsaal, von der Kanzel oder inmitten einer Volksversammlung spricht, darf keine Larve vorhalten, doch in den Zeitungen herrscht völlige Maskenfreiheit. Sie ist ein Palladium der Mittelmäßigkeit, gut für schäbige Gesellen. Ein Buch, dessen Verfasser sich versteckt hält, wird immer mit einigem Mißtrauen angesehen nach dem Sprüchworte: Trau, schau, wem? Von den Blättern jedoch verlangt man keine persönliche Gewähr. Damit wird zugleich der Wetteifer der Mitarbeiter ausgeschlossen, der vom Ehrgeiz herrührt. Müßte jeder ein Angesicht zeigen, so würde mancher Ausspruch viel reiflicher erwogen werden; nun, da man ein Schild vorhalten kann, genügt die übereilte, plumpe, stümperhafte Aeußerung. Sehr ist daher zu wünschen, daß die gegenwärtigen Zustände sich zu demjenigen Grade von Freiheit und Sicherheit entwickeln möchten, in welchem Namenlosigkeit nicht mehr nöthig ist.

Gewiß, die Namenlosigkeit der Zeitungsaufsätze thut dem Verderben unseres Zeitungswesens wesentlichen Vorschub. Sie sollte jetzt schon so sehr als thunlich eingeschränkt werden. Werthvolles und Werthloses muß gegenwärtig der Leser durcheinander verschlucken. Denn alle Aufsätze geben sich gleich. Spreu und Waizen sind auf den ersten Blick nicht zu unterscheiden. Wie viel schöne Zeit verdirbt er sich über all' dem Schund, den er nicht ansehen würde, wüßte er, wer ihn geschrieben hat. Umgekehrt würde er so manchen Aufsatz nicht ungelesen überspringen, erblickte er einen Namen, der ihm die Bürgschaft für eine sachkundige Darstellung und ein reiflich durchdachtes Urtheil gewährt. Er besitzt jedoch keinen Anhalt zur Auswahl. Lauter namenlose, lauter einzelne Aufsätze bekommt er vor die Augen, die wenigstens beim ersten Anblick für seine Betrachtung keinen Zusammenhang mit einem ihm bereits entgegengetretenen Verfasser haben. Höchstens an die oft genug geänderten Correspondenzzeichen kann er sich halten. Wären die Aufsätze unterzeichnet, so würde unser Volk bald lernen zwischen, guten und schlechten Zeitungsschreibern einen Unterschied zu machen. Die ersteren müßten steigen, die anderen sinken. Den Leuten mit weitem Gewissen würde ihr Handwerk verdorben werden und politische Abtrünnigkeit sähe sich schnell erkannt. Auf die Wetter-

fahnen würde bald mit Fingern gewiesen werden. Wie es heute steht, verpufft vieles Gute und mancher vorzüglich zum Worte in öffentlichen Angelegenheiten Berufene zog sich gleichsam erdrückt vom Trosse der gewöhnlichen Schreiber von diesem Felde des Wirkens zurück.

Eine recht einfältige Ausrede ist es, daß wenn die Leser nicht wissen, wer etwas geschrieben, sie sich auch nicht von dem Ansehen eines Mannes bestechen lassen, sondern einzig und allein nach dem Gewichte der Gründe ihre Meinung fassen. Jegliches läßt sich ja aufputzen. Gründe sind bekanntlich wohlfeil wie Brombeeren. Sie zu prüfen und abzuwägen sind keineswegs alle im Stande, haben nur wenige Muße und Lust. Wie viele vermögen denn mindestens zu ermessen, ob die vorgeführten Angaben richtig und vollständig sind?

Wie verhält es sich also um ihr Vermögen, Gelesenes richtig zu beurtheilen?

Jetzt stehen die Herausgeber als die einzigen Richter über Werth und Unwerth der Mitarbeiter da, denn sie allein kennen deren Namen und decken ihre Beiträge von der Welt. Aber auch die Herausgeber sind gar nicht selten dem Blicke entzogen. Denn es erscheinen sehr viele Zeitungen, die nicht den eigentlichen Leiter, sondern ganz andere Männer, die mit der Leitung oft nicht das mindeste zu schaffen haben, als verantwortlichen Herausgeber nennen, so daß die Leser nicht einmal erfahren, wer derjenige ist, welcher die Richtung gibt und die Auswahl trifft.

Im Jahre 1850 stellte in der französischen Volksvertretung der Legitimist de Fingny den Antrag: es solle jeder Zeitungsaufsatz politischen, filosofischen, religiösen Inhalts von seinem wirklichen Verfasser unterzeichnet werden. Im Namen der Linken erklärte Lavergne das Einverständniß mit dieser Forderung unter der Voraussetzung, daß die Unterschrift die einzige Beschränkung der Preßfreiheit sei, und die Versammlung erhob mit 313 Stimmen gegen 281 diesen Antrag zum Gesetz. Es war ein weiser Beschluß. Seine Unzuträglichkeiten werden weit überwogen von den Vortheilen, die er verheißt. Trotz der Gedrücktheit des Staatslebens unter Napoleon III. standen die französischen Zeitungsschreiber an Feinheit, Gewandtheit und Geschick über den

deutschen, die sich nicht scheuen Plumpes, Ungeschicktes und Unüberlegtes in die Welt hinauszusenden. Wol gibt es auch unter uns gar manche vortreffliche Federn, aber dieses große Deutschland mit seinen tausend Zeitungen besitzt nicht einen einzigen berühmten Zeitungsschreiber, wol aber erfreut es sich einer Unzahl in den Zeitungen herumstümpernder Gesellen.

Recht viele wackere und hochachtbare Männer habe ich unter den Zeitungsschreibern kennen gelernt, Männer, die lediglich nach ihrem besten Wissen und Gewissen, mehr um der Sache willen als wegen des dürftigen Soldes unverdrossen arbeiteten, unter großen Entbehrungen arbeiteten; aber unter den Zeitungsschreibern gibt es auch einen starken Haufen von ausgemachten Buben und Hallunken, und es hat, was in hohem Maße niederschlagend ist, die Menge der sittlich Verkommenen, der Nichtsnutzigen in einem erschreckenden Grade zugenommen. Hätte ich mir die angenehmere Aufgabe gestellt, die Lichtseiten der Presse strahlen zu lassen, so wüßte ich wol schöne und erhebende Beispiele von standhaftem Muthe, von Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit vorzuführen: da ich jedoch beabsichtige die Schattenseiten der Erwägung anheim zu geben, muß ich von jenen hochzuachtenden Schriftstellern schweigen und vielmehr mit Nachdruck wiederholen, daß in der deutschen periodischen Presse eine ungeheure Entsittlichung zu gewahren ist, daß unter den in ihr Thätigen eine Stumpfheit des sittlichen Gefühls sich verbreitet hat, welche unter Männern höherer Bildung, und das sind sie doch alle, nur eine ganz ausnahmsweise Erscheinung sein sollte, daß demzufolge die Blätter auch eine Fülle überaus schädlicher Einwirkungen ausströmen.

Vielleicht schilt man diese Urtheile voreilig. Wie könnte ich jedoch anders urtheilen, als nach meinem besten Wissen? Die Erfahrung eines Menschen ist freilich stets äußerst beschränkt, aber man dürfte gar nicht urtheilen, wenn man sich nicht getrauen wollte auf ihrem Grund ein Urtheil auszusprechen. Gelegenheit eine Ansicht zu gewinnen, war mir hinlänglich geboten, da ich ungefähr ein Menschenalter, fast seit der Zeit, in welcher ich in die Schriftstellerwelt eintrat, 1838, Mitglied, beinahe 20 Jahre Vorsteher des Schriftstellervereins in Leipzig, einem Mittelpunkt der

deutschen Presse, gewesen bin und daher zum öftern nicht etwa die Genossen, sondern eine beträchtliche Anzahl außerhalb des Vereins stehender Schriftsteller in Gemeinschaft mit anderen Schriftstellern musterte. Als Ergebniß wiederholter Vergleichungen muß ich leider bezeichnen, daß es in der in Betracht kommenden Hinsicht heute schlimmer steht als vor dreißig Jahren, daß unzweideutig eine Verschlechterung erfolgt ist. Damals war zum Beispiel Wiens Presse berüchtigt als feil im Beurtheilen von Kunstleistungen. In anständigen Schriftstellerkreisen wendete man sich mit Ekel von diesem wiener Treiben ab und außerhalb Oesterreichs hätte sich höchstens ein Oettinger zu einem Worte der Beschönigung gefunden. Aber es ist anders geworden. Heute und schon seit langem, seit ein tiefer Fall der Gesinnung dem unglücklichen Ausgange der Bewegung von 1848 nachfolgte und die schweren Wirkungen des Scheiterns eines großen und hohen Strebens nach durchgreifenden Verbesserungen über das deutsche Volk sich erstreckten, seit die Schlammmassen der Reaktion sich über Deutschland wälzten, heute wird z. B. ziemlich unverhüllt in vielen anderen Orten ein wahres Erpressungssystem gegen Schauspieler geübt, das in den Blättern vor einigen Jahrzehnten ganz gewiß öffentlich und schonungslos gebrandmarkt worden wäre. Wüßte man, wie viel tausend Thaler z. B. ein so hervorragender Künstler wie Davison bei seinen Kunstreisen den Unwürdigen, die in den Blättern die öffentliche Meinung bearbeiten, hat zufließen lassen müssen, er, der in der Höhe der Kunst, die er erreicht hatte, auf die Kraft seiner Leistung zu rechnen befugt war, aber dennoch die Verhältnisse nehmen mußte, wie sie sind; wüßte man, welchen Aufwand gastirende Schauspieler und Schauspielerinnen zu machen genöthigt sind, um, wenn nicht gelobt, doch mindestens nicht böswillig heruntergerissen zu werden — man würde erschrecken über die Verkommenheit unserer Presse. Lob und Tadel ist, wenn auch glücklicherweise noch nicht überall, doch an vielen Stellen feil! Die Brandschatzung der Bühnenmitglieder ist jetzt etwas ganz Gewöhnliches. Sie wissen, daß sie nicht umhin können zu geben, sonst werden sie schlecht gemacht, und sie dürfen es nicht einmal bekennen, weil darunter ihr Ruf litte. So bleibt es verborgen. „Ich habe niemals die Rezensenten bezahlt“, (sagte eine Dame vom

Fach der ersten-Rollen zu mir auf meine Frage) „jedoch von Anderen weiß ich es.“ „Aber der hat doch nichts genommen?“ fragte ich weiter, eines angesehenen Schriftstellers Namen nennend. „Auch der“, war die Antwort; „als meine Freundin, die berühmte Schauspielerin . . . hier auftrat, fuhr ich mit ihr in seine Wohnung; sie konnte diesem Manne doch nicht ein paar Goldstücke hinlegen, aber sie brachte ein Geschenk. Als wir angekommen, hieß es, er sei nicht zu Hause; die Frau nahm das Mitgebrachte und ihr Kind sagte, während wir noch da waren: „„Mutter, du brauchst ja das und das;““ da hat ihr dies meine Freundin zugeschickt.“ Staunen würden Viele, wenn ich den Namen dieses Schriftstellers kund gäbe, herausgehoben aber habe ich grade diesen Fall, weil, wie ich fest überzeugt bin, derselbe Mann zwanzig Jahr früher in Entrüstung aufgelodert wäre, hätte er Gleiches von Andern vernommen. So hat das Ueberhandnehmen des schlechten Beispiels zusammen mit der Noth, die dem deutschen Schriftsteller beschieden ist, den besseren Mann zuletzt den Schlechten verähnlicht. Zeitungsaufsätze, die auf's Gewerbliche einschlagen, an die sich sofort in Geld ausdrückbarer Vortheil oder Nachtheil knüpfen kann, sind, wenn sie keine achtbare Unterschrift tragen, mehrentheils „Reclamen“. Bei erheblichen Angelegenheiten, bei größeren Werthen muß dem Herausgeber oder Verfasser schon eine Rolle mit Goldstücken gespendet werden. Auf die Güte der Sache kommt wenig an. Die Lesewelt nimmt auf Treu und Glauben die Lobsprüche und Empfehlungen hin. Ein volkswirthschaftlicher Schriftsteller sagte mir einst, daß die Honorare, welche ihm seine Aufsätze einbrächten, seine Ersparnisse seien, und als ich ihn darob verwundert fragte, wovon er denn dann den Unterhalt seiner Familie bestreite? antwortete er unbefangen und wie erstaunt über meine blöde Unerfahrenheit: „nun von den Geschenken, die ich für sie bekomme; umsonst werde ich doch nicht schreiben!“ Der Beherrscher eines vielgeltenden Blattes in Wien, Zang, gab, als er eine Reise antrat, seinem Vertreter die Weisung: „daß Sie mir aber ja nichts Unbezahltes aufnehmen!“ Ein Anderer von diesem Schlage, ebenfalls in Wien, sagte zu dem seine Bedingungen zu hoch findenden Geschäftsmanne kaltblütig: „Was wollen Sie? Ein Redaktionsbureau ist ein Gewölbe, wo Publizität verkauft wird.“ „Ich will offen sein, ich bin

einmal die Hure von Berlin, geben Sie Geld, wenn Sie wollen daß so und so geschrieben werde," sagte ein anderer Herr von der Presse. Den Grundsatz: das Geld zu nehmen, wo man es finden kann, haben gegenwärtig unzählige Schriftsteller sich angeeignet. Lob und Tadel ist Waare geworden.*)

Des Weibes Ehre liegt in seiner Keuschheit; ihr gereicht es nicht zum Vorwurf, wenn sie fügsam ihre Ansichten unterordnet. Für den Mann ist die Keuschheit ziemlich gleichgültig, seine Ehrenhaftigkeit beruht auf der Lauterkeit einer sich stets gleichmäßig bethätigenden Gesinnung. Unsere heutige Gesellschaft ist dermaßen

---

* Sacher-Masoch in Wien, ein früherer Mitarbeiter der „Presse" und nachheriger der „Neuen freien Presse," stellt die Verhältnisse aus seiner Erfahrung eben so dar: „Nehmen wir z. B. an (ließ er drucken), ein Zeitungseigentümer steht in einem lukrativen Verhältniß zu einer Bank, so wird er sich nicht begnügen, derselben sein Blatt in allen rein finanziellen Fragen zur Disposition zu stellen, er wird, wenn der Bankdirektor — was nicht selten vorkommen soll — ein galanter Mann ist und irgend eine schöne aber talentlose Schauspielerin protegirt, dem Theaterreferenten den Auftrag geben, diese Dame jederzeit zu loben, und der Theaterreferent wird sie jedesmal par ordre du Mufti loben und sein kritisches Talent und seinen Witz dafür an irgend einem armen alten Schauspieler üben, der weder von einem Bankdirektor noch von sonst jemand protegirt wird."

„Inserirt ein großer Verleger alle in seinem Verlag erscheinenden Werke in einem Blatte, so wird der Eigentümer desselben dem Buchkritiker den Auftrag geben, dieselben zu loben, und jeder Schriftsteller kann, sobald ein Buch von ihm unter der betreffenden Firma erscheint, gewiß sein, in dem betreffenden Blatte par ordre du Mufti gelobt zu werden, ebenso gewiß, wie daß das Konkurrenzblatt ihn so lange konsequent herunterreißen wird, bis sein Verleger die Flagge streicht und auch in diesem inserirt."

„Aehnlich wird mit den eigenen Mitarbeitern und denen des Konkurrenzblattes verfahren. Die ersteren werden in den Himmel erhoben, die letzteren in den Koth gezogen, denn der oberste Grundsatz der journalistischen Industrie und der im Dienste derselben stehenden Kritik ist, nichts gelten zu lassen, aus dem man nicht in irgend einer Weise Kapital schlagen kann". Sacher-Masoch, über den Werth der Kritik, Erfahrungen und Andeutungen, Leipzig 1873. S. 55, Ausnahmen in Ehrenmännern unter den Zeitungseigentümern und Zeitungsschreibern gibt er zu, aber steht doch dabei, daß gegenwärtig im allgemeinen die Geschäftsgrundsätze August Zang's, des Begründers der wiener „Presse" gelten. Herr Sacher-Masoch weiß ganz gewiß, wie es sehr viele wiener Zeitungsschreiber zu halten pflegen.

Herr Geheimehofrath Gottschall, derselbe, der über die leipziger Bühne im

verdorben, daß die Mißachtung, welche Huren, selbst sogenannte Gefallene schwer trifft, Männern nicht zu Theil wird, welche wegen der Aussicht auf Vortheile ihrer Ueberzeugung zuwider handeln. Und Schreiben ist ebenfalls Handeln. Im Gegentheile, sie steigen vielmehr durch den Hurenlohn, weil sie mit dem Gelde Geltung gewinnen. Ein ehrlicher aber armer Schriftsteller mag froh sein, wenn er nicht für einen Lumpen gehalten wird. Schnöder Mißbrauch wird daher allgemein mit der Schriftstellerei getrieben, die doch ein so hoher und herrlicher Beruf ist!

„Leipziger Tageblatt" berichtet, hat sich über meine Auslassungen hinsichtlich der Beurtheilungen der schauspielerischen Leistungen ereifert. Was ich da vorgebracht, sei veraltetes Zeug und besitze heute keine Geltung mehr, höchstens „von Theater- und Lokalblättern, die in der Geschichte des Journalismus nicht mitzählen". Allein sie wirken doch thatsächlich; ihm eine Rolle mit Goldstücken in die Hand zu drücken, dürfte allerdings kein Schauspieler wagen und ihm sollten die erhobenen Vorwürfe wirklich nicht gelten. Aber er hat doch um so weniger Recht die gesammte Presse in Bezug auf die Bühnenbeurtheilungen in Schutz zu nehmen, da unter seinen Vorgängern im Rezensentenhandwerk am selben Blatte ein bekannter Gesell sich befand, der es so trieb, wie ich es geschildert habe. Gottschall's Einspruch nöthigt mich indeß zu weiteren Auslassungen. Wol die Wenigsten haben eine Vorstellung, wie arg die darstellenden Künstler gerupft und geschunden werden. Theateragenturen haben sich zwischen sie und die Bühnenverwaltungen geschoben. Im Jahre 1832 gründete von Alvensleben in Leipzig die „Allgemeine Theater-Chronik" und übernahm zugleich die Besorgung von Anstellungen. Drei Jahre darauf errichtete der berliner Souffleur Wolff in Berlin eine Theateragentur. Bald entstanden mehrere derartige Geschäfte. Anfangs als Vermittlungsanstalten förderlich haben sie oder doch ihre Mehrzahl in der Folge ihr Geschäft dahin auszubeuten gewußt, daß sehr viele, wo nicht die allermeisten Schauspieler und Sänger, ihnen auf viele Jahre, man möchte sagen: lebenslänglich zinspflichtig wurden. Ohne ihr Zuthun wird selten ein Künstler, der nicht schon großen Rufes sich erfreut, eine Anstellung an einer Bühne erlangen. Der Angehende ist auf ihren Beistand hingewiesen und dieser hilft ihm auch zu seinem Fortkommen. Die Verpflichtung, welche dafür eingegangen werden muß, besteht sehr häufig nicht blos darin, vom ausgedungenen Gehalt so und so viel (gewöhnlich 5 Procente) Jahr um Jahr an sie abzuführen, sondern erstreckt sich auch auf den Fall einer späteren Erneuerung des Uebereinkommens mit der Bühne (dann mindestens 3%), und falls sein Gehalt erhöht worden ist, in entsprechend erhöhtem Maße. Die Steuer geht hernach immer fort. Selbst eine Lucca bezahlte bis zu ihrer Flucht. Da die Künstler wissen, daß für gewöhnliche Sätze und beschränkte Verpflichtungen die Agentur sich ihrer nur nebenher annimmt, so erbieten sie sich zu größeren Opfern und dauernder Verbind-

Da wird nun vielleicht manch' Einer den Schriftstellern den Vorwurf machen, daß sie Nichtswürdigkeiten in ihrer Mitte be-

---

lichkeit, als: fernere Anstellungen und Gastspiele nur unter Zuthun derselben Agentur einzugehen. Sie verpflichten sich 20% zu entrichten, ja es ist vorgekommen, daß sie des halben Gehalts sich begaben. Volenti non fit injuria würde vielleicht der Jurist sagen, wir erlauben uns aber diesen, wie gar manchen allgemeinen Satz, mit dem unsere Juristen wirthschaften, für nur halbwahr, für schief zu erklären. Jede größere Theateragentur gibt eine eigene Theaterzeitung heraus, die wöchentlich wenig bedrucktes Papier um viel Geld liefert, unter Kreuzband oder mittelst Buchhändlergelegenheit verschickt wird und zu Abnehmern Bühnenvorstände und darstellende Künstler hat; andere Leser halten diese Blätter nur ganz ausnahmsweise. In den Zeitungsverzeichnissen sucht man sie meistens vergebens und doch bestehen wol mehr als ein Viertelhundert; allein in Berlin neun. Eine derartige neu erscheinende Theaterzeitung geht fast sämmtlichen Bühnenmitgliedern anfangs unentgeltlich zu. Erfolgt keine Bestellung, so wird noch eine Weile mit der Zusendung fortgefahren, aber es bekommt der harthörige Schauspieler die Schmähung seiner Leistungen zu lesen, auch wenn der Schreibende gar keine Gelegenheit gehabt hatte, dieselben kennen zu lernen, und wenn der Schauspieler immer noch kein Einsehen in die Nothwendigkeiten hat, mag er sich gefaßt halten, auch als Mensch mit Spott und Hohn lächerlich gemacht zu werden. Bequemt sich der Gequälte zum Bestellen, so wird aus seinem Peiniger sein Profet. Bleibt er standhaft, so wird er stets heruntergerissen. Mir ist von einem unterrichteten Manne ein Skribent für den „Theatermoniteur" in der Stadt des Kladderadatsch namhaft gemacht worden, der eine förmliche Proskriptionsliste gehalten habe. Manche von diesen Blättern tragen ihren Abnehmern an, von ihnen zugeschickte Beurtheilungen aufzunehmen, und so kann der Kunstjünger seine Versuche auf der Bühne in den Himmel erheben und die Freude genießen, sein Selbstlob gedruckt zu lesen. Er kann dann auch den ihm mißfälligen Berufsgenossen einen Hieb versetzen. Allerdings wird, wenn er öfter Berichte einschickt und sehr lange, von ihm erwartet, daß er auch eine Extragratification beizulegen nicht unterlasse. Mit hohem Gehalt angestellten Künstlern ward sogar zugemuthet, gleich eine Anzahl Blätter derselben Zeitung zu beziehen. Dafür wurde der Besteller mit Weihrauch und Lobqualm bedient. In den „Kunstberichten" gibt den Maßstab für das Urtheil nicht die Leistung auf den Brettern, sondern die Betheiligung an dem Blatte mit klingender Münze. Die ganze Theaterwelt weiß dies; sie liest aus den Beurtheilungen heraus, wer „schmiert", wer tüchtig schmiert, wer störrisch ist, allein der Schauspieler und der Sänger ist so sehr abhängig von der öffentlichen Meinung und diese wird vom fortgesetzten Tadel, selbst wenn er nur aus einem Winkelblättchen hallt, so stark beeinflußt, daß die darstellenden Künstler immer noch für rathsamer erachten, sich eine kleine Schröpfung gefallen zu lassen, als den Zorn zu erregen. Manche Agenturen halten sich in größeren Theaterplätzen „Kritiker", welche, je nachdem die Agentur mehr oder weniger anständig ist, mehr oder minder

stehen lassen, und ich bin auch keineswegs gemeint, sie etwa von aller Beschuldigung freizusprechen, aber das Urtheil muß sich doch

---

an Weisungen gebunden sind und wenn diese streng ausfallen, ihrer Vorschrift gemäß loben, überschwänglich rühmen, tadeln, wegwerfen, kratzen, drohen, locken. Auch hier will ich es nicht bestreiten, daß Einzelne blos ihrer Ueberzeugung folgen. Nur lebenslänglich angestellte Schauspieler, die auf Gastrollen nicht mehr ausgehen, dürfen ohne Nachtheil des Frevels sich vermessen, die Bestellung einer solchen Theaterzeitung zu kündigen. Solche, die sich in gedrückten Stellungen befinden, darben sich oft das Geld am Munde ab, um diesen Gebietigern der Theaterpresse und der öffentlichen Meinung (?) in Theaterangelegenheiten durch Geschenke zu ihrem Geburtstage oder zu Weihnachten ihre Person zu empfehlen. Stehen ja doch viele Bühnenvorstände leider unter dem Einfluße dieser Presse.

Ein aller dieser Verhältnisse bei weitem kundigerer Mann als ich bin, der treffliche Eduard Devrient, verbreitet sich (im V. Band seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst, 1874, S. 292—298) ebenfalls über dieselben und sagt unter anderm: „Nur Nichtabonnenten wurden getadelt, die Kunden aber der Agentur wurden weitaus gepriesen. Der Menschenhandel übte seine Reclame. Man abonnirte auf die unzähligen Agentenzeitungen, wie man den Beitrag zu einer Lebensassecuranz entrichtet."

So die Fachblätter. Aber auch sehr vielen in Zeitungen thätigen Beurtheilern von Aufführungen müssen, ich wiederhole es, „Spickgelder" gezahlt werden. In den Künstlerkreisen kennt man die Höhe der Summen, welche diesem oder jenem entrichtet werden müssen. Einer theilt sie dem Andern mit. Der „Impressario" Ullmann zahlte nicht baar, sondern gab Eintrittsbillette dutzendweise, die mit 3—5 Thalern unterzubringen waren. Diese Zeilen waren schon gesetzt, als bekannt wurde, daß auf die Klage des Theateragenten Röder in Berlin gegen die Sängerin Erhart um Zahlung von 550 Gulden, welche sie ihm schulden sollte, weil sie eine Stelle an der prager Bühne übernommen hatte, was ohne seine Mitwirkung geschehen war, indem er sein allgemeines Uebereinkommen mit ihr und die von ihm übernommene Verpflichtung in seinem „Theater-Moniteur" über ihre Leistungen „Referate" aufzunehmen, geltend machte, — daß der Anwalt der Sängerin einwarf: „es ist ziemlich durchsichtig, zu welcher Art von Leistung sich Herr Röder verpflichtet." Es sollte in Folge des Reverses die Meinung jener Kreise, welche das Theater näher interesirt, nicht durch wahrheitsgetreue Kritik der Leistungen, sondern durch eine nach persönlichen Interessen abgefaßten Beurtheilung beeinflußt werden. Ferdinand Röder verpflichtete sich somit, wenn es das persönliche Interesse meiner Mandantin erfordert hätte, die öffentliche Meinung irrezuführen und leidet es demnach keinen Zweifel, daß diese Verpflichtung, sowie die Zusage einer Entschädigung dafür, ungültig sind, weil der Gegenstand der Verabredung contra bonos mores verstößt." Das Oberlandesgericht in Prag erkannte diese Ausführungen als vollkommen richtig an, erklärte diesen Revers für ungültig und wies Röder's Klage ab, ihn auch zu den Kosten des Prozesses verurtheilend. Ehre

etwas milder gestalten, zwar nicht über die unsaubern Burschen, die dem Schriftstellerstande Schande machen, wol aber über die Besseren, die ihrem Treiben nicht steuern. Denn ob dies auch in ihrer Macht steht, ist doch zu erwägen. Sobald man einsieht, daß sie ihr Unvermögen, dem schreienden Unfuge wirksam entgegen zu treten, begreifen, wird die Forderung nicht mehr zu stellen sein, daß sie sich durch kühnes Einschreiten empfindlichen Nachtheilen, Feindschaften, Verfolgungen und Strafen preis geben sollen, ohne Namhaftes wirklich auszurichten. Die Schwere jener Anklage fällt alsdann auf die Inhaber der Zeitungen (wovon nachher), die regierenden Männer und die große Lesewelt. Die Zeiten sind schwächlich und verderbt. Zwei Wege weiß ich nur, auf denen der Einzelne dem eigennützigen Mißbrauche der Presse entgegenwirken kann und beide führen leider nicht zum Ziele. Den einen Weg betritt derjenige, welcher neben das bestochene Urtheil oder den falschen Bericht eine wahrhafte und treue, auf erschöpfende Kenntniß fußende Aussprache setzt, damit die Leser vergleichen können und nach dem Vergleiche das Falsche würdigen mögen. Das ist geschehen und geschieht noch alle Tage, allein es übt keine durchschlagende Wirkung — und warum nicht? weil das Volk stumpf ist, weil den Einen die Einsicht gebricht zum selbstständigen Urtheilen, den Anderen die Lust fehlt mit der betreffenden Angelegenheit sich eingehend zu beschäftigen. Die Ersteren lesen dasselbe Falsche in anderen Fassungen ein dutzendmal und nur einmal widersprechend Lautendes; sie glauben dem, was sie öfter lesen, weil es wiederholt dasteht, die Letzteren aber versagen ihm Unterstützung aus Gleichgültigkeit. Die sittlichen Grundsätze weniger Menschen gehen ja über die zehn Gebote hinaus, von höheren Pflichten haben nicht viele die richtigen Begriffe. — Wer eine Sache so wie sie ist, darstellen will, thut dies einmal; zwei-, dreimal das Nämliche zu wiederholen hat er keine Veranlassung und

---

dem Prager Oberappellationsgerichte! Möchte sein erleuchteter Spruch Nachfolge in entsprechenden Fällen bei den Gerichten im neuen deutschen Reiche finden! Von dem oben schon (1864) über dies Treiben Gesagten ist nichts „übertrieben“ wie doch Gottschall behauptete, noch heute ist es nicht besser (wie Devrient bestätigt) als es vor einem Menschenalter war, sondern eher schlechter. So kann ich denn, um Gottschall's Wort zu gebrauchen, meine „Tigersprünge“ nicht unterlassen.

keine Obliegenheit. Wer hingegen mit einer Sache andere Menschen auszubeuten beabsichtigt, läßt sich die Mühe und den Aufwand nicht verdrießen, immer von neuem und wo er sich Zugang verschaffen kann, seinen Wortkram anzubringen, sowie Federn zu erkaufen, die in seinem Dienst zu seinem Vortheil schreiben. Er spickt um zu prellen. Demgemäß werden die besseren Stimmen übertäubt. Die vergebens ein sachgemäß Urtheil Abgebenden werden, so wie sie gewahren, daß sie in den Wind sprechen, muthlos und außerdem gerathen sie noch in Schaden, denn die verdorbene Gesellschaft, der sie gefährlich oder unbequem sind, verschreit sie als Störenfriede und untergräbt ihr Ansehen; sie aber haben ja keinen Gewinn selbst in dem Falle zu gewärtigen, daß die Lesewelt auf ihre bezüglichen Aussprüche hörte. Sei auch hier die Lage durch ein Beispiel veranschaulicht. Wie ein gewisses Geschäft, an dessen Gedeihen ungemein viele betheiligt waren, in bedenklicher Weise geleitet wurde und dennoch die Berichte über seine öffentlichen Verhandlungen durchgehends in einer Weise lauteten, welche die Ueberzeugung aufdrängte, sie gingen alle von einem Mittelpunkte aus, hatte ich bemerkt. Sämmtliche Zeitungen des Ortes, sowie gewichtige auswärtige Blätter waren mit parteiisch abgefaßten Berichten versorgt. Jener Mittelpunkt hatte unläugbar bezahlte Kräfte zur Verfügung, konnte es sich etwas kosten lassen, und ihm lag daran, allgemeinen, sehr gegründeten Unwillen abzustumpfen, damit derselbe ohne Ergebniß verpuffe. Nach diesen Wahrnehmungen sprach ich bei Zeiten mit dem Herausgeber einer anscheinend unabhängigen Zeitung, dieser theilte meine Gesinnung und gab mir Auftrag, ihm den Bericht über die nächste Verhandlung zu liefern. Meine Arbeit gab ein treues, vollständiges Bild der gepflogenen Verhandlung: der Bericht bedurfte keiner Färbung um zu wirken, weil der Eindruck der Vorgänge jenem Mittelpunkte schlechterdings ungünstig sein mußte. Der gedachte Herausgeber war erfreut, schickte die Bogen sogleich in die Druckerei, besorgte die Korrektur. Man kann sich sein Erstaunen denken, als er das nächste Blatt erhält und in ihm diesen Bericht vermißt. Er eilt in die Druckerei und hört: der Besitzer der Druckerei, der zugleich an der Zeitung Antheil hatte, habe denselben herauswerfen lassen, denn, so äußerte sich dieser Mann, er bekomme ja zuweilen

Druckaufträge von jenem Geschäfte, und die würde er möglicherweise verlieren, wenn der diesem unangenehme Bericht von ihm zugelassen würde. In der That waren wiederum sämmtliche Mittheilungen, die ich von jener Verhandlung las, einseitige Darstellungen, die Wesentliches unterdrückten, und allesammt in der gleichen Weise gehalten. So geht es jetzt her. Alles nimmt Rücksicht. Ja, käme heute ein zweiter Lessing, er vermöchte nichts auszurichten.

Der übrigbleibende Weg, wenn es denn nichts nutzt, neben das Schlechte das Bessere zu stellen, wäre nur, den Vederbern der Presse unmittelbar auf den Leib zu rücken, den Krebsschaden auszubrennen, den Lump, wie er es verdient, an den Pranger zu stellen und dem Volk in's Gewissen zu reden. Daran verhindert aber der Staat. Bis unser Gerichtswesen von Grund aus umgestaltet und den studirten Rechtsgelehrten das Erkennen abgenommen worden sein wird, ist an gar keine Besserung in diesem und so manchem anderen Stücke zu denken. Eine alte in allen schriftstellerischen Kreisen anerkannte Erfahrung ist es, daß die Gerichtsurtel beinahe immer zum Nachtheil der Schriftsteller ausfallen. Als die Deutschen noch Freiheit hatten, da konnten die Umstehenden das Urtheil „schelten" — heute wage es einmal ein Schriftsteller ein Erkenntniß öffentlich in seiner Verkehrtheit zu enthüllen. Dermaßen schwere Folgen würden ihn treffen, daß er gewiß kein zweitesmal dessen sich vermißt.

Vielleicht meint jemand: es komme auf die Art an, wie das Uebel angefaßt wird, die Schriftsteller verstünden sich nur nicht auf die gehörige Feinheit, sie seien zu grob und plump; man könne alles sagen, sobald man nur das Wie zu finden wisse. So wenigstens sprach zu mir ein alter Oberrichter, ein Preuße, der selbst viel schriftstellerte, freilich selten mit seinen Angriffen Eindruck hervorbrachte, obgleich er in der Sache wol immer Recht hatte, und der übrigens vor sächsischen Gerichtshöfen manchmal der Verurtheilung doch nicht entgangen sein würde, falls er vor sie gezogen worden wäre. Zur Beschwichtigung derer, welche eben so wie dieser Greis urtheilen, und zugleich zur Warnung vor ähnlichem Unterfangen diene folgendes Geschichtchen. In einem mir übrigens nicht näher bekannten Kreise von etwa 8—12 Schriftstellern sprach man sich öfter aus über das eingerissene Schröpfen der Bühnen-

mitglieder und über die Verlogenheit der Theaterkritik; einer von diesem Kreise unternahm es endlich im Auftrage der Uebrigen, die Lesewelt auf diesen Zustand aufmerksam zu machen; sein Aufsatz wurde von den Genossen geprüft und gebilligt und erschien. In demselben war selbstverständlich von dem käuflichen Treiben eines Rezensenten die Rede, denn an einem Beispiel mußte ja doch der Uebelstand augenscheinlich gemacht werden, doch war weder dessen Name, noch der Ort, noch das Blatt ausdrücklich genannt oder durch eine nicht mißzuverstehende Anspielung bezeichnet. Anführungen, welche bestimmte Geschenke angaben, etwa so gehalten: er ließ sich vom Gemahl einer berliner Schauspielerin eine Uhr schenken, wofür er sie lobte, scheinen mir wenigstens keine handgreiflichen unzweifelhaften Bezeichnungen, sind aber unumgänglich nothwendig, wofern den Lesern der Glaube beigebracht werden soll, daß es um *wirkliche Vorkommenheiten*, nicht um eingebildete Anklagen sich handele. Mit ganz allgemeinen Ausdrücken wird in solchen Fällen eben nichts gethan. Der Aufsatz sprach von der Blutsaugerei gegen Schauspieler und einem Schandhandwerke, welches getrieben werde, wogegen die öffentliche Stimme aufgerufen werden müsse. Was niemand hätte erwarten sollen, geschah: es meldete sich zu dem Bildniß eines käuflichen Theaterrezensenten ein Jemand! Freilich hieß es vielfach: „ja, ja, das ist der, das *muß er sein!*“ *Er meldete* sich, wie gesagt, schimpfte in seinem Blatte den sehr ehrenwerthen Verfasser jener Schilderung einen Schurken, spuckte vor ihm, als er ihm und seiner Frau begegnete, aus und verklagte ihn vor Gericht, denn *er* sei gemeint; er habe wirklich eine Uhr geschenkt bekommen von dem Gemahl einer berliner gastirenden Schauspielerin, Herrn W., aber durchaus nicht um den Lobredner seiner auf den Brettern sich bewegenden Frau abzugeben, und er brachte auch ein Zeugniß bei, daß derselbe dies keineswegs von ihm verlangt habe (was sicherlich wahr ist), sondern damit andere, nicht genannte Dienste belohnt habe. Von einem Fräulein B.... brachte der Theaterrezensent ferner ein Zeugniß bei, daß sie — ihm ein Goldstück gegeben, aber natürlich nicht zur Bestechung, sondern weil sie einmal ein Lied von ihm gesungen. Dem Angeklagten sagte in der Verhandlung ein Beamter des Gerichts: „was geht es Sie denn an, wenn jener Geschenke nimmt?“

Der Angeklagte lehnte anfänglich ab, daß er den Kläger angegriffen habe, da er seine Person nicht bezeichnet habe, und verlangte, daß *ihm* vorerst bewiesen werde, daß er jene Person gemeint haben müsse. Auf diese billige Forderung wurde nicht eingegangen; er sollte nennen, *wen er gemeint habe*. Darauf räumte er, um einem angesonnenen Eide auszuweichen, schließlich ein, er habe Jenen gemeint, und ergriff die Gegenklage wegen öffentlicher Beschimpfung und beantragte Vernehmungen, auf welche der Gerichtshof nicht einging. Der Ausspruch der Richter war: der klagende Theaterrezensent trägt wegen dieser Beschimpfung ein Drittel der Unkosten, der Verfasser der Betrachtung des Treibens von Theaterrezensenten, der thörichterweise geglaubt hatte im Namen der öffentlichen Moral aufgetreten zu sein, zahlt zwei Drittheile der Unkosten und erlegt einhundert Thaler Buße. Auf erfolgte Berufung kam der Fall zur öffentlichen Verhandlung und außer den Richtern, welche bei der Verurtheilung stehen blieben, jedoch die Strafe von 100 auf 30 Thaler herabsetzten, wird wol keiner von den während der Verhandlungen Anwesenden den Saal ohne die Ueberzeugung verlassen haben, daß der verurtheilte Schriftsteller keineswegs leichtsinnig, sondern auf gute Gründe gestützt, seine Beschuldigungen ausgesprochen hatte. In dem bei dieser Gelegenheit vorgelesenen ersten Erkenntnisse war, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, bemerkt, daß jener Angriff dem Kläger Nachtheile in seinem geschäftlichen Fortkommen zuzuziehen geeignet sei! Bei diesen Verhandlungen las auch der Vertheidiger den von einem Theaterrezensenten an einen Schauspieldirektor gerichteten Brief vor, worin ersterer sich beklagt, daß seine Briefe unbeantwortet geblieben seien und der Schauspieldirektor sich nicht aufmerksam gegen ihn bewiesen habe, wie sein Vorgänger, der immer viel auf ihn gegeben habe; ob er denke ihn entbehren zu können? er möge sich hüten; Briefsteller schreibe auch für einige berliner Blätter u. s. w. Dieser Fall hat sich im Königreich Sachsen zugetragen, und damit ja niemand sich ungebürlicherweise beikommen lasse, etwa das Auftreten des gedachten verurtheilten Schriftstellers löblich oder *nachahmungswerth* zu finden, sei erinnert an den Artikel 127 des sächsischen Strafgesetzbuches vom Jahre 1855, wonach Gefängnißstrafe bis zu einem Jahre zu gewärtigen hat,

„wer durch öffentliche Mittheilungen Handlungen, welche das Gesetz verbietet, als ehrenvoll oder verdienstlich, oder Personen wegen dergleichen Handlungen als lobenswerth darstellt;“ indem zugleich aufmerksam gemacht wird auf den Ausdruck des Gesetzes, welches statt des schlichten „nennt“ das unbestimmte, vielumfassende „darstellt“ enthält.

Ueberhaupt wer Mißbräuche antastet, setzt sich Schaden aus. Medizinalrath Dr. Küchenmeister in Dresden hatte das Treiben mit den Reumatismusketten entlarvt: die Gerichtsbehörde erkannte seine Beweise als wahrheitsgetreu an und trotzdem bestrafte sie ihn. In unserer Zeit darf man viele Sachen nicht das nennen, was sie sind. Der Staat duldet es nicht. Der Professor der Medizin an der leipziger Universität, Dr. Bock, hatte seine Stimme in der „Gartenlaube“ 1871 No. 45 zum allgemeinen Besten erhoben gegen einen Verleger, welcher ärztliche Bücher des schlechtesten und schädlichsten Inhalts und zugleich billig herzustellende, zum Theil verderbliche Geheimmittel, auf welche jene Bücher hinweisen, um hohen Preis vertrieb. Der von ihm an den Pranger Gestellte nahm seine Zuflucht zum Gericht. Ein Sachverständigen-Gutachten bezeugte die Richtigkeit des von Professor Bock Gesagten und jedermann, außer den Juristen, lobte Bock wegen seines gemeinnützigen Auftretens. Das Gericht verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe und zu den nicht unerheblichen Kosten des Verfahrens. Nach gewöhnlichem Hergange mußte ein solcher Ausspruch der Richter als eine Erniedrigung des Professor Bock gelten, es begab sich aber, daß an ihn der ärztliche Bezirksverein in Leipzig eine schriftliche Erklärung erließ, „er halte es für seine Ehrenpflicht, öffentlich ihm seinen Dank auszusprechen.“ Gingen die allgemeinen Angelegenheiten so wie sie gehen sollten und könnten, so müßte ein solches Vorkommniß die Wirkung haben, daß man ein sichtlich verfehltes Gesetz durch ein besser zutreffendes unverzüglich ersetzte. In dem andern vorher zuerst erwähnten Falle erbot sich sogleich ein Jude, der den Verfasser nicht einmal persönlich kannte, die beträchtliche Strafsumme für ihn im stillen zu erlegen.

Die aus solchen Verurtheilungen zu ziehende Lehre ist, daß gerechterweise die besseren Schriftsteller der Vorwurf nicht trifft, sie rotteten das in ihrer Mitte eingerissene Uebel nicht aus. Ultra

posse nemo obligatur. Wer ein Martyrium auf sich nehmen will, der versuche es; dies ist jedoch Keinem zuzumuthen. Aber es bleibt auch die Thatsache bestehen, daß der Klang des Goldes viele Schriftsteller stimmt. Bringen wir dieses Verhältniß auf einen allgemeinen Ausdruck, so lautet dieser: das Ergebniß der bisherigen Entwicklung ist, daß Geld eine die Schriftstellerei bestimmende Macht geworden ist.

Viele Unternehmer von Geschäften, auf deren Gedeihen die Presse Einfluß hat, belasten daher ihre Rechnung mit einem Posten für die Presse, welcher seiner Natur nach als geheime Ausgabe zu bezeichnen wäre. In Berlin schickten die Besitzer der Bühnen zweiten Ranges den ständigen Beurtheilern der Aufführungen zu Weihnachten eine Glückwunschkarte zum Feste, der ein Funfzig-Thalerschein beigelegt war. Als Held, Vertreter der „Staatsbürgerzeitung“, 1866 den Besitzer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters befragte, was diese Sendung an ihn zu bedeuten habe, erhielt er die Erklärung: „bei allen Theaterdirektionen sei es üblich den ständigen Theaterreferenten zu Weihnachten ein Geschenk zu machen, gewissermaßen als Entschädigung für die baaren Auslagen an Droschken, Garderobe u. s. w., welche den Referenten aus ihrem Besuche der Theater erwüchsen, weil sie doch das Theater nicht zu ihrem Vergnügen, sondern um des Berichtes willen besuchten, was ebenso sehr im Interesse des Theaters wie der Zeitung liege. Er gebe ein solches Geschenk den Referenten aller größeren Zeitungen und die übrigen Direktoren thäten dies auch.“*) Oder der Inhaber einer Bühne verfährt etwa folgendermaßen, — wir sagen nicht „jeder“, auch bitten wir anzunehmen, daß es ein Fall aus Wolkenkukuksheim ist. Er bestellt von jedem Blatte seines Ortes, welches Berichte über Aufführungen zu bringen pflegt, 75 Exemplare, die er aber keineswegs an die Mitglieder seiner Bühne

---

*) Held's Auslassung in der Staatsbürgerzeitung, September 1866. Er fand übrigens bei Nachforschungen hierüber, daß der Bühnenvorstand Woltersdorf eine rühmliche Ausnahme machte. Die „Zukunft“ erklärte (Nr. 376 vom 12. September 1873), sie habe nichts genommen, nicht einmal Freibillets benutzt; vielleicht haben auch andere berliner Zeitungen Gleiches versichert. Freier Eintritt ist übrigens nichts, was die Herausgeber und Beurtheiler irgendwie zu Parteilichkeit verpflichtete.

vertheilt. Er ist der beste Abonnent und ohne daß er ein Wort fallen läßt, bedenkt der Besitzer des Blattes, daß wenn die in ihm enthaltenen Besprechungen sein Mißfallen erregen sollten, 75 Exemplare nicht mehr bestellt werden würden. Das gebietet Rücksichten. Gewöhnlich ist ein Blatt das vorzugsweise eindringende. Der Bühnenherr, welcher vollkommen begreift, daß von dem kleinen Honorar für die Besprechungen in unseren theueren Zeiten sich nicht leben läßt, greift also dem Manne, der so viel Kunstsinn und Aufopferungsfähigkeit besitzt, um dessenungeachtet sich diesem Zweige in dem Hauptblatte zu widmen, auch noch unter die Arme und gibt ihm aus seiner Tasche unter irgend welchem Titel ein jährliches Gehalt von einigen hundert Thalern. Dafür versteht der kunstsinnige Mann, der die Feder führt, die Winke des Mannes, der soviel Sinn und Sorge für die Belehrung der Kunstfreunde trägt. Und nun begibt sich Folgendes: diejenigen gastirenden Schauspieler, welche der Bühnenherr, weil er sie für tüchtig hält, anzustellen gedenkt, werden gelobt, diejenigen Bühnenmitglieder, welche er zu entlassen gedenkt oder deren Gehalt zu kürzen er im Sinn hat, werden getadelt. Die Lesermenge hat keine Ahnung vom Zusammenhange, eignet sich auf Treu und Glauben die Urtheile des Kunstverständigen an. Sie ist daher stets mit dem, was geschieht, einverstanden und zufrieden. —

Ohnehin liegt in der wenigstens für die Zeitungen gebotenen Schnelligkeit des Arbeitens keine geringe Gefahr für die Tüchtigkeit der Schriftsteller. Wer flüchtige Belehrung geben will, versinkt leicht selber in Oberflächlichkeit. Am übelsten sind in dieser Hinsicht die Zeitungsherausgeber gestellt. Sollen sie doch immerfort Neuigkeiten bringen und werden sie doch unausgesetzt in Athem gehalten! Hat sich irgend etwas auswärts begeben, so drucken sie den ersten Bericht ab, der ihnen zugeht; der erste ist aber selbstverständlich ein eilfertig hingeworfener. Der behandelte Gegenstand muß schon wichtig sein, wenn sie noch Raum einem nachfolgenden gründlicher abgefaßten Berichte geben sollen. Die Folge hiervon ist, daß wer seine Berichte anbringen will, in der Regel hastig zu schreiben genöthigt ist: hastig und überlegt ist aber ein Widerspruch! Ein Schriftsteller, der fortschreiten will, muß wenigstens von Zeit zu Zeit ein größeres Buch im Zusammenhang

aufmerksam lesen, denn nur so vertieft er seinen Sinn und erweitert seinen Gesichtskreis. Bei der Zeitungsschreiberei findet jedoch der Schriftsteller nicht leicht die dazu nöthige Muße. Sie hat zugleich wegen des raschen Wechsels der Gegenstände und indem sie die Aufmerksamkeit auf eine Unzahl kleiner Vorgänge immer nur eine kurze Weile richtet, etwas außerordentlich Zerstreuendes und Aufreibendes.

Soll nun gar das Blatt Vorurtheile schonen, Leidenschaften schmeicheln, Rücksichten dienen, so geräth der Schriftsteller in eine noch weit mißlichere Lage und muß von sehr standhafter Gesinnung sein, wenn die schlimme Art ihn nicht endlich selbst ergreifen soll. Desto achtungswerther sind diejenigen Zeitungsschreiber, welche allen diesen schädlichen Einflüssen nicht unterliegen.

Treues Festhalten der richtigen Grundsätze steht heute dem guten Fortkommen der Schriftsteller gar sehr im Wege — auf manchen andern Gebieten der Lebensthätigkeit ist's leider auch nicht viel anders. Gebraucht und verlangt wird kaum mehr, als die Gewandheit der Feder, als das Vermögen über jede gestellte Aufgabe zu schreiben und jede beliebige Tonart anzuschlagen, wie grade aus äußeren Rücksichten gefordert wird. Die Sache selbst soll nicht bestimmen. So ward ein Geschlecht von Landsknechten der Presse gezüchtet.

Eine gefälschte Schriftstellerei ist eine strömende Quelle der Verderbniß.

III.

Die Absicht dieser Blätter war in die Werkstätte der Zeitungen einzuführen. Kurz vor ihrer Veröffentlichung indeß ermahnte mich ein alter Freund, der viele Jahre den deutschen Boden meiden mußte, auf die eigentlichen Zeitungen meine Betrachtung nicht zu beschränken, sondern die in der gesammten Tagespresse vorgegangene Veränderung zur Sprache zu bringen. Auf das Wort dieses vielerfahrenen Mannes Gewicht legend, versuche ich seinem Verlangen nachträglich wenigstens insoweit zu ge-

nügen, daß in einigen raschen Umrissen, welche die Aufmerksamkeit der Leser zu schärfen vielleicht geeignet sind, das Hauptsächlichste der überhaupt im Zeitschriftenwesen vorgegangenen Umwandlung gezeichnet wird, und bemerke dies aus dem Grunde, weil das nun Folgende Einschub ist, welcher die Gliederung im Bau dieser ganzen Abhandlung stört.

Die Schriftstellerei ist ein Abglanz ihres Zeitalters und spiegelt dessen Vorzüge wie dessen Gebrechen wieder. In Jahren der Ermattung des Volkes, der geistigen Versumpfung, der Verschlammung des fruchtbaren Bodens, wie wir seit 1849 solche durchlebten, muß ihr Pracht und Aufschwung abgehen: doch ist sie nicht ganz und gar die Tochter ihrer Zeit. Sie ist zugleich ein Abkömmling des gesammten bisherigen Schrifttums, der vollen vorgängigen Entwicklung der Menschheit. Davon wohnt in ihr eine vorwärtstreibende Kraft. Mit welch' umstrickender Gewalt die Macht des Tages sie umfange: in diesem Hintergrunde besitzt sie immerfort einen festen Anhalt. Dem Einzelnen bleibt es unbenommen aus den alten Meisterwerken zu schöpfen, die großen Denker anderer Jahrhunderte, aller Völker jederzeit zu sich sprechen zu lassen. Erstarkend durch die Einwirkung des von früheren Geschlechtern Geleisteten vermag er ein richtigeres Verständniß der gegenwärtigen Erscheinungen zu gewinnen und, wofern er stahlfest geworden ist durch andauernden Umgang mit den alten wahrhaften Größen, ein freieres Urtheil geltend zu machen. Dann darf er zwar keineswegs auf raschen Erfolg hoffen, sondern muß im Gegentheil auf die Verwerfung seitens seiner Zeitgenossen sich gefaßt machen und ihre Nichtbeachtung ertragen können, zuletzt aber durchbrechen dennoch lichte Strahlen den trüben Nebel und verscheuchen die dem Abgrund entqualmenden Dünste. Allein diese erleuchtende, Irrtümer hinwegätzende und zu höheren Standpunkten erhebende Wirksamkeit läßt sich außer auf dem Lehrstuhl und der Rednerbühne nur in Büchern, in dicken und dünnen d. h. in Werken und Flugschriften ausüben. Die Natur der Tagespresse gestattet ihr entweder gar keinen oder nur vorübergehend einen höchst beschränkten Raum. Spät treffende Pfeile schnellt sie nicht ab.

Alle in kurzen Fristen immer wieder regelmäßig erscheinenden Hervorbringungen der Schriftstellerei gedeihen lediglich unter den Bedingungen der Gegenwart. Greifen sie heute nicht ein, so sind sie morgen vergessen, verloren. Sie gehören, wie sie Tag um

Tag ausgegeben werden, auch mit ihrem Inhalt dem Tage an. Die Tagespresse führt ihren Namen mit Recht. Durchaus ein Kind der Gesellschaft, vermittelt sie gleichsam das Gesammtdenken der Zeit und redet die allgemeine Sprache des Zeitalters; sie ist Widerhall seiner Beurtheilung, der herrschenden Meinungen, ist Mittel des Verkehrs unter den Zeitgenossen. Wenn nun dieses ihr Wesen auch keineswegs, wie manche haben behaupten wollen, mit sich bringt, daß die Persönlichkeit in ihr verlösche, so überwiegt doch in ihr der Sinn der Gesammtheit. In demjenigen Maße, in welchem ein Blatt der Denkart und Stimmung des Augenblicks besser entspricht und deren Abdruck ist, erweitert sich sein Verkehrskreis, sein Gewicht. Eine Zeitschrift, in der die Schriftsteller in grellem Widerspruch mit den Richtungen des Tages wirken, besitzt keine Aussicht auf langen Bestand; dem Geschmacke, der grade auf der Tagesordnung ist, erliegt sie gewiß. Hinzutretendes Opfer bedeutender Geldmittel ist allein im Stande, ihr in solchem Falle ein dürftiges Dasein zu fristen: etwas also, was außerhalb der Schriftstellerei liegt. Schwache Parteien können durch Zuschüsse Blätter ihrer Farbe unterhalten; finden diese auch wenige Abnehmer, so kann ihr Vorhandensein dessenungeachtet ein bedeutungsvoller und folgenschwerer Umstand sein. Ab und zu ist dies wol in Deutschland vorgekommen, doch selten, weil bei uns der Sinn, aus der eigenen Börse beträchtliche Summen für Parteizwecke herzugeben, noch äußerst schwach ist. Wenn freilich in öffentliche Kassen gegriffen werden konnte, kam es eher vor. Vielfältige Beispiele beweisen, daß Geist, Scharfsinn, Kühnheit, Thätigkeit nicht hinreichten, einer Zeitschrift die Bedingungen ihres Lebens zu verschaffen. Wolfgang Menzel, der wider den Schmutz eiferte, das Predigergeschwafel tüchtig zusammenhieb und deutsche Schriftwerke von vaterländischen Gesichtspunkten aus vor Lesern, die sie nicht besaßen, würdigte, vermochte das „Litteraturblatt zum Morgenblatte" eben so wenig aufrecht zu halten, als Arnold Ruge seine (erst hallischen, dann deutschen) „Jahrbücher", welche vom Standpunkte des Junghegelianismus über das Zurückgebliebene scharf und geistvoll zu Gericht gingen. Allerdings hörten die letzteren auf, weil die sächsische Regierung sie unterdrückte: mit dem Stande dieser ohne Widerrede bedeutenden Zeitschrift bekannte Männer wollten indeß wissen, daß dieselbe ohngeachtet mehrjährigen Bestehens die Kosten keineswegs deckte und daß von ihrem Eingehen schon die Rede

jedenfalls von ihm zu studirende Buch aufmerksam las, mit seinen Vorgängern verglich und ein Urtheil sich bildete, während das bloße Niederschreiben und Begründen dieses Urtheils nichts Schwieriges, nichts sehr Aufhältliches war. Junge Gelehrte strebten durch gründliche Rezensionen Vertrauen zu erobern, die Aufmerksamkeit der älteren Fachgenossen auf sich zu ziehen und gewannen dabei zugleich einige Unterhaltsmittel. Auch mager besoldeten Professoren war solche Beihülfe vom Honorar für Bücherbeurtheilungen sehr erwünscht und selbst ältere Gelehrte in guter Lage fuhren aus Gewohnheit früherer Zeiten fort, sich an diesen Litteraturzeitungen zu betheiligen. Schlosser war viele Jahre regelmäßiger Beurtheiler der neuerschienenen Geschichtswerke. An die Aussprüche dieser Zeitungen durfte man sich im Ganzen getrost halten: die etwaigen Einseitigkeiten der Einen wurden durch die Berichte der übrigen ausgeglichen.

Diese Verhältnisse bestehen nicht mehr. Seit einem Vierteljahrhundert gibt es keine solchen Blätter mehr. Nach und nach sind beinahe alle eingegangen, in denen die Gelehrsamkeit angehäuft war. Zuerst geringerer zu geschweigen und schon vor längerer Zeit (1833) die Leipziger Litteraturzeitung, dann (1843) Ruge's Jahrbücher, die beiden Berliner, die litterarische Zeitung (1845) die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik (1846) und im Jahre 1848 die Jenaische, die Allgemeine zu Halle, die „Wiener Jahrbücher der Litteratur,“ später Gersdorf's Repertorium und zuletzt (Mitte 1873) die 65 Jahre erschienenen „Heidelberger Jahrbücher.“ Die annoch bestehenden Göttinger und Münchener „gelehrten Anzeigen“ sind durch Akademien unterstützt und erhalten sich kümmerlich. Jene datiren eigentlich schon von 1739, diese von 1835. Ihr Umfang ist gering, sie werden leider wenig gelesen und vermögen bei ihren beschränkten Mitteln nur der Ausdruck einzelner Kreise zu sein und aus der großen Masse der neuen Erscheinungen nur Einiges herauszuheben, was meist zu diesen Kreisen ein näheres Verhältniß hat. Sie sind daher für den Gang im Großen gewichtslos, wiewol sie öfter lehrreiche Beurtheilungen enthalten. Die Blätter für litterarische Unterhaltung, grade aber ein werthloser Sprechsaal, entgingen hingegen dem allgemeinen Schiffbruch. Waren sie doch nicht für den Gelehrten be-

rechnet! Die Menschen haben jetzt Anderes, ja gestehen wir zu, Besseres zu thun als lange Abhandlungen über Bücher zu lesen.

Allerdings hat die Zahl der Zeitschriften für einzelne Fachwissenschaften in der Zwischenzeit beträchtlich zugenommen und die meisten unter ihnen bringen ab und zu auch Bücherbesprechungen, wenn aber damit für Aerzte, Rechtsgelehrte, Filologen und einige andere Gattungen von Forschern in den Wissenschaften hinlänglich gesorgt ist, so doch keineswegs für alle. Ueberdies erlangen nur mitunter gewisse Klicken, die im Besitze des Fachblattes sind, leicht ein schädliches Uebergewicht — , eine Behauptung, die sich wofern es nicht zu weit abführte, durch Beispiele belegen ließe — sondern es sind auch vorwiegend kurze Anzeigen an die Stelle eingehender Erörterungen getreten. Was aber der Hauptschaden ist: diese Fachblätter dringen nicht über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus. Auf diese Gattung von Zeitschriften kommen wir noch in einem anderen Zusammenhange.

Wo halten wir heute? Außer den erwähnten brockhausischen Blättern richtet sich seit 1850 an die gesammte Lesewelt nur ein in Leipzig wöchentlich herauskommendes „Literarisches Centralblatt," welches, eine schwache Nachahmung der berliner Litterarischen Zeitung, weil das Feld jetzt frei war, sich auszubreiten vermochte. *Dieses Blattes Ansehen kennzeichnet den herabgekommenen Zustand unserer dermaligen Kritik der Bücherwelt hinlänglich.* Obertribunalsrath Professor Daniels sagt im zweiten Theile seines Handbuchs der deutschen Reichs- und Staatengeschichte von ihm treffend, daß seine „kurzen anonymen Kritiken und Referate sich durch ihre Willkürlichkeit von selbst richten". Abgesehen davon, daß des Blattes Leiter, der leipziger Professor Zarncke, als Gelehrter viel zu unbedeutend ist, um den Büchermarkt überschauen und wenigstens in einer Anzahl Fächer eine in der Hauptsache richtige Auswahl treffen zu können, ist die Bezahlung der Mitarbeiter dermaßen dürftig (was ich nachher darthun werde), daß diese niemand veranlassen kann, für dasselbe zu schreiben. Es kommt wol vor, daß einzelne Gelehrte gute Anzeigen hinein liefern, und wenn z. B. Trautwein von Belle Bücher über den Elsaß darin bespricht, werden wir ein sachgemäßes Urtheil zu erwarten haben, aber in viel mehr Fällen dürften wir den Antrieb zur

Mitarbeiterschaft wo anders als in der rein schriftstellerischen Antheilnahme zu suchen haben. Denn man muß die Menschen nehmen wie sie in ihrer Masse sind. So ist denn dieses Blatt ein Tummelplatz der Parteilichkeit. Die Zugehörigkeit zu herrschenden Klicken oder die politische Stellung wirkt häufig bestimmend auf die Aussprüche ein, so daß sich zuweilen im voraus sagen läßt, welcher Schriftsteller Bücher Lob finden, welche getadelt werden. Mochte z. B. Vivenot ein Werk mit dem werthvollsten Inhalte veröffentlichen, welches gefälschte Geschichtsdarstellungen zu nichte macht, es wurde, ich sage: ebendeshalb, im „Centralblatt" heruntergerissen. An Blättern solchen Schlags pflegt wol auch Mancher aus dem Grunde mitzuarbeiten, weil er damit nicht blos seine eigenen Schriften vor schmählicher Behandlung sichert, sondern auch sich die Gelegenheit eröffnet, vorkommendenfalls in der Eigenschaft eines ständigen Mitarbeiters seinen schriftstellerischen Zu- und Abneigungen Raum zu verschaffen, d. h. nach seinem Belieben zu posaunen oder herunterzureißen. Gleiches gilt übrigens auch von andern Blättern; zugestehen wird es nicht leicht jemand.

Ein Anzeichen zur Würdigung des damaligen Zustandes ist das Häufigwerden von Flugschriften, welche sich gegen die Aussprüche der Litteraturzeitungen kehren. Eine der ergötzlichsten, den Lessingschen Beurtheilungen gradezu an die Seite zu setzende, ist Oswald Marbach's 1874 erschienener „Offener Brief an Herrn Keck in Husum, Antwort auf dessen Rezension der Oresteia des Aeschylos". Ein Schulpedant hatte sich vergriffen an seiner geistvollen Nachdichtung und meisterhaften Erklärung der Oresteia, dem besten Buch, welches man demjenigen empfehlen kann, der eine richtige Vorstellung von dem Trauerspiel der alten Griechen und ihrer Bühne erlangen will, auch dem Nichtkenner der griechischen Sprache. Das Bedürfniß, dem Aburtheilen der vermeintlichen Häupter der Wissenschaft, die oft arge Stümper sind, entgegenzutreten, ist so groß geworden, daß Blumenthal's seit 1875 erscheinenden „Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik", sogleich einen besonderen Theil „Zur Kritik der Kritik" eröffnen, wie dies auch die „Philosophischen Monatshefte" von Bergmann und Ascher thun, und daß seit dem 10. März 1875 Buchhändler Nehring in Liegnitz eine Zeitschrift in zwanglosen Heften „Der Antikritiker.

Organ für litterarische Vertheidigung" verschickt. In ihrem Vorwort ist sehr wahr gesagt: „Wer litterarische Verbindungen hat, wem befreundete Zeitschriften offen stehen, für den ist wohl gesorgt. Aber wie viele sind das? ... Die Kritik in Deutschland ist gegenwärtig eine so wohl organisirte, daß nicht so leicht eine Zeitschrift etwas veröffentlichen wird, das einer Kollegin unangenehm sein könnte, wäre auch das Bekanntwerden der betreffenden Aeußerung im wahren Interesse des litterarischen Lebens noch so wünschenswerth". Dem Aufkommen dieser neuen Zeitung dürfte jedoch im Wege stehen, daß sie für die Druckseite 4 Mark Aufnahmegebür fordert. Deutsche Gelehrte verdienen nicht viel.

Da das deutsche Volk durch die Glaubensspaltung zerrissen ist, haben wir außer dem Centralblatt einen im kleinen Gütersloh allmonatlich erscheinenden „Allgemeinen litterarischen Anzeiger für das evangelische Deutschland" von Andreä, Cremer und Zöckler, der mir nie zu Gesicht gekommen ist, und eine zunächst für das katholische Deutschland bestimmte „Allgemeine Litteraturzeitung", die seit 20 Jahren Brunner und Wiedemaun alle Wochen in Wien herausgeben, welche mitunter einseitige und überscharfe, mitunter gediegene, jedenfalls selbstständige Aufsätze bringt: zu einem Parteistandpunkte bekennen sich beide Blätter offen.

Die schöngeistigen Blätter und die politischen Zeitungen sind es, aus denen in der Gegenwart die öffentliche Stimme des Lobes und des Tadels tönt. An sie ist die einflußreiche Kritik übergegangen; sie bestimmen was gelesen wird — was gekauft wird, und damit gleichzeitig, welchen Schriftstellern der Markt beschränkt und entzogen wird. Nicht mehr, wie früher, die wohlkundigen Gelehrten, sondern die Tagesschriftsteller entscheiden heute über das Schicksal der Bücher.

Zuerst haben die Unterhaltungsblätter die Bücheranzeigen an sich gezogen, nachher sind die Zeitungen diejenige Macht geworden, von welcher die Verbreitung der Bücher abhängt. An sich wäre dies förderlich, käme es nur häufiger vor, daß man in ihnen mit wirklicher Sachkenntniß geschriebene Beurtheilungen anträfe, würde nicht so oft buntes Glas für Edelsteine ausgegeben. Wie häufig lernt ja der Beurtheiler in diesen Blättern den Gegenstand, den das von ihm zu würdigende Buch behandelt, erst aus dem Buche

selber genauer kennen — wofern er nämlich die Muße hat, es durchzulesen! Aber unglücklicherweise ist den meisten Beurtheilern nicht soviel Zeit gegönnt.

Nehmen wir die Verhältnisse, wie sie wirklich liegen. Die Lesewelt der Blätter hat keine Neigung mehr sich lange mit der Nachricht von einem Buche zu beschäftigen, sondern will viele kurze Bücheranzeigen vorgelegt erhalten und der „Rezensent" will und muß von seiner Arbeit leben. Die Anzeigen müssen folglich kurz ausfallen, der Rezensent sich entschließen, sehr viele Bücher zu besprechen und jedes auf engem Raum in kürzester Frist abzuthun. Wie steht es aber dabei um seine Bezahlung? Der Druckbogen der Blätter für litterarische Unterhaltung wird mit 12, allenfalls 16 Thlrn. vergütet. Der gewöhnliche Satz von 12 Thalern ergibt für die Druckzeile ungefähr 4 und bei kleinerem Druck 3 sächsische Pfennige. Rechnet man selbst durchschnittlich eine ganze Spalte auf die Beurtheilung eines einzigen Buches, was indeß in der Regel zu hoch gegriffen ist, so ergibt sich nach dem höheren Honorarsatz doch nur ein Lohn von ungefähr 1 Thaler für jede Besprechung. Wollte um solchen Preis der Mann, welcher der lesenden Welt die Richtschnur geben soll, nur das von ihm zu schildernde Werk von Anfang bis zum Ende durchlesen (doch die mindeste Anforderung), so müßte er ein Mann von einer heutigen Tages seltenen Entsagung sein. Denn er müßte sich entschlossen haben, ärmlicher zu leben als ein Holzhacker, der für das Spalten einer Klafter Holz, welches gegenwärtig? in Leipzig mit 4—5 Thaler (NB. ohne Trinkgeld) bezahlt wird, weit eher fertig sein wird, als er mit dem Durchlesen eines oder mehrerer Bände! An ein Vergleichen gar mit andern Darstellungen desselben Gegenstandes, an genaues Prüfen einzelner Abschnitte ist also vollends nicht zu denken. Der Herausgeber dieser Blätter, Herr Geheime Hofrath Dr. Gottschall wollte diese meine Angabe damit „berichtigen" daß er drucken ließ: „Die Honorarfrage selbst fällt hierbei wenig in's Gewicht, weil die Werke zur Besprechung an solche Mitarbeiter eingesendet werden, die sie schon an und für sich in den Kreis ihrer Studien gezogen haben würden" und nennt was ich sage, „eine abzuweisende Verdächtigung"(!). Keine größere Unternehmung kann erfahrungsmäßig auf die Dauer von freiwilligen Beiträgen d. h. Ge-

schenken gut bestehen. Ab und zu wird wol ein Opfer gebracht; die Regel kann es nicht sein. Schriftsteller müssen zu leben haben; ihre bloßen Studien bringen ihnen nichts ein, kosten vielmehr noch. Zu ihrer eigenen Unterhaltung, um der Ehre oder ihres Vergnügens halber schreiben gewiß höchstens ein paar Vereinzelte für die brockhausischen Blätter. Von ihrer Arbeit und Mühe wollen sie auch Verdienst.

Aehnlich wird von andern Blättern bezahlt. Das „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ gab (wenigstens vor einigen Jahren) für die Spalte einen Thaler, Zarncke's Litterarisches Centralblatt für die Druckzeile 5 Pfennige, im höchsten Satze für eine Beurtheilung 2 Thaler; betrüge sie mehr Zeilen als 120, so werden die überschüssigen gar nicht bezahlt.

Die Lage möchte manchen Lesern nicht deutlich genug sein, weshalb ich durch Eingehen in die Verhältnisse sie dem Verständnisse näher rücken will. Ich nehme dazu eine Nummer des Zarnckeschen Centralblattes aus dem Jahre 1872, welche ich zufällig besitze, also nicht herausgesucht habe. Sie enthält Besprechungen von 20 Büchern. Die erste, der Leiter, ziemlich lang, ist eine gegen mich geschleuderte Filippica in wegwerfendem Tone, von oben herunter, von einem jüngeren, wissenschaftlich ziemlich unbedeutenden außerordentlichen Professor der leipziger Universität, Namens Ebers, der in einer Sache, in die Wenige Einblick haben, pro domo focht; ihm sind 120 Zeilen bezahlt worden, 190 hat er umsonst dazu geschrieben. Ihm lag natürlich nicht an den 2 Thalern Ehrensold, sondern am Abdruck. Folgen 19 kleinere Anzeigen von 9 bis zu 107 Zeilen. Für diese waren die höchsten Zahlungen 5 Mark 35 Pfennige, 4 Mark 35 Pfennige, 3 Mark 45 Pfennige, 3 Mark 45 Pfennige, zweimal $3^1/_4$ Mark, $2^3/_4$, $2^3/_5$, dann sinkt der Betrag auf 1 Mark und 85, 80, 35, 30, 10, 5 Pfennige, ja unter eine Mark auf 75, 60, 50 und 45 Pfennige — wahre Trinkgelder, und unter den zu diesen Preisen beurtheilten Büchern befinden sich solche, welche 1260, 754, 695 Seiten enthalten, nicht etwa neue Auflagen, sondern zum erstenmale herausgekommene, und der Herr Beurtheiler kann auch nicht etwa das Buch behalten, sondern muß es zurückgeben oder bezahlen. Nun kann sich jeder selbst ein Urtheil über den Werth bilden. Sollte ich

mich beim Abzählen um ein paar Groschen geirrt haben, so ändert das im Wesentlichen nichts*).

Ich kannte einen alten, fleißigen, von seiner Feder lebenden

*) Von den wenigen Ausnahmen, die es gibt, kann ich nicht sprechen, sondern nur von dem Gemeinüblichen, Allgemeinen. Die augsburger „Allgemeine Zeitung" zahlte mir, als ich ihr Mitarbeiter war, schon in den 40ger Jahren, als das Geld noch mehr werth war, für den nicht grade engen Bogen 50 Thlr., eine wiener Zeitung bot mir vor einigen Jahren für die kleine Bücheranzeige in's Feuilleton 20 Gulden. Freilich steht das in keinem Verhältnisse zur Bezahlung französischer Schriftsteller. Sainte Beuve bekam als junger, noch unberühmter Mann für seinen kritischen Aufsatz in's Montagsblatt des Moniteurs stets 300 Franken —, und das wurde vor 44 Jahren gezahlt. Als er einen Namen sich erworben hatte, erhielt er vom Constitutionel viel mehr.

Da ich meine Leser über ihnen theilweise verborgene Verhältnisse, soweit ich diese kenne, unterrichten, aber nicht ihr Urtheil gefangen nehmen will, so unterlasse ich nicht, auch zu ihrer Kenntniß zu bringen, was gegen meine Darstellung vorgebracht worden ist. Im Centralblatte sagt Herr Professor Zarncke (irre ich mich nicht, vor vielen Jahren einer meiner Zuhörer, dann aber keiner, dessen ich mich rühmen könnte) in der Beurtheilung der 2. Auflage dieses Buches (in 26 Spalttheilen): „Der Verfasser verliert sofort alle Fühlung, sowie er auf das Gebiet der Gelehrsamkeit tritt. Was er über gelehrte Zeitschriften, über das von diesen gezahlte Honorar u. s. w. sagt, ist unbegreiflich verkehrt." Das Centralblatt wird auch von Guido Weiß in Schutz genommen. Ich vermuthe, weil er dem Getreibe zu ferne steht. Dennoch schrieb er im Hinblick auf das oben Auseinandergesetzte: „Vor diesen stummen Zahlen muß allerdings die geschäftigste Reclame die Segel streichen. Die Lokalberichterstattung, ohne Frage die niedrigste Gattung schriftstellerischer Thätigkeit, wenn man sie überhaupt so nennen will, wird hier in Berlin mit 6, 9, ja selbst 12 Pfennigen für die Zeile bezahlt; dieselbe Notiz geht zugleich an 12 oder 20 Blätter und ist sie nicht gar zu einfältig, wird sie von den meisten gedruckt. — Das sind Pole der verkehrten Welt, welche annoch die deutsche Litteratur darstellt." — Wie bei vielen gegensätzlichen Auffassungen beruht auch hier der Widerspruch gegen meine Urtheile (soweit er nicht vom Vortheile der Getroffenen geboten ist) auf einer Verwechslung. Gewiß gaben Gelehrte Untersuchungen, selbstständige Abhandlungen häufig unentgeltlich hin und sind oft froh, daß sie abgedruckt werden, dem zeitraubenden unerfreulichen Rezensentenhandwerk liegen sie aber (einzelne Ausnahmsfälle abgerechnet) nur ob, wenn sie einen Gewinn davon haben. Die Aussprache über ein Buch, welches sie bewegt, auf ein paar Sätze beschränken zu müssen, ist überdies den Meisten widrig. Geschieht dies dennoch, so werden in sehr vielen Fällen andere Hebel dahin gewirkt haben. Die Verschweigung des Namens der Beurtheiler dient, wo verwerfliche Beweggründe obwalteten, zu einem Schilde. Der trefflichste Herausgeber eines großen kritischen Blattes kann dieses ohne eine Anzahl Mitarbeiter nicht herstellen.

Gelehrten, dem viele Jahre der Ertrag der Arbeitsstunde auf anderthalb Silbergroschen kam, der mithin 20 Stunden fleißiger Arbeit nöthig hatte, um einen Thaler zu erwerben*). Dergleichen Aufopferung findet sich wol bei solchen, welche große Werke zu Stande bringen wollen, aber um mit den Büchern Anderer die Welt bekannt zu machen, wird niemand sich selbst auf das Alleräußerste beschränken und die Nacht zum Tage hinnehmen mögen. Wenige Blicke in das Buch müssen mit Hülfe der Vorrede, des Inhaltsverzeichnisses und der etwa schon mitgebrachten Meinung vom Verfasser den Stoff zur Anzeige hergeben. Ein Professor sagte zu einem behufs Aushülfe angenommenen gewissenhaften Gelehrten, als dieser ihm über den erforderlichen Zeitaufwand klagte, „Das arbeiten Sie zu gründlich, das muß man machen, wie die Weiber Strümpfe stricken.“ An solche Art des Arbeitens gewöhnte Schriftsteller pflegen, falls ihnen ja ein längerer Raum zur Verfügung steht, anstatt einer Beurtheilung einen Auszug des Buches zu liefern. Was vor dem Erscheinen desselben geleistet worden war, ist ihnen unbekannt, und natürlich wissen sie auch nicht, wie die neue Schöpfung den bisherigen Darstellungen gegenüber sich ausnimmt. Das Naivste erzählte mir der verstorbene Ellissen in Göttingen. Als dieser einem gleichfalls schoon verstrbenen, seiner Zeit geschätzten Tagesschriftsteller T. die abfällige Beurtheilung eines nach Ellissen's Ansicht beachtenswerthen Buches vorhielt,

*) Seit dem Erscheinen der ersten Auflage ist der hier gemeinte Gelehrte gestorben; so nenne ich seinen Namen: Wilhelm Hoffmann, Verfasser vieler mühsamer, tüchtiger Schriften. Dasjenige Werk, bei welchem sein Lohn sich angegebenermaßen stellte, war die große „Encyklopädie der Erd-, Völker und Staatenkunde“, von der eine Spalte fast soviel Manuskript erforderte, als drei Seiten dieses Buches. Sein von 1851—1861 erschienenes Wörterbuch der deutschen Sprache in VI Bänden habe ich durch vieljährigen Handgebrauch als ein ganz vorzügliches Hülfsmittel erprobt, welches mir für meine Zwecke, d. h. die des Schriftstellers, mehr als das Grimm'sche gedient hat. In seinen jüngeren Jahren war er beinahe schon ernannt zu einer Professur an der leipziger Universität, als ihm ein eifriger Bewerber, Becker, den Rang ablief. Er starb am 23. Mai 1872 und hinterließ den zum drittenmal umgeschriebenen ersten Band einer Geschichte der deutschen Sprache. Wären ihm nur noch ein paar Monate Gesundheit vergönnt gewesen, so würde er diese dritte Umarbeitung zum Abschluß gebracht haben. Noch liegt sein Manuskript ungedruckt.

bekam er die Antwort: „Ich kann versichern, daß ich ganz unparteiisch gewesen bin, denn ich habe das Buch gar nicht gelesen.“!!

Zur Würdigung eines schöngeistigen Erzeugnisses sind besondere Vorstudien selten erforderlich, gleichwol steht es nicht viel besser. Gewissenhafte und kenntnißreiche Männer des älteren Geschlechtes, Gustav Kühne zum Beispiel, schweigen seit langem. Den Ausspruch eines guten Beurtheilers aus jetzigen Tagen, des Herrn Banck in Dresden, wollen wir hören: „Durchblättern wir einen großen Theil unserer deutschen Presse ohne Vorurtheil (gesteht er): die Kritik über Litteratur, Theater, bildende Künste, Musik, diese mächtigen ästhetischen Hebel der nationalen Bildung, werden hauptsächlich von Personen ausgeübt, die ohne Sachkenntiß, ohne Charakterfond, ohne geistige Befähigung für das schwierige Amt dieser hohen Mission sind, und dabei vorherrschend nur pflegen, was ihre Anschauung zuläßt: eine Entwickelung persönlicher Eitelkeit und eine kleinliche Hingabe an freundschaftliche und feindselige Beziehungen.“

Wo ist der Ernst, wo ist die Weihe hin, mit der ein Lessing, ein Tieck, ein Schlosser den kritischen Beruf übten?

Nun darf man sich aber nicht etwa vorstellen, als ob der arme geplagte Rezensent sich diejenigen Bücher heraussuchen dürfe, deren Inhalt von seinem Wissen berührt wird: er muß geschäftsmäßig das Verschiedenartigste rezensiren, diejenigen Bücher nämlich, welche der Herausgeber ihm zuzusenden beliebt. Man darf auch nicht etwa denken, daß der Herausgeber von einem kritischen Olymp aus die Bücherwelt überschauend aus ihrem Gewimmel hervorzieht, was verdient den Blicken der Menschen vorgestellt zu werden. Bewahre! Er gibt zur Beurtheilung seinem Mitarbeiter oder bespricht selber was die Herren Verleger ihm einzuschicken die Güte hatten Wie besäße er Zeit, um alles Erscheinende sich zu kümmern? Woher Geld, alle einschlägigen Bücher zur Durchsicht zu kaufen? Im Gegentheile sollen manchmal, wie wir bestimmt erfahren haben, die eingesendeten Freiexemplare mit dem Erlös ihres nachträglichen Verkaufs an einen Antiquar oder in einer Bücherversteigerung noch einen Beitrag zu den Unterhaltungskosten der Zeitschrift abwerfen, was, nebenher bemerkt, ein recht gewichtiger Grund ist, bei den Besprechungen schlechter Machwerke

Nachsicht und Milde walten zu lassen, damit die Herren Verleger nicht die Lust zu Einsendungen verlieren. In einem vom Buchhändler=Börsenblatte abgedruckten Vorschlag zur Herausgabe einer kritischen Zeitschrift war in der beigefügten Berechnung der Ertrag von den zu verwerthenden Rezensions=Exemplaren auf 2—300 Thaler veranschlagt.

Eine äußerst gewichtige Zeitung, welche in mehr als fünfzehntausend Abdrücken verbreitet wird und zu den besser bezahlenden gehört, bringt allwöchentlich eine Reihe von Bücherbeurtheilungen aus allen Zweigen des Wissens und allen Arten der Unterhaltung. Wie sie es gegenwärtig betreibt, wissen wir nicht, wie sie es aber vor einer Anzahl Jahren betrieb, sind wir zuverlässig unterrichtet. Zur Fertigung aller dieser Beurtheilungen war damals ein Mann bestellt und sein Verdienst davon war ein solcher, daß er, wenngleich unverheirathet, den Zuschnitt sich machen mußte, je an einem Tage der Woche den Bücherstoß abzuarbeiten, welchen dies Geschäft ihm zukommen ließ und nach gemachtem Gebrauche zurück empfing. Hiernach bemesse man den Werth seiner Anzeigen. Im Dienste dieser Zeitschrift stand für die gedachte Leistung ein noch junger Mann, bei dessen redlichem Willen und Eifer nur zu bedauern war, daß ihm Gymnasial= und Universitätsstudien abgingen: indeß löste sich das Verhältniß zwischen dem Besitzer der Zeitschrift und diesem wohlgesinnten Mitarbeiter auf, weil letzterer sich wiederholt beikommen ließ, nicht nur seine eigene Meinung zu behaupten, sondern sogar mitunter vortreffliche Bücher anzuzeigen, von denen keine Freiexemplare eingegangen waren*).

---

*) Wie hier, ohne nähere Angabe, hatte ich vor ungefähr 15 Jahren in der augsburger Allgemeinen Zeitung mich in allgemeinen Betrachtungen geäußert. Der Zufall führte mich einige Tage nach der Ausgabe des betreffenden Blattes in fremdem Auftrag in die Geschäftszimmer dieser Zeitschrift. Sogleich bezogen sich Herausgeber und Verleger auf meine Auslassungen, indem sie dieselben als vollkommen irrig bezeichneten. Abgesehen davon, daß sie das Gesagte auf ihre Zeitschrift gedeutet hatten, wozu keine Veranlassung gewesen wäre, wofern es nicht zutraf, muß mich der Umstand, daß ich meine Mittheilungen von zwei Rezensenten empfing, mit denen ich, während sie nacheinander die Bücherbeurtheilung in dieser Zeitschrift besorgten, viel verkehrte, bestimmen, wörtlich zu wiederholen, was ich damals in Druck gab.

So sind es denn die Verleger, welche im Großen bestimmen, was zur Anzeige kommen soll.

Nun tritt „die Reclame“ hinzu, welche verursacht, daß die Blätter von Anpreisungen schlechter und mittelmäßiger Bücher voll sind, während sehr viele gediegene Werke für die Besprechungen gar nicht vorhanden zu sein scheinen*). Das Volk hat ein gewisses Lesebedürfniß, nur gebricht ihm die Einsicht, um richtig auszuwählen, woran es seine Zeit verwendet. Nachlässig verfahrend nimmt es auf's Gradewohl hin, was ihm nahe gebracht oder (gleichviel von wem) empfohlen wird. Nicht blos das Schöngeistige, sondern auch die strenge Gelehrsamkeit unterliegt theilweise solchen schädlichen Einflüssen. Diese Schwäche beuten die Unternehmer aus. Die meisten Blätter, welche ein besonderes Geschäft von Bücherbesprechungen machen, befinden sich in Abhängigkeit von Buchhändlern oder von Kotterien; höchstens die ganz abgeschlossene Fachgelehrsamkeit bewahrte noch die ehemalige Tüchtigkeit und fordert noch immer tüchtige Leistungen. Aber ein Verderben, welches einmal Wurzel geschlagen hat, greift um sich. Der Geist der Wahrhaftigkeit hat gelitten. Es gibt leider Gelehrte, die, weil sie das geringfügige Honorar nicht reizen kann, aus einem andern Grunde regelmäßige Beurtheiler von Schriften sind, nämlich um gelegentlich ihre Freunde loben, und ihre Gegner herunterreißen zu können! Je allgemeiner und zugänglicher ein Wissenszweig ist, desto schlim-

*) Der Verleger der „Spener'schen Zeitung“, Heiberg erließ folgendes Rundschreiben an die deutschen Verleger: „Berlin Anfang März 1874.“ Beifolgend beehre ich mich, Ihnen das Litteratur-Blatt der „Spener'schen Zeitung,“ welches in Zwischenräumen von circa drei Wochen erscheint, zu übersenden. Ich bitte Sie, daraus Veranlassung zu nehmen, einerseits der Redaktion so rasch wie möglich die Novitäten Ihres Verlages einzusenden, andererseits — in Ihrem eigenen Interesse ein Inserat bei gleichzeitiger Rezension für die Folge aufzugeben. Die zahlreich eingehenden neuen Erscheinungen werden unseren Standpunkt rechtfertigen, diejenigen Novitäten unbedingt in erster Linie und am ausführlichsten zu besprechen, denen zugleich der Auftrag zum Abdruck eines Inserates beigefügt ist. Wir vergüten auf die Insertionen 25 Prozent Rabatt. Hochachtungsvoll Hermann Heiberg. Verte!“ Es folgt ein Schema zur Unterschrift: „Herrn Hermann Heiberg in Berlin zur Nachricht, daß ich der Redaction der „Spener'schen Zeitung“ die Novitäten meines Verlags für die Folge einsenden werde; daß ich ein für allemal den Abdruck eines viergespaltenen zwölfzeiligen Inserates bei gleichzeitigem Gratis-Hinweis auf die erfolgte Rezension gestatte.“

mer steht es um die Beurtheilungen der einschlagenden Erscheinungen. Am übelsten daher vielleicht in Ansehung der Geschichte. In Sybel's historischer Zeitschrift waren die Bücherbeurtheilungen (natürlich die wenigen abgerechnet, welche Waitz, Warnkönig und Männer ihres Schlages schrieben) dermaßen oberflächlich und so ohne Sachkenntniß abgefaßt, daß ich schon längst die Zeit, sie zu lesen, mir erspare. Auch die Beurtheilungen in der augsburger Allgemeinen Zeitung haben sich verschlechtert. Umständliche Würdigungen geschichtlicher Werke sind kaum irgendwo unterzubringen, was ich daher weiß, weil mehrere angesehene Gelehrte sich mit Anfragen an mich gewendet haben, wo sie wol solche zum Abdruck bringen könnten. Die Folge dieses Zustandes ist eine überaus nachtheilige. Die Hauptwerke der deutschen Geschichtschreibung kommen theils gar nicht, theils nur im Vorbeigehen zur Besprechung. Erinnern sich etwa unsre Leser Niebuhr's Vorlesungen, von denen seit 1851 zehn Bände erschienen sind, die sechs Bände von Schlosser, welche er seiner von Kriegk bearbeiteten allgemeinen Geschichte neu hinzufügte, Kortüm's griechische Geschichte in drei Bänden — ich nenne drei Werke von größter Bedeutung — öfter besprochen und erwähnt gefunden zu haben? Gewiß nicht. Hingegen Mommsen's in ihrer Auffassung grundverkehrte und nicht einmal durchweg in Einzelheiten genaue Römische Geschichte, die von Parteigeist durchdrungenen und außerdem über das Mittelmäßige sich weniger hebenden Schriften von Häusser, Sybel, Droysen und ihren Nachtretern findet man überall ausposaunt. Die Schule preist sie, die gothanischen Blätter heben sie mit Anempfehlungen hervor, die übrigen Zeitungen (auch wiener!) drucken das Lob diesen nach. Ich will die Beispiele nach beiden Seiten hin nicht mehren, sondern lieber auf ein anderes Gebiet hinweisen. Seit Rückert's Ableben war unter den lebenden Dichtern Deutschlands der größte Hoffmann von Fallersleben*), der mehr als einen Anspruch auf Unsterblichkeit hat — wann hörte man denn einmal

*) Auch er ist jetzt nicht mehr auf Erden. Er starb am 20. Januar 1874. Zugestanden, daß das Schauspiel höheren Werth als das Lied hat, so stehen doch vollendete Lieder höher als Schaustücke, die zwar Lob verdienen, aber auch Ausstellungen zulassen. Er hat den Ton des Volksliedes getroffen und seine Gesänge leben im Munde; seine „Kinderlieder" stehen überdies einzig da.

ihn loben? Man muß sich zuviel mit den Dichterlingen beschäftigen, die nur die Gegenwart, aber keine Zukunft haben! Vor einem Jahrzehnt besuchte mich ein bedeutender schwedischer Geschichtschreiber, der unterdessen in seinem Vaterlande eine sehr hohe Stellung eingenommen hat; im Laufe des Gesprächs wies ich auf einige vorzügliche neue Werke hin, von deren Vorhandensein er nichts wußte. „Mein Gott, sagte er, wir sind im Ausland recht übel daran. Ich habe öfter sehr angepriesene Schriften mir kommen lassen und sie des Lobes gar nicht werth gefunden; vom Erscheinen dieser Bücher, auf die Sie mich hinweisen, habe ich nichts erfahren. Die Kritik muß in letzter Zeit bei Ihnen in Deutschland sehr gesunken sein. Welches Blatt haben Sie denn, auf das man sich verlassen kann?" Welches? Keines!

Für gute Bücher strengt der Verleger selten sich an. „Die werden sich selber empfehlen", denkt er und scheut die schweren Auslagen und Arbeiten für das Bekanntmachen. Er wartet die Nachfrage ab. Für die Spreu bemüht er sich auf's äußerste, denn diese ist nur zu verbreiten durch Windmachen, durch geschickte Nachhülfe. Da gehen denn natürlich die leichtgeschürzten und schwächlichen Bücher viel besser ab als die guten. Selbstverlag der Verfasser ist auf dem Markte so gut wie verloren. Aus diesem Zustande erwächst für die Schriftsteller selber keine geringe Verlegenheit. Will nämlich ein Verfasser seinem Buche Aufmerksamkeit zuwenden, es in der Fluth der Bücher nicht verkommen lassen, so muß er sich heutzutage darum bemühen, seine Freunde, seine Bekannten in Anspruch nehmen — ja wol gar sich selber beurtheilen!! Das widersteht doch Manchem. Schon ganz gewöhnlich ist es indeß geworden, daß, wie die Verleger so Verfasser selbst die Anzeigen ihrer Schriften den Zeitungen zukommen lassen. Was wollen sie machen? Einer meiner Bekannten ersuchte einem ihm gleichfalls befreundeten Zeitungsmann, in den Spalten seines Blattes einen von ihm jüngst herausgegebenen Roman zu besprechen. „Mit Vergnügen — lautete die unbefangene Antwort — geben Sie mir nur gleich die Anzeige her." Die Zeitungsherausgeber haben keine Zeit übrig, Bücher durchzulesen, über sie nachzudenken, Würdigungen derselben abzufassen; sie drucken ab, was ihnen in die Hand gegeben wird. Daß es ehrenwerthe Ausnahmen gibt, daß nicht

die Naturwissenschaften entsprachen Roßmäßler's Darstellungen in ihr, der Sorge eines jeden für seine Gesundheit kam Bock mit seiner Klarheit und derben Offenheit zu Hülfe, und wer recht Spannendes begehrte, um seinen Müßiggang zu würzen, dem thaten Temme's Kriminalgeschichten Genüge. Andere Modeschriftsteller wurden nach und nach herangezogen, in der Regel die Namen der Verfasser genannt, dem Fortschritte der Zeit gehuldigt, größere Holzschnitte auch beigegeben, der Preis auffallend billig gestellt. Die Aufsätze zielten mehrentheils dahin, einen starken Eindruck hervorzubringen, wobei Richtigkeit und Genauigkeit Nebensache war. G. Rasch fand hier für seine Art ein offenes Feld. Damit aber jeder Familienvater die Gartenlaube den Seinigen getrost in die Hände geben könne, wurde sorglich alles fern gehalten, was sich mit strenger Sitte nicht wohl verträgt. So fand Keil, im deutschen Buchhandel bis dahin unerhört, jedes Jahr zehntausend und mehr neue Abnehmer. Am Ende des ersten Jahres hatte er 5000, am Ende des zweiten 14,500, am Ende des dritten 35,500. Reißend stieg nun der Absatz. 1860 betrug die Auflage 86,000, 1861: 100,600, 1863 gegen 160,000! Solchen Absatz hatte bis dahin vielleicht kein Blatt in Europa gehabt; das Petit Journal Millaud's in Paris, von dem ein Stück nur 5 Centimes kostete, hat sich erst später zu 300,000 Abnehmern aufgeschwungen. Fast 3 Wochen erforderte der Druck einer Nummer. Ein auf den Eindruck berechneter Aufsatz, der die Junker den Untergang eines preußischen Kriegsschiffes, der „Amazone", tückisch verursacht zu haben beschuldigte, eine Erzählung, deren Unwahrscheinlichkeit mit Händen zu greifen war, zog Ende 1863 der Gartenlaube, obwol ihre meisten Mitarbeiter Nationalvereinler waren, ein Verbot in Preußen zu und kostete ihrem Besitzer etwa 50,000 Abnehmer, hat indeß, da die Bestellungen aus Süddeutschland und Amerika sich mehrten, das Steigen des Blattes so wenig aufgehalten als der Wetteifer anderer Blätter, welche in die Fußtapfen der Gartenlaube eintraten. Ende 1865 stand sie wieder mit 150,000 Auflage da. Herr Keil versuchte seiner Gartenlaube den Markt in Preußen dadurch zu erhalten, daß er die nach Preußen gesendeten Abzüge mit anderem Titel versah und in ihnen kleine Veränderungen vornahm; allein die Wac-

samkeit der preußischen Regierung vereitelte jedes solche Beginnen durch ein neues Verbot. Als die Preußen 1866 in Sachsen einfielen, verboten sie die Gartenlaube, nahmen indeß nach ihrem Siege bei Sadowa das Verbot wieder zurück, zu dem sie im Grunde um so weniger Veranlassung gehabt hatten, als Keil schon längst unter schwarzweißer Flagge gesegelt war, der er auch treu blieb. 1867 betrug der Abnehmerstand 215,000, in 9 Monaten bekam sie 83,000 neue Abnehmer. Ende 1869 zählte sie 260,000, 1872: 310,000 Abnehmer, Ende 1874 druckte sie 380,000.*)

Nachdem die Unterhaltungsblätter „für die Gebildeten" schon eine Weile untergegangen waren, schossen ferner Zeitschriften auf, die sich (wie vordem das Pfennigmagazin) an die breite Masse des minder gebildeten aber leselustigen Volkes wendeten, Blätter, die während sie von der höheren Schicht, und zwar mit Recht, unbeachtet gelassen wurden, bei der Menge wirklich Eingang fanden. Gar mancher Geselle hält sich, um am Abende auch etwas zum Lesen zu haben, sein Blättchen. Billigkeit und Bilder sind da Erfordernisse. Die Billigkeit macht geringen Aufwand für die Herstellung nothwendig. Der in Leipzig ansässige Buchhändler Payne (ein Engländer wie sein Geschäftsführer) beutete zuerst solche Unternehmungen „für das Volk" aus und brachte durch Herumträger den Absatz seiner Blätter auf 40—50,000 Stück. Für das Volk hielt man leider das Schlechte gut genug. Gewann das Payne'sche Geschäft wol ab und zu mittelst guter Bezahlung von einem namhaften Schriftsteller ein paar Arbeiten, so ließ es doch die Fülle des nöthigen Stoffes durch Schriftsteller besorgen, die in ihm selber als „Halb-", „Drittel-" und „Viertel-Gelehrte" bezeichnet wurden. An Mangel leidenden Schriftstellern ist kein Mangel. Stets fanden sich solche, die unter dem Drucke harter Noth um geringe Zahlung und natürlich eilfertig schrieben. Eine Reihe derartiger „Volksblätter" ist seit dem Beginn der 60er Jahre durch unternehmungslustige Verleger entstanden, manche

*) Die Angabe der vorigen Auflage dieser Schrift war allzu hoch; ich hatte sie aus dem Munde des Herausgebers, aber dieser hatte die Auflage einer versendeten Probenummer im Gedächtnisse gehabt.

haben es in einem verhältnißmäßig engen örtlichen Bereiche ebenfalls zu 30—50,000 Abnehmern gebracht. Auf wirkliche Güte wird geringer Werth gelegt, da hieran der Absatz nicht hängt.

Diese im Zeitschriftenwesen vorgegangene Veränderung verdient Aufmerksamkeit. Ihre Lichtseite ist, daß gegenwärtig Blätter bestehen, die 10- und 50-mal mehr Abnehmer besitzen, als die früheren Unterhaltungsblätter, welche fast nur in Lesekreise und öffentliche Wirthschaften gingen, daß für das Lesen ein bei weitem größerer Bruchtheil des Volkes sonach gewonnen ist und also das Schrifttum an äußerer Bedeutung zugenommen hat. Die Schattenseite ist, daß im Inhalt eine Herabstimmung gegen früher erfolgt ist. Jenes höhere Streben, welches die alten Unterhaltungsblätter hervorrief, ist nicht mehr Triebfeder; die neuen Blätter für das Volk sind reine Geschäftssache, sollen blos „amüsiren", um Geld abzuwerfen. Der Schöngeisterei schwebte doch ein Ideal vor. Ehedem waren die Schriftsteller sich dessen bewußt, daß Unterrichtete, welche einige Ansprüche machten, ihren Leserkreis bildeten, und daß sie sich abfälliger Beurtheilung aussetzten, wofern sie sich nicht einige Mühe gaben: heutigen Tages ist nur für die gehörige Menge Lesefutter zu sorgen; übrigens weiß man, daß man den Geschmack Ungebildeter befriedigt, sobald man nur Buntes und Grelles darreicht. An die Stelle des „Eleganten" trat häufig plattes Gewäsch. Versicherte mir doch ein sehr wohlmeinender Schriftsteller, daß es ihm in der Regel schwer falle, diejenigen Arbeiten anzubringen, die er selbst für seine besseren halte, wohingegen solche, die er sich manchmal fast gescheut hatte anzubieten, nicht nur sofort angenommen, sondern gewöhnlich auch von vielen andern Blättern nachgedruckt worden seien. Derselbe äußerte zu mir ein andermal, kürzlich: als Geschäftsmann müsse er sagen, die Gränze sei enggesteckt, bis zu welcher man gehen dürfe; überschreite man sie nur einen Schritt, indem man sich höher halte, so sei es mit dem Gewinne aus. Den Anforderungen der Schönheit darf nicht vor allem andern Rechnung getragen werden. Ideal und Mode kehren einander den Rücken. In einer gewissen Niedrigkeit muß sich bewegen, was für die Fassungskraft und den Geschmack der Menge geeignet sein soll. Dergestalt sind kleine Blätter mit großem Absatz

jetzt vorhanden, die eher einen Rückfall unserer Bildung als deren Höhe zeigen. Hoffen wir, daß die Zukunft eine Besserung ihres Inhalts bringen wird.

Dem Unterhaltungsbedürfnisse kamen ferner die Zeitungen mit ihren „Feuilletons", d. h. einer Plunderkammer, entgegen; die größeren halten sogar dafür einen besonderen Herausgeber. Denn sie wollen auch der um das öffentliche Leben sich nicht kümmernden Familie ihres Abnehmers etwas bringen. Aber für die Zeitungen bleibt selbstverständlich das Feuilleton bloße Beigabe und Nebensache; jene Sorgfalt, welche die Herausgeber der Unterhaltungsblätter für die gebildete Welt anwendeten, findet nur in wenigen Zeitungen statt. Ihr unterhaltender Theil unter dem Striche ist daher gewöhnlich ein Mischmasch ohne Ziel und Zweck und enthält allerhand Kehricht, in dem meist auch das Werthvolle verloren geht. Eine Zeitung druckt der andern waidlich nach, wobei sie den Verfasser bestiehlt. Ein und dieselbe Nachricht wird öfter aufgewärmt. Von Zeit zu Zeit begegnet man daher alten Bekannten — sogar Meidinger'schen Anekdoten! Da wurden besonders schaurige Mordgeschichten beliebt, mit denen die Einbildung unreifer Leser gründlich, selbst in bedenklicher Weise verdorben wird. Vor ein paar Jahren starb in Wien ein sogenannter Lokalkorrespondent, der „Saisonnotizen" in Fächer geordnet vorräthig liegen hatte, um nach Bedarf jederzeit seine Blätter mit „pikanten" Neuigkeiten zu versorgen. Der gemeine Haufe der Leser bedarf Derbes, Grelles, Erschütterndes, um sich angeregt zu fühlen, und schnappt gierig nach aufreizender Kost. Unglücksfälle und Uebelthaten, die Stoff zur Unterhaltung im Kreise gleichgesinnter Bekannten abgeben, sagen Vielen vorzugsweise zu; eine blos mit solchen Vorkommenheiten sich beschäftigende Zeitung fände wahrscheinlich zahlreiche Abnehmer. Ein Herausgeber erzählte mir einmal in guter Laune, er besitze einen kleinen Vorrath schöner schrecklicher Geschichten. Nach Verlauf mehrerer Jahre bringe er sie immer wieder als neueste Ereignisse zum Vorschein und er habe sein Vergnügen daran, wie sie dann regelmäßig durch die ganze Presse liefen. Ein Blaustrumpf in Berlin versorgte namentlich mit bluttriefenden Geschichtchen manche Blätter und schwärzte in sie die haarsträubenden Ausgeburten des eigenen Hirnes als wirkliche

Vorfälle ein. Je grausiger, desto beliebter. An solchen aufgeputzten Bildern verunstalteten Seelenlebens, empörender Roheit und verruchter Bosheit, die Abscheu hervorrufen müßten, berauschen sich Leser und Leserinnen und ihr mit Gemälden des Schreckens und der Häßlichkeit angefüllter Sinn wird abgestumpft gegen das Schöne und Edle und zugänglicher für das Schlechte.

Drei Gattungen von Zeitschriften sollen nur mit wenigen Worten berührt werden. Zuerst die gelehrten Fachblätter, deren Vertheilung auf einzelne Zweige in förderlicher Weise zugenommen hat. Sie sind gewissermassen von Vielen stückweise geschriebene Bücher und ihre Aufsätze behalten oftmals lange ihren Werth. Beklagen wir, daß ein thörichter Gelehrtenstolz so manchen Professor abhält, seine Behandlung des gewählten Gegenstandes derartig einzurichten, daß sie auch für Nichtfachkenner verständlich und genießbar ausfällt, wozu allerdings mehr Kunst und tiefere Einsicht gehört, als den Pedanten zu spielen, so können wir doch nicht unbeachtet lassen, daß in unserer Zeit die Voraussetzungen zum Verständniß in gar vielen Theilen des Wissens bei weitem größer geworden sind, als sie noch im Anfange unseres Jahrhunderts waren. Insonderheit gilt dies von fysikalischen, überhaupt naturwissenschaftlichen Abhandlungen, und Zeitschriften solchen Inhalts werden daher blos Gebildeten großentheils unzugänglich, dieweil sie gelehrte Leser voraus setzen. Der Fysiker Schweigger in Halle vermochte noch für den Bogen seiner Zeitschrift den Mitarbeitern 10 Thaler zu bezahlen und gewann dabei beträchtlichen Ueberschuß, wiewol neben ihr Gilbert's Zeitschrift für Fysik bestand. So viele Leser fand sie. Heute können Poggendorff's „Annalen der Physik und Chemie", die an beider Stelle getreten sind, den Beiträge Liefernden (wenn ich anders recht berichtet bin) nichts zahlen, was übrigens bei vielen anderen gelehrten Fachzeitschriften nicht minder der Fall ist. Der Tüchtigkeit der Leistungen thut dies natürlich keinen Eintrag, aber die Gelehrten sind schlechter gestellt, denn sie müssen jetzt mit größerer Aufopferung arbeiten. Es gibt Wissenschaften, wie die Mathemathik, die Sternkunde, in denen der Ausbau und Fortschritt weniger in Büchern als in den für sie bestimmten Zeitschriften sich vollzieht. Der Forscher muß die Jahrgänge derselben sich aneignen.

In Beziehung auf die unterrichtenden, den Fortschritten der Naturkunde und des Gewerbswesens zugewendeten Zeitschriften bemerkte schon 1833 der breslauer Professor Schön, „man könne beinahe sagen, daß die gesammte Natur- und Gewerbswissenschaft sich in Journalistik verwandelt habe". An diesem Ausspruch ist viel Wahres, wenngleich er übertrieben ist. Am schnellsten wird der Umtausch neugemachter Erfahrungen durch Zeitungen vermittelt, und die Bekanntmachung eines erfolgreich angestellten Versuches oder einer mathematischen Berechnung von hohem Werth erfordert selten so viel Raum, daß sie zur Veröffentlichung in einer besonderen Schrift geeignet erscheinen könnte. Ihr Platz ist in einer Zeitschrift, wo sie überdies vor die Augen der meisten Fachgenossen gelangt.

Daher der Aufschwung des gewerblichen Zeitungswesens.

Dingler's „Polytechnisches Journal", welches Cotta zuerst 1820 erscheinen ließ, bildet den Uebergang von den wissenschaftlichen Zeitschriften zu denen, welche einen Erwerbszweck im Auge haben. Die Blätter für Handel und Verkehr, für Landwirthschaft, Forstkunde, Gartenbau und Obstzucht, die Bauzeitung, der Bergwerksfreund, die Zeitschrift für Seewesen, die Blätter für Kriegssachen (1873 an 20), für Seewesen (4), auch die von allgemeinen Gewerbvereinen herausgegebenen Blätter für Gewerbtreibende sind dessenungeachtet immer noch als wesentlich gemeinnützig anzusehen, selbst die zahlreichen Modezeitungen, deren es gegenwärtig 28 gibt! Die Baukunst hat jetzt 23, der Bergbau 8, die Bienenzucht 7, der Weinbau 5 Blätter, sogar eine Milchzeitung erscheint in Danzig und eine Briefmarkenzeitung in Dresden. Für den Handel sorgen 20, für Gewerbe 70, für die Landwirthschaft im weitesten Sinne 80, für Forst- und Jagdwesen 20 Blätter. Deutschland hat Blätter wie die Weinzeitung (in Mainz), der Bienenfreund (in Frankenberg) und die Honigbiene (in Berlin), Blätter für Geflügelzucht (in Dresden), das Hopfenjournal (in Nürnberg), 3 Blätter für Pferdezucht und Sport.

Mit dem 1834 auftretenden „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", welches nur an Buchhändler abgegeben werden sollte, erhob sich die technische Journalistik. Seitdem sind eigentliche Geschäftsblätter in großer Anzahl hervorgerufen worden, welche nicht

nur einem einzelnen Berufe dienen, wie schon die soeben genannten, wie die Postzeitung, die Zeitungen für Versicherungen, für Fotografie, Gasbeleuchtung, die Feuerwehrzeitung (in Wien 1866) u. dgl., sondern auch dazu bestimmt sind, gewisse besondere Belange der ein gleiches Geschäft Betreibenden zu fördern und dem Geschäft Vorschub zu leisten. Mögen diese Aufgabe schon theilweise die Auswanderungs-Zeitungen und das Blatt des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen haben, so ist dies namentlich der Fall bei den Zeitschriften für Branntweinbrenner, Spiritusfabrikanten, Bierbrauer, für Tischler, Wagenbauer, Mühlen- und Maschinenbauer, Müller, Färber, Papierfabrikanten, Buchbinder, Hutmacher, Gerber, Schneider, Schuster, bei der Töpfer- und Zieglerzeitung, der für Wollengewerbe, bei Martin Gerlach's „die Perle, Musterblätter für Juweliere und Goldarbeiter", dem Journal für Tapezierer. Berlin hat eine „Allgemeine Schlächterzeitung" und ein Blatt „Coiffure". In Trier erscheint ein „Centralblatt für Holzhändler". Manche von diesen sind „Organe von Vereinen". Die Buchdruckereibesitzer geben „Annalen der Typographie", die Verbände der Buchdruckergehülfen geben „Vorwärts" in Wien, die „Helvetische Typographia" in Bern und den „Correspondenten für Deutschlands Buchdrucker und Schriftgießer" in Leipzig heraus, um ihre Anliegen zu fördern. Sehr rasch breitet sich diese Art das Zeitungswesen zu benutzen, die unsere Väter oder Vorväter noch nicht kannten, aus. Ein Gewerbe nach dem andern schafft sich sein Blatt. Für den 1. Januar 1874 war in Leipzig eine „Allgemeine Kürschnerzeitung" und in Berlin eine „Neue deutsche Friseur-Zeitung" angekündigt. Für die verschiedensten Bedürfnisse wird zu sorgen gesucht.

Daß diese Presse Fortschritte verbreitet, ist sicher förderlich und gut. Ein Blick in die Gasthofzeitung genügt aber auch, um zu belehren, daß eine ihrer Hauptaufgaben darin besteht, durch gegenseitige Mittheilungen der Gasthofsbesitzer die Preise heraufzuschrauben. Den Organen der Gerber und Papierverfertiger wurde das Nämliche (ob mit Recht, weiß ich nicht) vorgeworfen. Diese Blätter gehören weniger dem Schrifttum als dem Geschäft an, welches letztere sich der Presse für seine eigennützigen Vorhaben bemächtigt hat. Ihre Anzahl hat in der jüngsten Zeit außer-

ordentlich zugenommen. Denn sie entsprechen wirklich einem Bedürfnisse. Während das „Literarische Centralblatt“, zufolge der vom Engler'schen Annoncenbureau in Leipzig 1866 herausgegebenen Uebersicht der gelesensten Zeitungen, es nur auf 1000 Abnehmer gebracht hatte, setzte damals „der Bierbrauer“ 1200 Stück und das „Magazin für Briefmarkensammler“ 1400 ab!

Seit 1791 Becker in Gotha neben einem „Adreßcomptoir“ den täglich herauskommenden „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ stiftete, welcher vom Kaiser 1793 zum öffentlichen Anzeigeblatte des deutschen Reiches erhoben wurde, sind örtliche Anzeiger überall wo es sich zu verlohnen schien entstanden und haben gewöhnlich auch versucht, Zeitungen wie Unterhaltungsblätter Lesern, die geringe Ansprüche machen, zu ersetzen. Diese „Intelligenzblätter“, wie sich manche hochtrabend nennen, sind für viele Bürgerfamilien das Einzige, was sie lesen. In demjenigen, was sie außer den Kundmachungen bringen, bestehen sie gewöhnlich als bloße Schmarotzerpflanzen. Der Nachdruck hilft ihnen fort. Fast jedes Städtchen hat sein eignes Blättlein, eine Mittelstadt in der Regel ein paar. Wie Pilze sind diese kleinen Wochenblätter aufgeschossen. So unscheinbar jedes einzelne ist, alle zusammengenommen besitzen eine keineswegs zu übersehende Bedeutung. Sie sind es grade, die in die große Masse des Volkes eindringen und ihr Vorhandensein steht der Ausbreitung der größeren, besseren Zeitungen im Wege. Da und dort, an sehr vielen Stellen kleine, schwache Lämpchen, nur spärlich eine weithin strahlende Flamme: das ist die Beleuchtung Deutschlands durch seine Presse.

Ob Fortschritt oder Rückschritt in dieser ganzen Wendung zu erkennen ist, erwäge der geneigte Leser selber: ihm sei auch anheimgegeben, näher zu untersuchen, wie weit die im Zeitschriftenwesen zu Tage gekommenen Erscheinungen von der vollen großen Bewegung des öffentlichen Lebens erzeugt worden sind, wie weit in ihnen ein eigner bestimmter Wille waltete und in die Außenwelt eingriff.

Bedauern müssen wir, daß allzuviel Blätter in Deutschland bestehen. Der Wetteifer im Gewerbe hat zu einer übermäßigen Zersplitterung geführt, welche dem Durchgreifen guter Gedanken hinderlich ist und der Tagespresse einen Theil der sonst

möglichen Wirkung raubt. Wuttig's „deutscher Zeitungs-Katalog für 1865" zählte drittehalbtausend Blätter auf und bezeichnete sich selbst nur als „annähernd" vollständig. Den Umfang der Tagespresse in der deutschen Sprache am Beginne des Jahres 1874 auf fünftehalbtausend Unternehmungen, ungerechnet der außerhalb Europa's bestehenden, veranschlagend, muthmaße ich eher viel zu niedrig als zu hoch gegriffen zu haben*). Allerdings habe ich dabei Verordnungs-, Anzeige- und Amtsblätter der Regierungen, Badelisten der Bäder, in regelmäßiger Folge erscheinende Bücher gleich Hentschel's Telegrafen für Reisende mitgezählt, aber derartige Erscheinungen müssen denn doch mit eingerechnet werden. Am Bekanntmachen fehlt es also in Deutschland durchaus nicht, indeß das Bekanntwerden hat damit nicht in gleichem Grade zugenommen. Mit zu zählenden Ausnahmen laufen die Blätter nur in einem engen Bereiche um, und wem ist der Zeit- und Geldaufwand zuzumuthen, viele Blätter des nämlichen Schlages neben einander durchzusehen? So liegt im Reichtum und der Fülle unseres Zeitschriftenwesens eine Schwächung.

*) Derartige Berechnungen gewähren stets nur ungefähre Angaben. Vermöchte man mit größter Genauigkeit die Unterlagen herbeizuschaffen, so würde doch am Tage des Abschlusses die gefundene Zahl nicht mehr richtig ausfallen, weil inzwischen Veränderungen vorgegangen sind. Ich habe der Veranschlagung zu Grunde gelegt den vom berliner Postzeitungsamt ausgegaugenen „Preis-Courant über die für das Jahr 1874 zu beziehenden Zeitschriften" und von seinen Nachträgen noch die beiden ersten (der zweite ist vom 5. Januar 1874 datirt) in Betracht genommen. Ich zählte 3841 und wenn in dem Theile: Rußland die blos mit deutschem Titel angegebenen hinzuzurechnen sind: 3862. Alsdann musterte ich das vom österreichischen Staate ausgegebene „Preis-Verzeichniß der in der österreichisch-ungarischen Monarchie und im Auslande erscheinenden Zeitungen und periodischen Druckschriften vom Jahre 1874 an" und fand 467, die in der berliner Liste mangeln. Dies ergibt zusammen 4329. Nun bescheidet sich aber die preußische Aufzählung ausdrücklich darauf, blos die „gangbarsten" aufgeführt zu haben und sie ist auch in der That von Vollständigkeit namentlich in Ansehung der in kleinen Städten herauskommenden Blätter weit entfernt. Kenne ich doch selbst verschiedene Blätter Norddeutschlands, die in ihrer Liste nicht stehen. Aus der Schweiz kennt sie 207, während doch schon 1872 nicht weniger als 266 deutsch geschriebene schweizer Blätter namhaft gemacht werden konnten. Aus Nordamerika zählt sie 26 auf, aber es gibt 462. In deutscher Zunge mögen daher überhaupt in unseren Tagen mehr als fünftausend Blätter herauskommen.

In eben diesem Maße ist dagegen nach einer andern Seite hin die Bedeutung der Tagespresse gewichtiger. Denn es hat (abgesehen von den durch die Blätter in Umlauf gesetzten Gedanken) die äußere Thätigkeit, welche zu ihrem Erscheinen in Anspruch genommen wird, einen weit größeren Umfang als man gemeinhin sich vorstellt. Allein für München ward in dem einen Jahre 1864 die Anzahl der daselbst gedruckten Zeitschriften auf 30—31 Millionen Nummern geschätzt. Wie viel Stoff und Arbeit wurde dazu verbraucht! Unzählige Menschen erwerben demnach in der Gegenwart unmittelbar oder mittelbar ihren Unterhalt von der Tagespresse, sind bis zu dem Lumpensammler, der für den Papiermüller sich müht, in der Weise ihres Bestehens an sie geknüpft.

V.

Die deutsche Zeitungspresse ist eine doppelte. Es gibt eine solche in Deutschland, und eine zweite im Ausland. Von der auswärtigen ist die in den Vereinigten Staaten die bei weitem bedeutendste.

Unkundig der Zustände jenseits der See theilen wir Einiges aus dem Gutachten mit, welches über „die Presse in den Vereinigten Staaten" ein vielgereister Mann von gesundem, tiefeindringenden Urtheil, der selber Buchhändler und Schriftsteller ist, Eduard Pelz, im „Chicago Telegraph" 1862 erstattete. Er schildert ihren Zustand mit folgenden belehrenden Worten: „Man denkt von keiner Partei her ernstlich daran, die innere Ausstattung von Blättern nach höherer Richtung zu begünstigen; im Gegentheil wird verlangt, daß sich der Inhalt völlig dem Geschmack und den Interessen des betreffenden Publikums anschmiege, der Schmarotzerpflanze gleich, die den verfallenden Baum vollends aussaugt. Auch der Presse wird keine Achtung heischende Lehrerstellung eingeräumt, sondern sie soll vielmehr die unfreie Dienerrolle spielen und sich geschmeidig dem vielköpfigen Abnehmerkreise fügen, wobei der Mehrheitenwille maßgebend wird. Damit erscheint von vornherein die Preßfreiheit illusorisch gemacht und jedes,

mit sittlichem Selbstgefühl begabte schriftstellerische Talent muß zurückgeschreckt werden. Herausgeber und Redaktoren von Blättern sind gezwungen nicht nur verstümmelnde und verdrehende Censur eintreten zu lassen bei Aufnahme von Mitarbeiten, sondern sie müssen auch der eigenen Feder Fesseln anlegen; die Anbequemung und Verläugnung der Selbstständigkeit wird unerläßlich.

Demzufolge trägt die Presse den Stempel des Wesens käuflicher Advokatur und bleibt weit hinter den Anforderungen zurück, welche bei garantirter Freiheit zu machen sind und die gerechtfertigt werden sollten. Unter solchen Umständen kann von sittlich bildendem Einfluß der Blätter auf die Bevölkerung keine Rede sein; denn was vielleicht einerseits durch hebende und fördernde Artikel gut gemacht wird, verwischen wieder andere, welche dem Aftergeschmacke und der Frivolität huldigen.

Sonstigen Lesestoff zur Unterhaltung geben nachgedruckte Sachen ab, neben einigem Lokalklatsch, und vor Allem bezahlte „Puffs“, oder Anzeigen. Erzählungen und Anekdoten, sowie manche Artikel und kurze Miscellen aller Art sieht man stets die Runde durch eine Menge von Blättern fortwährend machen, auch zeigen sich Reimereien von sehr prosaischer Natur, meist unangenehm christentümelnd und moralisirend. Gegen letztere Richtung sticht bisweilen recht frivole Prosa des Inhaltes stark ab. Selten zeigen die Artikel Geist oder höheren Aufschwung, und eben so wenig liefern sie Belege für gründlichere Kenntniß; dagegen sind hohle, hochtrabende Redensarten an der Tagesordnung. Kurz es gähnt Einem aus diesem Blatt-Wust eine wahre Sandwüste der langweiligsten Armuth entgegen. (Für die äußere Ausstattung ist gut gesorgt.) Man erkennt darin eben nur Buchdruck-Manufakte, bei denen der Name „Geistesprodukt“ zum groben Spott wird. — Beinahe ausnahmslos fristen diese Zeitschriften, welche irgend jemand in „Käse-, Schmutz- und Hundeblättchen“ klassifizirte, ihre Existenz auf kümmerliche, vielfach recht schmutzige Manier. Ihre Abonnements decken gewöhnlich kaum den dritten Theil der Herstellungskosten. Das Publikum wird zuerst zur Subskription in aufdringlichster Weise förmlich gepreßt; darauf folgt gleichartige Erpressung von Anzeigen mit Anerbietungen von „Puffs“, für die man sich späterhin noch irgendwie besonders be-

In eben diesem Maße ist dagegen nach einer andern Seite hin die Bedeutung der Tagespresse gewichtiger. Denn es hat (abgesehen von den durch die Blätter in Umlauf gesetzten Gedanken) die äußere Thätigkeit, welche zu ihrem Erscheinen in Anspruch genommen wird, einen weit größeren Umfang als man gemeinhin sich vorstellt. Allein für München ward in dem einen Jahre 1864 die Anzahl der daselbst gedruckten Zeitschriften auf 30—31 Millionen Nummern geschätzt. Wie viel Stoff und Arbeit wurde dazu verbraucht! Unzählige Menschen erwerben demnach in der Gegenwart unmittelbar oder mittelbar ihren Unterhalt von der Tagespresse, sind bis zu dem Lumpensammler, der für den Papiermüller sich müht, in der Weise ihres Bestehens an sie geknüpft.

V.

Die deutsche Zeitungspresse ist eine doppelte. Es gibt eine solche in Deutschland, und eine zweite im Ausland. Von der auswärtigen ist die in den Vereinigten Staaten die bei weitem bedeutendste.

Unkundig der Zustände jenseits der See theilen wir Einiges aus dem Gutachten mit, welches über „die Presse in den Vereinigten Staaten" ein vielgereister Mann von gesundem, tiefeindringenden Urtheil, der selber Buchhändler und Schriftsteller ist, Eduard Pelz, im „Chicago Telegraph" 1862 erstattete. Er schildert ihren Zustand mit folgenden belehrenden Worten: „Man denkt von keiner Partei her ernstlich daran, die innere Ausstattung von Blättern nach höherer Richtung zu begünstigen; im Gegentheil wird verlangt, daß sich der Inhalt völlig dem Geschmack und den Interessen des betreffenden Publikums anschmiege, der Schmarotzerpflanze gleich, die den verfallenden Baum vollends aussaugt. Auch der Presse wird keine Achtung heischende Lehrerstellung eingeräumt, sondern sie soll vielmehr die unfreie Dienerrolle spielen und sich geschmeidig dem vielköpfigen Abnehmerkreise fügen, wobei der Mehrheitenwille maßgebend wird. Damit erscheint von vornherein die Preßfreiheit illusorisch gemacht und jedes,

mit sittlichem Selbstgefühl begabte schriftstellerische Talent muß zurückgeschreckt werden. Herausgeber und Redaktoren von Blättern sind gezwungen nicht nur verstümmelnde und verdrehende Censur eintreten zu lassen bei Aufnahme von Mitarbeiten, sondern sie müssen auch der eigenen Feder Fesseln anlegen; die Anbequemung und Verläugnung der Selbstständigkeit wird unerläßlich.

Demzufolge trägt die Presse den Stempel des Wesens käuflicher Advokatur und bleibt weit hinter den Anforderungen zurück, welche bei garantirter Freiheit zu machen sind und die gerechtfertigt werden sollten. Unter solchen Umständen kann von sittlich bildendem Einfluß der Blätter auf die Bevölkerung keine Rede sein; denn was vielleicht einerseits durch hebende und fördernde Artikel gut gemacht wird, verwischen wieder andere, welche dem Aftergeschmacke und der Frivolität huldigen.

Sonstigen Lesestoff zur Unterhaltung geben nachgedruckte Sachen ab, neben einigem Lokalklatsch, und vor Allem bezahlte „Puffs“, oder Anzeigen. Erzählungen und Anekdoten, sowie manche Artikel und kurze Miscellen aller Art sieht man stets die Runde durch eine Menge von Blättern fortwährend machen, auch zeigen sich Reimereien von sehr prosaischer Natur, meist unangenehm christentümelnd und moralisirend. Gegen letztere Richtung sticht bisweilen recht frivole Prosa des Inhaltes stark ab. Selten zeigen die Artikel Geist oder höheren Aufschwung, und eben so wenig liefern sie Belege für gründlichere Kenntniß; dagegen sind hohle, hochtrabende Redensarten an der Tagesordnung. Kurz es gähnt Einem aus diesem Blatt-Wust eine wahre Sandwüste der langweiligsten Armuth entgegen. (Für die äußere Ausstattung ist gut gesorgt.) Man erkennt darin eben nur Buchdruck-Manufakte, bei denen der Name „Geistesprodukt“ zum groben Spott wird. — Beinahe ausnahmslos fristen diese Zeitschriften, welche irgend jemand in „Käse-, Schmutz- und Hundeblättchen“ klassifizirte, ihre Existenz auf kümmerliche, vielfach recht schmutzige Manier. Ihre Abonnements decken gewöhnlich kaum den dritten Theil der Herstellungskosten. Das Publikum wird zuerst zur Subskription in aufdringlichster Weise förmlich gepreßt; darauf folgt gleichartige Erpressung von Anzeigen mit Anerbietungen von „Puffs“, für die man sich späterhin noch irgendwie besonders be-

zahlt macht. Endlich aber pflegen die Besitzer solcher Organe durch Anschluß an politische Parteien von Zeit zu Zeit magere Zuschüsse unter den demüthigendsten Bedingungen zu erbetteln. Das Waten des Organs durch den dicksten Parteischmutz, mit Verläugnung aller besseren Einsicht, ist dabei noch keineswegs die härteste Bedingung.

Der frühere Redakteur Bernays, nachherige Consul in Helsingör, schrieb: „Eine Hälfte der Blätter lügt, die andere wird betrogen!“ Und kein Wohlunterrichteter, der ehrlich sein will, kann dieser schlagenden Wahrheit widersprechen, wie beschämend die Zustimmung auch wird.

Der Presse fällt hierbei allerdings das Meiste zur Last und sie verdient den härtesten Tadel, denn man darf ihr mit Recht sagen: sie solle nicht bestehen wollen, wenn es nicht auf ehrenhafte und hebende Weise geschehen könne. Allerdings ist an den in Papier verwandelten Lumpen und Hadern nichts verdorben, wenn sie lumpig bedruckt wieder in die Hände der Menschen kommen; indessen muß man den Schaden sittlicher Befleckung und Zeitverschwendung bedenken. Es lohnt sich nur, die Lumpen zu sammeln und fernere Arbeit daran zu setzen, um sie in bedrucktes Papier zu verwandeln, wenn gesagt werden darf, daß damit ein sittlich hebender Zweck verbunden sei! Sonst wäre es viel besser, falls Lumpensammler, Papiermacher, Setzer, Drucker und Schriftsteller sich auf andere Weise mit nützlicher Arbeit beschäftigten. Eine Tageslitteratur, die absichtlich oder nur nachschreibend der Lüge huldigt, ist schlimmer als Giftmischerei, um Menschen zu tödten; denn da gilt es nur den Leibern, während die verlogene Presse den Geist, die Seele der Menschen vergiftet!

Der amerikanischen Presse fällt vor allem Andern „Möglichkeitsmacherei“ zur Last; sie verfolgt durchweg eine selbstsüchtige, auf materiellen Vortheil gerichtete Nützlichkeitspolitik, während sie unerbittlich am Grundsatze der Wahrheit festhalten sollte. Das macht die Blätter bestenfalls werthlos und nebenbei allzu vielfach gradezu gemeinschädlich!“ So Pelz.

Härter noch urtheilte 1873 ein deutsch-amerikanisches Blatt, indem es sagte: „Die knotigsten Auslassungen sind in dem größten

Theile unserer Presse tägliches Brod; ruhige, sich lediglich an die Sache haltende Zeitungen sind Seltenheiten. Wer mit unseren Verhältnissen nicht vertraut, sollte meinen, die periodische Presse würde von Handwerksburschen bedient, und leider liegt viel Wahres in dieser Ansicht. Die größere Zahl der Journalisten, welche die Spalten ihrer Blätter mit den schmutzigsten und gemeinsten Schimpfereien und Insulten füllen, würden bei einer europäischen Zeitung noch zu gemein für Thürstcherposten erachtet werden." Es wird ihnen vorgeworfen, daß sie wissentlich Lügen und Verläumdungen verbreiten, daß sie zu niedrig denken um falsche Berichte zu widerrufen; es wird gesagt, daß neben der allgemeinen politischen Streiterei Zänkereien und Katzbalgereien zwischen fast allen Zeitungen eines Ortes unter sich stattfinden und daß man „hier zwei Editoren entgegengesetzter Ansicht kaum zusammendenken kann, ohne zugleich an Revolver, Reitpeitsche, Injurien rc. denken zu müssen. — Mancher Vater muß die Tagesblätter vor seinen Kindern verbergen, damit die darin enthaltenen Gemeinheiten und Schimpfworte ihrem empfänglichen Gemüthe sich nicht einprägen. Ist das die Mission der deutschen Litteratur und Journalistik in Amerika?"

Die Leser können unmöglich Achtung vor einer Presse haben, die kein Streben nach Hohem belebt, vor Schriftstellern, die sich selber in Bedientenstellung geben, die eisig gegen die Wahrheit, voll Feuer für die Lüge sind. Noch weit schlimmer scheint es jenseits der See zu stehen als bei uns.

Die „Iowa-Tribüne" in Burlington sagte am 12. Juni 1873: „Die erste Postkarte, die wir erhielten, brachte die ergebenste Bitte einer Chicagoer Firma gratis zu puffen (anzurühmen). Wer bezahlt Papier, Arbeiter rc., wenn das so gehen sollte? Merkwürdig, wie grün doch selbst alte Settler (Einwohner) sein können."

Die Unterhaltungsblätter fußen auf Nachdruck. Romane, welche in Deutschland schon aus den Händen der Lesewelt verschwunden oder doch im Verschwinden sind, werden aufgewärmt in Nordamerika und gewinnen abermals Leser. In den Zeitungen verräth sich eine Gier nach Neuigkeiten und gar nicht selten grobe Unwissenheit ihrer Herausgeber. Dem Parteigetriebe sollen fast sämmtliche

verfallen sein, so daß sie taumeln von Irrtum zu Irrtum. Aber sie haben daneben den Ruhm, neue Vorgänge, insonderheit örtliche Vorkommenheiten schleuniger zur Kenntniß ihrer Leser zu bringen, als solches im gemächlichen Deutschland in vielen Fällen Brauch ist.

Auf mich haben nordamerikanische Blätter, welche ich las, meist wegen der hinterwäldlichen Roheit des Tones, des mehr als derben Auftrags, ihrer massiven Grobheit einen abstoßenden Eindruck gemacht. Sie schienen mir bloße Diener der eigennützigen Menge, welche thun, was diese begehrt, um Abnehmer zu erhaschen. Die deutsche Sprache wird in ihnen häufig gräulich mißhandelt.

Dies also wäre die Beschaffenheit der deutschen Zeitungspresse in Nordamerika.

Indeß wollen wir doch auch hören, wie umgekehrt ein deutsch-amerikanischer Zeitungsschreiber auf einer Reise in Deutschland *) über unsere einheimischen Zustände sich kürzlich ausgelassen hat: „Die Zeitungen sind jämmerliche Wische. Von Dessau nach Mannheim ist, soweit es die Uebermittlung von Nachrichten betrifft, viel weiter als von Chicago nach Dessau. In einer münchener Zeitung vom Donnerstag früh sind die neuesten Nachrichten vom vorherigen Montag, aus Rom vom vorhergehenden Samstag, höchstens Sonntag. In der Nürnberger Zeitung las ich 3 Tage nach dem Schlusse des Reichstags den Bericht über die vorletzte Sitzung mit „Schluß folgt“. Im Einklang damit steht auch die völlig nichtsbedeutende Stellung der Presse und ihrer Vertreter. Diese sind mit wenig Ausnahmen arme Schindluderchen von ausgeprägtem Handwerksburschentypus und die Aus-

*) Man rathe nicht etwa auf Pelz oder auf Hecker. Daß ich übrigens alle obigen Urtheile keineswegs vertreten will, versteht sich. Inzwischen ist von Pelz eine kleine Schrift, Sonderabdruck aus der „Litteratur“: Die Presse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Leipzig 1874 erschienen, welche viele vortreffliche Gedanken enthält. Er bemerkt: „daß in der Regel periodische Blätter mehr den Zeitvertreib begünstigen, als zur eigentlichen Belehrung und Bildung beitragen“, daß durch sie, wie sie in den Vereinigten Staaten beschaffen sind, „Oberflächlichkeit, Zerstreutheit sowie Eingebildetheit und auch Lernunfähigkeit vielfach herbeigeführt werde,“ weshalb man sich dort „keineswegs so viel auf die Sündfluth der vorhandenen Zeitschriften einzubilden habe.“

nahmen suchen ihre Stellung als Preßmenschen so wenig als möglich zu betonen, vielmehr eher vergessen zu machen." — —

Längst schon ist in Deutschland der schriftstellerischen Kraft die Beherrschung der Zeitungen entwunden, längst sind dieselben unter fremdartige Einflüsse gerathen. Diejenigen Zeitungen, in denen auch jetzt noch schriftstellerische Selbstständigkeit die bestimmende Macht ist, stehen als vereinzelte Ausnahmen da.

Zugleich Mittel des Gelderwerbes und Mittel über die Meinungen der Menschen zu herrschen sind die Zeitungen, Leute also, welche nach Geld, wie Leute, welche nach Gewalt trachten, haben ihren Arm nach ihnen ausgestreckt. Neben den Kräften, die sie einsetzen konnten, um sich der Presse für ihre Zwecke zu bemeistern, vermochten die Antriebe wahren Berufes und der Drang des ächten schriftstellerischen Bedürfnisses das Feld nicht zu behaupten. Zwar hat die freie Bethätigung nicht völlig unterdrückt werden können; immer von neuem regt sich der rechte schriftstellerische Sinn und ringt mit den Uebelständen. Er ist unerstickbar, aber die ihm feindseligen Umstände haben sich doch mehr und mehr zu seinem Nachtheil gesteigert.

Reiche Herren, bedeutende Buchhandlungen namentlich, gründeten in der Absicht größeres Vermögen zusammenzuschlagen, Zeitungen, die ihnen eine Milch gebende Kuh sein sollten. Sie ließen sich auf keine Unternehmungen ein, die ihnen nicht ganz gehörten. Bei den erheblichen Kosten, die ein täglich erscheinendes Blatt verursacht, blieb denjenigen, welche den Inhalt desselben liefern, meist keine Wahl als sich in Dienstbarkeit der Geldmacht zu begeben. Die ungebundenste von allen Beschäftigungen, diejenige deren Lebensbedingung Freiheit ist, gerieth in Bande der Abhängigkeit und mußte darunter nothwendigerweise leiden, verkümmern. Jemand wird vielleicht sagen: „es konnte nicht anders kommen", wir behaupten jedoch: es konnte allerdings anders kommen, und es ist ein öffentliches Unglück, daß es also gekommen ist. Das Leben wird uns allenthalben durch eine Menge lästiger Staatsgesetze erschwert, wo aber Gesetze nothwendig wären, um den Einzelnen vor der erdrückenden Uebermacht äußerer Mittel zu beschützen, da grade mangeln sie. Betrachtete man die Zeitungen als das, was sie sind, als Anstalten zur täglichen

Benachrichtigung, Belehrung und Aufklärung des Volkes, so durfte man sie nicht mit gewöhnlichen kaufmännischen Unternehmungen in eine Reihe stellen, so durfte man sie nicht als bloße Geldgeschäfte ansehen, so ergab sich, daß um Inhaber einer Zeitung zu werden, nur ein solcher die Befugniß haben konnte, der selbst in seiner Person eine Bürgschaft bot, der ein Zeitungsschreiber war, der nach seiner Arbeit wirklich als der Herausgeber dastand. Läßt man doch auch nicht jeden Beliebigen deshalb, weil er dazu Lust spürt, Arzneien verkaufen oder als Arzt Leidende berathen*). Alsdann mußte für Zeitungen ein Verhältniß eintreten, wonach der Buchhändler, wenn er nicht selber Schriftsteller war, ihr Eigentümer nicht sein durfte, sondern blos das, was er in Wahrheit ist, ihr Vertreiber, eine Art von Kommissionär und Betheiligter. Die Grundsätze der Gewerbefreiheit sind nur unter gewissen Beschränkungen auf die höheren Beschäftigungen anwendbar, sollen sie nicht Unheil anrichten**). Ganz ohne Bedenken

---

*) So hatte ich 1866 vor Sadowa drucken lassen. Seitdem ist es anders geworden. Zu den Segnungen, welche das neue Reich gebracht hat, gehört auch, daß es nun jedem Unwissenden und jedem Marktschreier gestattet ist, sich an der Gesundheit seiner Nebenmenschen zu versündigen.

**) Hepner, Die politische Demi-monde, Erstes Heft: das Leipziger „Tageblatt" Leipzig 1870 (eine daselbst von der Polizei weggenommene Schrift!) sagt im Eingange: „Eine Zeitung ist nicht, wie der Filister glaubt, eine höhere, übersinnliche Macht, an deren Weisheitssprüchen kein Sterblicher zweifeln dürfe, sondern vielmehr ein ganz gewöhnliches „Geschäft". Der eine handelt mit Hoff'schem Schwindelextrakt, ein zweiter mit Reumatismusketten, ein dritter speculirt auf der Börse, ein vierter handelt mit alten Kleidern und ein fünfter verlegt eine „Zeitung." Alle diese Berufsarten stehen auf ein und derselben Stufe — alle sind „Geschäfte." Ein Unterschied besteht aber doch zwischen einem Zeitungsgeschäft und den vier andern genannten Geschäften. Durch die ersten 4 Geschäfte kannst du nur um Geld geprellt werden, aber eine Zeitung kann dich zuweilen deines Verstandes berauben. Wenn dir eine Zeitung Dinge einredet, die nicht wahr sind, wenn sie dich auf falsche Fährten bringt, so schädigt sie dich nicht blos an Geld, sondern — und das ist wichtiger — an Geist. Wenn eine Zeitung Annoncen von Wunderheilmitteln aufnimmt, wie Jakobi's Königstrank, Dittmann's Lohkuren u. s. w. und obendrein im redaktionellen Theil noch selbst für die Schwindelpräparate gewissenlos Reclame macht, so bringt sie den, der darauf anbeißt, nicht blos um seine sauer erworbenen Groschen und seinen Verstand, sondern sogar um seine Gesundheit. Eine Zeitung also, welche dich nicht

haben unsere Beherrscher den Zeitungen, inwiefern sie ihnen eine staatsgefährliche Eigenschaft zu haben scheinen, eine Ausnahmsstellung vorgeschrieben und sie unter harte Bestimmungen gebeugt, dergleichen keinem andern Geschäft auferlegt worden sind: aber inwieweit bei Zeitungen die Natur der Schriftstellerei, ihr eigentliches Wesen, in Frage kam, darum hat sich ihre Weisheit nicht entfernt bekümmert. Sie ließen die Dinge ihren Lauf nehmen, und zeigten sich einzig, wo ihre eigenen Anliegen in Frage geriethen, bedacht, sie ihrerseits zu beherrschen.

Den Schriftsteller erfüllt sein Wirken, seine schriftstellerische Ehre liegt ihm am Herzen. Beides hängt an der Tüchtigkeit seiner Leistungen. Gehört ihm die Zeitung, so wird es seine Ehrensache, daß sie gut ausfalle. Allerdings handelt es sich für den Schriftsteller, der ein Blatt besitzt, auch um klingende Münze — muß er ja doch die Bedürfnisse seines Lebens gleich andern Sterblichen bezahlen — jedoch nicht ausschließlich, sondern daneben um seinen Namen, seine Geltung, sein persönliches Ansehen, das mit der Güte der Zeitung steigt oder fällt, um seine fördernde Einwirkung auf seine Nebenmenschen. Was anderes aber ist von den reichen Geschäftsleuten, welche die Besitzer der Zeitungen geworden sind, in der Regel (denn Ausnahmsfälle kann eine allgemeine Betrachtung nicht in den Vordergrund stellen) zu erwarten, als daß sie nach dem Wirken, nach der Tüchtigkeit und Nützlichkeit sehr wenig fragen, sehr viel dagegen nach dem Ertrage, den ihre Zeitung ihnen abwirft? Ein Mann wie Cotta war eben Ausnahme. Für sie ist die Zeitung in erster Linie ein Geschäft, und da sie es sind, denen die Entscheidung zusteht, so bestimmt die Ansicht des Verlegers von den zu erwartenden Vortheilen oder Nachtheilen meistens über die Haltung des Blattes, und so überwuchtet in allem der Standpunkt des Geschäftes, dem alle übrigen Rücksichten untergeordnet werden. Schon dadurch ergibt sich eine Verkehrung der Natur des Zeitungswesens. Was das Untergeordnete sein müßte, wird das Uebergeordnete. Der

---

blos an Geld, sondern auch an Geist und Gesundheit schädigt, ist ein sehr entehrendes, verwerfliches Geschäft, das ein anständiger Mann nicht betreiben kann."

Kern der Schriftstellerei liegt in der persönlichen Meinung und That. Was bedeutet er noch?

Da der Gewinn die Hauptsache, muß ferner bei der Herstellung die Billigkeit entscheiden. Die Preise des Satzes, des Druckes, des Papiers sind so ziemlich fest, zu sparen ist blos am Lohne der Schriftsteller; da wird abgezwackt. Die Herausgeber werden demgemäß schlecht bezahlt und auf Kündigung gestellt, wobei natürlich viele vorzügliche Kräfte nicht gewinnbar sind. An die Spitze der Zeitungen wird außerdem lieber die gefügige Mittelmäßigkeit gerufen, als der kraftvolle, selbstbewußte Mann von Begabung. Wer nicht ducken will, mag draußen stehen; er bleibt ohne die Handhabe größeren Wirkens. Die Beiträge der Mitarbeiter werden sodann gering, ja womöglich gar nicht, vergütet. Zwei mir bekannte Fälle werden dies darthun. Als der ständige, tägliche Mitarbeiter einer Zeitung, der auch den Herausgeber vertreten mußte, am Jahresschluß dem Buchhändler, von dem er, ein nicht mehr junger unbemittelter Mann, Familienvater, am Anfang des Jahres zum Mitarbeiten aufgefordert worden war, seine zwar auf den gewöhnlichen Ansätzen dieser Zeitung fußende aber gleichwol überaus niedrig aufgestellte, vieles gar nicht veranschlagende Rechnung vorlegte, erklärte ihm dieser, sie nicht bezahlen zu wollen, denn seine Meinung sei gewesen, er habe zu seinem Vergnügen mitgearbeitet. Einem jungen Schriftsteller schlug ein großes buchhändlerisches Geschäft seine für gewisse zu schreibende Beiträge aufgestellte Forderung von nur zwei sächsischen Pfennigen für die Druckzeile ab, zu nicht mehr als einem Pfennig sich erbietend — für 155 Druckzeilen zu einem halben Thaler. Die Ungenanntheit der Verfasser, worauf die Zeitungsbesitzer Werth legen, thut das Ihrige, die Ansprüche des Schriftstellers herabzudrücken. An Namen kann sich der Leserkreis nicht halten, nicht nach ihnen aussuchen. In den Zeitungen steht eben jeder wie ein gemeiner Soldat da. Anführerlöhnung kann gespart werden. Nicht die besten, sondern die billigsten Mitarbeiter erhalten gemeiniglich den Vorzug, und, um doch durchkommen zu können, müssen nun die von ihrer Feder lebenden Schriftsteller, anstatt gut zu schreiben recht viel schreiben; die Masse muß es bringen, wie auch darunter die Tüchtigkeit

leide. So lange die Erbärmlichkeit der Waare den Absatz der Zeitung nicht beeinträchtigt, liegt vielen Zeitungsbesitzern an Wahrheit, Güte und Gediegenheit der Beiträge herzlich wenig. Fehlen ihnen eigene Schriftstücke, so hilft das Plündern anderer Zeitungen aus. Da der Nachdruck von Aufsätzen in Zeitungen theils in Folge der mangelhaften Gesetzgebung, theils in Folge einer verkehrten Gerichtsverfassung, welche die Wirksamkeit guter Gesetze nahezu aufhebt, fortwährend ungestraft geübt werden kann, so wird auch fortwährend Diebstahl am Eigentum der Schriftsteller begangen. Es gilt thatsächlich als herrenlos. Mausen ist hier erlaubtes Handwerk. Fällt ein Mitarbeiter unbequem, weil er auf seinem Kopfe besteht oder weil er zu hohe Bezahlung fordert, so kann man sich mit Hülfe des Nachdruckens aus andern Blättern schon eine Weile behelfen, bis ein anspruchsloserer und vor allem ein gefügigerer Diener gefunden ist. Der eigensinnige, hochmüthige Schriftsteller wird bei Seite geschoben. Noth macht mürbe. Wer nicht Stärke zum Entsagen besitzt, geht allmälich unter.

Ueber alle diese Uebelstände ward schon manches wahre Wort gesagt, indeß bringt es der Vortheil der zuletzt entscheidenden Personen mit sich, sie in ihrem ganzen Umfang und in ihren tiefgreifenden schädlichen Wirkungen nicht allzubekannt werden zu lassen. Man behilft sich mit einigen albernen oder unpassenden Redensarten, wie z. B. das Genie breche sich immer Bahn, die Wahrheit dringe jederzeit durch u. dgl.

Für entrichtete Zahlung eignen sich auch manche Zeitungen ihnen entgegengebrachte Aufsätze über Staatssachen an, denen sie ohne den klingenden Bestimmungsgrund ihre Spalten vielleicht verschlossen haben würden. Wer erinnerte sich nicht, mit welcher Wärme Jahrzehnte hindurch die Presse der unglücklichen Polen sich annahm — und nun steht, Anfangs 1873, in der Gazetta Torunska eine Erklärung der polnischen aristokratischen Auswanderung zu lesen: sie habe es sich bisher genug Geld kosten lassen, die Presse zu beeinflussen, um mittelst derselben die Regierungen zu bestimmen: fortan werde sie kein Geld mehr dafür ausgeben.

Ein Beurtheiler der gesammten berliner Zeitungspresse gab

im „Mainzer Journal“ (1865 Nr. 12) seinen Befund dahin ab, „daß fast sämmtliche berliner Blätter dem selbstsüchtigen Vortheile ihrer Verleger und Redakteure vor allem andern dienen und daß hauptsächlich deshalb ein Hauptkennzeichen der Berliner in Charakterlosigkeit und einer gewissen mit hohlen Redensarten und Haarspaltereien verdeckten geistigen und sittlichen Verflachung besteht“. Charakterlos nannte dieser Beurtheiler die Zeitungen, insofern „kein einziges berliner Blatt unbedingt für bestimmte höhere Grundsätze kämpft, sondern weil dieselben sammt und sonders ihre Grundsätze nach bestehenden Thatsachen und nach Ereignissen umformen und deshalb je nach den Umständen veränderliche (er fügt von seinem katholischen Standpunkte hinzu:) stets aber nur verneinende Grundsätze und Richtungen verfolgen“. Gewiß ist, daß bei dieser Lage breite Mittelmäßigkeit und Gespreiztheit vortrefflich gedeiht.

Während früher Schriftsteller zusammenkamen, um über die Anliegen der Presse zu rathschlagen, ist 1863 von gothanischer Seite unter dem Namen „Journalistentag“ ein Verein von Zeitungsbesitzern veranstaltet worden, und Schriftsteller boten dazu die Hand. Daran wird die Wendung der Zeit, wenn gleich erst in einem schüchternen Anfange, bemerkbar. Bis jetzt haben die Besitzer sich, sei es weil ihnen ihre Zeit zu kostbar war oder weil sie sich nicht genug Einsicht in die zu verhandelnden Fragen zutrauten, fast stets durch einen ihrer Herausgeber vertreten lassen und bis jetzt sind diese Zusammenkünfte in der That weit überwiegend förderlich gewesen, allein daß ein Verband der Zeitungseigentümer ganz andere Wirkungen haben kann, bedarf des Beweises nicht. Die Macht des Geldes bedient sich der Presse zur Steigerung ihrer eigenen Stärke und trachtet zur Beförderung ihrer Zwecke nach Beherrschung der öffentlichen Meinung mittelst der Zeitungen.

Ein Freund erinnert mich: daß inwiefern die vorstehenden Bemerkungen die Buchhändler träfen, denn doch eine wesentliche Beschränkung nothwendig sei, „da die meisten neuen Zeitungen Buchhändlern gar nicht gehörten, sondern Unternehmungen des kosmopolitischen Kapitals, in letzter Instanz der Bank, der Börsenwölfe sind. In Paris ist dies bekanntlich fast ausnahmslos

der Fall und in unsern deutschen Hauptstädten nicht anders. Die Frage der Bücherhonorare und des Zeitungswesens sollte daher nach dem heutigen Stande wol gänzlich auseinander gehalten werden. Schon die Verschiedenheit der Bezahlung, die bekanntlich nur noch bei der periodischen Presse ein Leben davon zu fristen gestattet, deutet darauf hin, daß hier zweierlei Mächte thätig sind, eine die Geld hat, die Finanz, und eine die gleich dem Waarenhandel nichts hat und bei jener nach Brod gehen möchte, der Buchhandel. Es ist gerade wie bei der socialen Frage, wie bei der Politik. Der Zunächststehende (der Buchhandel) muß gemeinlich den Angriff aushalten und ist gewöhnlich nicht der Schuldige".

Die Schriftsteller helfen ja aber zu diesem Zustande. Ohne sie, die sich selbst zu willenlosen Fabrikarbeitern herabsetzen und dabei mit der Zeit ihre Federn abstumpfen — ohne sie wäre er ja doch unmöglich! Warum thun sie es und werfen sich weg? möchte ein Fernstehender fragen. Die Antwort gebe ein mehrere tausend Jahre altes tsinesisches Volkslied:

Sie kennen wol alle das Rechte,
Warum denn thun sie das Schlechte?
Darum, weil ja nun das Rechte
Die schlecht'sten Früchte bringt.

Durch den Nachdruck ist unsere Tagespresse in's Kraut geschossen. Schmarotzerblätter sind in Folge der Mängel unserer Gesetze, welche die geistigen Arbeiten nicht hinlänglich schützen, möglich geworden. Das Diebshandwerk wird fröhlich alle Tage in der Litteratur geübt. Hätte nicht so vieles in Deutschland verkehrten Lauf genommen, so bestünde nicht eine solche Menge, sondern eine mäßige Anzahl großer Zeitungen, die auch einen großen Leserkreis besitzen würden, und dies gewährte den Vortheil, daß der Schriftsteller durch den Mund der Zeitungen zu sehr Vielen sprechen könnte und die Zeitungsbesitzer in den Stand gesetzt wären, größere Mittel an die Gediegenheit des Inhaltes zu setzen. Wo aber irgend eine Stadt bevölkert genug schien, um ein Blättlein zu tragen, da hat auch ein unternehmender Buchhändler oder Drucker sich gefunden, der eine Zeitung hervorrief. Druck und Papier war die Hauptsache, welche voraussichtlich gedeckt sein

mußte; das Plündern stand ja frei! Am Orte selbst und in seinem nächsten Umkreis gewann sie in jedem Falle Leser. Wo jedoch Eines ist, da kann nicht das Andere sein. Die Folge war, daß es in Deutschland nun gar keine allgemeine Zeitung mehr gibt; die einzige, die es gewesen, die augsburger ging rückwärts, weil sie mit der ein starkes Freiheitsbedürfniß fühlenden Nation nicht vorwärts schritt, sondern im Sinne des alten rechten Centrums dem Bestehenden allzusehr das Wort redete und sogar die Octroyirungswirthschaft beschönigte. Da wendete sich ihr der Nachwuchs ab; ihre alten Leser starben weg. Als Beispiel der Wucherung diene Leipzig, welches ehedem blos die königliche „Leipziger Zeitung" („die Kindermuhme" beigenannt) besaß, ein Blatt, welches seiner Anzeigen wegen auch jetzt noch durch ganz Sachsen Verbreitung hat. Die Brockhausische Buchhandlung gesellte 1835 die „Deutsche Allgemeine Zeitung" hinzu, und 1858 erhob sich als politisches Blatt der „Generalanzeiger", nach dessen 1861 erfolgter Unterdrückung die „Mitteldeutsche Volkszeitung" eintrat. Anfang 1860 erschien das „Leipziger Journal", welches Michaeli 1861 der „Adler", 1865 die „Abendpost" ablöste; Ende 1864 gab noch die englische Kunstanstalt von Payne den „Telegrafen" heraus, so daß 1866 Leipzig, bei Hinzurechnung der anstoßenden Ortschaften ein Platz von etwas mehr als 100,000 Einwohnern, fünf Zeitungen besaß, von denen keine einzige höheren Anforderungen genügte, keine ihnen genügen konnte, weil sie sich in den Absatz theilten. Sie waren dadurch zur Mittelmäßigkeit verurtheilt. Auch jetzt, 1873, nachdem die Ereignisse von 1866 und 1870 mehrere von den Genannten zerstört haben, muß man 5 politische Blätter rechnen, weil zwei Anzeiger und ein Theaterblatt auch mit Nachrichten von den öffentlichen Vorgängen ihre zahlreichen Abnehmer versorgen.

Ueberhaupt gereichen (worauf wir bereits achteten) die Anzeige- und die Wochenblätter, welche dem dringendsten Bedürfnisse der Masse Genüge thun, den eigentlichen Zeitungen zum größten Abbruch. Viele von jenen haben zwar nur einen Absatz von 300 bis 1000 Stück, aber es gibt andere, welche es viel weiter gebracht haben, 4 in Sachsen erscheinende auf mehr als 10,000, der in Oberndorf bei Tübingen täglich herauskommende „Schwarzwälder

Bote" sogar auf 17,000, ja nach anderer Angabe 22,000. Die „Dresdner Nachrichten" (Herausgeber Dr. Bierey) vertreiben 26,000, davon die Hälfte außerhalb Dresdens. Das „Augsburger Wochenblatt" hat 32,000. Die meisten Zeitungen müssen sich derzeit mit 2- bis 4000 Abnehmern begnügen; sie gelten schon als bedeutend, wenn sie auf 7-, 8-, 9000 gestiegen sind. Im neuen deutschen Reiche bestehen dermalen nur 14 eigentliche Zeitungen, welche 10- bis 20,000 Abzüge, sieben, welche 20- bis 30,000 vertreiben und nur eine, welche diese Zahl überschreitet: die Kölnische Zeitung, welche eine Auflage von 32,000 hat. In Oesterreich setzt wol nur die „Neue freie Presse" mehr ab. In der Schweiz erreichen nur der „Bund" in Bern und das „Emmenthaler Blatt" in Langnau die Zahl 10,000. Um zu ermessen, was Zeitungen mit solcher Verbreitung zu leisten vermögen, muß man den Absatz z. B. englischer Blätter gegenüber halten. Daily Telegraph druckte Anfangs 1873 170,000 Blätter, Standard 140,000, Daily News 90,000, Echo 80,000, Times 70,000. Daily Telegraph 1875 über 176,000. Ist es da verwunderlich, daß deutsche Zeitungen hinter den englischen zurückstehen?

Im deutschen Reiche und in der Schweiz erscheint eine Unmasse kleiner Zeitungen, überdies haben die Anzeiger für den mit den Anzeigen nicht bedeckten Raum ihres Bogens, die Füllsel, die sie bedürfen, in Nachrichten von Staatssachen gar nicht selten gegeben und selbige schluckt das Volk gern hinunter, obwol dieser Nachdruck gewöhnlich nicht einmal mit richtigem Verständniß der Zeitlage ausgewählt ist.

Von kleinen Blättern, die fortwährend um ihren Bestand ringen, darf man nur in Ausnahmsfällen, in denen sie von einer Partei ausgehen, erwarten, daß ihnen ein anderes Ziel vorschwebt, als das, neue Abnehmer anzulocken, was am leichtesten geschieht, wenn sie prickelnde Reize gewähren. Mordhistorien, Quacksalbereien, sogar Schmutz werden demnach von vielen keineswegs verschmäht. Das stolze Bewußtsein, die Stimme des deutschen Volkes zu sein, das erhebende Bestreben, dasselbe würdig zu vertreten, wird schwerlich von den Herausgebern kleiner Blätter vorauszusetzen sein. Auch nicht viel Eigenes schaffen sie zu Tage. Weil die gegenseitige Benutzung der Zeitungen so gut wie unein-

geschränkt ist, helfen die Herausgeber sich mit Entlehntem fort. Sie können ja die Zahlung für schriftstellerische Arbeit sparen, die einmal vogelfrei ist.

Die beschränkten Verhältnisse unserer Zeitungen bringen einen andern Uebelstand mit sich. Sie müssen fortwährend Bedacht nehmen ihre Abnehmer ja nicht durch öftere Wiederholungen zu langweilen und lassen aus diesem Grunde einmal besprochene Fragen, die noch eine weitere Erörterung bedürften, in der Regel vorzeitig fallen. Der Gegensatz im Verhalten englischer Zeitungen wird diesen Mangel klarer machen. Beta, der gewiß ein Recht hat in Fragen des Zeitungswesens mitzusprechen, äußert sich folgendermaßen:

„Handelt es sich um eine wichtige Tagesfrage, eine schreiend gewordene Beschwerde, so fährt die Times oft wochenlang fort, täglich etwa ein Dutzend Einsendungen darüber abzudrucken und mit ihren Leitartikeln nachzuhelfen, bis das öffentliche Aergerniß gehoben, die Klagenden getröstet und die Regierung und das Parlament gezwungen sind, gründlich zu ändern und zu bessern. In unserer Presse keine Spur davon; hier heißt's: alle Morgen frische Darmstädter Wurst! Was gestern und vorgestern schon besprochen war, darf vielleicht während des ganzen Jahres nicht wieder erwähnt werden. Die Redaktion hat einen Parteistandpunkt, eine Rücksicht, welche ihr gebietet, auch die wichtigsten Streit- und socialen Fragen als abgethan abzuweisen, wenn sie nicht in ihrem einmal fixen Sinne etwas Neues bringen kann. Die englische Presse ist wie ein stets verhörender Richter, der alle Parteien und Zeugen zu Worte kommen läßt. Nur ein Beispiel: Alle englischen Großstädte sind kanalisirt, so daß man meinen sollte, sie wären über die Lösung dieser Frage (welches ist die vorzüglichste Weise den Unrath aus den Städten zu entfernen?) schon längst einig und gegen Einwürfe geschützt und gewaffnet. Dessenungeachtet hat grade die Times neuerdings, während sich der berliner Magistrat mit der ihm gewogenen Presse gegen alle Einwürfe der Wissenschaft und Erfahrung für Kanalisation entschied, Wochen lang Spalten lange Abhandlungen für und wider von den verschiedensten Nichtmitarbeitern abdrucken lassen und durch Leitartikel beleuchtet. Die berliner Presse ist mit wenigen Ausnahmen darüber zur Einigkeit gebracht worden, daß sie alle

Gegeneinwendungen der Wissenschaft und Erfahrung todschweigt, abweist oder nur gegen Insertionsgebühren aufnimmt, im übrigen diese wichtigste aller Gesundheits- und Lebensfragen für erledigt und abgethan gehalten wissen will. Dasselbe gilt für wichtigere politische und sociale Reichs-, Kultur- und Lebensfragen." —

Fast nur Zeitungen der Großstädte machen bei uns hinlängliche Einnahmen um größeren Aufwand zu tragen und erlangen eben dadurch ein Uebergewicht über die Presse der Städte zweiten Ranges. Kleinere Zeitungen gehen auch selten über einen engen Bereich hinaus.

Im gesammten Zeitungswesen hat sich in unserer Zeit eine wesentliche Veränderung begeben, von der nur die wenigen Eingeweihten die rechte Kunde besitzen, von der noch kein Blatt, kein Buch die Lesewelt gehörig in Kenntniß gesetzt hat. Auf bloße Andeutungen, deren Tragweite die Allermeisten nicht begreifen, hat man sich bisher beschränkt. Wie viele Leser werden nicht ungläubig den Kopf schütteln, wenn sie auf einmal hören, daß die gewöhnlichen Zeitungen, die sie jeden Tag vertrauensvoll studiren, ihrem überwiegenden Inhalte nach nur Ausgaben zweiter Hand sind, daß es ihrem Blick und dem Urtheil der Oeffentlichkeit entzogene Urzeitungen gibt, daß die Selbstständigkeit, mit der dieses und jenes Blatt prunkt, eitel Blendwerk ist, indem das Meiste, was in seinen Spalten steht, der Herausgeber schon in bestimmter Weise ausgewählt, zusammengestellt und zurechtgemacht empfangen hat.

Herausgeber von Zeitungen und Zeitungsschreiber werden hier von uns natürlich ebenso wenig Neues erfahren, als Staatsmänner, jedoch der großen Lesermasse dürften wir wol eine wesentliche Aufklärung verschaffen. Für diese wird Manches gradezu einer Enthüllung gleichen. Geneigte Nachsicht müssen wir gleichwol in Anspruch nehmen, wenn wir lückenhaft berichten, ja wenn es uns vielleicht sogar begegnet, Ungenaues vorzutragen. Wir haben eben keine Vorgänger, deren kundiges Wort in den Stand setzte, die Mängel eigener Erfahrungen und Erinnerungen zu beseitigen. Dennoch glauben wir etwas Nützliches zu thun, indem wir einige Dinge in ihrer wahren Gestalt aufweisen, die richtig zu kennen wahrhaftig von großer Wichtigkeit ist.

VI.

Stelle man sich den Zustand des Zeitungswesens vor mehreren Jahrzehnten vor. Heute muthet es uns eigentümlich an, wenn uns ein Zeitungsblatt etwa aus dem Jahre 1825 in die Hände fällt. Wie dürftig sind seine Nachrichten! Wie frei von störenden Betrachtungen finden sich da die Neuigkeiten mitgetheilt! Wie selten zeigt sich das Bestreben, auf das Urtheil der Leser einzuwirken! Man wandelte noch im Stande der politischen Unschuld und sah in dem, was die Zeitungen brachten, weiter nichts als — Neuigkeiten. Anekdoten waren ebenso gut. Die „Lektüre" der Zeitungen regte nicht auf. Sie besaß nichts Eindringliches. Höchstens um französische Parteikämpfe und um Ministerwechsel in Paris bekümmerten sich dazumal eifrige Zeitungsleser, allenfalls stritten sie auch über den Krieg in der Türkei; für einheimische Zustände (richtiger gesagt: Mißstände) schienen sie keinen Sinn zu besitzen. Der Artikel „Deutschland" war mager, als ob Deutschland ein völlig unbedeutender Kleinstaat sei. Zur Herstellung eines Blattes gehörte hauptsächlich das Ausplündern französischer Zeitungen. Was eine Zeitung dem aus andern Abgedruckten hinzufügte, bestand beinahe nur aus örtlichen Neuigkeiten und schöngeistigen Beigaben. Die Redaktoren unterschieden sich daher wenig von Registratoren und wurden auch gleich solchen bezahlt. Sogenannte Leitartikel brachten nur Regierungsblätter, wie die Preußische Staatszeitung, die damals schon in Folioformat erschien, jezuweilen einige im Bundessitze Frankfurt erscheinende Blätter (Oberpostamtszeitung, Journal de Francfort) und vor allem die im stillen Augsburg besorgte „Allgemeine Zeitung", die das übliche Quartformat aus jenen Tagen beibehalten hat.

Diese „Allgemeine Zeitung", des Buchhändlers Baron Cotta Eigentum, war im Grunde die einzige, welche die periodische Presse Deutschlands dem Ausland gegenüber auf würdige Weise vertrat. Sie entstand aus dem Verkehre Cotta's mit Schiller, der eine Weile daran dachte, an die Spitze einer Zeitung zu treten. Anfangs erschien sie unter dem Titel „Weltkunde" in Tübingen, dar-

auf als „Allgemeine Zeitung“ in Ulm, nachher in Augsburg. Von 1805 bis 1837 leitete sie Karl Stegmann, von 1837 bis 1865 Kolb; beide waren keine großen Staatsmänner, aber ehrlich. Einseitigkeiten und dem Schwatzen in den Tag hinein abhold wünschten sie das Wichtige durch verschiedenartige Berichterstattungen klar zu stellen, damit die Leser in den Stand gesetzt würden sich selber ein Urtheil zu bilden. Man könnte sagen: der leitende Gesichtspunkt sei gewesen, aufzunehmen was ein künftiger Geschichtschreiber bedürfen werde. Zum Werkzeuge eines Kabinettes machte diese Zeitung sich nicht, allerdings hütete sie sich auch sehr etwas vorzubringen, was den Mächtigen der Erde anstößig sein mußte. Durch alles dies gelangte sie zu einer Bedeutung, die sie leider in der Folge, schon von der Mitte der vierziger Jahre, als die Zeit bewegter wurde, nicht zu behaupten vermochte. Die Kabinette schickten ihr Aufsätze zu, welche das Urtheil der öffentlichen Meinung lenken sollten. Sogar Ludwig Filipp machte noch als König von Frankreich selbst Einsendungen an sie. Ihr diente ein Kranz der angesehensten Gelehrten, die sich zur Ehre schätzten ihre Ausarbeitungen in den Spalten der „Allgemeinen“ gedruckt zu sehen. In den meisten Hauptplätzen besaß sie eigene Berichterstatter. Was sie mittheilte, war großentheils neu und werthvoll. Die übrigen Zeitungen, namentlich alle solche, die in Privatbesitz waren, behalfen sich hingegen mit Plündern.

Als Beispiel für die Zustände weisen wir auf die alte, jetzt viel länger als ein Jahrhundert bestehende „Schlesische Zeitung“, die seit 1800 ihrem Eigentümer Jahr in Jahr gerechnet gewiß eine Rente von 10,000 Thalern, in neuester Zeit vielleicht das Doppelte abwarf. Man erzählte sich in Breslau während des russisch-türkischen Krieges 1828/1829 als etwas höchst Merkwürdiges, daß diese Zeitung mit einem Gesandtschaftsbeamten zu Konstantinopel in Verkehr stehe, der ihr alle 14 Tage einen Brief zum Abdruck schicke und von ihr für jeden Brief, gleichviel ob er lang oder kurz ausfalle, einen ganzen Dukaten Honorar erhalte. Einige Jahre später machte ihr Herausgeber, der Professor der Staatswissenschaften Schön, eine Reise nach Frankreich, lernte da die Preßverhältnisse besser kennen und stattete nach seiner Heimkehr seine Zeitung mit einem wöchentlichen Leitartikel oder auch ein paar

solchen in der Woche aus: das machte in Schlesien Aufsehn. Als Schön in Irrsinn verfiel (er starb im März 1839), hörten die „Leiter“ der Schlesischen Zeitung auf; wie nun aber ihre Nebenbuhlerin, die junge, erst 1820 von Karl Schall gegründete „Breslauer Zeitung“, nachdem der geistvolle Schön nicht mehr thätig war, Anstrengungen machte sich ihr vorzudrängen und deshalb namentlich zu wiederholtenmalen Angaben der Schlesischen Zeitung bestritt, drohten die neuen Herausgeber der Schlesischen Zeitung denen der Breslauer im Privatgespräche: wenn die Breslauer Zeitung sie noch weiter mit Angriffen belästige, so werde die Schlesische Zeitung wiederum Leitartikel bringen. Die Drohung genügte. Die Breslauer wurde alsogleich zahm, weil sie selber keine Leiter zu schaffen wußte. Solche kleine Züge veranschaulichen am besten den Zustand vor 40—30 Jahren, in den uns zu versetzen heute schon schwer fällt. Die Breslauer Zeitung erschien zuerst in der Stärke eines Bogens viermal wöchentlich, denn so oft kam in Breslau dazumal die berliner Post mit der politischen Weisheit an: heute ist sie ein großes tägliches Blatt von vielen Bogen.

Indessen nahm doch die Presse des südwestlichen, bereits konstitutionellen Deutschlands schon in den zwanziger und mehr noch in den dreißiger Jahren einigen Aufschwung. Die Freiheitsbestrebungen der Badener, Würtemberger und Neu-Baiern gaben ihr Regsamkeit und höheres Leben. Kammerredner schrieben in die Zeitungen und einzelne Zeitungsschreiber begriffen schon in jenen Strichen, welch' mächtiges Werkzeug in ihrer Hand lag. Aus Süddeutschland pflanzte sich in den dreißiger Jahren der Fortschritt nach Mitteldeutschland weiter, namentlich nach Sachsen, als auch dieses Land eine Verfassung gewann. Nur mit zögernder Langsamkeit folgten die norddeutschen Zeitungen nach. In Schlesien (von dessen Zeitungen wir oben Näheres angaben) war es ein in Sachsen gebildeter Gelehrter, Dr. Stein — derselbe, welcher nachmals 1848 in der preußischen Landesvertretung eine hervorragende Stellung einnahm, jetzt die Breslauer Zeitung führt — der einige Zeit nach Schön's Ableben wiederum Leitartikel in Zug brachte. Einige an den Universitäten verunglückte Privatdocenten der Geschichte schrieben in den vierziger Jahren für preußische

Zeitungen Leitartikel, namentlich Hermes, der 1856, und Zinkeisen, der 1863 starb; ebenso in Leipzig der Professor Bülau, der 1859 starb. Das waren Absenker von den Universitäten.

Noch waren übrigens besondere Wochenblätter die eigentlichen Ablagerungen für politische Betrachtungen, für sogenannte „räsonnirende" Aufsätze. Man gedenke der in der Pfalz erscheinenden „Deutschen Tribüne", Wirth's und auch Siebenpfeiffer's „Westboten", welche der ehrwürdige Bundestag, will sagen, die Gesammtheit der deutschen Fürsten, am 2. März 1832 unterdrückte, des schon vorher unterdrückten „Teutschen Beobachters" in Stuttgart, der „Zeitschwingen" in Hanau, der stuttgarter „Deutschen allgemeinen Zeitung", des in Mannheim von Dr. Stromaier geschriebenen Blatts „Der Freisinnige", Siehne's im breisgauer Freiburg sich kräftig regenden „Wächter's am Rhein", und des in Hildburghausen erscheinenden „Volksfreundes", denen allen die gleiche Ehre des Verbotes im selben Jahre zu Theil wurde. Dr. Coremans (später am belgischen Staatsarchive angestellt, 1872 verstorben) führte in Nürnberg mit seiner „Freien Presse" standhaft einen Kampf für die verfassungsmäßige Preßfreiheit, einen Kampf, in dem er natürlich wie alle Mitstrebenden schließlich der rohen Gewalt erlag. Das „Berliner politische Wochenblatt" berüchtigten Andenkens vertrat frech die Lehren der Knechtschaft, erlosch aber endlich aus Mangel an Abnehmern. Was sollte ein Blatt nutzen, wenn es nicht gelesen wurde? Das Geld des Staates ward ja nur weggeworfen! Gleiches Geschick hatte freilich auch Weil's (des nachherigen österreichischen Hof- und Ministerialrathes) freisinniger „Deutscher Courier" in Stuttgart 1843, ein treffliches Blatt. In Mitteldeutschland genügten noch die gemüthlichen, breiten Betrachtungen des weit umlaufenden „Dorfbarbiers", die Stolle in Grimma seit 1834 schrieb. Bald wehte auch hier der Wind schärfer. Die in Leipzig 1841—45 herausgegebenen „Sächsischen Vaterlandsblätter", des Theatersekretärs Robert Blum und einiger seiner Gesinnungsgenossen Eigentum, wirkten auf Preußen stark ein und waren auch in heimischen Angelegenheiten kühn. Die sächsische Regierung — Minister des Innern war Herr von Falkenstein, den später König Johann zu seinem Unterrichtsminister machte und zwei

Jahrzehnte die Obsorge für die Bildung im Lande Sachsen führen ließ — blies ihnen den Lebensathem aus. Unterdrückung war das Loos aller Blätter, welche die Grundsätze der Freiheit mannhaft verfochten.

Bis zur Umwälzung von 1848 stand die deutsche Presse unter einer Staatsaufsicht, die nicht auf Fördern, nur auf Niederdrücken abzielte. Die Zeitungsschreiber mußten sich die Polizeityrannei gefallen lassen, ohne ein Wort darüber drucken zu dürfen, ohne nur die durch das Streichen des Censors entstandenen Lücken ihrem Leser zu zeigen; sie mußten obenein den Censor für seine Thätigkeit bezahlen. Die allgemeine Bestimmung, welche in der ersten Zeit des vorigen Jahrhunderts der Filosof Christian Wolff aufgestellt hatte, daß nichts vervielfältigt werden solle, was gegen Glauben, Staat und gute Sitten verstoße, lag den preußischen Censurvorschriften zu Grunde und wurde verschärft durch einzelne Verbote, welche bei besonderen Anlässen den Censoren zugingen. Was gewissenhafte Censoren nicht durchlassen würden, ließ sich wol meistens vorhersehen, allein gar viele verfuhren doch ganz nach ihren Launen. Polizeipräsident Heinke in Breslau änderte z. B. zuweilen bei seinem Censiren in den Berichten über Aufführungen der Bühne Tadel gewisser Schauspieler und Schauspielerinnen in Lob oder Lob in Tadel um. Wie beschwerlich fiel das Aendern im Satze in den letzten Stunden vor der Ausgabe! Klagen über einen Censor verschafften keine Abhülfe.

Unter Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wurde ein Ober-Censurgericht für Beschwerde Führende eingesetzt. Da ward es in schreienden Fällen doch möglich Gestrichenes für den Druck zu retten. Ich hatte 1841 im 1. Bande meiner „Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens“, für die ich mir aus Scheu vor der preußischen Censur einen Verleger außerhalb Preußens suchte, die bisher nur sehr unvollständig dargestellte, so gut wie vergessene Verfassung dieses Landes unter österreichischer Herrschaft eigentlich erst an's Licht gezogen und darauf in die „Schlesischen Provinzialblätter“ die Erzählung gegeben von dem Untergange dieser Verfassung, die Friedrich II. 1741 umstieß, von einem Ereignisse, welches verschollen war, weil über dasselbe in Druckwerken so gut wie nichts zu lesen stand. Der Censor strich den

ganzen Aufsatz. Ich rief das Ober-Censurkollegium an und dieses erlaubte am 2. Mai 1844 wenigstens den Abdruck des nackt Thatsächlichen, unterdrückte nur einige, übrigens sehr gemäßigte Betrachtungen.

Zum wahren Segen gereichte in dieser Zeit die Getheiltheit Deutschlands, da die Censoren mit Nachrichten aus anderen Staaten es nicht so streng zu nehmen pflegten. Verfängliche Mittheilungen aus Berlin wurden daher so wenig in preußische Zeitungen, wie österreichische in die wiener Blätter geschickt, sondern in auswärtige und so gelangte doch Vieles auf Umwegen zur allgemeinen Kenntniß. Man unterrichtete sich z. B. über die Vorkommenheiten in München am besten aus den hamburger Zeitungen u. s. w.

Die strengste Censur war die österreichische und Oesterreich büßt dies heute noch, am mildesten wurde sie in den Gebieten des in staatlicher Beziehung am weitesten vorgeschrittenen südwestlichen Deutschlands, in Sachsen und Thüringen gehandhabt. Im Hauptdruckorte Leipzig gehörte die Censur zum Amte der ordentlichen Professoren und gewährte ihnen einen Nebenbezug, denn für jeden Bogen wurde $^1/_{12}$ Thaler gezahlt und der Professor behielt auch die Bücher, welche ja gewöhnlich in seine Fachwissenschaft einschlugen. Sie war gewissermaßen Universitätssache. Gottfried Hermann, der große Filologe, hatte, weil der Titel seiner Stellung „Professur der Dichtkunst und Beredsamkeit" lautete, Romane und Gedichte zu censiren. Er gab sie seiner Tochter zur Prüfung. Wie seine allermeisten Amtsgenossen war er kein Freund vom Streichen. Mit den leipziger Universitätsprofessoren ließ sich nicht umspringen, wie mit gewöhnlichen Beamten. Sie fühlten sich damals sehr unabhängig, erhielten mit dem Heraufrücken nach dem Alter erhöhte Bezüge aus dem Universitätsvermögen, unabhängig von der Gunst oder Ungunst des Ministers, und ersehnten keine leeren Titel. Mein Amtsvorgänger, der wackere Hasse, zog einmal, als ich ihn besuchte, eine Schublade heraus, die fast voll von Papieren war, indem er zu mir sagte: „das sind lauter Nasen, die ich als Censor bekommen habe; wird mir eine neue zugefertigt, so lege ich sie dazu, aber ich bekümmere mich nicht um das, was das übertrieben ängstliche Ministerium verlangt." Diese Milde der leipziger Censur hat gewiß dazu beigetragen, daß so viele Zeitschriften in Leipzig

herauskamen. Als das Falkensteinsche Ministerium die Zügel straffer anzog, ward der Universität die Censur genommen. Froh dieses gehässigen Amtes entledigt zu werden, begehrten die Professoren nicht einmal eine Geldentschädigung für die Einbuße an Einnahmen. Ein älterer Privatdocent ward als alleiniger Censor bestellt, doch auch dieser zeigte sich als ein freidenkender Mann und erklärte im März 1848 dem Ministerium: die Handhabung der Censur müsse aufhören.

Die Wirkung der Censur war schlimm. Gar manche Nichtswürdigkeit fand Schutz und dadurch Förderung. Gradheit und offene Männlichkeit vertrug sich nicht immer mit dem Berufe eines Zeitungsschreibers. Große Vorsicht war erforderlich. An Gewandtheit und Takt, sagen wir auch an Geriebenheit nahm die Schriftstellerei zu. Der Zeitungsmann mußte, wenn er nicht unbedeutende Nachrichten vor sich hatte, häufig darauf sinnen Verfängliches unverfänglich auszudrücken. Da drehte er sich, schraubte den Ausdruck, ging auf Stelzen, versteckte sich hinter Anspielungen, machte Finten und Winkelzüge und rechnete auf Lesen zwischen den Zeilen. Er half sich mit unbestimmten Aeußerungen und verhüllenden Wendungen. „Man berichtet von der Donau“ hieß es, oder: „eine große nordische Macht“ u. dgl. ohne Namhaftmachung des Staates. In der Form einer Widerlegung von Gerüchten schwärzte er Nachrichten von Vorfällen ein. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß derartige Haltung des täglichen Lesefutters einen ungünstigen Einfluß auf den Sinn des Volkes ausübte. Damals erwartete man vom Falle der Censur großes Heil, wie man heute sich einbildet, die Presse werde mit Abschaffung der Conzessionen, Cautionen, Confiscationen und sonstiger vom Staat ausgehender Beschwerlichkeiten, durch welche die Regierungsgewalten die Censur einigermaßen ersetzen wollten, wesentlich gehoben werden. Ihre Besserung hängt jedoch noch an ganz andern Voraussetzungen.

Erst in den vierziger Jahren gediehen die Zeitungen in den bedeutenden Städten zu größerer Selbstständigkeit. Ab und zu brachten sie jetzt leitende Aufsätze, hauptsächlich aber wurden sie dadurch selbstständiger, daß sie sich nicht mehr blos vom Wiederabdruck aus andern Blättern nährten, sondern nach dem Vorgange

der augsburger „Allgemeinen“ eigene Berichterstattungen sich verschafften. Jede größere Zeitung hielt nun eine Anzahl Mitarbeiter in verschiedenen Städten, deren Briefe Neues zur allgemeinen Kenntniß brachten. Bald hing das Ansehn einer Zeitung von ihren „Korrespondenzen“ ab. In den 20ger und 30ger Jahren hatte man aus deutschen Städten beinahe nur in Unterhaltungsblätter geschrieben, die damals in großer Zahl blühten. In diese schöngeistigen Blätter schrieb man über das gesellige Leben und den Stadtklatsch, von der Schaubühne und von neuen Büchern und zwar nicht schlicht berichtend, sondern die vorgebrachten Angaben durch Ergüsse des eignen Geistes ausstaffirend, damit es hübsch blinkerte und blitzte. Nun aber wendete man sich von diesen leichten Blättern mehr und mehr ab, den Zeitungen zu und schickte fortan an diese Berichte über die Tagesvorgänge, wobei man in gleicher Weise, wenn auch vielleicht in etwas ernsterem Tone, sich mit seinen eigenen Bemerkungen herauswagte. Der Schwerpunkt der Zeitungen lag bis 1848, abgesehen von dem Oertlichen, das sie zuerst mittheilten, in ihren „Korrespondenzen“.

Eine Anzahl von Schriftstellern, mehrentheils federgewandte Schöngeister, gewann, indem sie gleichzeitig an mehrere Zeitungen Berichte einschickten, von dieser Thätigkeit einen großen Theil ihres Unterhaltes. Die Zeitungen bezahlten sie entweder nach dem Raume des Abgedruckten, den Bogen zu 24, 36, 48 Thalern veranschlagend (die augsburger Allgemeine gab einigen Auserwählten sogar 100 Thaler) oder nach der Zahl der Briefe, den Brief mit 2 Thalern, auch mit 1 oder mit 3 Thalern berechnend. Auf diesen Umstand, daß die Zeitung ihre Bedeutung auf die ihr besonders zukommenden Berichte stützte, bitten wir die Aufmerksamkeit gerichtet zu halten. Die Berichterstatter waren unabhängige Männer, die es sich eifrig angelegen sein ließen, Neuigkeiten und was sonst ihren Zeitungen von Belang scheinen mochte, zu sammeln, die an den herbeigeschleppten Stoff eine schriftstellerische Arbeit setzten, indem sie ihr Urtheil, soweit die Censurverhältnisse es gestatteten, unverholen kund gaben. In der Regel waren sie bedacht ihre Beschäftigung geheim zu halten, weil sie sich keinen Ungelegenheiten, keinen Ausweisungen und Verfolgungen aussetzen wollten und weil sie ihres Urtheilens Freiheit unverkümmert zu erhalten

bestrebt waren. Es gab also viele selbstständige, freie Mitarbeiter und es empfing der Leser der Zeitungen die Nachrichten, die er aus ihnen schöpfte, so zu sagen: aus erster Hand, von Männern, von denen der eine so, der andere anders dachte, gewiß aber jeder beflissen war, durch die Güte seiner Briefe sich zu einem geschätzten Mitarbeiter zu machen.

Jetzt geschah es schon, daß Schriftsteller ihre Feder an die Regierung verkauften und in deren Dienst Berichte an die Zeitungen schickten, wie der um 1840 von Leipzig nach Berlin übersiedelnde Joel Jacobi, ein Jude, der sich taufen ließ. Aus Berlin schrieb dieser übrigens sehr unterrichtete Mann nach den Absichten der preußischen Regierung an verschiedene Zeitungen, wie z. B. die „Allgemeine“ in Augsburg und die „Deutsche Allgemeine“ in Leipzig, auf welche sie besonders Gewicht legte. Von einem Eingeweihten ward mir versichert, die preußische Regierung habe schon damals Zahlungen an ergebene nichtpreußische Blätter gemacht und namentlich Minister Rochow 1840 einen Dr. W. nach Süddeutschland mit dem Auftrage geschickt, dort Zeitungs-Besitzer und -Herausgeber für Preußen günstig zu stimmen.

Die Berichterstattungen liefen indessen in's Geld. Bei dem Gewichte, welches die Lesewelt auf den eigenen Theil einer Zeitung legte, verfiel mancher Zeitungsbesitzer, welcher sparen wollte, auf einen Umweg, mittelst dessen er die Leser über die Dürftigkeit der ihm zur Verfügung stehenden geistigen Kräfte täuschte. Er dang nämlich Schriftsteller untergeordneter Art, die gegen einen erbärmlichen Tagelohn im Geschäftszimmer der Zeitung aus den frisch angelangten Blättern in größter Eile vor dem Schluß des abzudruckenden Satzes einen „Brief“ zusammenstoppelten, dem der Anschein gegeben wurde, als habe sein Abfasser sich in Paris oder London, in Berlin oder Frankfurt befunden. Von daher wurde er nämlich beim Abdruck datirt und zugleich mit einem Korrespondenzzeichen versehen. Der Leser sollte wähnen, die Post habe diesen Brief aus einer fernen Stadt dem Herausgeber gebracht. Da Zeitungen selten anders als flüchtig gelesen werden, merkten nur Wenige die Täuschung. Man kann behaupten, daß die meisten vorgeblichen Briefe aus Rußland nicht in Rußland geschrieben, sondern in Deutschland gefertigt worden sind.

Der Brockhausischen „Deutschen allgemeinen Zeitung" wurde vorgeworfen, daß sie dies System erfundener Korrespondenzen, wenn nicht zuerst aufgebracht, doch zuerst in größerem Umfange angewendet habe. Der Werth solcher geschmiedeten Briefe war natürlich Null. Sie füllten um ein Billiges die Spalten. Der Gebrauch, vorgebliche Berichterstattungen aus der Ferne daheim zu fertigen, wurde in der Folge ganz allgemein und ist heute noch verbreitet: ob damit ein Betrug gegen die Leser geübt ward, mögen Andere beurtheilen. Auch wurde es üblich, nachdem einmal die Gewissenhaftigkeit gelitten, Berichte aus andern Orten zu datiren und Quellen zweiter Hand den Anschein zu geben, als seien sie Quellen erster Hand. Es ließ sich zur Entschuldigung anführen, daß, wäre ihr Verfasser bekannt, diesen schlimme Folgen getroffen haben würden, da, wisse man, woher der Brief gekommen sei, man in vielen Fällen auch wisse, wer ihn geschrieben habe. So weit muß dies Verfahren gerechtfertigt erscheinen. Allein es wurde Mißbrauch getrieben. 1849/50 gingen von Leipzig sehr viele Berichte über den Verlauf des ungarischen Krieges an die Zeitungen und in noch neuerer Zeit gab es in Breslau eine Schmiede für Nachrichten aus Polen.

Bald bot sich aber ein bequemerer Behelf dar.

VII.

Es war kurze Zeit nach der Julirevolution, als in Strasburg ein gewandter badener Schriftsteller, der Dr. Singer — der im Jahre 1848 in München als fürstlich reußischer Hofrath und Ritter der Ehrenlegion verstarb — es unternahm, in regelmäßigen Briefen den deutschen Diplomaten die wichtigsten neuen Kunden sammt seinen Betrachtungen über die Tagesereignisse zukommen zu lassen. Da er nicht unter Censur schrieb und seine Briefe nicht unmittelbar für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, mag er allerdings im Stande gewesen sein, so manches mitzutheilen, was in Deutschland sonst nicht zu lesen war. Seine Briefe, auf die er ein Abonnement von hohem Betrage annahm, wurden nicht gesetzt, was allzu aufhältlich und zu kostspielig gewesen wäre, sondern

mit autografischer Diute geschrieben und abgeklatscht. Singer hatte nur 21 oder 23 Abnehmer, stand sich indeß dennoch eine Zeit lang bei dieser geringen Zahl ganz gut, bis die Wogen sich gestillt hatten und sein Unternehmen damit den Reiz verlor. Unter denen, welche sein Blatt hielten, befand sich auch, wie er mir erzählte, Fürst Metternich. Dies war (wenigstens so viel mir bekannt ist) der Anfang der lithografirten Korrespondenzen. Sehr bald müssen in Deutschland Vervielfältigungen, zu denen man sich der Buchdruckerei nicht bediente, häufiger vorgekommen sein, denn der Bundestag, der in einer Richtung stets rege Thätigkeit entwickelte, warf frühzeitig auf sie seine Augen. Bereits am 29. November 1832 dehnte er alle seine über gedruckte Schriften verhängten Maßregeln auch auf lithografirte Schriften aus. Bekannt ist mir indeß noch keine deutsche lithografirte Zeitung aus jenem Jahr.

Nicht Deutschland, wo die Dynasten in einem faulen, durch und durch nichtsnutzigen Hofwesen verkommen, wo alle Bevölkerungsschichten mit Vorurtheilen getränkt, in kleinliche Auffassung verstrickt waren: Frankreich, in dem bis jetzt allein der Schriftsteller das ihm zukommende Ansehen erlangt hatte, Frankreich, wo keineswegs ein gewisser Grad von Beschränktheit und Niedrigkeit unumgängliche Vorbedingung für maßgebende Geltung war, sondern Geist, Einsicht und Großartigkeit gefordert und geschätzt wurde, dieses Land des Fortschritts war die Stätte der Ausbildung des genannten neuen Hebels für das Zeitungswesen. Uebersehen wir durchaus nicht, wie solches unsere nachfolgenden Betrachtungen sattsam darlegen werden, das Bedenkliche, Mißliche und Schädliche, welches diesem neuen Mittel anhängt und vorerst aus ihm hervorgehen sollte, so glauben wir doch in dieser neuen Weise den Keim zu einer gesammt-europäischen Presse zu erblicken, zu einer Presse, welche in ihrem Hauptsächlichen durch ganz Europa gleichmäßig reden kann, während sie jeglichem Orte freiläßt, Dasjenige, was ihm von besonderer Erheblichkeit ist, zugleich mit jenem für sich zu verbinden. Die Parias unserer von so viel christlichen Predigern bearbeiteten Gesellschaft, die Juden, ergriffen alsbald den neuen fruchtbaren Gedanken, entwickelten ihn weiter mit ihrer Emsigkeit und ihrem Geschick und behielten bis zur Stunde die lithografirte Zeitungsschreiberei vorzugsweise in ihren Händen.

So weit meine Kenntniß reicht (deren Mangelhaftigkeit ich wiederholt selbst betone), verpflanzte ein deutscher Jude, Namens Börnstein, der späterhin, vor etwa 20 und einigen Jahren nach Amerika wanderte, das lithografirte Zeitungswesen im Jahre 1831 oder 1832 nach Paris, und es erschien daselbst 1832 die lithografirte Correspondence Garnier im Preise von sechshundert Franken des Jahres. Das Regiment Ludwig Filipps bemächtigte sich derselben. Sie machte Auszüge aus den Zeitungen aller europäischen Länder, welche sie den in Frankreich herauskommenden Blättern zugehen ließ, und brachte ihnen Nachrichten aus allen Richtungen der Windrose zu. Das hieß mit andern Worten: die Regierung stellte unter ihren Einfluß alle französischen Zeitungen; sie ließ eine große, dem Anscheine nach unabhängige Correspondance für den Gebrauch der verschiedenen Herausgeber zusammenstellen, welche die Tagesereignisse im Sinne der Regierung berichtete, und mittelst derselben herrschte sie wenigstens theilweise in allen Blättern, die sich derselben bedienten. Nach dem Sturze des Königs blieb dieses Unternehmen noch mehrere Jahre orleanistisch gefärbt.

Auch deutsche Zeitungen ließen sich schon 1832 diese Correspondance kommen und übersetzten sie. In Paris nahm man bald auf die deutschen Geschäftsfreunde Rücksicht und bereits 1833 legte man der französischen lithografirten Korrespondenz ab und zu eigens für jene in deutscher Sprache verfaßte, geschriebene Blättchen bei. Nach und nach ward dieser deutsche Theil umfänglicher, darauf ebenfalls autografirt und (ich meine 1840 oder 1841) durch Börnstein zu einer förmlichen Correspondance Allemande neben der französischen gestaltet, die noch jetzt unter dem Namen Havas-Büllier zu dem alten Preise von 600 Franken verschickt wird. Havas sowol als Büllier errichteten Geschäfte, die sie weit ausdehnten und ohne deutsche Kleinlichkeit betrieben. Havas übernahm zugleich in Paris die Anzeigenbesorgung für die gesammte französische Landespresse. Beide Geschäfte gewannen mit den Jahren beträchtlichen Umfang; später verbanden sich Havas und Büllier. Zur Besorgung der Nachrichten wurde beinahe für jedes Land ein besonderer Mitarbeiter angestellt und nicht der erste beste dazu genommen. So bearbeitete z. B. zur

Zeit des Erscheinens der ersten Auflage dieser Schrift die Nachrichten aus Skandinavien und Griechenland Dr. Wollheim da Fonseca, den deutschen Theil besorgten sogar drei tüchtige Schriftsteller, Regnier, Kolisch, Ott. Aus der pariser Korrespondenz kamen z. B. die meisten Nachrichten über die Vorgänge in Spanien nach Deutschland. Man behauptete noch in den 30ger Jahren, daß Baron Aguado sie zu Gunsten seiner Anlehenspapiere benutze. — Was ich sonst von den älteren lithografirten Zeitungen weiß, beschränkt sich darauf, daß ein Schlesier, Dr. Heilberg, der seine Studien in Leipzig gemacht hatte, noch vor dem Jahre 1848 eine derartige Korrespondenz in Brüssel anfertigte und daß auch 1846 in London die Begründung einer stehenden lithografirten Zeitung unternommen wurde. Dieser letztgenannte Versuch scheiterte anfangs; erst ein zweites Unternehmen der gleichen Art, in London 1850 gemacht, an dem sich vornämlich Männer betheiligten, welche von den Stürmen der Jahre 1848, 1849 aus Deutschland herausgeschleudert worden waren, hatte guten Fortgang.

Als die deutsche Nationalversammlung zusammengetreten, gab die damalige sogenannte Centrumspartei, deren Häupter ein Zweidrittel-Deutschland zusammenschustern wollten und zum Aushängeschilde (weil sie recht gut wußten, daß man mit Worten Menschen fängt) das Wort „Bundesstaat" gebrauchten, eine lithografirte Parlamentskorrespondenz heraus, welche zu einem sehr billigen Preise den Zeitungen angeboten wurde. Da sie über die Vorgänge im Parlamente Verschiedenes mittheilte, was Berichterstatter, die keine Nationalvertreter waren, nicht wissen konnten, so wurde sie in den allermeisten deutschen Zeitungen angenommen und abgedruckt und trug wesentlich dazu bei, die öffentliche Meinung zu Gunsten eben dieser Partei allmälich einzunehmen. Wie darauf in der Nationalversammlung, um die Zerreißung des deutschen Volkes abzuwenden, im Februar 1849 die großdeutsche Partei sich aufthat, welche die Einheit des ganzen Deutschlands als Ziel festhielt, gab ich als Ausschußmitglied dieser Partei eine lithografirte großdeutsche Parlamentskorrespondenz heraus*), die indeß den Raum, welchen die Zeitungen

*) Die Partei beschloß ihre Herausgabe auf meinen Antrag und setzte mir zur Seite die Hrn. Dr. Groß und Dr. Kreutzberg. Wenige Beiträge abgerechnet, wurde sie von mir geschrieben.

für Mittheilungen über das Parlament bestimmt hatten, schon in Beschlag genommen fand und daher nur hier und da, wo ein Zeitungsherausgeber sich von der Centrumskorrespondenz abwendete, Eingang gewinnen konnte. Als hernach in Erfurt der auf den Dreikönigsbund gebaute Reichstag unter Preußens Auspicien tagte, veranstaltete man in Erfurt gleichfalls lithografirte Korrespondenzen für die Blätter. Im Jahre 1849 begann auch in Berlin der noch später zu erwähnende Wolff eine lithografirte Korrespondenz, welche täglich die Kurse der Börse und daneben andere Neuigkeiten gegen ein hohes Entgeld (monatlich 20 Thaler?) mittheilte. Die politischen Nachrichten waren für ihn mehrere Jahre bloße Beiläufer.

Seit dieser Zeit hat das System der lithografirten Korrespondenzen dergestalt um sich gegriffen, daß es in der Gegenwart herrscht. Trugen sich seitdem Hergänge zu, welche die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigten, so wurden eigens für sie besondere, vorübergehende lithografirte Berichterstattungen für die Zeitungen ausgegeben, die oftmals von Parteien ausgingen, welche ihre Auffassung zu verbreiten trachteten. Die katholischen Vereine nahmen z. B. Anstoß an den Nachrichten, welche über die Verhandlungen ihrer „Generalversammlungen“ in die Oeffentlichkeit kamen und beklagten sich über Entstellungen. Solchen für die Folge vorzubeugen ließ die in Trier im September 1865 abgehaltene durch Herrn Niedermayer aus Frankfurt am Main lithografirte Berichte veranstalten und an die großen Blätter verschicken. Sie erreichten damit ihren Zweck. Außerdem entstanden nach und nach in den Hauptplätzen stehende lithografirte Korrespondenz-Bureaus. Jene ersten lithografirten Zufertigungen, die von 1848, 1849, die anfänglichen von Havas hielten sich in der Größe eines gewöhnlichen Briefbogens; jetzt (1866) liegt vor mir die „General-Korrespondenz“ aus Oesterreich im Umfang einer Elle im Geviert und zweimal am Tage wirft dieses Geschäft solche Bogen aus.

Von Berlin gingen lithografirte Berichte über die Tagesvorgänge und namentlich über die Kammerverhandlungen von den entgegengesetzten Standpunkten aus, die liberale von Stern, dem vormaligen Berichterstatter des „Nord“, die feudale von Zeidler, die Kammerberichte der Fortschrittspartei von Frese. Im

Jahre 1865 lieferte aus Berlin Linden eine Landtagskorrespondenz. Seit dem 1. Juli 1865 that sich daselbst ein freisinniges Unternehmen dieser Art auf, welches Dr. Angerstein und der frühere Kammergerichtsreferendar Steinitz leiteten. Anfang 1866 gab es in Berlin außer dieser lithografirten Landtagsberichterstattung noch mehrere, Ende 1867 fünf solche Zeitungen und außerdem während der Verhandlungen des Reichstags des Norddeutschen Bundes und des preußischen Landtages noch zwei. Die Frese'sche „Kammerkorrespondenz" ging um 1866 an Oldenburg über. Die Stern'sche stand im Zusammenhange mit der von Dr. Braß geführten (später verkauften) „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", einem Regierungsblatte, und befindet sich in einem Verhältniß der Abhängigkeit zu demselben. Ueberhaupt bestehen Bezüge zwischen den Arbeitern an diesen Lithografien und an den öffentlichen Zeitungen, wie denn z. B. Steinitz an der berliner „Volkszeitung" thätig ist, und Ehren-Gödsche, der Polizeisekretär, zugleich an der Kreuzzeitung und dem Zeidler'schen Unternehmen angestellt war. Ueber die Bezahlung der Hülfsarbeiter erfahren wir aus einigen in Eckardt's „Deutschem Wochenblatt" (4. und 25. Februar, 4. März 1866) gewechselten Erklärungen, daß die Stern'sche Kammerkorrespondenz monatlich 50 Thaler zahlte, Steinitz-Angerstein weniger. Gödsche erhielt jährlich 800 Thaler. Die Steinitz-Angerstein'schen Nachrichten kosteten monatlich 15 Thaler, gewährten indeß kleineren Zeitungen eine Preisermäßigung. An solche lithografirte Berichterstattungen hielten sich fast sämmtliche Zeitungen.

Das Bismarck'sche Regime unterwarf die lithografirten Blätter im Oktober 1863, indem es sie, und zwar nach den Gesetzen mit gutem Grunde, Zeitungen gleich achtete, den Bestimmungen hinsichtlich der periodischen Presse, d. h. legte ihnen die Stellung einer Caution auf und gab sie Beschlagnahmen preis. Sie sträubten sich dawider, doch der Gerichtshof verurtheilte im März 1864 die Zeidler'sche Korrespondenz zu einer Buße von 20 Thalern wegen ihrer fortgesetzten Ausgabe ohne vorgängige Kautionsstellung, und auf Berufung ist die Kautionspflichtigkeit von den höheren Richtern festgehalten worden. Indeß hat (am 12. März 1866) das berliner Kammergericht in Widerspruch mit den

Erkenntnissen des preußischen Obertribunals das Urtheil eines preußischen Untergerichtes bestätigt, wonach lithografirte Korrespondenzen nicht kautionspflichtig sind. Dr. Stern, Herausgeber der „liberalen Korrespondenz", ward ebenfalls vor Gericht gezogen und vom berliner Gericht erkannt: lithografirte Korrespondenzen seien gleich Zeitungen kautions- und stämpelpflichtig; auf erhobene Nichtigkeitsbeschwerde wurde dies Urtel vom Obertribunal im Juni 1867 zu Recht befunden. Als jedoch Steinitz wegen „Steuerdefraudationen" (!) angeklagt wurde, weil er keine Stämpelsteuer entrichtet hatte, verwarfen die Gerichtshöfe (29. Februar und 6. Dezember 1868) diese Anklage, indem sie die lithografirte Korrespondenz lediglich als einen Briefwechsel des Herausgebers mit Herausgebern von Zeitungen betrachteten. Als 1868 Pozzati in Leipzig eine dreimal wöchentlich erscheinende Correspondance particulière de l'Allemagne herauszugeben anfing, legte ihm das dortige Polizeiamt eine Kaution von 1200 Thalern auf, die Kreisdirektion aber entschied, daß Kaution nicht zu stellen sei. In Frankreich fiel das erste Urtheil des Gerichtshofes zu Rouen dahin aus, daß sie als Zeitungen zu behandeln sind; nachdem jedoch de Saint Chéron und Clairbois die Frage an den Kassationshof gebracht hatten, entschied dieser am 27. Juni 1865 nach einer langen stürmischen Berathung mit großer Mehrheit dahin, daß polygrafisch-politische Korrespondenzen als Privatbriefe zu behandeln seien und, so lange sie nicht von Typensatz abgedruckt sind, der Strenge des Preßgesetzes nicht verfallen. Dergestalt standen also die Grundsätze, die auf lithografirte Veröffentlichungen Anwendung finden, lange nicht fest. Erst neuerlich, im März 1874, hat die deutsche Reichsgesetzgebung beschlossen, daß die auf mechanischem oder chemischem Wege vervielfältigten periodischen Mittheilungen, sofern sie ausschließlich an Redaktionen verbreitet werden, von den Bestimmungen des Preßgesetzes ausgenommen sind.

In Wien erschienen bald eine autografirte und eine lithografirte Korrespondenz. Erstere war bereits 1841 im Gange. Sie brachte auch Berichte aus dem Morgenlande. Eine derartige Lokalkorrespondenz erklärt die Gleichartigkeit vieler örtlichen Nachrichten in allen wiener Zeitungen. Sie war eine Benachrichtigung amtlichen Ursprungs und lieferte auch Hofnachrichten sowie vermischte

Nachrichten ohne politische Bedeutung. Mit der Zeit entstanden mehrere solcher Blätter mit den wiener Merkwürdigkeiten des Tages, mehr als zu viele. Im Jahre 1851 oder 1852 stellte die Regierung Tuvora, einen früheren Berichterstatter aus Prag, in Wien für die lithografirte „Oesterreichische Korrespondenz“ an, welche den wiener Blättern außer anderm besonders die Nachrichten aus dem Orient und Italien sowie die auswärtigen Telegramme zuführte; sie war auch auswärtigen Zeitungen eine Quelle für Kunden aus dem Südosten, namentlich zur Zeit des orientalischen Krieges. Noch gab es in Wien vom Dezember 1855 an eine Zeitlang ein besonderes Geschäft für die Nachrichten aus der Levante, und zwar in französischer Sprache, während bisher die Kunde der Ereignisse im südöstlichen Europa und der Levante hauptsächlich von der londoner Korrespondenz ausgegangen war.

Am Beginne des neuen Ständewesens in Oesterreich entstanden (April 1861) neben einander drei Anstalten in Wien, um mit Berichten von den Sitzungen der Landtage und des Reichstags, von den Vorfällen in allen Kronländern sowie mit Betrachtungen über Hergänge und Lage zu versorgen: die „Parlamentarische Korrespondenz“ von Pollak (Preis 15 Gulden monatlich), die „Constitutionelle Korrespondenz“ (35 Gulden monatlich) und die „Wiener Briefe von Tuvora“ (10—15 G., letztere nicht lithografirt, sondern gedruckt), und in Pest errichtete außerdem Scharf 1861 ein Korrespondenzbureau. Aus Frankfurt am Main gab in dieser Art Kunden Ed. Huhn. Kaum bedarf es der Anführung, daß in Paris (wie schon angeführt: Havas-Büllier, eine Zeit lang Löwenfels), sowie in Turin u. a. ebensolche Korrespondenzbüreaus emporkamen, doch sei noch bemerkt, daß eine solche Anstalt bis 1859 in Mailand arbeitete, welche österreichisch gefärbte Mittheilungen über Italien nach Deutschland trug, und daß auch eine dänische über die nordischen Angelegenheiten auftauchte, welche in Hamburg aus dänischen Blättern zusammengestellt wurde. Gegen die Mitte der 60ger Jahre erschien eine „autografirte Korrespondenz aus der Schweiz“. Die Parteien suchten sich in lithografirten Korrespondenzbüreaus wirksame Organe zu verschaffen. So hat z. B. um 1860 de Saint Chéron ein solches in Paris für die legitimistische Richtung aufgethan. Als 1863 der Polenaufstand

losbrach, wurde von den Polen behufs der Versorgung mit Berichten aus Polen in polnischem Sinn sowol eine diplomatische Agentur in Wien, als ein vom Grafen Ladislaus Plater geleitetes Korrespondenzbüreau in Zürich errichtet, auch sollte ein solches 1864 in Leipzig gebildet werden, doch scheinen die Polen von letzterem Abstand genommen zu haben. Bei Ausbruch der schleswig-holstein'schen Krise verschickte vom 1. Dezember 1863 an Hofrath Dr. Freytag in Gotha eine lithografirte Korrespondenz, welche des Herzogs von Augustenburg Anrecht verfechtend außer Neuigkeiten und Widerlegungen falscher Behauptungen viele nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Winke an die sich bildenden Schleswig-Holstein-Ausschüsse, an Freunde der Schleswig-Holsteiner und an Zeitungen gab. Der darauf in Frankfurt eingesetzte Sechsunddreißiger-Ausschuß benachrichtigte die Vereine zur Unterstützung der Schleswig-Holsteiner und die Zeitungen gleichfalls mittelst einer lithografirten Korrespondenz. In Kiel errichtete des Herzogs von Augustenburg Geheimer Rath Samwer ein Preßbüreau, an dessen Spitze er im April 1864 den Dr. Bernhard Endrulat berief; daselbst wurde aber auch während des Krieges ein preußisches Preßbüreau unter Cajus Möller hergestellt, welches die Aufgabe verfolgte, in „preußenfreundlicher" Weise den Zeitungen Nachrichten zukommen zu lassen und die Unterordnung Schleswig-Holsteins unter Preußen anzuempfehlen. Die in dieser Richtung wirkende „Schleswig-Holstein'sche Korrespondenz" wurde von Hamburg aus unentgeltlich an verschiedene Blätter geschickt. Als kurze Zeit bevor Preußen die Waffen gegen Oesterreich erhob, es galt eine preußische Partei in Baiern aufzuthun, wurde bei der Zusammenkunft der Anhänger der sogenannten „Fortschrittspartei" in Nördlingen verabredet durch eine autografirte Korrespondenz die öffentliche Meinung Süddeutschlands nationalvereinlich zu bearbeiten. Alle Mittwoch Abends wurde nun in Erlangen die autografische Korrespondenz der Fortschrittspartei in Baiern auf die Post gegeben, welche den Blättern gleichlautende Betrachtungen zuführte, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Die Verantwortlichkeit dieser Zeitung trug ein gewisser Jacob; Herr Brater u. a. standen im Hintergrunde. Nach dem Kriege von 1866 suchte Brater mittelst seiner „autografirten Nürnberger Korrespondenz" das Volk im Sinne der siegreichen

Gewalt zu stimmen und überließ dieselbe den baierischen Ortsblättern um einen Spottpreis. In München gab im Einvernehmen mit der Regierung oder für sie der in Ruhestand versetzte Gymnasiallehrer Georg Hoffmann (gestorben am 1. August 1872) die „Korrespondenz Hoffmann" heraus. Moritz Szekula besorgte seit 1867 im Verlage von Julius von Balasy die „Allgemeine Oesterreichische Korrespondenz"; überhaupt mehrte sich die Zahl solcher Unternehmungen, es wäre aber hier zwecklos sie sämmtlich her zu zählen.

Bereits bedienen sich Einzelne dieser Form, um ihren Ansichten wirksamer Eingang zu verschaffen. So verschickte 1869, 1870 Max von Wittenburg lithografirte „Berliner Briefe", welche leitende Betrachtungen darboten, die weit abwichen von der jetzt gangbaren preußischen Auffassung. Wenn er aber dabei auf den Beistand seiner Parteigenossen zählte, so verrechnete er sich.

Man fand es nun auch zuweilen bequemer, die Niederschrift gleich drucken zu lassen; dies war z. B. der Fall bei Frese's „Demokratischer Korrespondenz" in Stuttgart 1867—1870.

Diese neue Erscheinung der lithografirten Zeitungen, welche fortwährend an Umfang zugenommen hat, erfordert im höchsten Grade Beachtung.

Worauf sie beruht? Man erwog den Bedarf an Berichterstattungen seitens der Unzahl Zeitungen, die in Deutschland aufgeschossen waren. Hat nun jede Zeitung ihren Hauptabsatz innerhalb ihres örtlichen Bereichs, so beeinträchtigt es sie keineswegs, wenn entfernte Zeitungen gleichzeitig denselben Bericht veröffentlichen. Ein und derselbe Brief ließ sich mithin gleichzeitig an viele Zeitungen richten und konnte demzufolge einer jeden bedeutend billiger angerechnet werden, als wäre er blos für eine einzige bestimmt gewesen. Um dabei erklecklichen Gewinn zu erzielen, kam es nur darauf an, die Sache in's Große zu treiben.

Die Geldkraft bemächtigte sich dieses neuen Gedankens, um mehr Geld zusammenzuschlagen, und das Spekulationsfieber rief Bureaus lithografirter Korrespondenzen in's Dasein. Ein solches „Büreau" übernahm die Herstellung einer handschriftlichen Zeitung, die sie als Manuskript den Zeitungen verkaufte. Es warb einige Gehülfen, die in völliger Abhängigkeit

handwerksmäßig die Herstellung des Manuskriptes besorgten, täglich „Leiter“ über den Stand der brennenden Fragen abfaßten, alle wichtigeren Zeitungen des Landes, wo das Geschäft seinen Sitz aufgeschlagen hatte, durchmusterten, ihren Kern auszogen, die Kurse der Werthpapiere vermerkten, Berichte von öffentlichen Verhandlungen schafften, aus Aufsehen erregenden Flugschriften und statistischen Veröffentlichungen Einiges mittheilten, desgleichen Börsennachrichten und anekdotenartigen Stoff, wie solchen die Zeitungen, um Lücken auszufüllen, liebten. Das Geschäft erstreckte sich auch wol weiter und nahm auswärts Berichterstatter in seinen Dienst. Der herbeigeschleppte Wust wurde autografirt und den Zeitungen täglich (nach Umständen auch in größeren Zeitabschnitten) unter Kreuzband zugeschickt gegen einen monatlichen Bezugspreis von 6—20 Thlrn. Diese handschriftliche Zeitung gelangte nur in die Hand der Zeitungsherausgeber.

Nun war die gedruckte Zeitung um ein Billiges reichlich versorgt! Ihr Anordner bekam tagtäglich einen großen Briefbogen, welcher nur auf einer Seite beschrieben war und zwischen jeder Nachricht einen kleinen freien Raum hatte; was er bedurfte, schnitt er mit der Scheere heraus und ließ es durch seinen Laufburschen dem Setzer einhändigen. Sein Geschäft war ihm nach Möglichkeit bequem gemacht. Die Anstrengung vielen Lesens, die Mühe des Auswählens sah er sich abgenommen. Wozu brauchte er noch, wenn er z. B. Havas hielt, französische Zeitungen zu lesen, Stellen aus ihnen hervorzuheben und übersetzen zu lassen, oder gar selbst zu übersetzen? Fand er doch schon in Havas' großen Bogen eine Anhäufung geeigneter Nachrichten in deutscher Sprache vorräthig, aus denen sich rasch eine Auswahl treffen ließ. Die lithografirte Zeitung nannte ihm verschiedene Zeitungen als ihre Quelle und datirte Angaben aus verschiedenen Orten; druckte er sie ab, so machte er seinen Lesern den Schein vor, als habe er so viele auswärtige Zeitungen studirt, ihr Wesentliches herausgehoben und empfange aus all' den genannten Orten, von allen Seiten der Welt Zuschriften, wenn er nur dem Ausgeschnittenen seinerseits ein Korrespondenzzeichen vorsetzte. Im Augenblick wo ich schreibe, liegt mir ein Bogen von Havas vor: ich zähle in ihm Anführungen von 11 Zeitungen und Nachrichten mit der Ueber-

schrift Douai, Italien, Ragusa, Alexandria, Mexico. Das alles empfängt der Herausgeber aus der einen Hand in Paris mit einer Post. Muß sein Lesevolk ihn nicht für einen außerordentlich unterrichteten Mann halten? muß seine Zeitung nicht im Besitze großer Verbindungen zu sein scheinen, während er doch nur einfach abdruckt, was das Korrespondenzbüreau ihm zukommen zu lassen für gut befunden hat?[*]

Wozu in aller Welt hatte er nun noch nöthig, sich mit eigensinnigen oder nachlässigen oder anspruchsvollen Berichterstattern zu plagen und zu ärgern? Wie theuer die lithografirten Korrespondenzen auch bezahlt werden mußten, regelmäßige Berichterstattung eigener Mitarbeiter läuft doch noch weit höher in's Geld. Und wie viel mehr boten jene! Kein einziger Schriftsteller vermochte Tag um Tag einen solchen Reichtum von Vorlagen zu beschaffen: die lithografirte Korrespondenz lieferte alles mögliche, die Kurse ebenso gut wie unterhaltende Züge, Betrachtungen wie nackte Angaben. Auch sah sich der Herausgeber keiner Stockung in den Zusendungen ausgesetzt: das Büreau bekam keine Krankheit, keine Abhaltung, keine Anwandlung von Unlust. Von ihm mit einer Regelmäßigkeit bedient zu werden, die nichts zu wünschen übrig ließ, war der Herausgeber sicher und überdies der Sorge größtentheils erledigt, Verbindungen anzuknüpfen, mit seinen Berichterstattern Briefe zu wechseln, ihnen Erkundigungen über dies und jenes anzuempfehlen; er hatte ferner nicht mehr nöthig, die verschiedenen ungleichen Handschriften zu buchstabiren und die Aufnahmefähigkeit jedes Einlaufs zu prüfen. Er war vielen Nachdenkens überhoben! Das Personal zur Fertigstellung eines Zeitungsblattes brauchte bei diesem Hülfsmittel nicht stark zu sein. Jede neue Zeitung war jetzt in den Stand gesetzt, gleich bei ihrem ersten Erscheinen Briefe von allen Seiten zu bringen, auch wenn sie noch gar keine Verbindungen eingeleitet hatte.

Der Berichterstatter ward ein überschüssiger Mann. Große Zeitungen fanden es seitdem überflüssig besonderen Briefstellern, auch wenn sie Zugänge von diesen abdruckten, eine Vergütung zukommen zu lassen. Die Nachrichten liefernde, das Geschäft in's Große betreibende Geldspekulation hing daher zusammen mit der Verdrängung der einzelnen Schriftsteller, welche ihre Wahrneh-

mungen und Ansichten den Zeitungen mitzutheilen gewohnt gewesen waren. Das waren unabhängige Männer gewesen, welche, ob auch von ungleicher Begabung, doch ihrer eigenen Erkenntniß, ihrem freien Urtheile Ausdruck in den Spalten der Zeitungen gegeben und zugleich danach getrachtet hatten, ihren Einsendungen Werth sowol in Ansehung des Inhalts als in der Form zu verleihen. Sie waren eben selbstständige, wirkliche Schriftsteller und mehr oder weniger von den Begriffen schriftstellerischer Ehre und persönlicher Verantwortlichkeit beherrscht. Ganz anders war der in den lithografirenden Büreaus dienende Schlag. Das waren litterarische Kommis, die keinen Antheil an dem nahmen, wovon sie schrieben, das waren Handlanger, die im allgemeinen (Ausnahmen zugestanden) keine Ueberzeugung, keine Gesinnung, kein Herz zur Sache und somit auch keinen Beruf besaßen, in den öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken. Auf Geheiß, nach Vorschrift im aufgegebenen Zuschnitt verrichteten sie ihr Tagewerk. Männer von höherer Ausbildung und Kraft gaben sich nicht leicht zu solcher litterarischen Markthelferarbeit her; thaten sie es nothgedrungen, so mußten sie auf das Geltendmachen ihrer eigenen Meinung verzichten. Sonderlicher Aufwand von Geist war nicht grade erforderlich, um Auszüge aus einem Haufen von Zeitungen zu machen. Dergleichen ist Registratorenarbeit.

Dabei gewann, wird mancher sich trösten, die Gegenständlichkeit der Nachrichten, weil die persönliche Auffassung und Ansicht zurückweichen mußte, und reiner erfuhr der Zeitungsleser, was ihm mitgetheilt wurde, unvermengt mit Beifügungen, an deren Kenntniß ihm gar nichts gelegen ist. Wir sind hierüber anderer Meinung und halten die vielgepriesene „Objektivität" für ein bloßes Trugbild. Ganz unläugbar ist es, daß an schriftstellerischem Werth die lithografirten Korrespondenzen hinter den selbstständigen Berichterstattungen zurückstehen, und zwar bedeutend zurückstehen. Eine rühmliche Ausnahme machte jedoch eine lithografirte Korrespondenz in London, an welcher Max Schlesinger, der Mähre Alexander Kaufmann u. a. thätig waren, Männer gradezu ausgezeichnet durch Sachkunde, freies und scharfes Urtheil und schriftstellerische Gewandtheit, der nur zuweilen die Gebrechen der österreichischen Mundart Eintrag thaten.

Im allgemeinen leiden die meisten an Vernachlässigung des Ausdrucks. Bündig schreibt nur, wer scharf gedacht hat. Wer in Eile (will gewöhnlich sagen: mit geringer Ueberlegung) seine Gedanken hinwirft, macht viele Worte. Dem hastig arbeitenden Zeitungsmanne gebricht es in der Regel an Muße und auch an Lust das zu Papier Gebrachte einer sorgsamen Durchsicht vor dem Abdrucke zu unterziehen. Die Sätze werden schlecht gebaut und mit unnützen Fremdwörtern beladen. Hat der Zeitungsschreiber eine Vorlage in anderer Sprache, so quält er sich nicht etwa mit Nachsinnen, wie dieses oder jenes Wort deutsch wiedergegeben werden könne; er nimmt flugs das fremde Wort her, versetzt es etwa mit einem — iren (z. B. dementiren) und meint die Sprache bereichert zu haben, indem er sie verunreinigt. Ueberhaupt übt das „Zeitungsdeutsch" (wenn wir diesen Ausdruck uns erlauben dürfen) eine äußerst nachtheilige Einwirkung auf den Gang der deutschen Sprache aus. Es schädigt unser Sprachgefühl. Die Masse des Volkes studirt keine Bücher, aber Blätter kommen ihr vor die Augen; Vorbild sind ihr entweder Predigten oder Zeitungen. In letzteren erblickt sie die Sprache weit häufiger als in einem Prachtgewande im Bettlerkleide. Sehr richtig bemerkte Moltke's „Deutscher Sprachwart", als er die erste Auflage dieser Schrift besprach, hierzu: das Zeitungsblatt werde dadurch „eine Quelle der Unklarheit. Ein breiter Strom fremden Unrathes durchfließt unsere Muttersprache", die unteren Leute wähnten ihrer Sprache vornehmen Klang zu leihen, wenn sie die abgelauschten Ausdrücke, die Fremdwörter, in sie einflickten.

Weit schlimmer aber noch ist die in der sonstigen Beschaffenheit der Mittheilungen vorgegangene Veränderung. Während nämlich die unabhängigen Berichterstatter den von ihnen mitgetheilten Gegenstand ausbreiteten und beleuchteten, um ihn dem Verständnisse näher zu rücken, behalfen sich die Büreaus vorwiegend mit einem Sammelsurium von recht vielen kurzen und dürren „Notizen" und dieser Zettelkram, der in die gedruckten Zeitungen übergeht, trägt weit mehr zur Verwirrung als zur Aufklärung der Leser bei. Wo ein Urtheil nothwendig wäre, um eine schädliche Einwirkung der Nachricht aufzuheben, da fehlt es gemeinlich. Die vielen kleinen der Rede kaum werthen Angaben zer-

streuen überdies in ihrer Zusammenhangslosigkeit den Geist, unterbrechen alle Augenblicke unseren eigenen Gedankengang und lassen keinen gerechten Antheil aufkommen; sie stumpfen ab. Wenig, aber in seiner Bedeutung Begriffenes führt wirksamer als dies Vielerlei die Leser zu dem Verständniß der öffentlichen Vorgänge; Wust verwirrt.

Auch noch ein anderer Uebelstand muß hingenommen werden. Die vielen einzelnen Berichterstatter, welche vor dem Eintreten dieser Wendung die Zeitungsblätter mit ihren Briefen füllten, waren ebenso viele selbstständige und von einander unabhängige Beobachter und Betrachter. Was sich begab wurde vom Einen so, vom Andern anders aufgefaßt; abweichende Stimmen wurden laut in der Menge der Blätter. In den Büreaus der lithografirten Korrespondenzen jedoch wird in einer bestimmten Weise die Mittheilung gegeben, wird ein mot d'ordre befolgt, und da sehr viele Zeitungen das Echo sind, wird weit und breit nur eine einzige Stimme gehört. Bedenke man die Folge, wenn diese Büreaus einer gewissen Politik unterthänig werden — ein Punkt, auf den wir später zurückkommen. Bei offenem Parteibericht weiß der Herausgeber der Zeitung, was er bekommt, und wer z. B. gewisse Berichte über Schleswig-Holstein abdruckte, mußte dessen sich bewußt sein, was er beging, war mit für den Frevel verantwortlich, half zu dem betriebenen Vorhaben; jedoch bei den Ausgaben jener alles umspannenden ständigen Bureaus läßt sich Parteilichkeit verstecken.

Schon sehen wir, daß Männer, die ein Ziel verfolgen, zu dessen Erreichung es ihnen auf ein Geldopfer nicht ankommt, solche autografische Berichte in ihrem Sinne herstellen lassen und den Zeitungen unentgeltlich zusenden, wenn die öffentliche Meinung auf die Entscheidung Einfluß hat. Wie weit dies getrieben wird, werde an einem Beispiel dargethan. Jedermann weiß, daß die deutsche Nation die Schillerstiftung gegründet hat, um schöngeistigen Schriftstellern, die von Noth gedrückt sind, Unterstützung zu gewähren. Damit der aus der Vergabung hervorgehende Einfluß nicht dauernd an ein und dieselbe Stelle gelange und damit keine Klicke sich festsetze, bestimmten ihre Satzungen weise, daß alle 5 Jahre der Vorort wechseln müsse. Der erste Vorort war Weimar; er

hatte den Vorschlag, an welche Schriftsteller jährlich 13—15000 Thlr. zu vertheilen seien. Welche Macht hierin die leitenden Männer besaßen, liegt auf der Hand und darum darf es nicht verwundern, daß als der Tag der Neuwahl heranrückte, sie im Fortbesitz der Vorörtlichkeit zu bleiben begehrten. Im Wege standen die Satzungen und deren Abänderung wäre bei den einzelnen Schillerstiftungen nicht durchzusetzen gewesen. Also galt es diejenigen, deren Widerstand zu erwarten war, über das Vorhaben in Unkenntniß zu lassen, in der Generalversammlung der Vereine der Schillerstiftung einzelne Vertreter zu gewinnen, und da hernach ein aus mehreren Gründen ungültiger Beschluß der Anfechtung unterlag, die Vorgänge sogleich in einem solchen Lichte sehen zu lassen, daß die öffentliche Meinung zu dem Glauben verleitet würde, alles sei in bester Ordnung verlaufen und die an den alten Satzungen Festhaltenden seien Widerspenstige, Ehrgeizige, Störenfriede. So wurde denn mit dem zur Unterstützung nothleidender Schriftsteller bestimmten Gelde eine metallografische Korrespondenz (zu deren Abfassung Hr. v. Dingelstedt den weimarischen Hofrath Dr. Gottschall aus Leipzig kommen ließ) während der Generalversammlung herausgegeben, die den — 22 (!) Zweigstiftungen und — den Zeitungen unentgeltlich zuging. Die Wirkung war so ziemlich erreicht, wenngleich erst aus dem dritten Wahlgange Weimar siegreich hervorging. Die Zeitungen hatten nicht das Getriebe, sondern eine klug berechnete Darstellung des Verlaufs jener Hauptversammlung zur allgemeinen Kenntniß gebracht, eine Darstellung, in der Wesentliches nur kurz berührt, auch wol ganz übergangen war, so daß sie ein falsches Bild gewährend Vorurtheile schuf, welche nun den Bestrebungen zum Aufrechthalten des reinen Wesens der Schillerstiftung im Wege standen. Berichtigende Gegenartikel aufzunehmen fehlte den Zeitungen hinterher der Raum; er war von der metallografischen Korrespondenz vorweg genommen. Ein wahrer Skandal erschien den Antheil Nehmenden im Lichte eines richtigen verdienstlichen Handelns und während sonst eine allgemeine Stimme des Unwillens aufgebraust wäre, redeten nunmehr wohlmeinende Leute, weil sie eine gefärbte Darstellung in sich aufgenommen hatten, dem weimarischen Vorhaben das Wort. Es ist glücklicher Weise am festen Einspruch der

leipziger Zweigstiftung und an dem hier von allen Schriftstellern dankbar anzuerkennenden Einschreiten der königlich sächsischen Regierung gescheitert; indeß eine Weile wurde die öffentliche Stimme irre geführt. Bedient man sich dieses Mittels in einer verhältnißmäßig so kleinen Sache, so wird es auch für weit größere Zwecke lohnen. Nicht einzig mit offener Gewalt, auch durch Täuschungen setzt man durch, was denen behagt, die es wünschen, aber dem Allgemeinen zum Schaden ausschlägt. Die lithografirten Korrespondenzen sind eine Waffe in den Kämpfen des öffentlichen Lebens.

Das Mittel, dieselben Berichte im Manuskript zu vervielfältigen, ward übrigens auch öfter auf gewöhnliche Berichterstatterei angewendet, wo die Büreaus nicht ausreichen. Werden z. B. öffentliche Versammlungen gehalten, von deren Verhandlungen ausführliche Nachrichten wünschenswerth erscheinen, so genügt für viele Zeitungen ein Berichterstatter. Aus dem Gelde, welches eine Zeitung allein aufwendet, wären die Reisekosten nicht herauszuschlagen. Der Berichtende bedient sich daher des Pauspapieres, um sogleich Dasselbe an mehrere Zeitungen abgehen zu lassen, indem er höchstens den Kopf und den Schwanz seines Berichts für jede Zeitung ein wenig verändert. Er schreibt auf einer Unterlage von 6 bis 10 mal übereinandergelegtem mit blauem Oelpapiere durchschossenem Seidenpapier, und falls er mehr Zeitungen zu bedienen hat, so fertigt ein Schreiber auf dieselbe Weise die noch erforderliche Zahl von Durchschriften. Auch da also ist es eine einzige Auffassung, welche vervielfältigt wird.

Die meisten deutschen Zeitungen haben sich die lithografirten Korrespondenzen angeeignet. Diejenigen Leser, welche mehrere Zeitungen lesen, werden nun eingesehen haben, woher es kommt, daß so oft ein und derselbe Aufsatz oder eine gewisse Nachricht mit denselben Worten gleichzeitig in verschiedenen Zeitungen unter vorgesetztem Korrespondenzzeichen sich vorfindet: alle diese Zeitungen schöpfen eben aus der nämlichen lithografirten Korrespondenz, und wenn die Uebereinstimmung sich nicht noch häufiger wahrnehmen läßt, so erklärt sich dies daher, daß der lithografirte Bogen weit mehr enthält, als eine Zeitung bedarf, und daß die eine Zeitung diese, die andere jene Stelle aus ihm entlehnt. Die augsburger

Allgemeine und die Kölner Zeitung haben sich noch am wenigsten dieser neuen Weise hingegeben und sind, wenn gleich auch sie mehrere lithografirte Briefe benutzen, dennoch dem alten kostspieligen Systeme eigener Berichterstattungen treu geblieben und schicken selbst auf den Schauplatz wichtiger Begebenheiten Mitarbeiter aus. Dies thun auch noch einige große Blätter, namentlich wiener.*)

*) Der wiener Beurtheiler dieser meiner Schrift, 1866 — er unterschrieb Josef Neuwirth — der für die wiener Tagespresse eine Lanze brach und meine Anschauungen überholt fand, bemerkte zu dieser Darstellung des Einflusses der lithografirten Zeitungen: „Wir wissen nicht, wo der Verfasser dies gehört oder gesehen hat; allein wir wissen, daß er von dem Ding keine richtige Vorstellung hat und daß er es praktisch nicht einmal in Leipzig so erfahren haben kann. — Gut gemachte Zeitungen füllen nicht eine einzige Rubrik ausschließlich aus diesen Korrespondenzen und benützen sie kaum jemals ohne Kontrolle." Die wiener Herren sind mit den Zuständen weniger vertraut, als sie sich einbilden. Meinen Lesern will ich einen schlagenden Beweis vorführen. Ueber den Bazaine'schen Gerichtshandel haben (dies müssen jetzt noch alle Zeitungsleser wissen) sämmtliche größere deutsche Zeitungen lange Zeit lange Berichte ihnen vorgelegt, und mit Recht, denn der Fall erläuterte den Krieg von 1870. Woher hatten sie dieselben? Le Figaro gibt in seinem Blatte vom 15. Dezember 1873, Nr. 347 unter dem Titel: La tribune des journalistes au Procès Bazaine auf 4 mächtigen Spalten umständliche Nachricht von den für diesen Prozeß thätigen Agences de correspondances pour les journaux allemands &c. und von den zugegen gewesenen Berichterstattern für Zeitungen. Wie viele deutsche Blätter hielten da einen solchen? Zwei: die „Kölner Zeitung" und „La Presse de Vienne" letztere in Herrn Kohn vom Siècle. Alle andern druckten also die lithografirten Korrespondenzen nach, denn schwerlich werden sie sich die Mühe gegeben haben, die Berichte aus französischen Blättern übersetzen zu lassen. Herr Neuwirth nimmt die lithografirten Korrespondenzen vom Gesichtspunkte der — Arbeitstheilung in Schutz, schießt aber an der Scheibe vorüber, indem er versichert, sie hätten „keinen andern Zweck als die Mühe des Uebersetzens aus fremden Sprachen zu ersparen." Dann müßten ja in Deutschland jedenfalls keine deutsch geschriebenen erscheinen. Er verallgemeinert erst meine Sätze und ruft dann „sie sind falsch", als ob ich irgend wo gesagt hätte, daß unsere Zeitungen einzig und allein aus demjenigen beständen, was ihnen die lithografirte Korrespondenz zubringt. Wie viele sind es aber denn, die, ich will nicht fordern in allen Staaten des Auslands, nur in den Hauptstaaten ihren eigenen Berichterstatter besitzen? Leicht wird jeder Leser von dem wirklichen Stande sich überzeugen können, wenn er in einem Orte, wo viele Zeitungen ausliegen, diese einige Tage hintereinander vergleicht. Er wird dann auf kleine gleichlautende (mitunter etwas längere, mitunter etwas kürzere d. h. vom Herausgeber abge-

Die besseren im neuen deutschen Reiche haben, wie z. B. die „Frankfurter Zeitung“ wenigstens in Deutschland selbst einige unabhängige Berichterstatter in ihrem Dienste. Der Parteieifer kommt ihnen dabei zu statten.

Die Wirkung der lithografirten Korrespondenzbüreaus, welche nicht blos von einem einzelnen vorübergehenden Hergang Nachrichten verbreiten, sondern beständig Auskunft geben, ist nach unserm Dafürhalten jetzt eine höchst schädliche. Die Herausgeber der Zeitungen sind durch die Büreaus von der Nothwendigkeit befreit worden, sich mit den Verhältnissen der verschiedenen Länder, mit den Stellungen in ihnen, mit dem Sinn der sich begebenden Wandlungen vertraut zu machen und selber sich ein Urtheil über dies alles zu bilden. Sind sie, wie fast durchgängig der Fall ist, mit laufenden Arbeiten überbürdet oder sind sie bequem, so ist ihr ganzer Verlaß der tägliche lithografirte Briefbogen. Ihre Arbeit wird mechanischer. Sie büßen den Ueberblick und zugleich die Selbstständigkeit ein. Da sie nun auch die fremden Zeitungen nur selten, nur ausnahmsweise zu Rathe ziehen und in auswärtigen Plätzen wenig eigne Berichterstatter mehr halten, so entgeht ihnen die Möglichkeit den Werth der Mittheilungen zu prüfen, welche das lithografirte Blatt ihnen gibt; so gerathen ihre Zeitungen für manche Theile des Inhalts in völlige Abhängigkeit von den Büreaus. Beispielsweise sei erwähnt, es stammten fast die sämmtlichen Kunden aus der Levante und aus Südasien von der erwähnten wiener lithografirten Korrespondenz oder aus den bekannten Büreaus in London und Paris. Die Hauptausgangsstätte für nordische Nachrichten war lange die in Kopenhagen erscheinende „Generalkorrespondenz“, welche als Manuskript der gesammten dänischen Provinzialpresse zuging.

Glückt es nun aber gar einer gewisse Ziele verfolgenden Macht, diese eigentlichen Stellen der Nachrichtenverbreitung zu beeinflussen — und dies geschah — dann gelangen ausschließlich getrübte Kunden in die Oeffentlichkeit, dann gelingt es Mißfälliges (in Deutschland wenigstens) todt zu schweigen. Die lithografirten

---

kürzte) Benachrichtigungen von Vorgängen stoßen, die nicht aus einer Zeitung in die andere übergegangen sein können.

Korrespondenzbüreaus können Quellen fortlaufender Fälschung werden und das öffentliche Urtheil, weil diesem sehr wichtige Kunden verborgen bleiben, in sehr bedenklicher Weise irre führen.

Das überaus Gefährliche liegt darin, daß diese lithografirten Korrespondenzen ganz und gar der öffentlichen Beurtheilung entzogen sind. Schon die Höhe ihres Preises verhindert, daß sie, so wie sie sind, in Privathände gelangen. An keinem öffentlichen Orte liegen sie aus. Durch den Buchhandel sind sie nicht zu beziehen. Man würde vergebens auf dem Postamt sie bestellen wollen. Wie viele Blätter auch z. B. vom berliner Postamt zu beziehen sind: in seinem reichen Zeitungskataloge, der Ende 1873 nicht weniger als 5787 Blätter umfaßte, steht keine von diesen lithografirten Ausgeburten der Gegenwart. In öffentlichen Ankündigungen zeigen sie sich nicht an. Sie melden ihr Bestehen ausschließlich Zeitungen an und sind nur auf Bestellung am rechten Orte zu erlangen. Nach dem neuesten Gesetze für das deutsche Reich (siehe oben Seite 121) wird aber in diesem schwerlich noch eine derartige Korrespondenz an Privatpersonen abgegeben werden. Aus den Zeitungen, die sich ihrer bedienen, vermag selbst ein aufmerksamer Leser nicht sie in solcher Weise kennen zu lernen, daß er sie vollkommen richtig würdigen und ihr Treiben ganz durchschauen könnte. Druckt doch keine Zeitung die lithografirten Briefe vollständig ab, wozu es an Raum gebricht, weiß der Zeitungsleser doch nicht mit völliger Bestimmtheit, welche von den in die Zeitung aufgenommenen Nachrichten und Betrachtungen gerade aus ihr geflossen sind. Die einzigen, welche von ihnen Kenntniß besitzen, sind die Herausgeber der Zeitungen — wer aber eine Vorstellung hat von dem Arbeitsgedränge, in dem sich diese geplagten Männer befinden, von dem Mangel an Muße, der ihr leidiges Theil ist, der wird wahrhaftig von ihnen keine eingehende Beschäftigung mit diesen Briefen, kein zeitraubendes Vergleichen ihrer Mittheilungen mit den Angaben verschiedener anderer Blätter, keine scharfe Kritik fordern oder erwarten. Sie entschließen sich schnell, wie es ihr Geschäft gebietet, eine Angabe aufzunehmen und dem wartenden Setzer einen Streifen mit ihr einzuhändigen oder werfen den Brief in den viel verschlingenden Papierkorb.

Die freie Berichterstatterei unabhängiger Männer ist von der

Wucht der Concentration beinahe erdrückt. Höchstens in den großen Residenzen kann sich noch ein selbstständiger Berichterstatter behaupten; in andern Plätzen ist das Geschäft, weil es aufgehört hat einträglich zu sein, schon erloschen oder im Erlöschen. Wenn selbst ein Ort wie Leipzig in dieser Hinsicht so augenfällig zurückgegangen ist gegenüber den 40ger Jahren, wie viel mehr ist dies anderwärts der Fall! Es ist aber von nicht geringer Tragweite, daß in der Presse fast nur die Ansicht, die sich in Berlin, Wien, Frankfurt, München und einigen wenigen Orten festsetzt, Widerhall hat, während die Auffassung in so vielen andern Plätzen nur selten und spärlich noch zum Ausdruck gelangt. Seit der 1866 eingetretenen Wendung in den öffentlichen Verhältnissen Deutschlands haben auch die ehemalige freie Stadt Frankfurt und selbst die baierische Königsstadt an ihrer bisherigen Bedeutung große Einbuße erlitten. Wer politisch denken kann wird ermessen, welche Veränderung in den inneren Verhältnissen sich hieran knüpfen muß. —

Gegenwärtig ist also ein Zustand eingetreten, in welchem Urzeitungen erscheinen, die in ihrer wahren Beschaffenheit nicht in die Oeffentlichkeit dringen, sondern blos in die Geschäftszimmer der gedruckten Zeitungen, ein Zustand, in welchem die der Welt vorgelegten, in unsere Hände gelangenden Zeitungen zu einem großen Theile Abklatsch dieser Urzeitungen geworden sind.

Nicht die einzige verhängnißvolle Veränderung, welche sich während der beiden letzten Jahrzehnte im Zeitungswesen zugetragen hat, ist die so eben geschilderte. Noch andere haben sich begeben.

VIII.

So lange die Regierungen die Censur handhabten, märzten sie aus den Zeitungen das ihnen Mißfällige aus. Die Welt sollte nicht lesen, nicht erfahren, was ihnen gar zu widerwärtig war. Um ihre eigne, maßgebende Ansicht zu verkünden, genügte ein amtliches Blatt, das man in den herrschenden Kreisen für tonangebend hielt. Nachdem jedoch der reinigende Sturm des Jahres

1848 die Censur hinweggeblasen hatte, Redefreiheit vorhanden war und die Menschen unverhüllt ihre Ansicht laut werden ließen, wurden die Regierungen mit einemmale zu ihrem Schrecken inne, wie ihre amtlichen Zeitungen gar keine Beachtung genossen und daß man ihren Versicherungen und Darstellungen keinen Glauben schenken mochte. Rathlos standen sie vor dem Wogen der öffentlichen Meinung. Was im Regierungsblatt auseinandergesetzt wurde, fand gerade darum, weil es an solcher Stelle zu lesen war, kein rechtes Vertrauen. Anstrengungen, den Regierungszeitungen durch eine werthvolle wissenschaftliche Beilage Ansehen zu verschaffen, erhoben dieselben dennoch nicht zu der erwünschten Geltung. Welche Geldmittel auch daran gesetzt werden mochten, die Regierungszeitungen waren einmal nicht in Schwung zu bringen.

Da wurden denn zwei verschiedene Auswege ergriffen, die nacheinander bezeichnet werden sollen.

Kurze Zeit nachdem in Berlin die Ständeversammlung gesprengt, Held Wrangel, der andere Blücher, eingezogen war und die Freimaurerlogen geholfen hatten das sich aufbäumende Land, wie von ihnen verheißen worden war, zu bändigen, näherte sich dem neuen Minister von Manteuffel ein pariser Kind, der geistreiche, zwar auf einem breslauer Gymnasium geschulte, aber mit pariser Verhältnissen wohl vertraute Dr. Oelsner-Monmerqué und that ihm den Vorschlag: in Berlin ein Preßbüreau einzurichten, welches unvermerkt die Ministerialansicht in die verschiedenen unabhängigen Zeitungen hineinleite. Manteuffel begriff freudig die Tragweite dieses Gedankens und bot dem Oelsner die Ausführung an. Oelsner war wol dazu geneigt, allein an die Art gewöhnt, wie in Frankreich Schriftsteller gewürdigt werden. Lachend und über preußische Knickrigkeit spottend erzählte er mir, Manteuffel habe ihm ein Gehalt von 1500 Thalern geboten. Oelsner zog es vor, sich nach Frankreich zurückzuwenden, wo er schon nach einigen Jahren in der Blüthe seines Alters gestorben ist. Manteuffel indeß befand sich im Besitz seines Planes und ein geschickter Mann war auch zu erlangen, der bescheiden genug dachte, nach dem Maßstabe, den Preußen für Schriftsteller hat, sich bezahlen zu lassen. Der frühere Herausgeber des „Danziger Dampfbootes“, Dr. Ryno Quehl war dieser Mann, der die Einrichtung des

„Centralpreßbüreaus“ in Berlin übernahm. Amtlich ward es als „Litterarisches Büreau“ bezeichnet. Quehl verstand es, sich neben seinem bescheidenen Gehalt Geld zu machen. Auf seinen Einfluß an der entscheidenden Stelle pochend, ließ er sich Erlaubnißscheine zu Blättern abkaufen und versteigerte fast die Vergabung des berliner Intelligenzblattes, das er für 2000 Friedrichsd'or losschlug. Nachmals wurde er mit dem Generalkonsulate in Kopenhagen belohnt; vor einem Jahrzehnt ist auch er verstorben. Ihm folgte in der Leitung Dr. Metzel und später, irre ich nicht, Dr. Jasmund. Das Preßbüreau zerfiel in zwei Abtheilungen, die eine für das Ministerium des Innern, welcher oblag, den Unterthanen das Urtheil an die Hand zu geben, die andere für das Auswärtige, um der Politik Preußens Vorschub zu leisten. In das Ministerium des Innern wurde 1854 vom Minister Westfalen Geheime Regierungsrath Dr. Ludwig Hahn als Vortragender für Preßangelegenheiten berufen. Hahn richtete das Preßbüreau dieses Ministeriums ein, welches dessen jedesmalige Haltung zu empfehlen hatte. Aus den geheimen Fonds wurden schon vor längerer Zeit jährlich 36 bis 50,000 Thaler an die neue Anstalt gesetzt. Als 1855 die preußische Regierung eine Bewilligung von 80,000 Thalern für höhere Polizei begehrte, erklärte ihr Kommissar am 19. März vor dem Abgeordnetenhause: „man könne nicht fordern, daß Preußen der Presse des Auslandes schutzlos gegenüberstehen solle, mehr als ein Drittel der abgeforderten Summe werde hierfür verwendet.“ Nachdem vor dem Kriege von 1866 das Abgeordnetenhaus die etatsmäßige Stelle eines Direktors des litterarischen Büreaus im preußischen Staatsministerium des Innern gestrichen hatte, wurden als Leiter für die inneren Preßsachen Geheime Oberregierungsrath Hahn u. a. eine Zeitlang dictarisch verwendet. Für das Auswärtige sorgten Metzel, Geheime Regierungsrath Zittelmann, Dr. Moritz Busch aus Leipzig, der gegen Ende des Jahres 1867 als Direktor des litterarischen Büreaus angestellte Dr. Küttge. Später wurde an die Spitze dieser Abtheilung aus Hamburg der Professor Dr. Ludwig Aegidi mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes gerufen.*)

*) Die ersten Nachrichten über das Preßbüreau kamen in die Oeffentlichkeit

Dr. Ryno Quehl hat das berliner Centralpreßbüreau auf eine wahrhaft ausgezeichnete Weise eingerichtet. Rasch warb er eine Schaar Hungerleider an, unbedeutende, unselbstständige Schriftsteller, deren Feder käuflich war. Um 15 bis 30 Thaler monatlicher Löhnung verpflichteten sie sich Aufsätze über die Tagesereignisse in einer bestimmten Richtung den ihnen zukommenden Weisungen gemäß in alle Zeitungen, deren Spalten sie sich öffnen konnten, zu schicken. Bereits im Frühjahr 1849 ließ sich wahrnehmen, daß in einer Reihe der gelesensten Zeitungen gleichzeitig derselbe Gedanke auseinandergesetzt wurde. Ein aufmerksamer Leser vieler Blätter mußte über die auffallende Uebereinstimmung in unzähligen Berichten und Ausführungen stutzen und zu der Vermuthung kommen, dies könne nur so zugehen, daß für sie alle von einem Mittelpunkte her ein Stichwort ausgegeben sei. Doch wie viele Aufmerksame gibt es unter einer Million Leser? Dem Heereszuge des Prinzen von Preußen nach der Pfalz und nach Baden folgte ein Litteratenschwarm, Verkündiger seiner Siege und seines Ruhmes. Seit dieser Zeit hat die neue Preßstelle eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt. Am 9. März 1851 erließ Quehl ein Rundschreiben an „diejenigen Redakteure und Publizisten der konservativen Partei, mit denen er eine persönliche Verbindung gegenwärtig zu unterhalten nicht die Ehre hat", in welchem er unter ausdrücklicher Bezugnahme auf seine „amtliche Stellung zum Staatsministerium" verhieß, ihnen „von Zeit zu Zeit Mittheilungen über den wirklichen Stand der politischen Fragen zu machen" und sie „mit einem zu einer gedeihlichen Wirksamkeit unentbehrlichen Materiale zu unterstützen." Anfangs geschahen diese Zufertigungen unentgeltlich. Es ist wohl anzunehmen, daß viele Zeitungen angetragenes „Material" gern werden entgegengenommen haben, ohne sich ängstlich darum zu kümmern, wie es zugeschnitten war. In Frankfurt am Main ward eine Preßfiliale errichtet und lange durch den Regierungsrath Zittelmann geleitet; unter

---

durch Jürgens in der von ihm anonym in Hildesheim herausgegebenen, von der preußischen Regierung sogleich verbotenen Schrift: „Die deutsche Politik Preußens und das Berliner Centralpreßbüreau" und durch mich (in der „Europa" 1855 Nr. 25).

dem Fortschrittsministerium wurde dieselbe aufgehoben, nachmals wieder hergestellt.*)

Obgleich das Centralpreßbüreau selbstverständlich seine Fäden in der Verborgenheit spann — denn wüßte die Lesewelt, aus welcher Quelle dies oder jenes Urtheil herrührt, so ginge alle Wirkung verloren — läßt sich dennoch das Triebwerk mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Das Centralpreßbüreau stand, wie in obigem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesenen Rundschreiben Quehl unumwunden bekennt, mit dem Ministerium in ununterbrochenem Verkehr, erhielt von ihm Auskunft und Winke, brachte in die Oeffentlichkeit, was dieses bekannt werden lassen wollte, behandelte alle Fragen in derjenigen Weise, welche der Politik des Ministeriums zusagte und bereitete durch Uebergänge die öffentliche Meinung auf die Wendungen vor, zu denen dasselbe die Verhältnisse hinzutreiben beabsichtigte. Um die Stellung anzudeuten, welche das Ministerium Preußens zu den Tagesfragen einzunehmen beabsichtigte, besorgte Dr. Hahn ferner, ich glaube seit 1863, eine gedruckte Provinzialkorrespondenz" zur weiteren Verbreitung. Sie ging außer an Zeitungen auch an die Landesbehörden. Befreundeten Zeitungen wurde sie unentgeltlich in zwei Abdrücken zugestellt. Es war eine verständige Einrichtung, und da sie offen Farbe bekennt und ihr Ursprung unzweideutig ist, dürfte sie keineswegs mit lichtscheuem Treiben zusammengeworfen werden, wofern nur nicht statt des wirklich Leitenden ein vorgeschobener Herausgeber als verantwortlich auf dem Blatte genannt würde, dermalen (1873) ein Herr Liedtke, den im öffentlichen Leben niemand kennt, ein Kanzleibeamter. Aus einer Rede des Abgeordneten Lasker in der preußischen Ständeversammlung am

*) Ein amerikanisches Blatt „Der Anzeiger des Westens" brachte einen Brief aus Weimar, demzufolge in Frankfurt am Main 1864 außer Herrn Zitelmann für preußische Zwecke in der Presse arbeiten sollten: Dr. Stricker für ein Gehalt von 8000 (Druckfehler wol für: 800 Thlr.), Schirges für ein Gehalt von 800 Thlr., Dr. Zirndorfer für ein Gehalt von 600 Thlr., der Stenograf R. Renntwig für ein Gehalt von 400 Thlr. und noch mehrere. Ich bezweifle die Richtigkeit des Angeführten, kann und mag für solche Angaben keine Verantwortung tragen, die Pflicht gegen meine Leser läßt aber nicht gut zu sie zu unterdrücken.

23. November 1866 ist abzunehmen, daß ein westfälischer Rittergutsbesitzer, der Polizeiverwalter ist, weil er diese Provinzialkorrespondenz zurückschickte, in 3 Thaler Strafe genommen, dann „in höherer Instanz“ zwar von der Strafe freigesprochen, ihm jedoch aufgegeben worden ist, sie fortan zu halten. Die „Provinzialkorrespondenz“, die je nach Bedürfniß, wol von Woche zu Woche, den am Preßbüreau Beschäftigten, wie den ergebenen Zeitungen zuging, wurde an feindselige Blätter nicht abgelassen. Außerdem flossen aus dieser Quelle Betrachtungen über die Staatsvorgänge und öffentlichen Verhandlungen den Amtsblättern zu, die Amtsblätter aber müssen von allen Behörden und vielen Gewerbtreibenden gehalten werden. Ueber die Kreisblätter verfügt der Landrath. Wollte der Druckereibesitzer, der das Blatt erscheinen läßt, sich ihm nicht ganz fügen, so verlöre er die amtlichen Ankündigungen und die Abnehmer von Amtswegen. Im Kreisblatte von Nauen mußte sogar eine Erzählung in der Mitte abgebrochen werden, weil sie dem Landrathe nicht mehr gefiel, obgleich die übrigen Leser ihre Fortsetzung begehrten. Es gibt solche, welche wie z. B. das „Tost-Gleiwitzer Kreisblatt“ gradezu angeben: „Redacteur: der Landrath“. Das Wochenblatt des National-Vereins“ bemerkt hierzu (27. April 1865): „Diese Amtsblätter läßt man nun, um auch ihrem politischen Theil den Schein eines obrigkeitlichen Erlasses aufzuprägen, in vielen Kreisen durch die Gensdarmen umhertragen; Landräthe befehlen den Schulzen bei Ordnungsstrafe, die politischen Artikel derselben der versammelten Gemeinde vorzulesen“.

Demnächst lag es dem Preßbüreau ob, den Ministern eine Ueberschau der aus den Blättern hörbaren öffentlichen Urtheile zu ermöglichen und dazu einen blos für sie bestimmten Auszug aus den Zeitungen anzufertigen. Diesen nannte man im Gegensatz zu den für die Oeffentlichkeit bestimmten Abfassungen die Geheimzeitung.

Zwei Arten von Arbeitern waren im Preßbüreau thätig. Die eine machten die in ihm Angestellten aus, welche mit den Staatsmännern verkehrten und sowol Erwägungen und Fassungen, geeignet die öffentliche Meinung zu beschleichen, gemäß den empfangenen Andeutungen aussannen, als den Saft der neuen Zeitungen

aussogen. In lithografirten Briefen theilten sie dann ihre Nachrichten und Betrachtungen denjenigen Zeitungen, mit denen sie in Verbindung standen, sowie ihren Getreuen mit. Diese letzteren, die zweite Art, die Vertrauten, wurden von der ersten geleitet, indem selbe den Vertrauten theils Aufsätze, theils nur für sie selbst bestimmte Mittheilungen zukommen ließen, in denen die Gesichtspunkte angegeben wurden, von welchen aus die schwebenden Fragen vor dem Volke besprochen werden sollten. Demnächst gaben die diplomatischen Agenten im Auslande denjenigen Winke, welche in ihrer Nähe lebten. Diese Vertrauten standen anscheinend in keiner Dienstbarkeit, in keinem Amte. Ihre Aufgabe war, an so viele Zeitungen, als sie sich zugänglich zu machen im Stande waren, Berichte und Betrachtungen nach der Tagesparole zu schicken. Zwar bezogen sie nur ein winziges Gehalt auf Kündigung, dafür waren sie aber daneben auf den Honorargewinn für die gelieferten Briefe von den Zeitungen angewiesen und hatten die Aussicht, falls sie recht thätig, schmiegsam und geschickt sich erwiesen, in die Stellen am Centralpreßbüreau einzurücken oder vermöge wirksamer Empfehlung von Berlin zu Herausgebern von Zeitungen befördert zu werden, selbst in Konsulate zu gelangen. Der Einfluß des Centralpreßbüreaus öffnete ihnen Blätter, zu deren Mitarbeiterschaft sie allein sich schwer gebracht haben würden. Im Grunde Marionetten, hatten sie gleichwol vor andern eigenständigen Mitarbeitern deswegen einen großen Vorsprung, weil ihnen über Schwebendes Mittheilungen zuflossen, die Andern verborgen blieben. Sie vermochten in der That so manche Auskunft zu geben und erwiesen sich öfter als besonders wohlunterrichtete Gewährsmänner. Wenn sich bestätigte, was sie als geschehen meldeten, wenn eintraf, was sie als der Sachlage nach bevorstehend verkündet hatten, mußten sie wol der Herausgeber Zutrauen gewinnen. So geschah es, daß sie sich in vielen Zeitungen einnisteten und damit zugleich wirklich unabhängige Berichterstatter verdrängten, die sich mitunter, wie es nicht anders sein konnte, als schlechter unterrichtet herausstellten. Willig öffneten freisinnige Blätter ihre Spalten den Berichten aus dem Preßbüreau, weil diese gar nicht selten Aufschlüsse gewährten und überdies billig zu haben waren. Manchmal wußte der Zeitungsherausgeber gar nicht,

daß sein Mitarbeiter eine geleitete Feder führte und mit seinen Einsendungen einen der Zeitung fremden Auftrag vollzog, sondern glaubte an dessen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit.

Wir wollen ein Kennzeichen angeben, wie man zuweilen den Vogel an den Federn errathen kann. Wenn ein Bericht nicht nur, wie es bis 1866 hieß: „preußenfreundlich" (jetzt heißt's „reichsfreundlich") gehalten ist — denn dies ist allemal erste Voraussetzung — sondern sein Verfasser sich tüchtig in die Brust wirft, vornehm thut, auf seine genaue Kenntniß als ein Eingeweihter pocht und dabei ein kleines Stücklein mageren Fleisches in einer weitläufigen dünnen Brühe auftischt, so geht man nicht fehl, wenn man in dem Patron einen Affilirten des Centralpreßbüreaus wittert. Wirklich Eingeweihte werfen sich nicht in die Brust, machen kein langes verschwommenes Gerede, sondern sagen kurz und bündig entweder: „so ist es," oder: „wir zweifeln daran." Ihnen kommt es nicht darauf an, einen Brief zu schreiben, der für die Honorarberechnung viele Zeilen austrägt, im Gegentheile ist ihnen ihre Zeit zu kostbar für Wortschwall; sie haben auch nicht nöthig, bei dem Herausgeber der Zeitung sich geltend zu machen, weil dieser ohnehin froh ist, von ihnen eine Zuschrift zu empfangen.

Sollte jemand daran einen Zweifel haben, daß es gelungen ist, in sehr vielen innerhalb des preußischen Staates erscheinenden Blättern den empfohlenen Berichterstattern Raum für ihre Briefe zu verschaffen? Auch an die Spitze von Zeitungen sind solche Vertraute geschoben worden, indem sie von der Regierung bei vorkommendem Abgang eines Herausgebers oder dem Wechsel des Besitzers vorgeschlagen wurden. In Düsseldorf und in Breslau und in Königsberg hat man wenigstens dies erzählt. Auf diese Art wurde in die preußische Presse eine größere Einheitlichkeit mindestens für viele Bezüge gebracht, die noch vorhält. In gewissen auswärtigen Fragen sind ja Fortschrittspartei und Ministerialanhang derselben Meinung. Der Schutz der Staatsgewalt stand in Preußen zur Seite. Einst griff ein wiener Schriftsteller in der „Ostdeutschen Post" das Preßbüreau an und seinen Angriff abzudrucken ließ der Herausgeber der „Deutschen Volkshalle" in Köln, Dr. Eickerling sich beikommen; sofort wurde Eickerling unter die Anklage gestellt, Staatseinrichtungen dem Hasse und der Ver-

achtung preisgegeben zu haben, und der Staatsanwalt legte bei diesem Anlaß am 27. März 1855 ein Schreiben des Ministerpräsidenten zu den Akten, aus dem hervorging, daß dieses Preßbüreau allerdings eine Regierungsanstalt ist. Ebenso hat in Breslau am 31. Januar 1865 Staatsanwalt Nessel in der gegen Dr. Stein und Groß erhobenen Anklage vor Gericht einen Angriff auf die Provinzialkorrespondenz als Angriff auf das Ministerium behandelt, weil dieselbe im Ministerium des Innern redigirt werde (Breslauer Zeitung 1865 Nr. 54 S. 291).

In auswärtigen Zeitungen wurden die abhängigen Lohnschreiber gleichfalls untergebracht. Aus dem Preßbüreau stammende Aufsätze waren zu lesen in den Hamburger Nachrichten, der Hamburger Börsenhalle, Weserzeitung, Hannoverschen Zeitung, der Reichszeitung in Braunschweig*), dem Frankfurter Journal, Intelligenzblatt der freien Stadt Frankfurt und vielen andern. Kurz vor 1866 wurde ein am Preßbüreau Angestellter an ein würtembergisches Blatt gebracht. Ließen sich namentlich auswärtige Blätter nicht völlig beherrschen, so wog es doch immerhin, daß in ihnen der berliner Auffassung wenigstens ein Ausdruck gegeben und dasjenige geschwächt werden konnte, was der Herbeiführung eines gleichen Gedankenganges im Wege stand. Auf Zeitungen, welche hartnäckig die Annahme eines empfohlenen Mitarbeiters ablehnten, konnte die Drohung wirken, ihnen den Einlaß in Preußen zu verwehren. Der augsburger Allgemeinen Zeitung wurde eine Weile die preußische Gränze versperrt und sie mußte sich, ihrem eigenen Geständnisse nach, zur Aufnahme „eben so überflüssiger als kostspieliger Korrespondenzen“ herbeilassen. Nicht lange und ein Knappe des Preßbüreaus saß unter den Herausgebern oder beeinflußte sie: so muthmaße ich auf den Grund von Aenderungen, die

*) Dies ist in Abrede gestellt worden, allein sie fuhr lange Zeit im nationalvereinlichen Fahrwasser und Thaddäus Lau, der zum preußischen Preßbüreau gehört haben soll, war sogar einmal ihr Herausgeber. Als freilich der treffliche Aßmann sie leitete, widerstand sie den preußischen Einflüssen. Im Jahre 1866 wurde von der preußischen Regierung ein Druck auf die braunschweigische ausgeübt und diese erließ solche Verwarnungen an die Zeitung, daß ihr Besitzer Heinrich Vieweg Maßregelungen entgegen sah und deshalb es vorzog, die Zeitung am 31. Juli 1866 nicht mehr erscheinen zu lassen.

in meinen Beiträgen für diese Zeitung vorgenommen wurden. Freilich schützte es die Deutsche allgemeine Zeitung keineswegs vor dem Verbote, welches sie Ende 1864 traf, daß sie die Eröffnungen aus dem berliner Preßbüreau ihren Anhängern zu lesen gab; weil sie daneben sich unabhängig hielt, erschien sie als Sünderin.

Auch in nichtdeutsche Zeitungen wurden Aufsätze hinein gebracht, theils um Engländern und Franzosen diejenige Ansicht von den Zuständen und Hergängen in Deutschland beizubringen, welche den preußischen Vorhaben günstig war, theils um Uebersetzungen dieser Aufsätze in deutsche Blätter als Urtheile des Auslandes übergehen zu lassen. Der noch schwankende wie der über die Vorgänge nicht aufgeklärte Mann sollte vernehmen, daß das Ausland ebenso denke, wie Berlin, in seinem guten Glauben bestärkt werden und von dessen Widersachern eine üble Meinung fassen. Könnte man den Behauptungen nordamerikanischer Blätter trauen, so wären auch in die Vereinigten Staaten „preußische geheime Agenten" abgeschickt, welche Berichte über amerikanische Verhältnisse an deutsche Zeitungen einzuschicken hätten, z. B. an die Hamburger Nachrichten: vielleicht versteigt sich aber der Argwohn zu weit.

Es ist selbstverständlich, daß des Preßbüreaus Diener grundsatzlos alle Schwenkungen, jede Frontveränderung mitmachen und die Wege neuer Minister ebenso als die allein heilsamen anempfehlen mußten, wie sie die abweichenden Wege des soeben abgegangenen Ministers gelobt und diejenigen Männer gescholten hatten, welche mit denselben nicht einverstanden gewesen waren.

Die Vortheile, welche dieses ganze Verfahren der preußischen Staatsleitung gewährte, sind wahrlich nicht gering anzuschlagen. Was ehedem durch ein oder einige Regierungszeitungen einigen tausend Lesern bekannt geworden war, wurde nunmehr durch die Menge der Blätter, welche die amtlichen Berichterstatter nicht von sich wiesen, nach allen Seiten hin ausgetragen und konnte gleichwie eine Privatansicht rücksichtslos, bei weitem dreister und derber ausgesprochen werden. Verantwortlichkeit für die Preßbearbeitung trug das Ministerium durchaus nicht. Erklärte doch noch am 1. Juni 1865 Herr von Bismarck im Abgeordnetenhause auf die

Vorhaltung, daß er die Schleswig-Holsteiner drangsaliren lasse: „er habe keine Zeit, um in die Zeitungen zu schreiben; Das, was in den officiös genannten Zeitungen geschrieben werde, zu vertreten, lehne er ab; er stehe für kein anderes Blatt als den Staatsanzeiger ein." Was der Regierung gut dünkte, auf die angegebene Weise in die Welt zu werfen, wurde von Unzähligen gelesen, die ein Regierungsblatt ungelesen aus der Hand gelegt haben würden. Die Variationen desselben Themas klangen gleich selbstständigen Hervorbringungen, während sie alle ein und denselben gemeinsamen Ursprung hatten. Ein melodischer Chorus tönte aus dem Zeitungswalde: wer da nicht wußte, daß ein versteckter Kapellmeister den Takt schlug, den überzeugten von der Wahrheit, Richtigkeit und Güte des Gehörten so viele gleichlautende Stimmen. Dergestalt wurden die Gegner übertäubt, wurden bestimmte Ansichten über die öffentlichen Verhältnisse, bestimmte Urtheile über die hervortretenden Persönlichkeiten durch möglichst viele Blätter in Umlauf gesetzt, hier der anders denkende Leser in seiner Ueberzeugung verwirrt, dort der Begeisterung ein Dämpfer aufgesetzt, an einer anderen Stelle geschürt, ward jede Wandlung und Windung der preußischen Politik belobigt und die Stimmung geschickt vorbereitet auf das, was den Absichten des berliner Kabinettes entsprach. Ein und dasselbe Bild spiegelte sich in einem Heere von Zeitungen wieder: da konnte man getrost die Ansicht der Preßstelle als Volksmeinung austragen. Das mußte schon ein verhärteter Widersacher sein, der zu widersprechen sich getraute! Und indem die Trompetenbläser und Heerpauker aus Leibeskräften spektakelten, stellte doch nichts die Regierung selber blos. Gewiß war's ein außerordentlicher Vortheil, daß von all' dem Gelärme nicht die allermindeste Verantwortlichkeit auf sie fiel: waren's ja doch alles Auslassungen unabhängiger Blätter! Sie mochte die wahren Zielpunkte ihrer Politik in der Presse verfolgen, während sie in offenen Staatshandlungen eine ganz andere Sprache führen mußte. Es war ihr möglich, die Karten zu mischen und ein Doppelspiel zu treiben.

Mit dem angesetzten Hebel des Centralpreßbüreaus konnte man wirklich öffentliche Meinung machen, Gimpel im Netze fangen, und nicht blos Gimpel, sondern auch gescheute Männer. Das Centralpreßbüreau hat Jahre lang in unverfänglicher Weise Pro-

paganda für preußische Eroberungsplane getrieben. Seine Werkzeuge haben in der gesammten nord- und mitteldeutschen Presse die Oberhand erlangt, und so ist es in der That gelungen, eine breite Strömung für den anspruchsvollen Gedanken zu wege zu bringen, daß unter Aufhebung der Gleichberechtigung der deutschen Stämme der preußische Staat an die Spitze der mittleren und kleineren Staaten Deutschlands gehoben werden müsse.

Hauptmacher der öffentlichen Meinung in Norddeutschland war gegen das Jahr 1866 hin der Geschichtschreiber Dr. Duncker, der unter dem Titel eines geheimen Rathes die Stellung eines politischen Rathgebers des Kronprinzen von Preußen inne hatte; ein alter Burschenschafter, der sich im Parlamente für das Zustandebringen des preußischen Erbkaisers höchlich anstrengte und aus seiner Vergangenheit Verbindungen über einen weiten Theil Deutschlands mit hervorragenden Männern besitzt. Um seinem Ziele, Preußen zur Herrschaft über Deutschland zu bringen, näher zu rücken, arbeitete Duncker einstweilen dem eroberungssüchtigen Minister Grafen Bismarck in die Hand. „Herr Duncker vermittelt (so schildert ein preußischer Abgeordneter seine Thätigkeit) die feineren Beziehungen mit der Presse; die gröbere Arbeit wird aus dem Ministerium des Innern durch Geheimrath Hahn oder aus dem Auswärtigen durch Herrn Zittelmann besorgt. Jene beiden geben ihren bezahlten Handwerkern einfach Aufträge, Herr Duncker seift seine Agenten ein mit der Honigseife der höheren Gesichtspunkte und dem Pinsel der patriotischen Frase. In vertrauten Zuschriften werden die Redaktionen selbst par distance mit dem Federbart eingeseift, zu größeren Organen privatim freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Ausfälle gegen die Kreuzzeitungspartei sind erlaubt, ja stellenweise Pflicht; von Zeit zu Zeit muß sich der Ministerpräsident vor den Augen der Welt von der Kreuzzeitungspartei abheben, wie ein helles Bild von dunklem Grunde. Man veranlaßt die bismarckisirenden Blätter sich gegenseitig zu citiren und zu loben. Heute z. B. wird der Kölner Zeitung geschrieben: „Der heutige Leitartikel der * Zeitung wird in der politischen Welt sehr bemerkt u. s. w.“ und hinterher folgt dann eine ausführliche Darstellung, an deren Verbreitung durch die berliner Blätter dem esprit-directeur gelegen; übermorgen kommt das rheinische Blatt in Berlin an, und im Laufe

des Tages dirigirt sich der Agent auf das Redaktionsbüreau, hilft persönlich nach und die geschmeichelte Demokratie (Demokratie?) geht richtig auf die ministerielle Leimruthe. Unter dem Namen „„journalistisches Doppel-Räucherpulver““ sei dies Mittel hiermit eingetragen in die Pharmacopoea borussica.“

Die Herzogthümer Schleswig-Holstein wurden, als es deren Aneignung galt, vorzugsweise ein Feld der Thätigkeit für die Preßknechte. In diesen Landen trieben sich nicht nur zahlreiche Agenten als Prediger der Unterwerfung unter Preußen herum, sondern ein Rudel Skribaxe strengte sich auch aus Leibeskräften an, die Schleswig-Holsteiner um ihr Recht und ihre Selbstständigkeit zu bringen, falsche Nachrichten in die Welt auszustreuen und die braven Vaterlandsfreunde zu verlästern. Sie, die fremden Wühler, radotirten das einemal in den Blättern von Unterwühlung des Landes durch die Vereine der Landeseingeborenen, und versicherten ein andermal, alle besonnenen und gemäßigten Männer, alle wahren Politiker stimmten mit ihnen darin überein, daß diejenigen, welche noch an der Landessache festhalten, unzurechnungsfähig seien. Bald suchten sie die fernen Leser zu berücken, bald durch Ausstreuen falscher Nachrichten die einheimischen wackern Vertheidiger Schleswig-Holsteins zu entmuthigen und zu lähmen. Abwehr der Raubgier schwärzten sie als Partikularismus an und mit dem Worte „national“ trieben sie ein schnödes Unwesen, kurz auf jede Weise waren sie beflissen, das Recht mit Füßen zu treten, das Rechtsbewußtsein zu verwirren. In den Schleswiger Nachrichten, der Flensburger Norddeutschen Zeitung, dem Angelner Wochenblatt, den Elmshorner Nachrichten haben sie sich eingenistet. Mittelst dieser Blätter und mit Berichten an die Weserzeitung, die Hamburger Nachrichten, die Magdeburger, die Elberfelder, die Kölnische, die berliner National-Zeitung u. v. a. arbeiteten sie geschäftig an der Fälschung der öffentlichen Meinung und des Rechtes Unterdrückung. Die vielen zersplitterten Angaben und Betrachtungen wurden hernach in zusammenfassenden Darstellungen wirksamer gemacht, welche von den „Preußischen Jahrbüchern“ in Berlin und den in Leipzig herauskommenden „Grenzboten“*) vorgebracht wurden.

---

*) Die Haltung der „Grenzboten“ in der Schleswig-Holsteinischen Sache

Wie sicher dieser Auswurf der deutschen Schriftsteller sich fühlen mußte, beweist die schamlos freche Sprache, die sie mitunter führten.

Sie nennen heißt sie brandmarken. Wir kennen ihre Namen nicht und so mag auf die wiener „Neue Freie Presse" die Verantwortung fallen, wenn sie (im November 1865) das Bestehen eines von dem preußischen Bevollmächtigten Freiherrn Zedlitz abhängigen preußischen Preßbüreaus in Schleswig-Holstein behauptet, dessen Schreibwerk ein Herr von Lavergne Peguilhen besorge, und als desselben vornehmste Gehilfen sie den livländischen Baron Ungern-Sternberg sowie den Dr. Moritz Busch namhaft macht. Diese Männer müssen solche ehrenrührige Beschuldigungen dadurch von sich abweisen, daß sie ihre Unschuld an dem ihnen Vorgeworfenen darthun.*)

Wie endlich in jüngster Zeit — den ersten Monaten des Unheilsjahres 1866 — ein Schandtreiben brudermörderischen, selbstzerstörenden Krieg der Deutschen untereinander anzufachen sich bemühte, und wie argen Schaden die Kriegshetzerei anrichtete, ist in zu frischer Erinnerung, als daß es Worte bedürfte, den Unmuth der ächten Vaterlandsfreunde zu schärfen. —

Ein „Centralpreßbüreau" besaß lange Zeit nur Preußen. Diejenigen unter den übrigen deutschen Regierungen, welche auf

---

mußte Wunder nehmen, da Besitzer dieses Blattes der koburgische Hofrath Dr. Gustav Freytag war, der das Recht des Herzogs von Augustenburg vertrat, allein Mitbesitzer der Grenzboten war der bekannte Dr. Julian Schmidt und dieser ließ sich vertreten durch Dr. Moritz Busch, der längere Zeit die Grenzboten ganz besorgte. Ihn hatte Freytag Ende 1863 oder Anfang 1864 zum Vorsteher des Herzogl. Preßbüreaus in Kiel gemacht (vgl. oben S. 123). Indeß wurde Busch aus demselben gegen ein Abstandsgeld entlassen. Seitdem befehdete Busch auf's heftigste (so will man wissen) die Sache des Augustenburgers und kämpfte für Preußens Erobern. Indeß war Herr Busch stets Gothaner. — Bezüglich der Herausgeber der „Flensburger Norddeutschen Zeitung" und der „Schleswiger Nachrichten" schrieb mir ein schleswiger Veteran der Landespartei, daß beide zuerst, bevor sie die schwarzweiße Fahne schwangen, sich dem Herzog von Augustenburg zur Ernennung als Minister, jedoch vergeblich, empfohlen hätten. Ein anderer Lohn ist hernach ihnen da, wo sie dienten, zu Theil geworden.

*) Ist inzwischen nicht geschehen. [Ich rufe für diese Seiten in Erinnerung zurück, daß sie Wiederholung aus der Veröffentlichung vor dem Kriege von 1866 sind.]

die Presse Werth legten, kannten anfänglich das neue Getriebe nicht. In der Absicht zum nachhaltigen Ausdruck in der Presse zu gelangen, sannen sie vielmehr auf andere Behelfe. Sie kauften nämlich unter der Hand Zeitungen an, die ihnen das Wort reden mußten, oder veranlaßten heimlich die Gründung neuer Blätter mit großem Kostenaufwand. Diesen ihnen ganz oder theilweise gehörenden Blättern gewährten sie insgeheim fortdauernde Unterstützung mit Nachrichten und auch mit Geld. Wenigstens eine Weile hielt der Schein der Selbstständigkeit bei denselben auch vor. In derartigen anscheinend unabhängigen „Organen der öffentlichen Meinung" war freiere Bewegung für die Regierung zulässig als in solchen, die das amtliche Gepräge an der Stirn trugen. Doch merkte man später den Zusammenhang und taufte hernach diese Gattung von Zeitungen zum Unterschied von den „officiellen" mit dem Namen „öfficiöse". Die preußische Regierung bediente sich dieses Mittels gleichfalls; so waren in Berlin z. B. „Die Zeit" und die „Norddeutsche allgemeine Zeitung" öfficiöse Blätter, indeß der „Staatsanzeiger" auf Null herabsank. Der sächsische Minister Freiherr von Beust hat nach der preußischen Regierung wol die meisten Anstrengungen in Deutschland zur Beherrschung der Presse gemacht. Er selbst ist ein fleißiger und geschickter Zeitungsschreiber. Er kaufte 1849 vom Buchhändler Teubner das „Dresdner Journal" an, von dem die alte königliche Leipziger Zeitung verdunkelt wurde, verhandelte einmal über den Kauf der dresdner „Konstitutionellen Zeitung" und trug überhaupt Sorge Zeitungsschreiber zu beachten. Beust war sowol eingedenk, daß rosige Färbung der Berichte aus Sachsen in auswärtigen Blättern die Lesewelt stets angenehmer berühre als irgend welche andere, wie daß es die auf ihre erleuchtete Theologie stolzen Sachsen sehr bitter kränken würde, wenn sie Eingebungen der Bösartigkeit, die von einem mecklenburgischen Sachsen redeten, erführen. Ein Versuch, der kleinen Presse im Königreich Sachsen, den vielen Wochenblättern, die zugleich amtliche Anzeigen enthalten, von Dresden aus unentgeltliche Artikel zuzuschicken, damit sie nur recht Zuverlässiges und Nützliches den Landeseinwohnern zu lesen gäben, wurde wol auch gemacht, jedoch bald aufgegeben; zwar wurden die vielen Amtsblätter des Landes (70—80), wie man sich ausdrückte,

„vinculirt“ d. h. sollten keine gegen den Sinn der Regierung gehaltenen Aufsätze aufnehmen, in Wirklichkeit ließ indeß die Regierung sie gehen, wie sie eben gingen, vermuthlich weil es ihr an schriftstellerischen Kräften gebrach und sie überhaupt nicht gern Schriftstellern viel zahlte. In Hannover diente, so lange es noch als Königreich dastand, neben der (neuen) „Hannöverschen Zeitung“ die „Deutsche Nordseezeitung“ als officiöses Blatt, in Baiern die „Bairische Zeitung“. Sogar Mecklenburgs erleuchtetes Regiment hat ein solches im „Norddeutschen Korrespondenten“ gefunden. In Wien war die „Oesterreichische konstitutionelle Zeitung“ von Minister Bruck abhängig u. s. w. Die Vorliebe für „officiöse“ Blätter, denen Zuwendung der amtlichen Bekanntmachungen einen Vortheil verschaffte, wurde so groß, daß man über ihnen die alten amtlichen Zeitungen, die doch nothwendigerweise sehr viele Abnehmer zählten, nicht recht nutzbar machte, sogar zu Gunsten jener vernachlässigte. Die „officiösen“ Blätter schütteten das Füllhorn der Regierungsweisheit aus.

Zwei Mittel französischen Ursprungs fanden ferner Anwendung: die Verwarnung von Zeitungen, die in Mißliebigkeit beharrten, und die Mittheilung von Aufsätzen (Communiqués) an verschiedene Blätter, die ihrer Aufnahme sich nicht füglich entziehen konnten, sowie die Anzeige gewisser Artikel, um deren Nichtaufnahme ersucht wurde. „Le Temps“ äußerte neulich, daß „die auf unsern Schutz bedachten Eröffnungen der administrativen Vorsehung, auf unsrer Hut zu sein hinsichtlich gewisser Schriftstücke, für uns stets mit strengen Befehlen gleichbedeutend sind.“ In Deutschland sind Blättern ebenfalls derartige Einladungen zur Nichtaufnahme zugekommen.

Mehrere Staaten richteten sich in der Folge ebenfalls Preßbüreaus ein*). Hannover errichtete ein „Königliches litterarisches

*) Belgien soll kein Preßbüreau haben, indeß ist die Regierung Leopold's seit ihrem Beginne jederzeit bestrebt gewesen, die Hand in der Presse zu haben, und schlau genug, um dies zu vermögen. Sie ist soweit gegangen, daß sie ein demokratisches Blatt gründete. Damit gelangte sie nicht nur zur Kenntniß Derjenigen, welche sich an demokratischen Blättern betheiligten, sondern stumpfte auch durch die berechnete Haltung dieses unter der demokratischen Fahne einher-

Kabinet". Das Staatshandbuch Hannovers nannte als „mit Bearbeitung der Preßangelegenheiten beauftragt" den Regierungsrath Meding, der, irre ich nicht, die Schule des berliner Preßbüreaus durchgemacht hatte und schließlich auch als „Gregor Samarow" zum schwarzweißen Banner zurückgekehrt ist. Dieser Preßwart besorgte seit Anfang des Sommers 1865 auch lithografirte, theils in Auszügen aus Zeitungen, theils in neuen Mittheilungen bestehende Tagesberichte, welche den höhern Beamten zugeschickt wurden. In Baiern entschloß man sich erst spät einzugreifen. Bis Ende 1866 war die Regierung in München der Presse gegenüber sehr wenig regsam und recht sehr geheimthurisch. Erst unter dem Minister des Innern Freiherrn Pechmann erhielt der „Preßreferent" Graf Taufffirchen Auftrag Schriftstellern auf ihre Anfrage Auskunft zu ertheilen und hinsichtlich verbreiteter falscher Nachrichten ihnen das Richtige anzugeben. Sie konnten täglich Erkundigungen über thatsächliche Verhältnisse einziehen. Minister Fürst Hohenlohe richtete 1868 im Ministerium des Innern Beamten und Schriftstellern zugängliche Zimmer ein, in denen viele Zeitungen auflagen und Freiherr Völderndorf vom Ministerium des Aeußern sowie Freiherr Feilitzsch vom Ministerium des Innern anwesend waren, um den Schriftstellern (ohne Unterschied ihrer Farbe) Nachrichten und Aufklärungen behufs beliebiger Benutzung zukommen zu lassen. Diese gewiß löbliche Einrichtung kostete aber bald zuviel und wurde deshalb (?) um die Jahreswende 1869/70, wie man sich ausdrückte, umgestaltet d. h. aufgelöst.

Recht langsam und schläfrig lenkte die österreichische Regierung in die neue Bahn ein. Sie glaubte in der Zeit der Minister Schwarzenberg und Bach Hinlängliches geleistet zu haben, wenn sie die einheimische Presse knebelte.

Zwar wurde die österreichische Regierung bald die Thätigkeit des berliner Preßbüreaus inne, die ihr recht ungelegen fiel, allein in der Kaiserstadt hatte man sich allzulange gewöhnt, mit gering-

schreitenden Blattes die demokratische Richtung zeitweilig ab und brachte die Entschiedeneren in den Ruf des Zuweitgehens.

Auch der wallachische Ministerrath Cusa's beschloß die Einrichtung einer „Preßdirektion". Sie diente nachher gewiß Denen, welche diesen vortrefflichen Fürsten, dem das Land so viel zu verdanken hat, stürzten.

schätzigem Uebermuth auf die Presse herabzublicken, da waltete auch allzumächtig des altgewohnten Schlendrians Bequemlichkeit, als daß man sonderliche Lust gespürt hätte, sich zu Anstrengungen aufzuraffen. Nahm man doch mit wiener Leichtigkeit die Ereignisse und Entwickelungen hin. Lange Zeit verstrich, ehe es zu ernsten Gegenbestrebungen kam. Mit bloßen Unterdrückungsmaßregeln und gelegentlich mit einer Berichtigung oder Mittheilung, die man einer befreundeten Zeitung zugehen ließ, dachte man anfangs genug gethan zu haben. Der früher genannte sehr geschickte Dr. Weil wurde allerdings in die Staatskanzlei gezogen. Er und der ultramontane Mayer schrieben über Oesterreichisches in die augsburger Allgemeine und einige andere Zeitungen, und ein paar (schreibe: „im Ganzen ein paar") Schriftsteller wurden in Dienst genommen, die von Frankfurt und Leipzig aus im österreichischen Sinne an der Presse mitwirken sollten. Das war alles, das wollte in der That nicht viel besagen. Die Zeitungen widerhallten dessenungeachtet von Klagen über österreichische Beeinflussung der Presse und daher rührende Fälschung des öffentlichen Urtheils: aber in den allerseltensten Fällen trafen diese Beschuldigungen die Wahrheit. Wie hätte denn mit den geringfügigen Kräften, über die Oesterreichs Staatsmänner in der außerösterreichischen Presse zu gebieten hatten, irgend etwas Erkleckliches ausgerichtet werden können? Der ganze Nutzen bestand darin, daß diese paar österreichischen Schriftsteller ab und zu Berichtigungen, Widerlegung von böslich Entstelltem und Angabe der wahren Absichten des wiener Ministeriums in eine oder die andere Zeitung brachten; von einer nachdrücklichen Einwirkung auf die Presse konnte bei so wenigen Aufsätzen keine Rede sein. Es waren die dienstbaren Geister des berliner Centralpreßbüreaus und die eingefleischten Gothaner, die jeden ihnen widerwärtigen Aufsatz vor der Lesewelt als Einflüsterung des wiener Kabinets verdächtigten und dadurch jedes gegnerische Wort um den Eindruck brachten, den etwa Gründe oder Versicherungen ausgeübt hätten.

Mancher Leser wird uns, da wir hier wider eingerostete Vorurtheile angehen, den Glauben versagen. Deshalb lassen wir uns etwas umständlicher über diesen Punkt aus, damit man sich überzeuge, daß bei weitem das Allermeiste, was über die öster-

reichische Thätigkeit verbreitet worden ist, zusammengelogen wurde. Die Wahrheit ist Folgendes: Eine kleine Anzahl großdeutschgesinnter Männer schlug seit dem Auseinandergehen des Parlaments sich in Mitteldeutschland — dem eigentlichen Kampffelde — auf eigne Faust gegen die Parteigänger des hegemonistischen Gedankens, ununterstützt von Oesterreich und den übrigen deutschen Staaten, eher noch von diesen unterdrückt. Denn sie erlaubten sich eine eigene Meinung zu haben und wollten nicht für Knechtschaft wirken. Anstatt daß sie gefördert worden wären, geschah ihnen, wie gesagt, weil sie außerhalb des Schlepptaues sich hielten, mitunter sogar Abbruch. Sie waren es, welche während eines Jahrzehntes unter fortwährenden Opfern mit ihren eignen Mitteln einen ungleichen Kampf unterhielten, durch den sie allerdings das vollständige Durchdringen der hegemonistischen Idee in der öffentlichen Meinung einstweilen abwendeten, sich jedoch allmälich erschöpften. Sie mußten zusehends an Boden verlieren. Außer Stande Vortheile zu vergeben, vermochten sie auch keine Gehülfen heranzuziehen. Wer mit ihnen focht, mußte auf Honorar verzichten, mußte Verluste ertragen, nicht nur uneigennützig arbeiten, sondern auch noch Opfer bringen. Ihre Zahl konnte sich nicht mehren, nur abnehmen. Da ihre Personen nicht unbekannt blieben, traf sie die Wuth der Gegenpartei auf jedem neutralen Gebiete, um ihnen solche Vortheile zu entziehen, die ihnen sonst im Gebiete ihrer nicht politischen Thätigkeit zugefallen wären. Die Mittel, über die sie zu verfügen hatten, wurden ihnen, wo es sich thun ließ, abgeschnitten, geschäftig wurden sie mit Unglimpf überschüttet, damit auch ihr Ansehen zu Grunde gerichtet werde, ihr Ausspruch also nicht mehr gelte wie bisher, nicht mehr gehört werde. Von Verläumdungen bleibt ja leider allemal etwas hängen! Aus der Regierungspresse der Mittelstaaten oder Oesterreichs ertönte nichts, gar nichts, welches für sie die Wage im Gleichmaß gehalten hätte. Wenn ein freisinniger Zeitungsschreiber lahm gelegt worden war, freuten sich vielmehr die über Mittel verfügenden Stellen in ihrer Thorheit. Die Regierungsweisheit träumte damals mit blühender Reaktion glücklich durchzukommen! Die Verblendung war arg. Das preußische Spiel lag seit 1849 offen. Jedoch die vorgeblichen Staatsmänner an mittelstaatlichen Höfen besaßen kein Einsehen in die Lage und

den Gang der Dinge, in die vorhandenen Kräfte und die Wirkungen angewendeter Mittel. Ihr Sinn stand einzig und allein nach Aufrechthaltung des Alten und Veralteten, Verfolgung aller Neuerer ohne Unterschied, und ihr ganzes Rechnen erstreckte sich von heute auf morgen, nicht weiter. Solche Beschränktheit des Blickes pries man damals ja grade als die wahre Eigenschaft eines Staatsmannes. Nichts zeigt wol deutlicher die Jämmerlichkeit in den waltenden Kreisen jener Jahrzehnte als diese Auffassung. Weder Streben nach Großem, noch Vorausblick in die im Zuge befindliche Entwicklung, sondern Geschick in kleinen Ränken und Gewandtheit im Besorgen untergeordneter Geschäfte, welche das Erforderniß für abhängige Verwaltungsbeamte ist, galt als staatsmännisch! Der entschlossene Bismarck machte allerdings eine Ausnahme.

Oesterreich griff nicht einmal solchen Schriftstellern unter die Arme, die nicht links standen — es baute ja auf seine diplomatischen Agenten, die Erbschaft aus der Metternichschen Schule! Um jeden Zweifel zu nehmen, wollen wir unter den Beispielen, die uns zu Gebote stehen, eines vorlegen, weil es sich bei ihm um einen Schriftsteller handelt, welcher (1860) gestorben ist. Dies war der dem (alten) rechten Centrum angehörende pensionirte lutherische Pfarrer von Stadtoldendorf, Dr. theologiae Jürgens. Ihm kostete sein öffentliches Wirken eine von ihm erwünschte Bibliothekarstelle in einem Kleinstaate, die ihm zugesichert gewesen war, bevor der Kampf so heiß wurde, die, als sie wirklich offen wurde, ein von der Gegenpartei Empfohlener empfing; seine Parlamentsgeschichte, viele von seinen publizistischen Schriften ließ er in Ermangelung von Verlegern auf eigne Kosten drucken, wobei er von seinem kleinen Vermögen mehrere tausend Thaler bar zusetzte. Von seinen Büchern schwiegen die Gegner oder brandmarkten sie als unwahr, als falsch, was sie nicht sind, und die „Wiener Zeitung“ wies sogar eine unanstößige, lobende Anzeige des vortrefflichen dritten Bandes seiner Parlamentsgeschichte zurück! Den hinfälligen Jürgens bekümmerte zuletzt das Zusammenschmelzen seiner Einnahmen; daß er bis ein paar Monate vor seinem Ableben, wo ich zum letztenmale mit ihm zusammen war, von Oesterreich keinen Kreuzer bekommen hat, weiß ich bestimmt; er müßte, wenn je, auf seinem Todbette noch einen Ersatz für seine Opfer empfangen

haben. Ich könnte auch Männer nennen, die weiter rechts standen als Jürgens und ebenso wie er auf sich selbst angewiesen blieben; andere also von den in der vordersten Reihe Stehenden, die weiter links sich hielten, haben von der österreichischen Regierung ganz gewiß nichts erhalten*). Was diese in Wien that, um die Presse zu ihrem Werkzeug zu machen, blieb auswärts unbekannt; daß sie aber den in der außerösterreichischen Presse ihr zur Seite stehenden Schriftstellern nichts, oder wenn es allenfalls einmal ausnahmsweise aus den Erübrigungen, welche ein österreichisches diplomatisches Amt grade in Kasse hatte, geschah, ein Lumpengeld von ein paar hundert Gulden oder noch viel weniger zufließen ließ, halte ich für eine nicht in Abrede zu stellende Thatsache. In einem solchen seltenen Ausnahmsfalle mußte der Begünstigte recht koscher sein. Wie ganz anders verfuhr die preußische Regierung! Sie

*) Braucht noch, damit man uns Glauben schenke und die eingesogenen Vorurtheile abthue, erinnert zu werden an die sprüchwörtliche Undankbarkeit Oesterreichs? Ist es nöthig darauf hinzuweisen, daß die gewaltige Kraft Lothar Bucher's ununterstützt blieb, obschon jedermann, der die Verhältnisse kannte, begreifen mußte, daß Bucher auf dem Boden, auf welchem er sich befand, sich auf die Länge unmöglich behaupten konnte? [Bismarck ließ es sich, wie er sich selbst geäußert haben soll, viele Mühe kosten, ihn auf seine Seite zu ziehen; er gewann ihn und Bucher ist jetzt einer seiner vornehmsten Rathgeber. Was wiegt allein ein solcher Kopf!]

Die Rede ging aber immer fort, die großdeutschen Schriftsteller arbeiteten im Solde der österreichischen Regierung. Wiederholt wurde z. B. auf Ankündigungen meiner Vorlesungen am offenen schwarzen Brette der Universität mit Bleifeder hinzugeschrieben: „ist an Oesterreich verkauft" und in Breslau wurde sogar in einer offenen Wahlversammlung über mich, einen Landesgeschichtschreiber Schlesiens, verhandelt. Nachdem mein Name neben dem Jacoby's genannt worden war, wurde ich als ein bestochenes Subjekt bezeichnet und als ein alter Universitätsfreund dies eine Verläumdung nannte, von einem Herrn, der mehrere Jahre in Leipzig gelebt hatte, versichert, es sei eine in Leipzig bekannte Thatsache, daß ich von Oesterreich ein Kaufgeld (ich weiß nicht mehr, ob er 30,000 oder 60,000 Gulden angab) empfangen habe und außerdem eine jährliche Rente bezöge. Die Wahrheit ist, ich habe von Oesterreichs Regierung schon vor ungefähr 30 Jahren Uebles erfahren und an Oesterreichs Werthpapieren Schaden erlitten. Was ich von Oesterreich empfangen, bestand in ein paar Diplomen von Vereinen und in einem schöngebundenen Abdruck des von der Regierung zum Schillerjubiläum herausgegebenen Prachtwerkes: dieses ward mir zu Theil in meiner Eigenschaft als Vorsteher des leipziger Schillervereins. Das schrieb ich, aufgefordert mich zu rechtfertigen, nach Breslau.

wendete große Geldsummen an, um sich überall in der Presse festzusetzen und die thätigen Federn zu gewinnen. Ging es an, so erkaufte sie Mitwirkung für ihr Preßbüreau selbst von einem vormaligen Herausgeber eines großdeutschen Blattes, sogar wenn dieser eine neue Religion zu stiften beabsichtigte! In Wien wollte man an der Spitze von Deutschland stehen oder richtiger gesagt insofern die Lage blos nach ihrer äußerlichen Seite aufgefaßt wird) nach wie vor stehen bleiben: welche Voraussetzungen dies aber nothwendigerweise in sich schloß, machte sich dort von den entscheidendeu Männern, wie es scheint, keiner recht klar. Der Ort, auf den das Volk der Deutschen hinblicken sollte als auf den maßgebenden und entscheidenden, mußte der Brennpunkt seines geistigen Lebens sein, die bedeutendsten Männer aus allen Stämmen in sich vereinigen und auf der Höhe seiner Entwicklung als Führer des Fortschritts auf allen Gebieten sich zeigen. Sehr wohl erkannten die preußischen Staatsmänner dieses Erforderniß, als sie Berlin zur „Stadt der Intelligenz" zu erheben trachteten. In Wien wähnte man mit dem Oesterreichertum auszulangen und gab ihm höchstens einen ultramontanen Zusatz. Das Uebrige ließ man gehen und so ist es denn gekommen, wie es kommen mußte. — Die außerösterreichischen Großdeutschen kämpften, wie sehr auch verdächtigt, in vollster Unabhängigkeit. Sie besaßen nicht das Geld große Zeitungen anzukaufen oder zu gründen. Die freie d. h. einzig wirksame großdeutsche Presse bestand folglich nur aus kleinen Blättern.

Als das Jahr 1859 anbrach, waren diese unabhängigen großdeutschen Schriftsteller schon eine Weile auf der ganzen Linie geschlagen, und dermaßen gelichtet oder entkräftet, daß sie wenig mehr in Betracht kamen. Die Wirkung ihrer Niederlage trat bald ein. Auf dem eisenacher Tage ging eine Anzahl Demokratenführer in's gothanische Lager über, daran verzweifelnd, daß bei ihren Lebzeiteu in Oesterreich eine Umwandlung zum Besseren erfolgen werde. Bald stand ein großer Theil der mittel- und norddeutschen Demokratie auf der Seite des Nationalvereins und Süddeutschland wurde fortan zum Kampffelde. Jetzt, in der Zeit des italienischen Krieges, wurde zugleich die Wirkung des Centralpreßbüreaus für Oesterreich äußerst empfindlich. Um diese Zeit war an die Spitze

des Ministeriums im Grafen Rechberg ein Mann getreten, der den Einfluß der Presse richtiger als seine Vorgänger würdigte. Seitdem erst hat das wiener Kabinet eine stärkere Einwirkung in der außerösterreichischen Presse zu üben gesucht, doch es nicht richtig angegriffen, auch lange nicht nachdrücklich genug. Gesinnungslose Liebedienerei galt wie früher in oberen Stellen. Es unterblieb der nothwendige Wechsel in der hohen Beamtenschaft. Als „officiöses“ Blatt wurde die „Donauzeitung“ unter Leitung Giehne's gegründet; man ließ dieselbe aber, weil sie keinen rechten Eingang fand, wieder fallen. Der „Botschafter“ entstand darauf und zwar in Beziehungen zum Ministerium Schmerling; mit dem Falle dieses Ministeriums ging er ein. Fröbel, sein Herausgeber, gehörte später zu den Ueberläufern in's preußische Lager. In Frankfurt am Main wurde die Zeitung „Deutschland“ unterstützt. Ein leipziger Verleger erhielt nach vielen Bemühungen zur Begründung des „Leipziger Journals“, in welchem der österreichische Standpunkt zum Wort kommen sollte, eine Geldunterstützung, ohne daß ihm Bedingungen vorgeschrieben worden wären: aber für eine zweimal täglich erscheinende Zeitung waren 2000 Thlr. zur Einrichtung und 2000 Thlr. auf das erste Jahr (1860) doch nur ein Dideldumdei! Zwei in österreichischen Diensten stehende Schriftsteller (von denen indeß der eine kein Preßagent war) übernahmen die Führung dieses Blattes, nach rechts das Steuer richtend. Bei dieser Haltung war dies neue Blatt von vorn herein unrettbar verloren. Wie nun im folgenden Jahre der Verleger, als ihm der Athem schon ausging, die freisinnige großdeutsche Richtung einschlug, ließ man in Wien ihn ganz fallen. An Stelle des Leipziger Journals erschien der „Adler“, von dem es anfänglich hieß, er solle ein freies Blatt sein; allein daß der Herausgeber sich mit gebundenen Händen bewegte, wurde sofort klar. Dennoch muß wol der Flug des „Adlers“ noch immer zu kühn gewesen sein, denn auch von diesem Blatte zog sich die österreichische Hülfe Ende 1864 zurück und es hörte auf. Oesterreichs Abgeneigtheit in der außerösterreichischen Presse den freiheitlichen Zug zu unterstützen, seine Bereitwilligkeit mit den reaktionären Kräften der Länder in Bund zu treten, machte deutlicher als alle in Wien vor der Welt abgegebenen Erklärungen offenbar, was freiheitlich gesinnte Deutsche von Oesterreich zu erwarten hatten.

Unläugbar hat das österreichische Kabinet seit 1860 Anstrengungen zur Wiederherstellung des Gleichgewichts in der Presse gemacht. Versäumtes ist indeß schwer nachzuholen. Was geringe Bemühungen, unbedeutende Opfer vor 1859 behauptet hätten, eroberten nun ansehnliche Leistungen nicht zurück, am wenigsten, wenn Verständniß der Zeit d. h. des freiheitlichen Bedürfnisses der Nation mangelte und mit faulem Bestehenden gemeine Sache gemacht wurde, blos deshalb, weil es bestand, während man von solchem sich hätte abwenden müssen, weil es faul und folglich auf die Dauer unhaltbar war. Der Bevölkerung anderer Staaten anmuthen, daß sie die Octroyirungswirthschaft daheim stütze, mochte in Wien als ein staatsmännischer Gedanke erscheinen; uns dünkt es verkehrt. — Eine Zeit lang war nun in der Presse eine nachdrückliche Bewegung zu spüren, die so einheitlich war, daß sie eine kräftige und in manchem Bezuge geschickte Leitung von Wien aus zur Voraussetzung haben mußte, allein sie war zugleich so stark österreichisch und zugleich so wenig freiheitlich, daß sie die beabsichtigte Wirkung großentheils verfehlte. Ohnehin war der Aufwand, der an die Gewinnung der öffentlichen Meinung, an die Gegenwehr gegen die preußischen Bestrebungen gesetzt wurde, noch viel, viel zu gering.

Die alte lithografirte „österreichische Korrespondenz" ließ man fallen und setzte sich dagegen mit dem pester Scharf in's Benehmen, der für Subvention — angeblich bekam er 10,000 Gulden — in Wien an Stelle jener „österreichischen Korrespondenz" eintrat und bei wichtigen Tagesfragen betrachtende Aufsätze mitgetheilt erhielt. Das Scharfsche lithografische Büreau stellte jedoch nicht zufrieden, fand auch, weil man von seinen Leistungen geringe Meinung hatte, in der Presse keinen rechten Eingang. In Wien wurde also beschlossen, es durch ein stärkeres Organ zu ersetzen. Statt seiner ließ Ende 1862 die österreichische Regierung eine lithografirte Generalkorrespondenz aus Oesterreich in Wien herstellen, welche seit dieser Zeit in ihrem Dienste arbeitete. Ein Dr. Otto von Müller war anfangs deren Leiter; nachher eine Zeit lang Dr. G. E. Haas. Sie lieferte außer Zeitungsschau und Bücherrundschau, Verhandlungsberichte vom Reichstag und von den Landtagen, vermischte Nachrichten sowie allgemeine Betrach-

tungen und beschäftigte sich nicht blos mit Oesterreich, sondern dehnte sich auch aus über alle wichtigeren Vorgänge des Auslandes, indem sie von Paris und von London, von Rom und Madrid, von Petersburg u. a. Briefe mittheilte. Der Empfänger erhielt sie nach seinem Belieben täglich einmal oder zweimal, wofür er monatlich nur 12 oder 13 Thlr. zu entrichten hatte. Sie betonte in ihren ersten Nummern ihren konservativen Standpunkt stark; schon die Förderung eines Parlaments war in ihren Augen demokratische Ketzerei! Die erheblichen Nachrichten jedoch, welche ihr aus dem Ministerium zuflossen, bewirkten, daß sie sich rasch einbürgerte. Sie bekam wegen ihres gewichtigen Inhalts in vielen deutschen Zeitungen Eingang und es wurde im Verfolg eine Ausgabe für ganz Europa in französischer Sprache besorgt.

In Oesterreich beschäftigten sich, wie es den Anschein hatte, zwei Aemter mit der Politik und Presse: das Ministerium des Auswärtigen und das sogenannte Staatsministerium, wie in Oesterreich diejenige Stelle genannt wurde, die in andern Staaten Ministerium des Innern und Ministerium des Unterrichts heißt. Eine Zeit lang, bis in's Jahr 1865, besorgte im auswärtigen Amte der Hofrath Freiherr Dr. Max von Gagern, ein in politischen Angelegenheiten gewiegter und zugleich ehrlicher Mann, die Presse und ließ den wiener Blättern Nachrichten zufließen. Die wiener Zeitungsschreiber rühmten seine grade Offenheit, seine entgegenkommende Bereitwilligkeit und die Art, wie er mit ihnen verkehrte. Als Schmerling gestürzt war, wurde am 11. Juli 1865 das Preßbüreau des Staatsministeriums an das auswärtige Amt übertragen, so daß also grade in der entscheidenden Zeit die amtliche Preßthätigkeit Oesterreichs ganz vom Grafen Mensdorff abhing. Damals wurde als Vorstand des österreichischen Preßbüreaus der Ministerialrath Fidler genannt, bald aber löste diesen der Legationsrath von Grüner ab*), der nach kurzer Zeit in seine frühere

*) Ein (im Oktober 1865) in mehrere Zeitungen übergegangener sicher auf amtliche Quelle zurückzuführender Bericht lautet: „Der nur interimistische aber nichts desto weniger äußerst thätige Leiter des Preßbüreaus Hofrath Hr. v. Grüner hat einen Vortrag an den Kaiser entworfen, welcher zum Behufe reichhaltiger und einheitlicher Instruktion der inspirirten Journale und Korrespondenzen Mittheilungen wichtiger Nachrichten aus allen Ministerien an das Preßbüreau

können, sind im Stande, sich hörbar zu machen, wenn sie verletzt werden: in welcher Lage aber befinden sich Privatleute, denen Unbill oder Unglimpf widerfährt? Was liegt der Lesewelt daran, Kenntniß zu nehmen, ob Dieser oder Jener Recht oder Unrecht gethan, ob er wirklich grade so, wie in den Berichten vorgegeben wird, gehandelt hat oder anders? Dergleichen erscheint als persönliche Frage, als reine Privatsache, um welche die Blätter sich nicht kümmern: zuletzt aber erwächst aus den wiederholten entstellenden Berichten in der allgemeinen Meinung ein bestimmtes Urtheil über die in den öffentlichen Angelegenheiten thätigen Männer, welches ihrem Ansehen verderblich, die Gränzen ihres Wirkens enger zieht.

Zwei Auslassungen aus entgegenstehenden Lagern mögen schließlich die Richtigkeit des von uns Behaupteten bekräftigen, sowol in Ansehung des Chorus von Berichterstattern, die sich tagtäglich von dem Preßbüreau ihre Losung einholen, als hinsichtlich der erfolgten Beeinflussung unabhängiger Zeitungen. Die in Berlin erscheinenden „Militärischen Blätter“ enthalten im März 1866 folgende Stelle: „Die deutschen (!) Zeitungen sind nur ausnahmsweise in der Lage — in Berlin ist es vielleicht die „„Kreuzzeitung““ allein — um *selbstständige* Verbindungen zu haben, welche zu der Höhe der Ereignisse heranreichen; die andern sprechen von der Tagespolitik wie der Blinde von der Farbe oder nähren sich von dem, was ihren Korrespondenten durch die zweite, dritte Hand amtlich insinuirt wird. Indessen — — „„*das Beste, was man weiß, darf man den Herren doch nicht sagen*““ und dasjenige, was durch derartig inspirirte Korrespondenten verbreitet wird, ist genau dasjenige, was *verbreitet werden soll*, aber doch nicht immer dasjenige, *was wirklich vorgeht*.“ In denselben Tagen des Zerfalls der Nationalvereinler mit Bismarck ergoß das „Wochenblatt des National-Vereins“ die Schale seines Zornes über die „Eunuchen des Hofes und der Presse“ und bemerkte: „Der Bismarck'sche Kniff, welcher seit einigen Tagen vorzugsweise im öffentlichen Schwang geht, besteht darin, Preußen als den bedrohten Theil darzustellen, der von Oesterreich bei den Haaren aus seiner Harmlosigkeit und Friedensliebe herausgerissen wird. Indem die ministerielle Presse diese dreiste Lüge aus vollen

Lungen in die Welt hinausschreit, thut sie, was ihres Amtes ist und wofür sie bezahlt wird; wenn aber auch unabhängige Blätter in diesen Ton laut oder leise einstimmen, so machen sie sich einer Schwäche schuldig, die man ebensogut Niederträchtigkeit nennen könnte. Durch verschämte Unterstützung der Bismarck'schen Politik von liberaler Seite wird überhaupt bis auf den heutigen Tag Unglaubliches geleistet und die öffentliche Meinung, man möchte sagen: planmäßig, verfälscht und verfälscht. So machen sich — und nicht in Preußen allein — manche liberale Blätter ein angelegentliches Geschäft daraus, mit den Bismarck'schen Zeitungen um die Wette ihren Spott über die Gerüchte französischer und englischer Warnungen, die nach Berlin gerichtet sein sollen, und über den Gedanken einer Einmischung des Auslandes überhaupt zu ergießen. Als ob es irgend einem vernünftigen Zweifel unterläge, daß das Ausland in dem Augenblicke, wo es wirklich eine Störung des europäischen Friedens fürchten zu müssen glaubt, sein Wort darein sprechen wird."

Einer Regierung das Recht zu bestreiten, ihre Ansicht nachdrücklich in der Presse vertreten zu lassen, sind wir weit entfernt. Die Presse ist ein Regierungsmittel geworden. Wir verdenken es keinem Ministerium, wir finden es vielmehr in der Ordnung, wenn dasselbe danach trachtet, gleich den Parteien zum Worte zu kommen und Gehör sich zu verschaffen. Jedoch aufmerksam zu machen ist auf das Ueble, das in der Versteckung des Ursprungs der Aufsätze liegt, in der Heimlichkeit des amtlichen Gepräges, in dem verdeckten Spiele, in der Täuschung, die daraus hervorgeht, daß vorgezeichnete Auslassungen sich als freie Betrachtungen einführen und die Ansicht der Regierung dem Volke als öffentliche Meinung untergeschoben und ein falscher trügerischer Schein erweckt wird. Was vorgeht ist ein Maulwurftreiben, um es zu einer geheimen Leitung der deutschen Presse zu bringen und in der Hauptsache ist dies dem berliner Preßbüreau so ziemlich gelungen. Es ward in der Zeitungspresse nahezu tonangebend. Wahrlich, ein schweres Unheil für das Volk ist es, daß von einer Bande käuflicher Schriftsteller das öffentliche Urtheil bearbeitet und so häufig irregeleitet wird.

Jedwede Abweichung von der graden Straße schlägt in allen

alle und Frankreich erfuhr nicht, was der oberste Wille verborgen hielt oder was zufälligerweise nicht in den fünfzig deutschen Blättern enthalten war, aus denen das Havas'sche Geschäft arbeitete.

In die Umstrickung der vorhandenen Mächte geriethen sonach auch manche Anstalten zur Versorgung der Zeitungen mit Angaben und Betrachtungen. Was verschwiegen werden sollte, wurde ihnen angedeutet, ihr Urtheil ihnen diktirt. Fragt jemand, woher wir das wissen? so antworten wir: dies ist daher zu schließen, daß mitunter äußerst wichtige und bedeutsame Mittheilungen ganz kurz an irgend welcher versteckten Stelle zu finden sind, die hernach beinahe in der gesammten Presse unberücksichtigt gelassen werden. Zeichnete sich unter den lithografischen Zeitungsschmieden die londoner von Schlesinger und Kaufmann rühmlich aus, so ist jedenfalls der Umstand, daß sie in vollkommener Unabhängigkeit arbeitete, als ein Erklärungsgrund ihrer Tüchtigkeit in Betracht zu ziehen.

Es waltet in unserm Zeitungswesen nach dem Auseinandergesetzten eine Regierungsthätigkeit da, wo man sie gar nicht ahnt, wo sie nicht hingehört, und zwar in einem sehr weiten Umfange. Allerdings besteht heute noch eine breite von Regierungsbefehlen unabhängige Presse; eine nicht geringe Zahl von Blättern bekämpft fort und fort die von den Regierungen befolgten Grundsätze, doch daß selbst diese den mittelbaren Einflüssen sich nicht ganz zu entziehen vermögen, liegt in der jetzt vorhandenen Beschaffenheit der Vorbedingungen für die Füllung eines Blattes gegeben. Manchen offenkundigen Handlungen der Regierung widerstreben solche unabhängigen Blätter, wo aber auf verdeckten Wegen Anstöße derselben zu ihnen herandringen, und welche umlaufenden Kunden aus den amtlichen Brutstätten herrühren, wissen die Herausgeber nicht immer und daher ereignet es sich, daß sie neue Nachrichten in derjenigen Fassung und Färbung verbreiten, welche selbigen zu geben an dem bestimmenden Orte beliebt wurde. Die Macht des ersten Eindrucks, der sich immer schwer verwischen läßt, kommt mithin den öffentlichen Gewalten zu gute.

Unverblümte Wahrheit schlägt wol zuletzt offenkundige Lügen

aus dem Felde, doch gibt es eine Art zu lügen, welche überaus gefährlich und eindringlich ist, und diese grade ist in unserer Zeit in Schwung gekommen. Man lügt nämlich nicht völlig, sondern sagt nur die halbe Wahrheit und vermengt diese mit Falschem. Das Körnchen Wahrheit hilft dann der Entstellung fort und es gehört schon ein aufmerksamer und scharfer Geist dazu, um Wahrheit und Dichtung von einander zu sondern.

Für unsere Behauptung, daß bei den aus amtlichen Quellen fließenden Kunden doch nicht so ganz und gar das reinste Bestreben, die Wahrheit der Vorgänge vor der Welt zu entschleiern, der ursprüngliche Antrieb sein kann, bedienen wir uns auch noch des Zeugnisses — eines Ministers. Der königlich sächsische Staatsminister Freiherr von Beust, der, wie wir schon bemerkten, angelegentlich mit der Presse sich beschäftigte, erachtete nämlich nöthig, hinsichtlich der Verhandlungen am Bundestage in einer sogleich veröffentlichten Antwort vom 25. Dezember 1864 an die preußische Regierung entgegen dem Vorwurfe, daß er sich beeilt habe die sächsische Erklärung vom 1. Dezember zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, seinerseits zu klagen, wie die sächsische Regierung „schon seit längerer Zeit" zu beobachten gehabt habe, „daß Veranstaltungen stattfinden, um neben dem officiellen Resumé, beziehentlich vor demselben, die unabhängigen Blätter mit andeutungsweisen Notizen zu versehen, welche nicht allein unvollständig, sondern auch oft entstellend ausfallen. Die diesseitige Regierung — fährt er fort — hatte vor nicht langer Zeit sogar die Erfahrung zu machen, einen Antrag, den sie, ohne ihn irgend einer Regierung mitzutheilen, angemeldet hatte, noch bevor er in die Bundesversammlung eingebracht werden konnte, durch berliner Blätter auf eine Weise analysirt zu sehen, die eben so viel Mangel an Wohlwollen als Vorhandensein genauer Kenntniß bekundete. Wahrnehmungen dieser Art haben die diesseitige Regierung bestimmt, schon seit einiger Zeit ihre Abstimmungen in wichtigen Fragen unmittelbar nach der betreffenden Sitzung im Dresdner Journal zu veröffentlichen, um wenigstens der unausbleiblichen öffentlichen Beurtheilung eine wahrheitsgetreue Unterlage geboten zu wissen." Regierungen, die über ein Blatt verfügen

11*

können, sind im Stande, sich hörbar zu machen, wenn sie verletzt werden: in welcher Lage aber befinden sich Privatleute, denen Unbill oder Unglimpf widerfährt? Was liegt der Lesewelt daran, Kenntniß zu nehmen, ob Dieser oder Jener Recht oder Unrecht gethan, ob er wirklich grade so, wie in den Berichten vorgegeben wird, gehandelt hat oder anders? Dergleichen erscheint als persönliche Frage, als reine Privatsache, um welche die Blätter sich nicht kümmern: zuletzt aber erwächst aus den wiederholten entstellenden Berichten in der allgemeinen Meinung ein bestimmtes Urtheil über die in den öffentlichen Angelegenheiten thätigen Männer, welches ihrem Ansehen verderblich, die Gränzen ihres Wirkens enger zieht.

Zwei Auslassungen aus entgegenstehenden Lagern mögen schließlich die Richtigkeit des von uns Behaupteten bekräftigen, sowol in Ansehung des Chorus von Berichterstattern, die sich tagtäglich von dem Preßbüreau ihre Losung einholen, als hinsichtlich der erfolgten Beeinflussung unabhängiger Zeitungen. Die in Berlin erscheinenden „Militärischen Blätter" enthalten im März 1866 folgende Stelle: „Die deutschen (!) Zeitungen sind nur ausnahmsweise in der Lage — in Berlin ist es vielleicht die „„Kreuzzeitung"" allein — um selbstständige Verbindungen zu haben, welche zu der Höhe der Ereignisse heranreichen; die andern sprechen von der Tagespolitik wie der Blinde von der Farbe oder nähren sich von dem, was ihren Korrespondenten durch die zweite, dritte Hand amtlich insinuirt wird. Indessen — — „„das Beste, was man weiß, darf man den Herren doch nicht sagen"" und dasjenige, was durch derartig inspirirte Korrespondenten verbreitet wird, ist genau dasjenige, was verbreitet werden soll, aber doch nicht immer dasjenige, was wirklich vorgeht." In denselben Tagen des Zerfalls der Nationalvereinler mit Bismarck ergoß das „Wochenblatt des National-Vereins" die Schale seines Zornes über die „Eunuchen des Hofes und der Presse" und bemerkte: „Der Bismarck'sche Kniff, welcher seit einigen Tagen vorzugsweise im öffentlichen Schwang geht, besteht darin, Preußen als den bedrohten Theil darzustellen, der von Oesterreich bei den Haaren aus seiner Harmlosigkeit und Friedensliebe herausgerissen wird. Indem die ministerielle Presse diese dreiste Lüge aus vollen

Zungen in die Welt hinausschreit, thut sie, was ihres Amtes ist und wofür sie bezahlt wird; wenn aber auch unabhängige Blätter in diesen Ton laut oder leise einstimmen, so machen sie sich einer Schwäche schuldig, die man ebensogut [illegible] nennen könnte. Durch verschämte Unterstützung der Manteuffel'schen Politik von liberaler Seite wird überhaupt bis auf den heutigen Tag Unglaubliches geleistet und die öffentliche Meinung, man möchte sagen, planmäßig, verfälscht und verfälscht. So machen sich auch nicht in Preußen allein [illegible] manche liberale Blätter ein angelegentliches Geschäft daraus, mit den Manteuffel'schen Zeitungen um die Wette ihren Spott über die Gerüchte französischer und englischer Warnungen, die nach Berlin gerichtet sein sollen, und über den Gedanken einer Einmischung des Auslandes überhaupt zu ergießen. Als ob es irgend einem vernünftigen Zweifel unterläge, daß das Ausland in dem Augenblicke, wo es wirklich eine Störung des europäischen Friedens fürchten zu müssen glaubt, sein Wort darein sprechen wird."

Einer Regierung das Recht zu bestreiten, ihre Ansicht auch öffentlich in der Presse vertreten zu lassen, sind wir weit entfernt. Die Presse ist ein Regierungsmittel geworden. Wir verdenken es keinem Ministerium, wir finden es vielmehr in der Ordnung, wenn dasselbe danach trachtet, gleich den Parteien zum Worte zu kommen und Gehör sich zu verschaffen. Worauf aufmerksam zu machen ist, ist auf das Übel, das in der Versteckung des Ursprungs der Ansichten liegt, in der Heimlichkeit des amtlichen Gepräges, in dem versteckten Spiele, in der Täuschung, die davon herrührt, daß vorgezeichnete Auffassungen sich als freie Betrachtungen einführen und die Ansicht der Regierung dem Volke als öffentliche Meinung untergeschoben und ein falscher [illegible] Schein erweckt wird. Was [illegible] ist ein [illegible] um es an einer [illegible] Haltung der deutschen Presse [illegible] und in der Hauptsache ist [illegible] dem [illegible] Publikum [illegible] sich gelungen. Es wird in der Zeitungswelt [illegible] Wahrheit, ein schweres Unheil für das Volk ist es, daß von einer Bande käuflicher Schriftsteller das öffentliche Urtheil bearbeitet und so [illegible] irregeleitet wird.

Schwache Abweichung von der geraden Straße schadet in allen

Verhältnissen zu nachtheiligen Folgen aus, die nicht beabsichtigt wurden, aber sich einstellen. Wir läugnen es nicht, daß gewandte und begabte Schriftsteller unter denen sich befinden, die den Nacken beugten und in Abhängigkeit arbeiten; das Geschick vieler Ausführungen würde uns zur Anerkennung ihres Talentes zwingen. Allein ihre gesammte Thätigkeit ist schlechterdings unverträglich mit dem Wesen der Schriftstellerei, ist deren Auswuchs. Denn für jede Entwicklungsrichtung besteht nicht nur eine Vollendung, sondern auch eine Entartung. Die Rechtskunde kann zur Rabulistik, die Filosofie zur Sofistik ausschlagen. Was den ächten Schriftsteller ausmacht, haben wir betont. Nicht der ist es, der viel schreibt oder der geschickt und geschmeidig Gedanken handhabt, sondern derjenige, der schreibt, weil er sich in seinem Innern zum Schreiben gedrängt fühlt, der sich mit dem zu bearbeitenden Stoffe gewissenhaft vertraut gemacht, der schreibt, so wie es sein Gegenstand fordert, und nicht anders sich ausläßt, als wie ihm um's Herz ist. Schriftstellern nicht aus Beruf, sondern nach Vorschrift, ist Verderb. Ein solcher Schriftsteller entwürdigt sich aus einem Leiter zu einem Werkzeuge, aus einem öffentlichen Wortführer zu einem Knechte. Er muß Schönfärber und Schwarzfärber werden, entstellen, vertuschen und verschweigen, Falschmünzerei mit Worten und Begriffen treiben. Aus Dienstbeflissenheit oder um Gunst zu erhaschen, wird wol auch so Mancher, wo er einer guten Sache das Wort redet, übereifrig und thut weit mehr, als Recht wäre. Darüber verkommt er endlich selber. Die Strafe dafür bleibt nicht aus, daß ihm sein Gewissen um ein paar Judasschillinge feil war. Denn er sieht sich bald genöthigt, dieweil ihm die Stärke gebricht, welche die Sprache der Wahrheit allein besitzt, nach Kunstmitteln zu haschen, die ihren Mangel verdecken sollen. Blendender Aufputz, glänzender Auftrag, kurz das Gemachte soll ihm aushelfen. In der Unwahrheit lebend muß er Redensarten drechseln, falsche Lichter aufsetzen, pusten und blähen. Allmälig gewöhnt er sich an eine gewundene und geschminkte Ausdrucksweise. Schließlich sinkt er herab zum bloßen Zungendrescher. Gift würde von Niemand eingenommen werden, wenn es nicht mit Honig versüßt wäre. Täuschendes, betäubendes Flitterwerk ist mithin nothwendig. Züchtet die gewerbsmäßige Arbeit in den gewöhnlichen Korrespondenzbüreaus

gedankenarme, stumpfe Skribenten, die matt und geistlos die Feder führen, so brütet jenes versteckte, halbamtliche Getriebe ein Geschlecht von Retoren und Sofisten aus, die das Volk entsittlichen, welches von der Kost sich nährt, die sie ihm darreichen.

Der tsinesische Weise Kung=fu=tse predigte auf das nachdrücklichste Milde, aber er bezeichnete zugleich fünf Sünden als unverzeihliche, die unnachsichtlich gestraft werden müßten! Nach dem Ausspruch dieses großen Mannes, den mindestens dreihundert Millionen Menschen verehren, wird eine derartige schwere Sünde begangen, sobald jemand unter dem Mantel der Wahrheitsliebe Verläumdungen ausstreuet, welche dem Volke schaden, oder sobald jemand über dasselbe weiß oder schwarz, dafür oder dawider, je nach dem es ihm vortheilhaft dünkt, redet. Gibt es zweifelsohne unter den amtlichen Zeitungsschreibern auch Ehrenmänner, so wird doch sicherlich auf ihre Mehrzahl diese schwere Verdammung des großen Weisen fallen. Wenn viele unter ihnen heute noch nicht begreifen, was für schlimme Sünder sie sind, wird es ihnen einstens tagen. —

Wir haben noch (was vielen unserer jüngeren Leser bereits fremdartig klingen wird) in frischer Erinnerung die Tage, in denen die Staatsgewalten kaum anders die Zeitungspresse berücksichtigten, als mit Füßen auf sie tretend, da man es gewohnt war und sich darob nicht mehr ärgerte, aus dem Munde der Beamten eitel Schmähungen gegen die „Zeitungsskribler“ zu vernehmen. Wie die Zeiten sich geändert! Die Regierungen wollen fortwährend (wiewol unbemerkt) an der Presse Theil haben. Eine Staatsschriftstellerei ist großgewachsen, von der frühere Jahre nichts wußten. Zeitungsschreiber, sogenannte Korrespondenten, sind in ihrem Geschäft zu halben Beamten umgewandelt worden und Beamte machen sich selbst zu regelmäßigen Zeitungsschreibern. Sogenannte „Spitzen der Behörden“ schaffen sich sogar ein Blättlein zu ihrem Leiborgane, führen in der einen Stunde den Vorsitz in einer Staatsbehörde und denken in der nächsten Stunde an den leitenden Aufsatz, den die bevorstehende Nummer ihres Blattes bringen soll. In dieser Wendung erblickten wir einen Fortschritt. Der Nachtheil liegt nur, wie schon hervorgehoben wurde, in der Heimlichkeit.

IX.

Eine gewaltige Entdeckung, welche die Welt der deutschen Gelehrsamkeit verdankt, obgleich der Bundestag in einer schwer erklärlichen Unwissenheit seiner Mitglieder Belohnung für sie einem Ausländer zuerkannte, die neue Telegrafie verändert sichtlich das alte Zeitungswesen.

Anfänglich befand sich die elektromagnetische Leitung ausschließlich im Besitze der Regierung. Die Kenntniß eines Telegramms gab einen Vorsprung, Uebergewicht. In Deutschland war es die mit großer Rührigkeit geleitete Kölner Zeitung, welche zuerst Telegramme brachte. Die von Paris nach Brüssel gekommenen Telegramme ließ sie sich, so lange es noch keinen Draht zwischen Köln und Brüssel gab, auf der Stelle brieflich melden und diese rasche Benachrichtigung von den französischen Ereignissen verschaffte ihr zuerst außerhalb der Rheinlande eine hervorragende Bedeutung, die sie trotz ihrer sonstigen verwerflichen Haltung mit Glück zu behaupten gewußt hat. Ende Februar 1849 war ein telegrafischer Draht von Berlin über Köthen, Halle, Eisenach nach Frankfurt am Main gezogen und die preußische Thronrede war vielleicht die erste politische Neuigkeit, die in Frankfurt auf telegrafischem Wege bekannt ward. In Berlin aber erfuhr man am 12. März fälschlich durch eine offenbar geflissentlich erlogene telegrafische Depesche, der König von Preußen sei in Frankfurt zum Kaiser von Deutschland ausgerufen worden (Leipziger Zeitung 1849 Nr. 73 vom 14. März). Im Jahre 1847 wurde dem Volke der Telegraf zwischen Bremen und Vegesack, am 1. Oktober 1849 der Telegraf zwischen Berlin und Achen eröffnet, ein Jahr darauf, 1850, wurde die im Juli dieses Jahres hergestellte telegrafische Verbindung zwischen Dresden und Leipzig für den allgemeinen Verkehr freigegeben. Aber sehr theuer waren anfangs Telegramme: das Bestellen einer Nachricht bis zu 50 Sylben kostete anfänglich in Sachsen $1^1/_{10}$ Thaler. Das erste längere Telegramm brachte in Deutschland die königliche Leipziger Zeitung 1850 oder 1851, eine Thronrede des Königs von Sachsen, zum allgemeinen Erstaunen. Doch ging es sehr einfach damit zu. Bevor die Rede

vor den Ständen gehalten wurde, hatte nämlich der Minister ihre Abschrift dem Leiter dieser Zeitung Professor Marbach eingehändigt und Marbach trug sie in seiner Tasche bis zu dem Augenblicke, bis zu welchem er etwaigen telegrafischen Gegenbefehl abwarten sollte. Als der Zeiger der Uhr auf $^1/_2$1 stand, wußte er, der König hat diese Rede wirklich gehalten, und die Abschrift durfte in die Hände der Setzer.

Handel und Börse hatten mächtige Antriebe, die Kenntniß der neuesten Preise von den Hauptmärkten sich mit des Blitzes Schnelligkeit zu verschaffen. Auf große Unkosten konnte es nicht ankommen, wo bedeutende Werthe in Frage standen. Für das Bedürfniß der kaufmännischen Welt wurde daher eher gesorgt als für die Zeitungen, die zwar das ganze Volk vorstellten und allen nützten, jedoch nicht gleiche Geldmittel an ihre Aufgabe setzen konnten! Reuter errichtete 1850 für die Kaufleute ein ihnen Telegramme lieferndes Geschäft in Aachen. Noch zog sich der leitende Draht erst von Berlin bis Aachen und von Paris nach Brüssel. Reuter mußte, so lange noch Aachen und Brüssel ohne telegrafische Berührung waren, auf eine Aushülfe für die Zwischenstrecke sinnen. Dazu diente ihm Taubenpost. Von jeder in Brüssel eingetroffenen Depesche, die er brauchte, wurden daselbst Abschriften, und zwar um der Sicherheit willen drei Abschriften genommen, welche drei Tauben nach Aachen, zu ihrem Neste brachten. Einer Angabe zufolge soll es eigentlich der Buchhändler H. Bender, ein Kurhesse, gewesen sein, der das Reuter'sche Telegrammengeschäft gestaltet hat. Im Jahre 1851 verlegte Reuter den Sitz seines Geschäftes nach Berlin und ließ nun, nachdem er anfangs mit seinen Neuigkeitsblitzen nur Börsen versorgt hatte, auch an Zeitungen Telegramme ab und zwar einer jeden in ihrer Landessprache; an Privatleute verkaufte er keine Telegramme. In demselben Jahre brachte der unterseeische Kabel zwischen Calais und Dover die Telegrafennetze Frankreichs und Englands in Zusammenhang. Da wurde Reuter's Sitz London, welches seiner Lage ungeachtet der Mittelpunkt der Telegrafie geblieben ist. Die Reuter'sche telegrafische Agence oder Office wurde sofort eine Anzeigestelle für den Weltverkehr, ein weltbürgerliches Geschäft, eine Großmacht. Alle bedeutenden Zeitungen hingen an ihr. Reuter's erster

In Nordamerika haben sich (1860?) sämmtliche Neujorker Zeitungen zusammengethan und unter der Benennung „die alliirte Presse“ eine gemeinsame telegrafische Anstalt errichtet, die sie alle auf gemeinschaftliche Kosten mit den Sitzungsberichten aus Washington und mit andern Kunden versieht. Durch dies Verfahren sind sie Herren der Einrichtung geblieben.

In Deutschland gründete das beherrschende und maßgebende Telegrammengeschäft Dr. Wolff in Berlin, ein ehemaliger Gehülfe des berliner Preßbüreaus, Besitzer der Bank-, Börsen- und Handelszeitung, sowie der Nationalzeitung. Wolff hatte schon 1849 ein lithografirendes Bureau geschaffen, theilte anfänglich, 1849, nur die Börsenkurse mit, begleitete sie aber bald mit kurzen Nachrichten von Staatsvorgängen, welche auf den Geldmarkt einwirken konnten oder sollten. Diese sogenannten Börsentelegramme erwiesen sich nachher manchesmal als unwahr, aber man legte ihnen gleichwol großen Werth bei. Der Uebergang war gemacht. Wolff lieferte seit 1855 (irren wir nicht) politische Telegramme. Wolff, ein Arbeiter von der den Juden eigenen Betriebsamkeit, höchst tüchtiger, gewandter Geschäftsmann, stets persönlich auf dem Platze, besorgte alle äußeren Verhältnisse seines Geschäfts mit der höchsten Umsicht und bediente die Zeitungen wie Bankbesitzer in formeller Beziehung so, daß jeder gerechte Wunsch von ihm befriedigt wurde. Er trug sorglich Rücksicht auf die Stunde der Ausgabe eines Blattes und zog bei der Auswahl der zuzutelegrafirenden Nachrichten dessen besondere Beschaffenheit wohl in Betracht. Entweder verkaufte er nämlich seinen sämmtlichen Vorrath oder blos einen Auszug aus ihm. Er bewies sich entgegenkommend und gefällig, verfuhr in Parteisachen vorsichtig und schonte Geldaufwand, wo nöthig, keineswegs. Um die aus England kommenden Nachrichten, deren Beförderung wegen des Kanals manchen Störungen ausgesetzt ist, sicher zu erhalten, ließ er dieselben sich gleichzeitig auf zwei verschiedenen Wegen zutelegrafiren. Auch schickte er oft an seine Abnehmer die Mittheilungen, damit sie ja nicht verloren gingen, gleichzeitig durch den Draht und autografirt unter Kreuzband ab. Wolff begnügte sich mit geringem Nutzen und war überdies im Stande billig zu liefern, weil er dasselbe vielfach, nach mehreren Seiten, benutzen konnte. In Berlin kam er, wie behauptet

wird, mit seinen Telegrammen allen von Privatleuten aufgegebenen Depeschen zuvor, weil letztere so lange liegen blieben, bis die seinigen besorgt waren. Jene verspätigten sich also neben den Wolff'schen. Die „Norddeutsche Allgemeine" suchte auch einmal den Nachweis zu führen, daß das Wolff'sche Geschäft den Börsenleuten dienstbar sei. Um die Telegrafirungskosten zu vermindern, errichtete Wolff auch in Frankfurt am Main das von ihm abhängige Wagner'sche telegrafische Büreau. In Berlin eröffnete Wolff ein Privatabonnement auf seine Nachrichten. Die Ministerien, der Hof und einige Bankgeschäfte erhalten sie von ihm täglich zugeschickt, erfahren sie mithin eher, als sie durch die Zeitungen bekannt werden. Im Mai 1855 verkaufte Wolff um dritthalbhunderttausend Thaler sein Telegrafenbüreau an eine Gesellschaft von Geldleuten mit der Bedingung, daß er als technischer Generaldirektor die Leitung des Unternehmens einstweilen fortführe. Die Commanditgesellschaft, welche es übernahm, bestand aus dem Bankier C. D. von Oppenfeld, welcher den Vorsitz des Verwaltungsrathes ergriff, den Kaufleuten T. Wimmel, Wentzel, von Magnus, Bleichröder, Zwicker und dem Justizrath Valentin, nahm die Bezeichnung „Continentale Telegrafenkompagnie Wimmel und A. Wentzel" an, bestimmte das Aktienkapital auf 2 Millionen Thaler, wovon für's erste ein Drittel eingezahlt wurde, und stellte als ihren Zweck hin die Uebernahme von Agenturen für ausländische Telegrafengesellschaften, den Ankauf, die Pachtung und die Errichtung von Telegrafenlinien, sowie die Erwerbung von Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Telegrafie. Sie steuert dergestalt auf Monopolisirung. Im ersten Jahre warf sie 10% ab. Ihre Theilhaber zielten wahrscheinlich noch mehr auf einen andern weit erheblicheren Vortheil: etwas früher benachrichtigt zu werden von einlaufenden Börsennachrichten als das übrige Börsenvolk, denn alsdann vermögen sie Geld aus der Tasche der Andern zu langen — was man „glücklich spekuliren" nennt.

In Wien hat die österreichische Regierung in den 50ger Jahren ein Korrespondenzbüreau geschaffen, welches den österreichischen Zeitungen täglich eine kleine Blumenlese aus den bei ihr eingelaufenen Telegrammen mittheilte. Auf diese Weise sorgte

sie für das rasche Bekanntwerden der neuesten Nachrichten und übte zugleich eine Aufsicht über sie aus. Dieser sichtenden Regierungsanstalt gegenüber unternahm es die Scharf'sche Korrespondenz anfangs 1863, die österreichischen Zeitungen mit Telegrammen zu bedienen und lieferte ihnen eine weit größere Menge. Den Regierungskreisen war die Scharf'sche Telegrammenausschüttung sehr mißfällig und es wurde laut behauptet, daß die Scharf'schen Telegramme oft von höchst zweifelhaftem Werthe seien.

Geschäfte von außerordentlicher Größe sind geneigt, anstatt durch Wetteifer sich gegenseitig Schwierigkeiten zu schaffen und ihre Vortheile sich zu kürzen, in Verständigung mit einander zu treten. So haben denn Wolff, Reuter und Havas sich die Hände gereicht und bildeten hernach bei fortdauernder Selbstständigkeit im eigenen Bereiche ein großes verbundenes Geschäft, das Europa mit Telegrammen versorgte*). Vor der Welt arbeiteten sie nebeneinander, aber es bestand unter ihnen ein geheimes Abkommen. Jeder hatte sein Land, in welchem ihm das andere Geschäft nicht in den Weg kommen durfte. Wolff sollte so wenig nach Frankreich liefern als Havas nach Deutschland. Allerdings geschah es, allein nur vor der Welt geschah es, wegen der Welt, damit sie an die Unabhängigkeit der Geschäfte glaube: jede derartige Mittheilung setzte in den vorkommenden Fällen gegenseitige Uebereinstimmung voraus. Lieferte zum Beispiel Reuter Telegramme nach Deutschland, so berechnete er sich darüber hinterher mit Wolff, weil sie eigentlich diesem zukämen. Wie in Frankreich die beiden großen Geschäfte Havas und Büllier sich schon geeinigt haben, beide zusammen in einem Hause arbeiten, Büllier im ersten Stockwerk der Straße Jean Jacques Rousseau 3, Havas im zweiten Stockwerk, und ihre Thätigkeit in manchen Stücken ge-

*) Zur Zeit des italienischen Krieges, 1859, war dies noch nicht der Fall. Damals bezog Dresden seine Telegramme von Wolff; da lieferte Havas einem dortigen Spekulanten die französischen und zwar einige Stunden vor Eintreffen der Wolff'schen Nachrichten; jener Spekulant eröffnete auf sie ein Abonnement zu $1/6$ Thaler das Stück, fand dabei freilich seine Rechnung nicht. Dem Wolff'schen Geschäft war jedoch dieses Eintreten von Havas auf seinem Markte leidig. Anstatt mit einander zu wetteifern war es vortheilhafter für die verschiedenen Telegrammengeschäfte sich untereinander zu verständigen.

meinsam, in andern auf getrennte Rechnung geht, so haben auch die drei großen räumlich getrennten Telegrammenwerkstätten eine ähnliche Verbindung eingeleitet, die voraussichtlich nur die Vorstufe zu einer innigeren Verschlingung ist. Neben ihnen vermögen nur noch Regierungen auf den Markt zu kommen.

Eine neue Macht war gebildet. Noch im Jahre 1866, Ende Septembers, Anfang Oktobers hielten die vier Anstalten Reuter, Havas, Wolff und das Wiener Korrespondenzbüreau eine Zusammenkunft in Berlin ab, in welcher sie das europäische Festland in Ansehung der Telegrafie unter sich vertheilten und jedem ein Bereich für seine Wirksamkeit zuwiesen. In Italien brachte die Agence Stefani die gesammte Zeitungstelegrafie an sich und verband sich sodann mit dem Geschäfte Havas. Somit kamen nun alle telegrafischen Nachrichten aus Italien von dieser einen Quelle und von jener französischen Stelle nach Italien alle telegrafischen Meldungen aus den übrigen europäischen Staaten. In Frankfurt am Main hatte inzwischen Reul ein selbstständiges Telegrammengeschäft aufgethan und dazu die gewerbepolizeiliche Erlaubniß erhalten. Es beruhte hauptsächlich auf der Verbindung mit Neujork, die es in den Stand setzte, manche Kunde früher als Wolff zu bringen. Es unterbrach dergestalt die Alleinherrschaft der verbundenen Geschäfte. Allein man duldete es nicht lange. Nachdem Frankfurt eine preußische Stadt geworden war, verlangte der preußische Landrath von Madai die Unterdrückung dieses Geschäftes und es wurde wirklich am 6. September 1867 geschlossen, wobei alle vorgefundenen Briefschaften mit Beschlag belegt wurden.

Ein Telegrammengeschäft anzufangen setzt noch ganz andere Mittel voraus, als die Herausgabe einer Zeitung. Sonst niemand als eine große Geldkraft ist im Stande, den erforderlichen Aufwand zu tragen. Denn es gehört dazu eine weite Verzweigung in „Stationen"; eigne Berichterstatter muß es in den Regierungssitzen, in den wichtigsten Hafenplätzen und für alle großen Börsen bestellt haben, die ihm das Neueste zutelegrafiren, daß es in der nächsten Stunde nach allen Richtungen weiter austrägt. Belangreiches, was jedermann am Orte sieht oder erfahren kann, vermag das Telegrammengeschäft nur dadurch s o f o r t, worauf es doch hauptsächlich ankommt, zu erhalten, daß daselbst jemand

vorhanden ist, der auf der Stelle die betreffende Nachricht ihm gibt. Somit ist es in die Nothwendigkeit versetzt in allen Hauptorten nicht nur eine beständige Achtsamkeit zu bezahlen, sondern auch das Berichten ohne jedweden Verzug. Mit dem winzigen Berichterstatterlohn, den Zeitungen gewähren, lassen sich die Gehülfen eines Telegrammengeschäfts, die in der Ankunftszeit wichtiger Posten stets zur Stelle sein müssen, gewiß nicht abfinden. Wo keine solche Obliegenheit statt fand, vergütete Wolff ein gewöhnlichem Telegramm, je nach seinem Umfange, mit 1 bis 3 Thalern. Fließt auch manches unentgeltlich zu, so muß doch für alles Telegrafengebür entrichtet werden, um es in Empfang zu nehmen. So mögen sich wol die Kosten im Vergleich mit Zeitungen in ähnlichem Verhältniß stellen wie Postporto für Briefe zu den Gebüren für Telegramme. Mit einem solchen Geschäft in Verkehr stehende Zeitungen pflegen die ihnen zugehenden Kunden von Erheblichkeit ihm telegrafisch anzuzeigen, bevor ihr Blatt ausgegeben wird. Außerdem muß eine Unmasse Zeitungen gehalten und rasch gelesen werden, um auch aus ihnen einzelne Kunden zu entnehmen. Mehrere sich ablösende Schriftsteller und Politiker müssen mit dieser Aufgabe betraut sein. Eine Hauptquelle seiner Neuigkeiten sind ferner jedenfalls die Kabinette. Zuflüsterungen aus dem Ministerium werden, das braucht wol nicht ausdrücklich gesagt zu werden, ohne Abhängigkeit nimmer erkauft. Verstehen sich Regierungen dazu, wie geschieht, und zwar dem Anschein nach in sehr ausgedehntem Maße, eine Menge Mittheilungen dem Telegrafengeschäft zu machen, so gehört ziemliche Gutmüthigkeit dazu, um zu glauben, daß sie dies lediglich aus Gefälligkeit thun. Sie geben ihm gleichgültige Mittheilungen, um den Geschäftsverkehr zu unterhalten, damit dafür vorkommendenfalls auch dasjenige, woran ihnen gelegen ist, durch die Telegrafie verbreitet werde. Sie gewähren auch wol (wie wenigstens behauptet wurde) von den ihnen zufallenden Telegrafirungsgebüren einen Nachlaß, wodurch das Geschäft gleichfalls abhängig wird.

Das Eindringen der Telegramme in den Zeitungen begab sich in den ersten 50ger Jahren. Den Herausgebern, denen die lithografirten Korrespondenzen doch immer noch eine Auswahl frei ließen, war es anfangs widerwärtig, stets genau dasselbe in ihrer

Zeitung abdrucken zu müssen, was alle übrigen ebenfalls so brachten; allein sie mußten sich darein ergeben, weil die Lesewelt nach Telegrammen fragte; am Ende der 50ger Jahre war ihr Widerwille gebrochen und Telegramme sind nun ein unentbehrlicher Bestandtheil jeder nur einigermaßen bedeutenden Zeitung.

Selbstständig sich Telegramme zu verschaffen, waren doch nur einige wenige Zeitungen im Stande, wegen des hohen Gebürensatzes, den man in Deutschland lange hatte. In ausgedehnter Weise haben meines Wissens lange nur die Hamburger Nachrichten, die Kölner Zeitung, die frankfurter und einige wiener Zeitungen sich eigne Telegramme verschafft. Ihre auswärtigen Berichterstatter sind zugleich dazu bestellt, Wichtiges ihnen zu telegrafiren; dabei muß manches Unbedeutende in Kauf genommen werden. Diese Zeitungen ließen es sich viel kosten. Den Hamburger Nachrichten sollen die eigenen Telegramme im Jahre 20—30000 hamburger Mark zu stehen gekommen sein. Die wiener Blätter werden mit Nachrichten aus Oesterreich durch den elektrischen Draht reich versorgt. Doch jetzt (1875) schafft auch manche Zeitung mittleren Ranges sich einige eigene Telegramme an. Den Regierungsblättern kommen natürlich die Telegramme zu, welche das Ministerium empfängt. Die Allgemeine Zeitung erhält zwar auch eigene Telegramme, legt jedoch auf Telegramme (und wie sie derzeit beschaffen sind mit vollem Recht) nur beschränkten Werth. Was indeß ein einzelnes Blatt zu erlangen vermag, bleibt immer im Mißverhältniß zu der Nachrichtenmenge, die eine große Agence darbietet.

Zum Bezug von dieser war folglich die Menge der Zeitungen genöthigt. Die allermeisten Zeitungen befanden sich in der Lage, Telegramme bringen zu müssen, und sahen sich außer Stande auf ihre eigenen Kräfte gestützt mit den Telegrammfabriken zu wetteifern. Erscheinen an einem und demselben Orte mehrere Zeitungen, so müssen sie alle aus ihnen beziehen. Es kommt auch vor, daß eine Zeitung, die später ausgegeben wird als die andere, dieser die von ihr gebrachten Telegramme nachdruckt, was jedenfalls nahe an Diebstahl streift; es kommt endlich vor, daß die eine Zeitung ihre schwächere Nebenbuhlerin am selben Orte dadurch zu unterdrücken strebt, daß sie dieser die gewöhnlichen Quellen der Telegramme abschneidet. Ein Streit der Kölnischen

Zeitung mit den „Kölnischen Blättern" machte dies im Jahre 1865 offenkundig. Der Besitzer der Kölnischen Zeitung Du Mont bemerkte nämlich, daß die Kölnischen Blätter die Telegramme aus seiner Zeitung nachdruckten, und benachrichtigte davon, indem er ein in Köln empfangenes Telegramm im Abdruck veränderte. Statt Cobden's nämlich ließ er Bright sterben, und am Sterbelager nicht Bright, sondern Cobden stehen. So handgreiflich die Täuschung für jeden Unterrichteten war, so druckten die Kölnischen Blätter dies Telegramm dennoch nach, weil eben die Besorgung in der Hand Ununterrichteter liegt. Nun besaß die Kölnische Zeitung den erwünschten Beweis und schlug mit ihm Lärm. Jetzt aber erhob sich die Leitung der Kölnischen Blätter mit der schweren Gegenanklage: daß ihr von der Leitung der Kölnischen Zeitung der Bezug telegrafischer Depeschen abgeschnitten worden sei. Was die Kölnischen Blätter darüber erzählten, war Folgendes: Sie hatten vom Wagnerschen Büreau die Telegramme gekauft. Im März 1865 erklärte ihnen dieser Vermittler, er dürfe ihnen keine Nachrichten mehr liefern, da er gegen das Wolff'sche Büreau dahin verpflichtet sei, in dessen Geschäftsbereich nicht einzugreifen. Hierauf wendeten sich die Kölnischen Blätter nach Berlin an Wolff und schickten die gewöhnliche Zahlung ein. Allein sie wollten nun die Wahrnehmung gemacht haben, daß ihnen nur wenig und auch nicht gleichzeitig mit der Kölnischen Zeitung geliefert worden sei, und sie erhielten überhaupt nur kurze Zeit Telegramme. Am 16. April erklärte ihnen Wolff, daß ihm Du Mont „nicht gestatte kombinirte Adressen an mehrere Adressaten in Köln zu schicken" und einige Tage später empfingen sie kein Telegramm mehr; Wolff schickte ihnen dagegen das eingezahlte Geld zurück. Die Kölnischen Blätter behaupten nun weiter, sie hätten darauf in Berlin für eigene Telegramme zu sorgen gesucht, aber die Telegrafiranstalten hätten diese immer erst nach den Wolff'schen befördert und so seien ihre Nachrichten zu spät gekommen. Da sei ihnen denn nichts übrig geblieben, als zum Plündern der Kölnischen Zeitung zu greifen.

Ganz so einfach liegt die Sache denn doch nicht. Denn da der Kosten wegen die Sätze in abgekürzter Form telegrafirt werden, so müssen sie gewöhnlich vor dem Abdruck erst einer die

und der deutsche Telegrafenverein ward gleich dem Postverein eine Sache der Regierungen. Der Wille der Staatslenker kann hier maßgebend gebieten. Zwar sind Posten ebenfalls Staatsanstalten, allein der aufgegebene Brief ist stets verschlossen: das aufgegebene Telegramm muß seinen Inhalt offen zur Schau tragen. Hier ist also, was man sonst so stark verabscheut, eine Censur ermöglicht. Dort muß man doch zum Brieferbrechen schreiten*), welches übrigens heute leichter und ohne Gefahr den Brief zu verletzen ausgeführt werden kann während der langen Fahrt auf der Eisenbahn mittelst bloßen Wasserdampfes, da die jetzige Verschlußart der Briefhüllen durch Leim keine Sicherung gibt. Aufgegebene Telegramme sieht man nicht als anvertrautes Geheimniß an. Censur wurde in der That von Preußen hinsichtlich der Telegramme geübt. Wir wollen keineswegs läugnen, daß andere Staaten auch nicht anders verfuhren, aber Beweise hat bisher nur Preußen gegeben, daß es in wichtigen Vorkommenheiten das ihm Widrige nicht befördern läßt, nämlich sowol während seiner Besetzung Schleswig-Holsteins 1864—65, als bei Gelegenheit des kölner Abgeordnetentages 1865, der an die Stadt Frankfurt gerichteten Drohnoten.**) Zu einer Fessel des geistigen Verkehrs zu werden droht dergestalt die Staatstelegrafie. Sehr richtig bemerkte Petermann im „Dresdener Communalblatt“ (1865 Nr. 74), die „Verkehrsanstalten sollen, wie die öffentlichen Straßen, ein neutraler Boden, nicht eine Parteikriegsmaschine sein.“

Erwäge man, was es bedeutet, daß die Versorgung der deutschen Zeitungen mit Telegrammen von einer Stelle am Sitze der preußischen Staatstelegrafie erfolgt.

Voll von Bewunderung preisen wir es als einen großartigen

---

*) Es liegt außerhalb der Gränzen dieser Schrift auf einen merkwürdigen Proceß gegen den Volksstaat und dessen Mitarbeiten, welche den Beweis antraten und schließlich freigesprochen wurden, einzugehen.

**) Mir selbst verweigerte im Mai 1866 in Frankfurt am Main das preußische Telegrafenamt die Beförderung einer Nachricht an ein dresdner Blatt. Es mußte folglich Anweisung haben, und zwar vor dem Ausbruche des Krieges, diejenigen Kunden abzuweisen, welche dem preußischen Vorhaben ungünstig lauteten. Wie viel Telegramme mußten durch die preußischen Telegrafenlinien geleitet werden: da konnten sie beanstandet, zurückgehalten werden.

Auch soll ausnahmsweise Rabat gewährt worden sein. Vor diesen Preisermäßigungen mochten einer sich vollständig versorgenden Zeitung die Telegramme eines Jahres auf 1000 Thlr. zu stehen kommen. Um den großen Aufwand des Zutelegrafirens wenigstens zu vermindern, haben sich am selben Orte erscheinende Zeitungen, unbeschadet ihrer sonstigen Gegnerschaft, unter einander und mit Wolff dahin verständigt, daß er ihnen zusammen seine Nachricht telegrafiren läßt. Es ist eine von der Regierung Wolff gewährte Begünstigung, daß er dies darf, und bloße Buchstaben die genaue Bezeichnung der Empfänger vertreten, so daß z. B. wenn das Geschäft mehreren Zeitungen in Dresden ein Telegramm zuschickt, A stünde statt „an das Dresdner Journal". Die Abschrift für jede Zeitung ist rasch genommen. Die Ausgabe für das Telegrafiren sinkt daher für jedes Blatt auf die Hälfte oder das Drittel ihres sonstigen Betrages.

Die Kostspieligkeit der Telegramme bot eine neue Handhabe die freie Presse mit Banden zu umstricken. Eine Regierungszeitung konnte der entgegenstehenden Zeitung desselben Ortes, aus freundnachbarlicher Kollegialität als die reichere, diese Ausgabe, die sie selbst ja doch einmal machen mußte, ganz ersparen und ihr die eigenen Telegramme unentgeltlich zur Verfügung stellen. Geschah dies, — es ist geschehen — so zähmte man wenn auch grade keinen Löwen, doch einen Bock in Löwenhaut. Dann spektakelte das wackere Oppositionsblatt fort und fort bei Unbedeutendem, sobald ihm aber eine verfängliche und einschneidende Mittheilung zukam, war sein Herausgeber dann doch auch so artig sich vorher des Herrn Ministers gefälligen Rath zu erbitten. Die Leser des Blattes schworen nach wie vor Stein und Bein auf seine Gradheit und Treue, weil sie nur kannten, was ihnen vor die Augen gekommen, und keine Ahnung hatten, was unterdrückt worden war.

Ohnedies gehören fast durchgehends die elektrischen Batterien und der Luftweg von einem Ende zum andern den Gewalten der Staaten. Die Zeit, in welcher in Deutschland die meisten Leitungen hergestellt wurden, war die Zeit der rothen Reaktion. Die Verbesserung des deutschen Staatswesens war eben gescheitert, das gesammte Volk noch auf's tiefste entmuthigt; die Regierungen griffen überall zu. So kam die deutsche Telegrafie in ihren Besitz

und der deutsche Telegrafenverein ward gleich dem Postverein eine Sache der Regierungen. Der Wille der Staatslenker kann hier maßgebend gebieten. Zwar sind Posten ebenfalls Staatsanstalten, allein der aufgegebene Brief ist stets verschlossen: das aufgegebene Telegramm muß seinen Inhalt offen zur Schau tragen. Hier ist also, was man sonst so stark verabscheut, eine Censur ermöglicht. Dort muß man doch zum Brieferbrechen schreiten*), welches übrigens heute leichter und ohne Gefahr den Brief zu verletzen ausgeführt werden kann während der langen Fahrt auf der Eisenbahn mittelst bloßen Wasserdampfes, da die jetzige Verschlußart der Briefhüllen durch Leim keine Sicherung gibt. Aufgegebene Telegramme sieht man nicht als anvertrautes Geheimniß an. Censur wurde in der That von Preußen hinsichtlich der Telegramme geübt. Wir wollen keineswegs läugnen, daß andere Staaten auch nicht anders verfuhren, aber Beweise hat bisher nur Preußen gegeben, daß es in wichtigen Vorkommenheiten das ihm Widrige nicht befördern läßt, nämlich sowol während seiner Besetzung Schleswig-Holsteins 1864—65, als bei Gelegenheit des kölner Abgeordnetentages 1865, der an die Stadt Frankfurt gerichteten Drohnoten.**) Zu einer Fessel des geistigen Verkehrs zu werden droht dergestalt die Staatstelegrafie. Sehr richtig bemerkte Petermann im „Dresdener Communalblatt“ (1865 Nr. 74), die „Verkehrsanstalten sollen, wie die öffentlichen Straßen, ein neutraler Boden, nicht eine Parteikriegsmaschine sein.“

Erwäge man, was es bedeutet, daß die Versorgung der deutschen Zeitungen mit Telegrammen von einer Stelle am Sitze der preußischen Staatstelegrafie erfolgt.

Voll von Bewunderung preisen wir es als einen großartigen

---

*) Es liegt außerhalb der Gränzen dieser Schrift auf einen merkwürdigen Proceß gegen den Volksstaat und dessen Mitarbeiten, welche den Beweis antraten und schließlich freigesprochen wurden, einzugehen.

**) Mir selbst verweigerte im Mai 1866 in Frankfurt am Main das preußische Telegrafenamt die Beförderung einer Nachricht an ein dresdner Blatt. Es mußte folglich Anweisung haben, und zwar vor dem Ausbruche des Krieges, diejenigen Kunden abzuweisen, welche dem preußischen Vorhaben ungünstig lauteten. Wie viel Telegramme mußten durch die preußischen Telegrafenlinien geleitet werden: da konnten sie beanstandet, zurückgehalten werden.

Fortschritt unserer Zeit, daß der Wißbegierige jetzt an jedem Zeitungsorte erfährt, was sich am nämlichen Tage an allen übrigen Hauptorten Europas zugetragen hat, und daß Begebenheiten in Paris und London schon nach ein paar Stunden in Berlin und Leipzig bekannt sind. Diese gewaltige Errungenschaft, welche die Kraft des menschlichen Geistes verstärkt, darf uns indeß nicht für die Schattenseiten blind machen, die dermalen noch in ihrem Gefolge sind. Und in diesen ganzen Betrachtungen haben wir es ja vorzugsweise mit Schattenseiten zu thun. Wenige haben bis jetzt begriffen, daß Telegramme mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Zuvörderst nämlich beeinträchtigt den Nutzen des Telegrammes seine dürftige Beschaffenheit. Weil das Telegrafiren theuer ist, faßt man die Nachricht so knapp als möglich, überspringt also Zwischenworte, übergeht Nebensächliches. Zu dem ausdrücklich Telegrafirten muß das nach des Absenders Meinung leicht zu Ergänzende hinzugedacht werden. Der Empfänger füllt die unvollständige Kunde aus. Soweit es sich dabei um den Ausdruck handelt, mag dies meist gleichgültig sein, obschon auch mitunter die Kürze zu Mißverständnissen verleitet*), ja zuweilen ein Telegramm gradezu unverständlich lautet. Allein es blitzen den Zeitungen gar nicht selten abgerissene Nachrichten zu, die mit den vorangegangenen Kunden durchaus nicht in Einklang zu bringen, in ihrer Plötzlichkeit überraschen und wie sie ohne Auseinandersetzung, ohne Erläuterung gegeben sind, manchmal halb unverständlich erscheinen, gemeinlich aber verwirren und falsche Vorstellungen erwecken. Halbfertiges, Halbwahres kommt gar nicht selten in der Form der Thatsächlichkeit. Eine bloße Angabe der Sache ohne nähere Ausführung, mehr eine bloße Ueberschrift als einen Bericht liefert gewöhnlich das Telegramm. Nun läuft dasselbe aber um Tage den umständlichen Benachrichtigungen zuvor. Ist jedoch einmal der gewöhnliche Leser vom Ausfall einer Ange-

*) Als z. B. der Prinz von Wales in Petersburg sich aufhielt, meldete Reuter irrtümlich seinen Tod. Sein schmeichlerischer Berichterstatter in Petersburg hatte nämlich telegrafirt, des Prinzen Geschicklichkeit (princes skill) im Reiten während der Jagd wurde „bewundert" und da der Empfänger das Telegrafiren einer solchen erbärmlichen Nachricht nicht voraussetzte, las er: prince (i)s kill (ed) d. h. der Prinz ist getödtet im Reiten.

legenheit unterrichtet, so erlischt in der Regel sein Antheil an ihrem Verlauf und das Wie des Hergangs kümmert ihn nicht weiter. Die vollendete Thatsache allein drückt sich seinem Geiste ein. Er gewinnt demzufolge kein rechtes Verständniß der betreffenden Dinge, ja, was noch schlimmer ist, er wird oftmals zu falscher Beurtheilung verleitet. Denn leider verläuft sehr vieles durchaus nicht in gehöriger Ordnung. List und Verschlagenheit erhascht nicht selten entgegen redlichen Absichten und rechtschaffenem Gebahren einen augenblicklichen Erfolg, den sie rasch festzumachen sucht, während umgekehrt das Bessere, welches den Umtrieben einen Augenblick unterlag, aus dem allgemeinen Unwillen der Unbetheiligten über die Art des Hergangs neue Kraft zu gewinnen trachten muß. Der Eindruck des Telegramms steht nun der Wiedererhebung des Unterliegenden aus einem naheliegenden Grunde im Wege. Indem es nämlich die öffentliche Meinung über den Hergang ununterrichtet läßt und sie lediglich ganz allein unter die Wirkung des augenfälligen Erfolges stellt, bestimmt es diese zu Gunsten des Siegenden und mehrt des Siegers Stärke, weil alle Welt glaubt, die betreffende Frage sei zu einem richtigen Abschluß gediehen. Dann sinkt das Recht, steigt die Gewalt. Stets hat das Telegramm die bestimmende Wirkung des ersten Eindrucks für sich. Nicht immer vermögen nachhinkende Auseinandersetzungen diese abzuschwächen. Ehe sie gelesen werden können, ist schon das allgemeine Urtheil nach einer gewissen Seite hin eingenommen und dem Betrachten ein bestimmter Weg gewiesen. Sie werden, wenn sie überhaupt noch Beachtung finden, mit ungläubigem Gemüth gehört. Der eigentliche Bericht wird durch das vorlaufende Telegramm zu der Bedeutungslosigkeit eines Nachtrags herabgedrückt, der Sinn der Lesewelt für das aufmerksame Verfolgen und Auffassen der sich vollziehenden Entwickelung gar sehr abgestumpft und dem oberflächlichen Auffassen der Zeitgeschichte Vorschub geleistet.

Welch' außerordentlicher Einfluß liegt also in den Telegrammenbüreaus! Ihre kurze Angabe liest, behält jeder, denn wer wollte nicht das Neueste erfahren? Anderes überschlägt man wol. Sie besitzen das Mittel, die öffentliche Meinung zu richten, bevor diese noch zur Kenntniß der Sache gelangt ist. Sie ver

mögen einen Druck auf den gesammten Gedankenverkehr des Volkes auszuüben. Ergreifen sie Partei — und daß sie Partei ergriffen haben, ist nicht zu bezweifeln — wieviel Unheil vermögen sie alsdann anzustiften! Noch beanspruchen freilich diese telegrafischen Agencen über den Parteien zu stehen, und die geschäftliche Rücksicht, bezogen zu werden von Blättern aller Farben, legt ihnen Zügel an, allein diese Schranke des Eigenwillens und der Parteisucht ist doch gering, weil sie sich nicht mit Nebenbuhlern in den Markt theilen. Wir gaben schon einige schreiende Beispiele und fügen nur noch hinzu, daß Wolff's Telegrammenbüreau in Berlin, welches nahezu in allen deutschen Zeitungen täglich spricht, einmal der hegemonistischen oder preußischen Partei günstig, der großdeutschen ungünstig war*), sodann daß es in alle Welt die Quintessenz der Erzeugnisse des preußischen Centralpreßbüreaus hinaustelegrafirte, dessen unmaßgebliche Ansichten sonach wie Orakelsprüche überall ankommen. Sein Zusammenhang mit den Gewalthabern in Preußen ist nur für oberflächliche Betrachter verschleiert, und aus den anscheinenden Privatunternehmungen heraus wirkt zuletzt doch die Staatsgewalt. An einem Tage zum Beispiel brachte das Wolff'sche Geschäft drei das Urtheil richtende

*) Ein Beispiel dieser Art gab während des Satzes der ersten Auflage dieser Schrift das Wolff'sche Telegramm bezüglich der in Leipzig am 9. Mai 1866 stattgefundenen Volksversammlung, welche die im Sinne der Kleindeutschen lautenden Beschlüsse von Rath und Stadtverordneten Leipzigs auf meinen Antrag mit weit wuchtender Uebermacht der Stimmen als unpatriotisch und unheilvoll schalt. Einberufen war diese Volksversammlung außer von mir und 2 andern Politikern, die keine Vereine leiteten, von 2 vormaligen Vorstehern des (lassalleschen) Arbeitervereins, vom Vorsteher des antilassalleschen Arbeiterbildungsvereins, und 2 Vorstehern des ausschließlich aus Bürgern und Beamten bestehenden patriotischen Vereins. Der Versammlungssaal, in dem 5—6000 Menschen Platz haben sollen, vermochte die andrängende Menge nicht zu fassen; vielleicht Tausende konnten nicht in den überfüllten Raum herein. Ganz Leipzig war vertreten, erschienen waren Einwohner aller Stände, reiche Handelsherren und Beamte so gut wie Bürger und Handarbeiter. Mein Gegenredner war der Stadtverordnetenvorsteher Dr. Joseph. Wolff's Telegramm bezeichnete dagegen die Versammlung, um die Wirkung herabzudrücken, als eine Arbeiterversammlung der lassalleschen Richtung.

Alle von Paris kommenden oder über Paris gehenden Telegramme waren bonapartistisch gefärbt wie die berliner preußisch.

Stellen aus der preußischen Provinzialkorrespondenz im Umfang von 34 Druckzeilen. Ihre Aussprüche fliegen demnach zuerst durch die Welt, alle freien Betrachtungen folgen erst hinterdrein. Der Zeitungsherausgeber, welcher von seinem Mitarbeiter Berichte empfängt, kann deren Werth einigermaßen nach dessen Glaubwürdigkeit bemessen; nur äußerst selten wird er im Stande sein sich über die Verläßlichkeit des Telegramms ein Urtheil zu bilden. Er druckt es ab, würde es vielleicht in den Papierkorb geworfen haben, wenn es als gewöhnlicher Brief an ihn gekommen wäre und er wüßte, von wem es ausging. So aber bleibt ihm nichts übrig, als die den Zeitungsnachrichten voranlaufende Angabe auf Treu und Glauben hinzunehmen.

Und das ist ein anderer, nicht geringer Uebelstand, daß in den Telegrammenschmieden nicht allemal gewissenhafte Behutsamkeit waltet. Denn es mögen wol nicht immer so bedeutende Männer, als dieses wichtige Geschäft erfordert, in Dienst gezogen sein; fehlt es doch überhaupt in den höheren Thätigkeiten an tüchtigen Kräften. Sodann gebricht es, weil alles an der Eile hängt, an Muße zum Ueberlegen. Endlich bedarf man viel Stoff: woher ihn nehmen? Da wird denn mancher werthlose Zeitungsaufsatz zum Gegenstande eines Telegramms erhoben, das alsdann vermöge seiner gedrungenen Fassung bei weitem bestimmter spricht als der Verfasser des benutzten Aufsatzes, der vielleicht bedingungsweise und mit Einschränkungen sich ausdrückte; da wird voreilig Falsches aufgenommen, das Gerücht als Thatsache in die Welt hinausgesendet und möglicherweise geflissentlichen Entstellungen Vorschub geleistet.

Einst wurde alles, was „gedruckt zu lesen“ war, als wahr hingenommen, bevor das Sprüchwort aufkam: „er lügt wie gedruckt.“ So meint auch heute noch die Menge der Leser, ein Telegramm müsse eine höhere Bedeutung besitzen, als ein gewöhnlicher Zeitungsbericht. Noch haben die Telegramme einen Köhlerglauben für sich. Abstumpfen gegen sie muß sich die verständige Lesewelt, und erst lernen, sie mit Mißtrauen zu beschauen.

X.

Unsere Zeitungen sind gegen einige Jahrzehnte rückwärts in ihrem Formate größer geworden und zählen viel mehr Seiten. Sie breiten sich über alles Mögliche aus, und worüber sie früher kaum nackte Angaben machten, ergehen sie sich jetzt in langen Betrachtungen. Mit den Eisenbahnen hat ihr Verbreitungskreis erheblich zugenommen. Alle Welt hat auch begriffen, daß die Zeitungen eine ungemeine Wichtigkeit besitzen, klar Blickende wissen auch, daß der Herausgeber eines großen Blattes viel mehr zu bedeuten hat, als der Oberst eines Regiments Soldaten. Und trotz all der erheblichen Fortschritte ist ihr Lebensnerv beschädigt!

Denn der innere Beruf des Schriftstellers, sein Wahrheitsdrang, seine Vaterlandsliebe, das Streben, seinen Mitmenschen zu nutzen, zur fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts beizutragen, das was auch auf diesem besonderen Felde der Schriftstellerei die Seele ausmacht: das alles tritt gegenwärtig in den Hintergrund vor der Geldmacht und der Staatsgewalt, die sich in das Zeitungswesen theilen. Die Zeitungen sind den Händen der Schriftsteller entwunden. Ein ihrem Wesen fernstehendes Element hat sich dazwischen geschoben und ihrer bemeistert. Was Litteratur sein müßte, ist zum bloßen Geschäfte verkehrt und der Einzelne, der auf sich stehen sollte, ist nullificirt; ihm ist nur die Wahl gegeben, fremdem Antriebe gehorsam zu folgen oder auf den Hebel der periodischen Presse zu verzichten. Denn ein Ausnahmsverhältniß ist es, wenn er in ihr ganz seinem Genius sich hingeben darf. Auch auf diesem Gebiete weicht die Selbstständigkeit des einzelnen Menschen zurück vor der erdrückenden, alles aufzehrenden Uebermacht, die der große Besitz und die Hoheit des Staates ausübt.

Wir haben zu zeigen gesucht, wiewol in kurzem Abriß nur, was uns wiederholt im leibhaften Beispiel vor Augen gestanden hat, wie unter den Verhältnissen, die sich ausgebildet haben, der Schriftsteller erniedrigt, abgestumpft und verdorben wird, und haben darauf hingewiesen, wie unter den obwaltenden Umständen bei weitem mehr, als ächte Schriftstellerei, jetzt deren Entartung

in der periodischen Presse vorwaltet. In der Zeitungsarbeit werden unzählige Schriftsteller heruntergedrückt zu bloßen Dienern, Handlangern und Markthelfern. Wer seiner Einsicht und Ueberzeugung folgen will, muß, wie gereift er auch sei, wenn diese nicht zu den jeweilig waltenden Auffassungen zusammenstimmt, fast stets auf Betheiligung an der Tagespresse verzichten, kann es höchstens zu einer sehr verkümmerten bringen. Nicht diejenigen Kräfte, die in den Blättern herrschen sollten, beherrschen sie wirklich: beherrscht werden die Zeitungen vielmehr von außer ihnen liegenden fremdartigen Belangen, welche das in den Zeitungen sich äußernde Schriftstellertum in ihre Dienstbarkeit gerissen haben. Das kann unmöglich zum Heile ausschlagen, weil es wider die Natur der Dinge läuft.

Die Tagespresse ist die Beherrscherin der öffentlichen Meinung. Sie macht dieselbe. Wie vielgestaltig, wie zwiespaltig, wie unstet das Zeitungswesen sich uns zeige, wie sehr es einer Anhäufung verschiebbaren Sandes gleiche, deren Umrisse der Wind täglich abändert: es beeinflußt dennoch fortwährend die Menschen und richtet ihre Meinungen, erfüllt sie mit gewissen Vorstellungen und erregt dadurch bestimmte Strömungen. Etwas Festes ist in den Zeitungen nicht: was sie heute begehren, mögen sie oft morgen nicht mehr und sie haben heute vergessen, aus dem Auge verloren, was sie gestern gesagt und gewollt hatten. Dessenungeachtet wird der Niederschlag oder Rückstand aus dem Inhalte ihrer Gesammtheit zu einer gewaltig treibenden Macht.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal alles zusammen, was wir über Zeitungsbesitzer, Herausgeber und Mitarbeiter, über Telegrammenoffices, Korrespondenzbüreaus und amtliche Preßanstalten wissen, so vermögen wir nur ein Körnlein Wahrheit in jener Rede zu finden, derzufolge eine freie Presse die größte Sicherung der öffentlichen Wohlfahrt sein soll. Denn frei ist ja unsere Presse nach den Gesetzen und wie ist sie gleichwol gelähmt und gebunden! So lange der Censor strich, wußte der Schriftsteller so ziemlich, was erlaubt war und was als unzulässig angesehen wurde. Seit die Censur abgeschafft ist, unterliegt er den Straferkenntnissen abhängiger Gerichtshöfe, deren Auffassung sich vielfältig in Widerspruch mit den allgemein im Volk verbreiteten Ansichten, sowie

mit dem Maßstabe der Schriftsteller befindet. Ein in Preußen wegen seiner politischen Haltung abgesetzter Direktor eines Oberlandesgerichts, der also gewiß gut wußte, was Rechtens ist, Temme, war in den Jahren 1851, 52 Herausgeber der „Oderzeitung“ in Breslau. Sie wurde während seiner Leitung einmal über das andere weggenommen, vor's Gericht gezogen. Temme berichtete nachmals: „nicht die größte Behutsamkeit, nicht die äußerste Enthaltsamkeit schützte dagegen. Fand man keinen politischen Vorwand, so war ein anderer da. Ich mochte mir Mühe geben, wie ich wollte, es gelang mir nicht die Konfiskationen, Prozesse und Verurtheilungen von der Zeitung abzuwenden.“ Wollte Temme nicht zusehen, daß sie zu Grunde ging und ihr Eigentümer in großen Vermögensverlust gerieth, so blieb ihm nichts übrig, als sich von der Oderzeitung ganz zurückziehen. — Der angeklagte Schriftsteller ist in den allermeisten Fällen der Verurtheilung gewiß; bei irgend häklichen Sachen getraue ich mir nicht mehr, bestimmt zu sagen, ob eine Aeußerung vor Bestrafung sicher ist oder nicht, während in den Zeiten der Censur die Gränzlinien erkennbar waren. Ich habe eine Reihe von Jahren unter Censoren über politische Hergänge geschrieben und nur einigemale wurde mir von ihnen gestrichen. Heute weiß ich nur, daß, falls ich vor einem sächsischen Gerichte angeklagt werden sollte, eine Verurtheilung bevorstehen wird, und wiederholt von Schriftstellern zu Rathe gezogen, ob eine mir vorgelegte Auslassung statthaft sei, habe ich bekennen müssen, daß ich darüber kein Urtheil mehr besäße. So lange nicht Geschworne über Preßvergehen entscheiden, besteht keine Sicherheit für den Schriftsteller, es sei denn, daß er blos völlig unverfängliche Gegenstände behandle. Dann aber Verfolgungen zu entgehen, ist kein Verdienst und keine Kunst. Zum Glück waren im Fortschritt der Zeit Anklagen seltener geworden. Diese Seite ist indeß von der Staatslage gegeben und deren Verbesserung, sobald das Volk zur reiferen Einsicht über seine Verhältnisse gelangen wird, läßt sich erwarten. Viel tiefer greift aber die in den anderweiten Zuständen beruhende Bedingtheit ein. Schaffe man immerhin Kautionen und vorläufige Beschlagnahmen und was sonst ab, es dürfte an den Verhältnissen nicht sonderlich viel ändern.

Das Zeitungswesen verfällt zusehends der Abhängigkeit. Eine neue Tyrannei ist im Werden.

Als einen Mund der öffentlichen Meinung betrachtet sich jedwede nicht amtliche Zeitung und nennt sich ein selbstständiges Organ des Volkswillens: doch wie viel in ihr ist bloßer Abklatsch dessen, was in einigen, dem Lichte der Oeffentlichkeit entzogenen Bereitungsstätten zusammengebraut worden ist! Ein Kleid nach dem andern kann man ihr abziehen, ehe man auf die Haut ihres Leibes kommt. Schäle man ab, was erkauft ist, was dem Telegrammenbüreau angehört, was das Korrespondenzbüreau ausgab oder die lithografirten Briefe lieferten, was endlich die am Draht gezogenen Hampelmänner hineingeschrieben haben, und thue man auch das hinweg, was auf alle diese Mittheilungen sich zurückführen läßt, obwol es erst einem anderen Blatte entlehnt wurde, was für Geld in die Oeffentlichkeit gebracht wurde und was Nachdruck ist, so wird in der Regel von dem die Staatssachen behandelnden Umfange und dem für gewerbliche Verhältnisse bestimmten Raume der Zeitung ein magerer Theil der eigenen Zuthat übrig bleiben: hie und da eine unabhängige Betrachtung, ab und zu eine neue Kunde. Abgesehen von einer geringen Anzahl großer Zeitungen fällt der Schwerpunkt in die Nachrichten vom Orte des Erscheinens und der eigenen Provinz oder des eigenen Ländchens. Dies ist der Beitrag der meisten zu unserem Wissen. Es gibt sogar kleine Ortsblätter, deren Bodenständigkeit nur Schein, deren Abhängigkeit maskirt ist.

Sicherlich haben alle diese neuen Behelfe den Herausgebern ihr anstrengendes und beschwerliches Geschäft, für das sie gewöhnlich erbärmlich bezahlt werden, schlechter als Handlungsreisende, in hohem Grade erleichtert: hätten die Herausgeber nur nicht selbst dabei an Bedeutung und Gewicht eingebüßt! Wie schadet nicht allein dies eine, daß sie gegenwärtig nicht mehr nöthig haben, sich über die schwebenden Fragen ein gründliches, festes, sicheres Urtheil anzueignen. Der Tag mit seiner Arbeit hetzt sie ab; bereitwillig greifen sie nach den fertig zubereiteten Betrachtungen, die ihnen aus den bewußten Kanälen zufließen. Doppelt ehrenwerth sind Herausgeber, die sich noch auf der Höhe ihres Berufes erhalten.

Solchergestalt ist es dermalen um die Unabhängigkeit unserer Tagespresse bestellt. Die Geldmacht setzt ein mechanisches Besorgen an die Stelle des geistigen Schaffens, die Staatsmacht zwingt den Geist in Bahnen, welche die Willkür vorzeichnet: das eigentliche Schaffende und Belebende, die schriftstellerische Kraft, ist zurückgeschoben, untergeordnet oder verdrängt. Ein schlaues Trugsystem hat sich festgesetzt.

Die Beschaffenheit der Unterlagen, aus denen die für das Volk käuflichen Zeitungen zusammengestellt werden, macht ebensowol klar, warum wichtige Belange des öffentlichen Lebens und wesentliche Bezüge gar nicht oder doch bei weitem nicht in dem gebürenden Maße zur Besprechung gelangen, und warum statt dessen ein werthloser Ballast in ihren Spalten angehäuft wird. Gezeigt wird in ihnen der Welt, was gezeigt werden soll. Schwer nur läßt so Manches sich in den Zeitungen zur Aufnahme bringen. Versuche es nur z. B. in dem zeitungsreichen Leipzig ein außerhalb der regierenden Kreise Stehender, gegen Rath und Stadtverordnete in den Tageblättern anzukämpfen! Die halbe Stadt mißbilligte entrüstet das Verwüsten eines Theils ihrer alten Promenade, die in Rücksicht der verwendbaren Mittel ein Muster schöner Anlage und nur in der letzten Zeit verwahrlost war: in der Presse wurden gleichwol spärlich Stimmen der Einrede laut. Befürwortende Aufsätze bekam man selbst in Zeitungen zu lesen, deren Herausgeber das Zerstören des Alten verwarfen. Anderorts steht es ähnlich. Aus Salzburg schreibt man z. B. (augsburger Allgemeine Zeitung vom 28. Februar 1866), daß „gewissen Zuständen gegenüber die Presse mundtodt geworden ist.“ Liest man nicht alle Augenblicke von Reisen und Aufwartungen gänzlich unbedeutender Diplomaten? Muß man nicht breitspurige Betrachtungen über gleichgültige Depeschen bis zum Ekel genießen? Werden uns nicht tagtäglich eine Menge Aufsätze zum Lesen gereicht, die für das Volk nicht den mindesten Werth, nur für gewisse sich wichtig machende Kreise Bedeutung haben? Das hat seinen Grund in den Ursprüngen unserer Zeitungsnachrichten. Mücken werden geseiht, Elefanten verschluckt! Wollte jemand nach unsern Zeitungen urtheilen, so müßte er wahrhaftig glauben, das eitle und hohle diplomatische Getriebe sei die Seele des Ganzen,

auf diesem ruhe alles, es gestalte die Zukunft. Die Masse der Leser wird durch solchen Dunst allerdings von demjenigen abgezogen, worauf es eigentlich ankommt, aber die Zeitungen sind freilich eben darum auch oft so langweilig und geisttödtend. Der steigenden Aufklärung werden dergestalt Schranken gesetzt. Die wahre wirkliche Meinung sowol der unteren breiten Masse, als der gebildeteren Schicht unseres Volkes gelangt gar wenig, nur spärlich zum Ausdruck. Die großen Zeitungen werden von Gewalten, die sich ihrer als Werkzeuge bedienen, gestimmt und gegen ihren Chorus vermag die gegnerische Presse, meist kleine Blätter, nicht aufzukommen, wenigstens nicht durchzuschlagen. Vieles Erhebliche bringen jene gar nicht zur Kenntniß. Durch ihre entstellenden Mittheilungen und das Verschweigen des Widersprechenden werden der Lesewelt Einbildungen beigebracht, welche sich dermaßen festsetzen, daß sie vor Augen Liegendes nicht mehr richtig sieht und aus ihnen, gleichwie aus sicheren Unterlagen, die nothwendig sich ergebenden Folgerungen zieht. Sie wähnt selber zu urtheilen und befindet sich doch an der Leimruthe, wird ohne es zu merken, gegängelt. Gemeinlich werden die entgegengebrachten Urtheile, welche zu den vorgefaßten Ansichten passen, ohne eignes Nachdenken wiederholt. Eine wohleingerichtete Bearbeitung (eine organisirte Agitation) bewältigt den Volksgeist und macht, schafft absichtlich und künstlich das, was man hernach „öffentliche Meinung“ heißt.

Wie der gegenwärtige Zustand unserer periodischen Presse auf das Volkswohl und den Nationalgeist einwirkt, dürfte hiernach jedem Denkenden klar werden. Sie übt unbestreitbar unzählige wohlthätige Wirkungen aus, aber sie hat jetzt noch zugleich eine dämonische Kraft. Wir alle lesen Tag für Tag eine, Manche lesen mehrere Zeitungen. Die tägliche Kost, welche uns die Zeitungen darreichen, macht einen großen Theil unserer geistigen Nahrung aus. Für Unzählige ist sie beinahe die einzige! Die Frage, ob gute oder ob schlechte Blätter tiefer, allgemeiner eingreifen? sei den Lesern vorgelegt. „Ein schlechter Geist der Zeitungen“, sagt Robert Mohl, „verdirbt allmählich große Klassen des Volkes sittlich und staatlich, steckt an und erzieht das Publikum zu negativ und positiv falscher Auffassung von Dingen und Menschen. Nur allzu

viele Menschen sind selbst urtheilslos und lassen sich daher durch eine keck auftretende und täglich wiederholte Ansicht bestimmen, namentlich wenn dieselbe mit der Autorität des Druckes auftritt. Ueberhaupt verdirbt auch eine schriftliche schlechte Gesellschaft den Ton und die Gesinnung." Moritz Müller in Pforzheim bemerkt, wer den Fortschritt wirklich wolle, dürfe die Presse nicht als Nebensache betrachten; es sei nicht zu dulden, daß dieser oder jener im geheimen Thatsachen entstelle oder erfinde und Tausenden von Einwohnern einer Stadt Lügen in's Ohr flüstere und ihnen Dummheiten erzähle. Beide haben Recht. Glück und Größe der Völker hängt an der geistigen Erhebung, zu der sie sich empor zu schwingen vermögen. Da es nicht jedem gegeben ist, mit selbstthätiger Anstrengung und eigner Forschung die rechten Zielpunkte zu ergründen, so ist das Erforderniß des Aufschwungs die allgemeine Geneigtheit, dem Streben derjenigen Nachdruck zu verleihen, die sich zu einem höhern Standpunkt gehoben haben und ihrem Rathe zu folgen. Soll in einem kurzen Satze die Lehre der Geschichte ausgesprochen werden, so lautet er: Blühen oder Welken der Völker hängt davon ab, ob in ihrer Mitte die vorzüglichsten Männer die bestimmenden waren, oder aber schlechte und mittelmäßige. Gleiches erzeugend wirkt Jegliches weiter.

Alle Erhebung besteht in einem Widerspruche gegen die Alltagswelt, weil sie voraussetzt, daß man sich den umstrickenden Eindrücken des Augenblicks entwinde und sich nicht von dem unmittelbaren Nutzen verlocken lasse, sondern das Vergängliche als ein solches erfasse und sich demgemäß stets richte nach dem Dauerhaften, Wesentlichen, Wahren, daß man unverrückt im Sinne behalte das gleichsam über den einzelnen Dingen Schwebende und sie nach sich Ziehende. Und die Aufgabe der Zeitungen ist es, die Vermittelung zwischen den in solchem Geiste zu Führern Berufenen und der Menge des Volkes zu übernehmen, dieser die erforderlichen Aufklärungen und das Verständniß zu verschaffen, kraft dessen sie selbstständig urtheilt, so daß sie der verwirrende Strudel der Vorgänge nicht betäubt, sie vielmehr geneigt wird, den aufwärtsführenden Weg zu wandeln. Ist dem also?

Von dem täglichen Lesen der Zeitungen werden alle beherrscht, die nicht daneben zusammenhängend gute Bücher lesen. Ein hinter-

einander gelesenes, ernstes, gediegenes Buch läßt die Uebersicht über ein Wissensgebiet oder eine starke Ueberzeugung zurück. Schweren Hammerschlägen, unter denen, wo sie hintreffen, alles nicht ganz Feste nachgiebig zusammengedrängt wird, gleicht guter Bücher Wirkung. Zeitungsblätter welken rasch, aber düngen den Boden. Sie gleichen den immer wieder niederfallenden Wassertropfen, die schnell zerfließen, letztlich aber doch das harte Gestein aushöhlen. Sie gestalten die Meinung der Menschen, die wechselnde. Nun aber was geschieht? Die Zeitungen machen grade die in dem Alltagsleben bestimmenden Auffassungen geläufig und stämpeln den Erfolg zum Götzen. Indem sie die Nützlichkeit nach den gemeinen und oberflächlichen Vorstellungen voranstellen, prägen sie das leichte sich Anbequemen an die Umstände ein und mit der Fügsamkeit zugleich preisen sie das Markten mit Grundsätzen und die kleinen Auskunftsmittel, die den nächsten Gewinn erwerben. Mit solcher Gesinnung tränken sie das Volk. Der kaufmännische Geist durchdringt es dann, der staatsmännische entweicht, und bei dem überhandnehmenden Versinken in ausschließliche Weltlichkeit werden diejenigen zu Predigern in der Wüste, welche noch das Herz haben, eine höhere Richtung zu weisen.

Der Beruf der Zeitungen ist bekanntlich ein doppelter: von neuen Vorgängen und Erscheinungen zu benachrichtigen und indem sie deren Auffassung klären, der Menge das richtige Urtheil und den rechten Willen an die Hand zu geben. Täusche man sich doch ja nicht über unseren Bildungsstand! Allerdings gibt es nicht wenige selbstdenkende Männer, aber verglichen mit dem ganzen Volke ist ihre Anzahl klein. Zwischen den unteren Leuten und den sogenannten Gebildeten besteht kein so großer Unterschied im Kerne, als letzteren gewöhnlich dünkt. Etwas Geld in der Tasche und der Besitz einer Anzahl landläufiger Redensarten, äußerer Schliff und gute Formen des gesellschaftlichen Verkehrs reichen hin, um jemand als „Gebildeten“ gelten zu lassen; gründliche Kenntnisse und eigenes Urtheil sind eine gute Zugabe, keineswegs unumgänglich erforderlich. Der Wille der Allermeisten richtet sich wol auf das Gute, jedoch ihre Urtheilslosigkeit, ihre Unselbstständigkeit, ihre Denkfaulheit ist zugleich groß. Geheimrath Neigebaur pflegte zu erzählen, daß wenn er in Berlin im Theater die Gesellschaft,

mit der er grade zusammen war, gefragt habe, wie ihr das Stück, das Spiel gefallen, ihm wiederholt die Antwort geworden sei: „wir wollen doch erst hören, was morgen Rellstab darüber sagen wird“, Rellstab, der einst geltende Theaterrezensent der Vossischen Zeitung. Für Kunstleistungen gibt schon ein geläutertes Gefühl einen Maßstab, Staatssachen gegenüber bedarf es jedoch schlechterdings mannichfacher Kenntnisse und vielen Ueberlegens. Die Zeitungen ersparen nun ihren Lesern des Nachdenkens Beschwer, sie denken vor. Eine Zeitungsfabrik ist ein Orakel, welche das Urtheil fix und fertig bringt. Fast jeder, könnte gesagt werden, redet nach seinem Leibblatt. Aus ihm schöpft er seinen Tagesbedarf für die Unterhaltung. Selten nur kritisirt Einer, was es gesagt hat, und setzt sich mit ihm in Widerspruch. In den Gesprächen klingen die Töne wieder, welche die Zeitungen angeschlagen haben und so entsteht eine öffentliche Meinung, von welcher der Haufe der Gebildeten wähnt, er habe sie aus sich heraus erzeugt und auf die Zeitungen übertragen, während in Wahrheit er ihnen anfangs nur nachgeplappert hatte.

Daß diese in falsche Wege gerathe, dazu trägt die große Leichtgläubigkeit der Lesewelt bei. Es sind nicht grade viele, welche eine Zeitung studiren. Das Gewöhnlichere ist flüchtiges Ueberblicken oder Lesen mit getheilter Aufmerksamkeit, vielleicht während Andere ringsum sich unterhalten, vielleicht der Lesende selber zu ihrem Gespräche ab und zu ein Wort mit hinzugibt, oder beim Morgenkaffee, während die Familie schwatzt. Stehen gar Aktenstücke in ihr, so werden diese ganz überschlagen und man macht sich mit ihrem Inhalt aus den ihnen beigegebenen Besprechungen bekannt, die sehr häufig, vom Standpunkte der Zeitung aus, ihn in falschem Lichte zeigen und über das Ungelegene hinwegschlüpfen. Entstellungen und Verdächtigungen finden demnach leichtlich Eingang. Mit sehr wesentlichen Vorgängen und Umständen bleiben diejenigen unbekannt, welche nicht Zeitungen entgegengesetzten Strebens gleichzeitig lesen. So kann es geschehen, daß die größere Menge zu demjenigen hingetrieben wird, das beschließt und thut, was sie im Grunde gar nicht will, was sie zurückstoßen würde, wenn ihr der wahre Verhalt klar wäre. So wird eine parteiische Auffassung eingeimpft. Ansichten, die sich einmal festgesetzt haben,

sind schwer zu entwurzeln. So ist es gekommen, daß sehr viele rechtschaffene und ehrenhafte Männer eifrige Verfechter der Herrschaftsgelüste Preußens und erbitterte Anschuldiger Oesterreichs geworden sind.

Kann nur erst eine gewisse Strömung erregt und im Zuge erhalten werden, so gibt sich das Weitere leicht. Der gemeine Mann, gleichviel ob ein Vornehmer oder Niederer, pflegt zu denken: wo viele sind, da befindet sich die richtige Einsicht, da ist dasjenige, dem sie nach gehen, das Rechte, da kann man sich getrost anschließen. Die Masse thut's. Ihrem Strome muß man folgen.*)

Und also entstand die öffentliche Meinung der Gegenwart als das Erzeugniß wohleingerichteter, umfänglicher und andauernder Bestrebungen, sie hervorzubringen. Die Macher stehen hinter den Kulissen. —

*) An dieser schwachen Stelle meines Buches würden es Widersacher in den Grund bohren, erwartete ich bei seiner Ausgabe Ende Mai 1866, denn sein Titel verheißt, „die Entstehung der öffentlichen Meinung" begreiflich zu machen und wie richtig alles hier Gesagte auch sei, erschöpft es doch noch nicht ihre Ursachen. Während jedoch der Tadel auf falschen Fährten herumirrte, ist weder nach der 1., noch nach der 2. Auflage dieser Mangel (wenigstens nicht öffentlich) bemerkt worden. Ich will nun selber in dieser 3. Auflage darauf aufmerksam machen, daß zur Bildung der öffentlichen Meinung noch eine andere Kraft mitwirkt, die ich geflissentlich nicht erörterte, weil ich alsdann mich in geschichtliche Auseinandersetzungen hätte vertiefen müssen, und daß ich solches mir vorbehielt für eine vorbereitete Schrift über das Wesen der Geschichte, welches ich mir seit meinen Universitätsjahren klar zu machen bemüht war. In dieser 3. Auflage will ich aber doch wenigstens eine Andeutung hinzufügen.

Bestimmend gesellt sich nämlich zu der hauptsächlich von den Zeitungen hervorgerufenen Tagesmeinung die Nachwirkung des geschichtlichen Hintergrundes, der Zeitgeist. Das Zusammenfallen der beiderseitigen Wirkungen ergibt erst diejenige „öffentliche Meinung", welche die sechste Großmacht genannt wurde und eigentlich die erste heißen sollte. Die Tagesmeinung steht gar nicht selten im Widerspruch mit dem Zuge der Dinge, welcher aus dem vergangenen Leben oder der Geschichte hervorgegangen ist, allein nur zeitweilig. Die Tagesmeinung ist höchst wandelbar. Der Zeitgeist ist sehr schwer und gewöhnlich nur ein Kleines zu wenden; und obgleich das Wort von sehr vielen in den Mund genommen wird, werden doch blos die schärfsten Denker des Zeitgeistes sich bewußt. Der Zeitgeist beschränkt sich übrigens nicht auf die Richtung der allgemeinen Entwicklung, sondern wirkt auch im Gange einzelner Sonderkreise, und da nicht allemal im Einklang, sondern auch verschiedenartig.

Denjenigen Lesern, denen ich mich hiermit noch nicht recht verständlich aus-

Wollte doch ein Kundiger (was meine Kraft übersteigt) unsere gesammte Presse einer strengen Musterung unterziehen, die Zeitungen nach ihrer inneren Beschaffenheit eintheilend, damit man

gedrückt haben sollte, will ich suchen das Wesentliche mittelst eines Beispiels deutlicher zu machen. Zeitgeist ist im christlichen Europa das Streben nach erweiterter Vereinigung der Menschen, also namentlich der Drang in zersplitterten Völkern nach Einheit: ein dem Bestehenden gegensätzliches Verhalten. Die Staatsgewalten gaben sich die äußerste Mühe, scheuten selbst Frevel nicht, um ihn zu unterdrücken. Aber es ging nicht an. So wollten die Deutschen zurück zum alten Reiche, dessen Auflösung sie doch nicht sehr bekümmert hatte, hinweg über die Mißgeburten des wiener Friedens, aber nicht wieder zurück zur vormaligen Herrlichkeit der großen Reichsstände. Was in solcher Richtung geschah, fand immer stärkeren Anklang bei den gebildeten Zeitgenossen und bekam mehr und mehr die Tagesstimmung für sich. Soweit liegt alles einfach, nun aber werden die Verhältnisse schwerer verständlich. Erfolgt ist nicht, was der Zeitgeist forderte, vielmehr eine das Ziel ferner rückende Hemmung geschaffen worden, welche im größten Theile Deutschlands die Tagesmeinung für sich hat, so daß unter anderem meine Gesinnungsgenossen, ich auch, die wir in einer zurückliegenden Zeit von der Gunst der öffentlichen Meinung getragen wurden, nunmehr diese gegen uns haben, ungeachtet wir doch in unseren Bestrebungen unverändert die nämlichen geblieben sind, und daß wir als Gegner der deutschen Einheit fälschlich angesehen werden. Der Sinn des Zeitgeistes ist nicht Wirklichkeit geworden; der Beweis für die Richtigkeit dieses Ausspruches liegt schon (ohne den Inhalt in Betracht zu nehmen) in der Thatsache, daß keine Befriedigung eingetreten ist, sondern fortgehendes Ringen stattfindet, obgleich anscheinend für die Minderheit ohne Aussicht auf Erfolg. Es erhebt sich demnach die Frage: wie es denn möglich war, daß zuwider dem Zeitgeiste und denn doch unter dem Beifalle sehr vieler verständiger und wohlgesinnter Männer eine Einzelmacht deutsche Staaten verschlingen und einen Bruch unter den deutschen Stämmen in's Werk setzen konnte? Die Antwort darauf ist: erstlich, weil aus den Sonderverhältnissen des preußischen Staates ein ganz besonderer Zug zur Vergrößerung desselben hervorging und dieser im Bewußtsein der meisten Preußen das Verständniß des allgemeinen Zeitgeistes trübte; und zweitens, weil eine Tagesmeinung geschaffen war, welche anscheinend den Zeitgeist vertrat, indem sie ihn gefälscht hatte. Da die Menschen nicht aus Nothwendigkeit, sondern frei handeln, ist es möglich, sie irrezuführen. Es war gelungen, sehr vielen Deutschen einzureden, die deutsche Einheit sei da zu finden, wo sie doch gar nicht ist, und es gebe keinen anderen Weg, sie zu erreichen, als eben den, auf den man sie drängte, und so stießen sie denn in gutem Glauben höchst eifrig auf ihm weiter. Daß der Wahn nicht vorhalten wird für das kommende Geschlecht, der Zeitgeist hingegen fortwirken wird, braucht kaum ausdrücklich hinzugefügt zu werden, überflüssig dürfte es aber nicht sein, noch darauf hinzuweisen, wie die Anzeichen sich mehren, daß die Sehnsucht nach größerer Vereinigung auch über die Schranken der Völker hinausgehend das „Weltbürgertum"

erführe nicht nur, welche Blätter „öfficiös" sind, sondern auch, welche in ihren Spalten Mittheilungen officiösen Ursprungs enthalten und welche mit den Nachrichten der lithografirten Presse ihre Leser bedienen und in welchem Theile jede Zeitung ein eigenes Leben in der That führt! Was bereits im Eingange dieser Betrachtungen ausgesprochen wurde, sei hier wiederholt: daß diese unsere Angaben ebensowol lückenhaft als muthmaßlich mit manchem Irrtümlichen behaftet sind. Gewiß, hätte ein besser Unterrichteter den Schleier abgezogen, so wäre mir, dem Uneingeweihten, nimmer in den Sinn gekommen, diese Blätter niederzuschreiben; um so weniger hätte ich Lust dazu gehabt, weil in ein Wespennest gestochen werden muß und ich längst nach so mancher Erfahrung recht gut weiß, daß des Volkes Stimme keinen in Schutz nimmt, der für die öffentliche Wohlfahrt und allgemeine Belange sich blosstellt. Da ich sah, daß man die Preßzustände nur einseitig kennt, erschien mir wichtig, daß man sie besser kenne. Anonym gegen Anonymität aufzutreten, wäre unziemlich; es war, wenn ich die Feder ergriff, Ehrensache, persönlich herauszutreten. Die Verhältnisse, die hier berührt wurden, sind durchaus nicht gleichgültig. Mehrere tausend Blätter erscheinen in Deutschland*). Viele

zum Inhalte des Zeitgeistes erheben wird und daß es in Zukunft, wie die Großmächte sich auch sträuben mögen, zu einem Areopag der Völker Europas und Amerikas kommen wird. Die Länge der Zeit, die über einer großen Entwicklung verläuft, bedeutet für die Menschheit wenig. Diejenigen sind die großen Staatsmänner, nur sie allein, welche umsichtig, weise dem Zeitgeiste dienen oder auch, wofern er ein verderblicher Zug sein sollte, ihm, so lange er noch in Anfängen und schwach ist, vorausschauend wehren und seine Richtung in eine förderliche Bahn abzulenken verstehen.

*) Es gibt (oder gab wenigstens eine Reihe von Jahren) auch eine bloße Familienzeitung der weit in Naumburg, Münster, England, Ungarn, Genua zerstreuten Familie Goesen. Bei der Mutter fanden sich nach längeren Zwischenräumen sämmtliche Familienmitglieder regelmäßig zusammen und nach ihrem Tode beschlossen sie, damit das zusammenhaltende Band sich nicht löse, allmonatlich ein Familienjournal, welches, was einer dem andern geschrieben hatte, allen Verwandten mittheile, für einander zu veranstalten. Ein — Zeichen der Zeit und ein Beweis, wie der Sinn sich wendet, ist, daß in unsern Tagen sogar Schüler Zeitungen für ihre Mitschüler machen. Mir liegt eine solche von einem 14- oder 15jährigen Schüler („Leipziger Journal", ein oder zwei geschriebene

tausend Schriftsteller leben von der Feder. An den meisten öffentlichen Vorgängen hat die Presse Antheil. So muß ich denn dem mich aussetzen, daß ich bei diesem Unterfangen mich auch in Irrtümer verstricke und Urtheile ausspreche, die sich vielleicht bei näherer Prüfung aus mir abgehenden Vorlagen als irrig oder schief herausstellen werden. Gelegenheit zum Berichtigen ist nun geboten und meinerseits gebe ich unbedenklich alles Fehlerhafte preis. Mit diesem Vorbehalte nur trat ich in die Oeffentlichkeit. Einzelnes mag immerhin fallen: das Ganze wird seine Wahrheit behalten. Findet jemand, daß ich in meinen Auslassungen zu weit gegangen, so sei einem solchen zuvörderst eingeräumt, daß heute noch nicht das gesammte Zeitungswesen durchgehends entartet ist, doch sei darauf hingewiesen, daß die alten Zeitungsverhältnisse in einem Uebergange zu den neuen, hier gewiß in der Hauptsache richtig gezeichneten, sich befinden. Die neue Weise ist im Fortschreiten; von den alten Formen steht heute noch vieles, indeß droht ihm der Untergang.

Alles Lebenskräftige besitzt Wirkungsmacht nach entgegengesetzten Seiten; durch seine Entwickelung wird bedingt, ob zum Segen, ob zum Unheil es ausschlägt. Fast scheint die Geschichte die Erfahrung zu enthalten, daß alle großen, mächtigen Kräfte und Mittel, welche die Menschheit neu gewinnt, zu allererst ihre möglichen nachtheiligen Wirkungen in ausgedehntem Umfange äußern. Sie werfen anfangs starke Schatten. Ihre nachtheilige Wirkungsmacht muß sich erst erschöpft haben, ehe der Mensch den rechten Gebrauch von ihnen zu machen erlernt und sie als Hebel zu seinem schnelleren Fortschreiten anzuwenden versteht. Mit der periodischen Presse, die im Grunde für das Leben der Menschheit noch eine sehr junge Erscheinung ist, dürfte es sich nicht anders verhalten. Sie soll eine Aeußerung des freien Geistes sein. Sie ist eine Waffe, mit welcher die Vernunft alles niederschmettern kann. Indeß, die vorhandenen Gewalten haben sie sogleich ergriffen und bemühen sich, seitdem sie inne geworden sind, wie nichts gegen sie mit Verboten, d. h. Verneinungen auszurichten

---

Quartblätter, gar nicht ungeschickt gemacht) vor. Wo wäre vor einigen Jahrzehnten an eine solche Erscheinung zu denken gewesen!

ist, ihre Wirkung zu verkehren und für sich den Nutzen, den sie schaffen kann, auszubeuten. Die verblassende Kirche, des Mittelalters entgeistete Macht, hatte geraume Zeit nur Verfolgung der Presse zur Losung und hat bis zum letzten Jahrzehnt erst spärlichen Gebrauch von ihr gemacht, ohne der Verfolgung zu entsagen. Der Staat, dessen Gebäude das Werk der letztvergangenen Jahrhunderte ist, hat, seitdem er morsch und hinfällig wird, nachdem ihm die Einsicht dämmerte, daß er am Einstürzen sei und ein Neubau ihn ersetzen werde, nicht auf nutzlose Verbote, auf bloße Abwehr sich beschränkt, sondern ist bald eingegangen auf diese neue Form des Wirkens, um mittelst der Presse eine öffentliche Meinung zu schaffen, vermöge deren sein Bau noch eine Weile aushalte. Die Geburt der Neuzeit endlich, die Finanz, hat mit jugendlichem Unternehmungseifer zugegriffen und betreibt ihre Zwecke mit der Presse, die sie sich unterwürfig macht. Wundern darf es uns demnach nicht, wenn zuerst die schlimmen Seiten der Presse zu Tage kommen, wenn uns die ungeheure Gewalt der Presse beängstigt, indem wir sie solcher Führung anheimgegeben sehen.

Siegen aber über das Wesen der Schriftstellerei wird schließlich weder das Eine, noch das Andere. Niedergehalten wird dieses eine Spanne Zeit: aber die Natur der Sache wird endlich doch den Ausschlag geben und dann die periodische Presse ihren vollen Segen ausströmen. Die zum Besserwerden hinführende Entwicklung hat zur Voraussetzung, daß begriffen worden ist, woher das Schlimme rührt, daß man dann das Schädliche, welches sich angesetzt hat, abstreift und den Mißbrauch erschwert. Richtig kennen lernen, befangende Irrtümer aufdecken führt hin zu des Verderblichen Entfernung.

Sei zum Schluß noch eine Muthmaßung über die Zukunft des Zeitungswesens vergönnt. Zwei Veränderungen stehen ihm bevor.

Zu der einen Wandlung ist jetzt erst ein schwacher Ansatz genommen, auch die andere ist noch in ihren Anfängen. Die erste ist das Aufkommen mehrsprachiger internationaler Zeitungen. Vorläufer waren die „illustrirten Zeitungen“ in London, Paris und Leipzig, die ihre Aufsätze und ihre Zeichnungen

sich gegenseitig zur Verfügung stellten, so daß jede nur zu einem Drittel neu zu sein nothwendig hatte. Wird ein fremder Holzschnitt benutzt, so übersetzt oder bearbeitet ein Gehülfe der Zeitung den zu ihm geschriebenen Aufsatz. In Amsterdam, Kopenhagen, Petersburg, Florenz, Madrid erschienen bald ebenfalls illustrirte Zeitungen, welche beinahe ihren ganzen Inhalt den drei Genannten entnehmen sollen. Schon sind mehrsprachige Blätter im Werke. Ein solches geht von Frankreich aus und ein Franzose lebt (1866) schon seit einiger Zeit in Dresden, der für den deutschen Theil sorgen soll. Von deutscher Seite ist mir bisher (1866) nur das deutsch, französisch und englisch zugleich erscheinende Blatt des sächsischen stenografischen Instituts in Dresden „Die Warte, The Sentinel, Le Phare“ bekannt, welches Dr. Zeibig schon in's zweite Jahr mit gewohnter Tüchtigkeit besorgt, und eine mit Bildern geschmückte Musterzeitung für Weiber, der seit 1855 in Berlin wöchentlich erscheinende „Bazar“, welcher nach und nach zugleich in einer französischen Ausgabe (La Mode illustrée), einer englischen (The english womans domestic magazine) und einer spanischen (La Moda elegante illustrada) herauskam und großen Absatzes in allen vier Ländern sich erfreut. Hier bilden freilich die Bilder, überall die nämlichen, die Hauptsache. Größere Unternehmungen dieser Art werden sicher folgen, doch wird diese Entwicklung sehr langsam vor sich gehen, während die andere, die auf der Telegrafie fußt, rasch eine Umwälzung im Zeitungswesen herbeiführen dürfte.

In einiger Zeit werden, wenn sich inzwischen nicht vieles ändert, die Telegrammanstalten die Presse beherrschen. Vergegenwärtigen wir uns die gemachten Erfahrungen. Zuerst wurde äußerst Weniges telegrafirt. Nur der Kaufmann oder eine Regierung setzte die Kosten daran. Bald nahmen die Telegramme an Zahl und Umfang zu. Jetzt (1866) bringen die Blätter mitunter schon Telegramme von 30—40 Zeilen; in Nordamerika und England haben sie bereits lange Reden wirklich auf Grund von Telegrammen gebracht. Die im Februar 1873 in London gehaltene Thronrede, 858 Wörter, wurde nach Birmingham, Manchester und Liverpool in $7^1/_2$ Minuten, nach Glasgow in 13 Minuten, nach Dublin in $2^1/_2$ Stunde telegrafirt. Das

Blatt des New-York Herald vom 2. Mai 1873 soll mit Zutelegrafirtem 15 Spalten gefüllt haben: vier Berichte über die Eröffnung der wiener Weltausstellung empfing es als Telegramme; dafür wurden auch 198,400 Abdrücke verkauft. John Bright's am 22. Oktober 1873 in Birmingham gehaltene Rede und ein Bericht des Vorgangs wurde an fast sämmtliche größere englische Zeitungen telegrafirt; eine Zeitung soll am Morgen des 23ten gegen 12,000 telegrafirte Wörter vorgelegt haben. Im Jahre 1874 hat die englische Telegrafenverwaltung den Zeitungen einen ganzen Draht für die Nacht, in welcher aus der Stadt nicht viel aufgegeben wird, (von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens) zum beliebigen Gebrauch gegen eine mäßige Entschädigung (500 Pfund) im Jahre zur Verfügung gestellt. Ein Draht befördert in 12 Stunden ungefähr 15,000 Wörter. Ende Januar 1874 standen 15 Drähte in London auf diese Weise zur Verfügung 12 englischen Zeitungen. Die Besitzer der Times mietheten darauf auch in Paris um 100,000 Franken einen Draht von 9 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, der in dem Zimmer des Herausgebers endet.

Bei uns Deutschen geht es langsamer. Die Kölner Zeitung hat indeß angefangen, darin nachzueifern. Anfang 1865 wurde auch in andere Zeitungen des Königs von Preußen Eröffnungsrede an seine Stände in ein paar hundert Zeilen telegrafirt. Schon telegrafirt man Nachrichten, wie an die Breslauer Zeitung aus Berlin vom 13. Januar 1865: „Die Fraktionen der Fortschrittspartei hielten gestern eine gesellige Zusammenkunft ohne Berathung.“ Kann man mit Unbedeutenderem die elektrische Batterie beschäftigen? [Am 7. August 1873 las man in den Zeitungen das Telegramm: „Gastein. S. Maj. der Kaiser hat das erste Bad genommen und eine Morgenpromenade auf dem Kaiserwege gemacht.“ NB. ohne daß etwa das Oberhaupt in der Genesung von schwerer Krankheit gewesen wäre. Gewöhnliche Reisen von Diplomaten telegrafirt Wolff.] Wie lange wird es währen, und unsere Telegrammanstalten werden weit über ihren gegenwärtigen Zuschnitt hinausgehen, werden umständliche Berichte sowie ganze Aufsätze verbreiten. Ein und derselbe „Leiter“ wird dann durch das Drahtnetz fliegen und gleichzeitig an allen Hauptorten gedruckt erscheinen, überall in der gebildeten Welt gelesen werden. Die

Macht, welche alsdann diese Hauptbereitungsstätten des Zeitungsstoffes beeinflußt, wird Herrscherin über die öffentliche Meinung Deutschlands und Europas sein.*)

---

*) Seit dem ersten Erscheinen dieser Schrift wurde wiederholt die Frage mir gestellt: wie soll man Zeitungen lesen? Wie man Quellen der Geschichte lesen muß, antwortete ich. Das will in Kürze besagen: Die Parteien höre man in ihren eigenen Blättern. Man lese stark gegensätzliche Zeitungen. Wer von einer einzigen (oder auch mehreren, jedoch gleichtönenden) sich unterrichten läßt, wird in seinen Vorurtheilen bestärkt, und falls er keine haben sollte, auf die Länge gewißlich befangen. Sodann studire der Leser recht aufmerksam alle Aktenstücke und halte sich im übrigen an das nackt Thatsächliche, welches als gesichert gelten darf, um ein eigenes Urtheil sich zu bilden, lege hingegen auf die meisten Betrachtungen geringen Werth. Ferner sind die Zeitungen unter steter Berücksichtigung ihrer Parteistellung, ein wenig ungläubigen Sinnes zu lesen. Man merke dabei wohl auf blos Angedeutetes, wodurch man leichter manche sonst versteckte Absichtlichkeit entdeckt. Auch ist es förderlich, Zeitungsblätter aufzuheben, und nach längerer Zeit, nachdem die besprochenen Dinge zu weiterer Entwickelung gekommen sind, selbe abermals anzusehen. Durch dies nachträgliche Wiederlesen macht man sich ihre Beschaffenheit klarer. Endlich muß man sich mittelst Vergleichung mit andern Blättern das Einsehen verschaffen, worüber ein Blatt gute und neue Nachrichten bringt; diesen Theil desselben lese man genau, überschaue hingegen flüchtigen Blickes ihren übrigen Inhalt.

XI.

1873.*)

„Uebertreibung“ — so wird das Urtheil nicht weniger Leser über das hier entrollte Bild der deutschen Tagespresse lauten und zwar nicht blos derjenigen, welche einen Antrieb haben den eingetretenen Zustand zu verhüllen, sondern auch solcher, welche bisher nicht inne geworden waren, wie sehr sie von einem Zuge, dessen bewegende Anstöße ihrem Blicke entzogen gewesen, fortgerissen und geschoben worden sind, vielmehr in der Meinung lebten, vermöge ihrer Selbstbestimmung gehandelt zu haben. Die beherrschende Macht der Tagespresse über den Sinn der Menschen stellt man sich ohnehin gewöhnlich viel zu gering vor. Die erste Auflage dieser Schrift war kaum heraus, als sich Ereignisse zutrugen, welche sie in der augenfälligsten Weise vor die Augen legten und zwar ohne daß die Mehrzahl es nur wahrgenommen hätte. Dies will ich, weil es höchst lehrreich ist, klar legen, wiewol ich dabei wider meinen Wunsch politischen Erörterungen nahe zu treten genöthigt bin. In politischen Fragen kommt ihr Vermögen ja aber grade am schnellsten zum Vorschein, und damit meine Erörterung den Lesern fromme, muß ich solche Beispiele wählen, in Ansehung deren ich allgemeine Bekanntschaft mit dem in Rede stehenden Gegenstande voraussetzen darf.

Unglaublich würde lauten, was die letzten Jahre zeigten, hätten wir es nicht erlebt.

Die Preußen und auch Viele außerhalb Preußens glaubten im Frühjahr 1866 steif und fest, daß Oesterreich daran sei, über Preußen herzufallen, um ihm Schlesien zu rauben, — weil so in vielen Blättern zu lesen war. Das wiener Preßbüreau bemerkte am 24. März, daß die Quelle der „von vielen Blättern kolportirten“ Nachrichten über österreichische Rüstungen „keine andere als das berliner Preßbüreau“ sei. Dies war freilich nicht ganz richtig, denn auch die auf Oesterreichs Seite stehende „Leipziger

---

*) Diese Arbeit wurde noch Ende 1873 abgeschlossen, aber nachträglich bis zu ihrem wirklichen Abdrucke ergänzt.

Abendpost“ enthielt derartige Nachrichten und wer konnte wissen, daß ihr Herausgeber emsig alle aus den preußisch gefärbten Blättern aufnahm und neue dazu sich aus den Nägeln sog, in der Absicht, Preußen vom Beginn eines Krieges abzuschrecken? (so wenig kannte er die tapfern Preußen!) — ein schlagendes Beispiel, wie weit blinder Parteieifer fortreißen kann, und zugleich ein Beweis, wie schädlich die Entfernung von der Wahrheit einwirkt, da es nun nahe lag, in den Angaben dieses Blattes eine Bestätigung der Mittheilungen über Oesterreichs Vorbereitungen zu einem Angriffskriege zu erblicken, obschon doch in Wirklichkeit keine solchen getroffen wurden. Es wurde von Vielen sogar die Lächerlichkeit geglaubt, daß man im kleinen Königreiche Sachsen sich anschicke, gen Berlin aufzubrechen — während als um Sachsens Gränzen die preußischen Heeresmassen sich zusammenballten, in Dresden man rathlos saß und sowie sie über Sachsen herfielen, ein Theil der sächsischen Regierung, das Land dem Feinde preisgebend, nach Böhmen mit kaum halb so viel Mannschaft flüchtete, als Sachsen ein paar Jahre später pour le roi de Prusse kämpfen ließ. Merkwürdiger noch ist, daß der einmal gefaßte Wahn, weil ihn die Blätter fortwährend unterhielten, hartnäckig festgehalten wurde, trotzdem die Ereignisse handgreiflich ausgewiesen hatten, daß die Preußen bei ihrem Einbruch in Böhmen, welches von österreichischen Truppen wimmeln sollte, nur auf eine schwache Heeresabtheilung stießen, die sie rasch aufrollten, und daß damals in Böhmen eben erst zu Aushebungen geschritten wurde, welche die Ankunft der Preußen unterbrach, daß das österreichische Heer sich erst in Mähren sammelte und weder in genügender Stärke noch mit hinlänglicher Ausrüstung den Preußen entgegenzog. Diese offenkundigen Thatsachen machten gar keinen Eindruck. Als einige Zeit darnach ein gelehrter Freund aus Preußen mich besuchte und ich bei Tische einige gelegentliche Aeußerungen über die jüngste Vergangenheit fallen ließ, zeigte er sich erstaunt, daß Preußen sich nicht im Falle der Abwehr befunden haben, nicht zum Kriege gezwungen gewesen sein solle, und als ich darauf an einige, wie ich vermeinte, allbekannte Begebenheiten erinnerte, verdeckte der feine Mann seine Ungläubigkeit mit den Worten: „Das höre ich zum erstenmale“. In solchem

Grade war es mithin der Presse gelungen, Massen von Thatsachen der Kenntniß ihrer Leser zu entziehen, die wahre Beschaffenheit der Hergänge zu verschleiern und das Volk in Täuschungen zu wiegen, daß selbst einem in einer großen Stadt lebenden 48ger Demokraten und einem Manne von ungewöhnlichem Scharfsinn, wie dem eben erwähnten, Dinge, die sich gewissermaßen vor den Augen begeben hatten, verborgen blieben*).

Beinahe noch stärker offenbarte sich nach Moltke's großen Siegen die ungeheure Gewalt der Zeitungen, das Urtheil der allermeisten Menschen gefangen zu nehmen und ihre gesunde Vernunft zu verwirren, indem sie Worten, die an sich deutlich und sprechend einen unbestrittenen Sinn haben, veränderte, selbst entgegengesetzte Bedeutung unterzuschieben vermochten.

Preußens Sucht nach Eroberungen in Deutschland war schon längst mit dem Vorwande einer „deutschen Mission Preußens" beschönigt und verdeckt. Die Mehrzahl der Zeitungen jubelte nun über die durch Preußen glücklich hergestellte „Einheit Deutschlands." Einheit?! Das leidenschaftliche, aber unklare Verlangen des deutschen Volkes nach Einheit in verkehrter Weise ausbeutend erhoben sie Triumphgeschrei, als sei es nunmehr endlich befriedigt. Dichter stimmten ihre Harfen und die Allermeisten glaubten in ihrer Einfalt danach, ihr alter Herzenswunsch sei in Erfüllung gegangen, freuten sich der Unheilsthat. Was war 1866 wirklich vorgegangen? Die Zersprengung Deutschlands, die Zerreißung des uralten Zusammenhanges der deutschen Nation, die Lostrennung eines Drittheils, welches hinfort nicht mehr zum Verbande der deutschen Stämme gehören sollte. Spaltung sollte Einheit sein! Der wahre Sachverhalt ist: Preußen machte eine große Eroberung in Deutschland. Indem es seiner Hand ein Gebiet fast von der Größe des eigenen Umfangs unter-

*) Die Richtigkeit der großdeutschen Behauptungen über die Beschaffenheit der Hergänge zur Zeit derselben wird übrigens vollständig bewiesen durch den Abdruck der Berichte des französischen Gesandten zu Berlin, Grafen Benedetti, aus der ersten Hälfte des Jahres 1866 (Benedetti, Ma mission en Prusse). Mit den gewöhnlichen Mitteln der Berückung wurde dieses Buch bei seinem Erscheinen als inhaltsleer, unbedeutend u. s. w. ausgegeben — und dadurch die Lesewelt abgehalten, sich mit ihm ernstlich zu beschäftigen.

warf, ließ das Gewonnene sich schwerlich ganz nach der Art früherer Eroberungen aneignen und in Berlin besaßen die gebietenden Männer so viele Klugheit und Mäßigung, daß sie selbst nicht die volle, unbeschränkte Gewalt ergriffen, sondern milder einen ansprechenden Schein suchten und für das abhängig Gemachte die Form eines Bundes ergriffen, in welchem sie den bestimmenden Willen besaßen. Vorstaat (Hegemonie) und Gleichberechtigung der Staaten schließen sich nothwendig aus. Die angegliederten Bundesstaaten wurden in Wahrheit Vasallenstaaten Preußens, Socii Romani oder doch wenig mehr, ihre Staatsbürger Preußen zweiter Ordnung. Einigen Einfluß räumte ihnen allerdings die Nordbunds- sowie die neue Reichs-Verfassung ein, allein diese ist, beinahe wie die alte Verfassung des römischen Reichs deutscher Nation, eine Ungeheuerlichkeit, muthmaßlich bloße Uebergangsform. Preußische Gesetze und Einrichtungen mit einigen Abänderungen, die sie mitunter wol besser gestalten, über die abhängigen Staaten zu erstrecken, dazu dient sie und bereitet somit die völlige Verschmelzung für eine spätere Zeit vor. Aus Kleindeutschland kann nur Großpreußen werden. Wo in dieser neuen Ordnung der Dinge Preußen seinen Willen einsetzt, bleibt alles Andere Nebensache. Und so vollzieht sich das Aufgehen eines bedeutenden Theiles von Deutschland, während man die Redensart vom Aufgehen Preußens in Deutschland zu lesen bekommt. Die Schlagwörter: „deutsche Reichsregierung", „deutscher Reichstag" verleihen ein anderes Aussehen und einzig mit diesem beschäftigten sich die Zeitungen. Mit dem täuschenden Bilde vorgespiegelter Fortschritte verbreiteten sie falsche Vorstellungen und an des Volkes starkes Einheitsbedürfniß, welches die Fürsten zu befriedigen nicht verstanden hatten, sich richtend, gehen sie unter dem Schilde der „Deutschen Einheit" auf Verpreußung los, untergraben, um alles in einen gleichen Zuschnitt d. h. auf den preußischen Fuß zu bringen, die bestehenden abweichenden, eigentümlichen, vielfach vorzüglicheren Verhältnisse der kleinern Staaten des Bundes. Schon während des Krieges von 1866 hatten manche Blätter der Mittelstaaten den preußischen Siegen vorgearbeitet und Landesverrath begünstigt. Mit welcher Frechheit dies geschah, dafür sei nur (denn ich will von Sachsen nicht

sprechen) daran erinnert, daß als die Mecklenburger Nürnberg besetzt hatten, ein dortiges Blatt dem Feinde die Namen derjenigen Münchner angab, die Ursache hätten, sich vor den Preußen in die Schweiz zu flüchten. — Die jetzt soviel gepriesene „Einheit“ besteht darin, daß der größere Theil der Deutschen einen Oberherrn über ihren Fürsten bekommen hat. Eine zusammengequetschte Einheit von Zweidrittheilen des zertrümmerten alten Bundes ist sie.

Zwei Drittheile des früheren deutschen Bundes sind von einem strafferen, sie von dem übrigen Drittel abtrennenden Bande umschlungen; ob aber die innere Einigkeit in dem neuen Reiche viel größer geworden ist? Ich zweifle. Erfolg hat allerdings Massen nachgezogen, die vordem zur besiegten Partei sich gehalten hatten, und Mancher fügt sich heute und thut mit, weil er, zu dicht an den Gegenständen, wo in sein Auge nur das Allernächste fällt, des weiteren Umblickes entbehrt und in seiner Kurzsichtigkeit vermeint, der nun eingetretene Gang sei einmal unabänderlich, es gebe keinen andern mehr; allein der Denker soll von der Oberfläche sich nicht täuschen lassen. Schon jenes ängstliche Bemühen der Nationalliberalen jedwede gegnerische Stimme zu ersticken, das beständige Vorgeben ihrer Blätter, grade so wie sie sprechen, denke und fühle das gesammte Volk, bis auf ein paar verkehrte oder schlechte Leute, ist geeignet stutzig zu machen. Die innere Zerrissenheit ist immer noch vorhanden, heute vielleicht größer und schlimmer als vor 1866.

Die in den Zeitungen das große Wort führende Partei der Sieger erhob gewaltigen Jubel über die nunmehr gewonnene Größe Deutschlands, seine ruhmvolle Stellung und sein erhöhtes Ansehen im Auslande. Nationalliberale Redner und Blätter priesen den Ausgang des Jahres 1866 als eine Stärkung der deutschen Macht. Wie? Konnte denn überhaupt aus dem Bruderkriege von 1866, aus Sadowa's blutgetränkter Wahlstatt, aus der Niederwerfung einer deutschen Macht die Erhöhung der deutschen Stärke hervorgehen? Mit welchem Länderzuwachs war da Deutschland größer gemacht? welche neuen Machtmittel waren ihm erworben worden? Diejenigen, welche in der Folge eingesetzt werden konnten, waren 1866 bereits vorhanden. Die Welt hatte nur gesehen,

daß das preußische Heer weit stärker wuchtet, als sie bis dahin gemeint hatte; sie lernte nur, daß wenn Machthaber ein halbes Volk in Waffen bringen, wenn sie rücksichtslos auf Kosten der Freiheit, auf Kosten des Wohlbehagens der Menschen, stramm deren ganze Kraft zusammenraffen und an den Kampf auf einen Wurf setzen, ausschlagende Erfolge rasch erreicht werden können. Brauchte man diese Lehre erst zu bekommen? Ahmen die andern Völker das von Preußen gegebene Beispiel nach, so stehen die Machtverhältnisse wie vordem. Bietet Rußland auch alle seine Mannen auf, wie zahlreich werden alsdann seine Heere sein? Preußens Heersystem ist es, welches dem ganzen Festlande von Europa Bewaffnung und Kriegslast während des Friedens aufnöthigt. Es ist darin vorangegangen, die andern Staaten haben ihm nachfolgen müssen, und zum möglichsten Schutze ihrer Selbstständigkeit ihre gesammte Volkskraft bewaffnet und — dann schreit man wieder in Berlin: wir müssen mehr rüsten, denn um uns herum hat sich alles gerüstet. Seit 1866 gibt es nur „bewaffneten Frieden“!

Das Gegentheil ist eingetreten. Durch das Jahr 1866 ist Deutschland schwächer geworden, denn Oesterreich ist aus ihm herausgerissen. Es ist auf diese Weise stärker geworden, wie damals als die Schweiz sich losriß, um ihre eigenen Wege zu wandeln, wie damals als die baltischen Provinzen verloren gingen, wie damals als die Niederlande sich abtrennten, um weiter nichts mit dem Reiche gemein zu haben! Jeder Knabe, sollte man denken, müßte begreifen, was das heißt.

Ich blos sage so, ich, den man einen verbissenen Großdeutschen und verschrobenen Fantasten schalt, wird vielleicht irgend einer von meinen Lesern achselzuckend einhalten und damit die Sache abgethan zu haben glauben. Aber nein, ein König von Preußen hat so gesagt. König Friedrich Wilhelm IV. hat in seinen erst 1872 bekannt gewordenen Briefen, die ihm zur Ehre gereichen, an Dahlmann geschrieben, in zwei Briefen, in dem einen am 4. Mai 1848: „Nehmen Sie eine Karte Deutschlands vor, malen Sie die kaiserlichen Erblande schwarz und sehen Sie sich dann das Bild recht aufmerksam an“. Wenn er (Friedrich Wilhelm) die Reichskrone annehmen müsse, werde es geschehen:

„mit gebrochenem Herzen, denn mein Reich wird der Rumpf Teutschlands sein — nicht mehr geeignet Teutschlands von Gott ihm gestellter Aufgabe zu genügen," und am 15. Mai: „Ich will nicht über einen Rumpf herrschen, Teutschland ohne die österreichischen Erbstaaten ist aber ein Rumpf — Setzen Sie ihm mich als Haupt, so schlagen Sie mit derselben That zugleich dem restaurirten Körper das rechte Bein und den rechten Arm mit seinen Verbindungsstücken ab".

So schrieb ein König von Preußen und bekräftigte sein Wort durch seine nachherige That! Es ist wirklich die volle Wahrheit. Das was er mit Entrüstung verwarf, ist vollbracht worden und der Haufe der Thoren hatte dafür den Aufschrei der Freude. Stöhnt dann solch' ein Kurzsichtiger über die ungeheure Militärlast, ei, so sollte er doch bedenken, daß man in diesem neuen Reiche nur mit schwerer Rüstung angethan arbeiten kann. Sprach doch auch ein preußischer Minister am Reichstage aus, daß das Errungene 50 Jahre vertheidigt werden müsse, und ein preußischer Feldherr (Voigts-Rhetz), daß das Reich „nicht stark genug" sei, „um schon eine Niederlage zu ertragen". Gewiß, diese klugen Männer hatten Recht.

Der Schlag, der das deutsche Volk 1866 getroffen hat, war ein furchtbarer, einer der schlimmsten in seiner ganzen Geschichte. Auf den Verlust der deutschen Stellung in Italien will ich nicht einmal Werth legen. In Osten mengen sich die Stämme, da ist der Deutsche noch nicht allerwärts in der Ueberzahl (auch in Posen nicht), aber täglich macht er Fortschritte. **Da** liegt das Feld seiner Ausbreitung, seiner allmälichen Verstärkung, einer reichen Entwickelung. Als der Kronprinz von Preußen die Höhen von Chlum einnahm, ging es verloren. Sowie Oesterreichs deutsche Stellung vernichtet war, war auch die vorwiegende Bedeutung des Deutschtums in Oesterreich zu Grunde gerichtet, war nicht blos dem Staate Oesterreich, sondern überhaupt den Deutschen im Osten die schwerste Niederlage beigebracht und mit einem Schlage mußte sich dort alles ändern: es ist dies lange vorher von Großdeutschen verkündet worden und kam denn jetzt. Nachdem Oesterreichs staatliche Verbindung mit dem übrigen Deutschland zerhauen war, gewann das Stammbewußtsein der nicht deutschen Stämme erhöhte

Berechtigung. Man zählte die Köpfe im Kaiserreich und der Nichtdeutschen gab es mehr als der Deutschen. Von nun an loderte das innere Zerwürfniß heftig empor. Die niedergeschlagenen Deutschen Oesterreichs zeigten sich kleinmüthig und nachgiebig, die Nationalitäten, wie man sich ausdrückt, richteten ihre Anstrengungen wider sie. In Gallizien wie in Ungarn wurden die Deutschen nahezu verdrängt, ihr Einfluß wenigstens gebrochen, die Sachsen in Siebenbürgen, die Jahrhunderte der magyarischen Uebergriffe sich glücklich erwehrt hatten, verloren ihre alten Rechte, müssen nun den ungarischen Reichstag beschicken und von ihm Gesetze nehmen. Die Ungarn wurden das führende, das entscheidende Volk. Ein Magyar ist gegenwärtig Hauptminister Oesterreichs und der in eines Deutschen Munde schwer richtig zu bezeichnende Wunsch, Oesterreich möge seinen Schwerpunkt in Pest haben, ist richtig in Erfüllung gegangen.

Wie die Dinge nun liegen, treibt Oesterreich seinem Untergange zu. Sollte aber ein Preuße oder Nationalvereinler hoffen, Preußen werde in die volle Erbschaft treten, dürfte er sich bitter täuschen. Vielleicht kommen die vormaligen Bundesländer dereinst an Preußen, etwa gegen Abtretungen bis zur Weichsel, welche die Russen begehren, begehren müssen. Gallizien und Ungarn aber werden viel eher Rußland verfallen als Preußen zufallen. Verblendet haben Ungarn nicht eingesehen, daß sie nur die Wahl vor sich haben, entweder den Deutschen sich anzuschließen oder des Zaren Unterthanen zu werden. Wenn einst am adriatischen Meere Preußen und Rußland aneinanderstoßen werden, dann, schwerlich früher wird ihre Freundschaft sich lösen.

Denn was Preußen 1866 vollbracht hat, das vollführte es mit stiller russischer Unterstützung, nach einem blos mündlichen Abkommen, welches an Rußland, wie versichert ward, Konstantinopel preisgegeben hat. Die russische Bedrohung Oesterreichs im Jahre 1870, sowie die den preußischen Siegen nachfolgende Vernichtung des pariser Friedens, welcher das Vorschreiten Rußlands gegen die Türkei zu hindern bestimmt war, scheinen die bezügliche Mittheilung zu bestätigen. Wieviel haben über den hochwichtigen Vorgang, der die ganze Frucht eines mehrjährigen harten Krieges gegen Rußland zu Schanden machte, unsere Zeitungen gebracht?

Kurz haben sie ihn erwähnt und sind dann glatt über ihn hinweggeschlüpft. Denn hätte man sich näher mit dieser Frage beschäftigt, so würde man sie äußerst störend gefunden haben und nicht in Einklang zu bringen gewußt mit den Vorgebungen, in denen man sich wiegte — und weil die Zeitungen kein Aufhebens machten, spielte sie auch in den Gesprächen keine Rolle. Das Allerwichtigste wird leicht übersehen, wenn die Zeitungen davon schweigen.

Düstere Vorstellungen betreff der Zukunft Deutschlands, ja ganz Europas steigen auf, sobald man die Folgen bedenkt, welche der preußische Sieg von 1866 nach sich ziehen kann. Rußlands Macht unterschätzen nämlich die Meisten in Deutschland, noch weniger beherzigen sie Rußlands reißendes Aufsteigen. Seit des Zaren Alexander II. Großherzigkeit die Sklaverei aufgehoben hat, seit mit Eisenbahnen das weitgestreckte Land rüstig durchzogen wird, ist sie überdies um viel höher anzuschlagen als bisher. Am Ende unsers Jahrhunderts dürfte sie, die bereits Mittelasien auf zwei Seiten umfaßt, in furchtbarer Stärke dastehen. Sowie Rußland Gebieter Asiens sein wird, dürfte es finden, daß Europa kein besonderer Welttheil, sondern Asiens Westseite ist; und wenn ihm Konstantinopel verfallen sollte, nähme es schon die überragende Stellung in Europa ein. Die Gränze Preußens gegen Rußland ist nun leider Deutschlands schwache Seite. Die Karpathen dagegen sind der feste den Nachbar abhaltende Damm. So lange im Süden von diesem Gebirgszug österreichische Truppen stehen, genügt das Drohen Oesterreichs, um russische Heere, die in Europa gegen Konstantinopel ziehen, zur Umkehr zu nöthigen, weil sie verloren sein würden, wenn die Oesterreicher sich auf ihre Verbindungslinie stürzten. Kleinasien ist fast unwegsam für ein Heer. Auf der Seeseite beschirmen Konstantinopel Englands Flotten. So lag es, so liegt es kaum noch, seit Oesterreich Schach gegeben ist, seit das mit den Russen verbündete Preußen herrscht. Am Siege des großdeutschen Gedankens, der auch einen starken Wall gegen die anschwellende slawische Macht herzustellen beabsichtigte, hing die Sicherung der europäischen Gesittung. Niemand kennt die Zukunft. Nichtvorherzusehendes kann sich begeben, welches das, was auf der graden Linie der Fortentwickelung steht, bei Seite drückt und andere Bahnen vorzeichnet: so wollen wir

uns mit der Hoffnung trösten, daß die schweren Gefahren, welche das 1866 geschaffene Werk heraufzubeschwören angethan ist, bei Zeiten noch werden abgewendet werden, allein nochmals fragen wir, was von der Einsicht oder Ehrlichkeit von Zeitungsschreibern zu halten ist, die mit trunkenem Entzücken an dem Werke von 1866 sich weideten?

Doch solche Betrachtungen führen von unserer Aufgabe zu weit ab. Die Zeitungen redeten auch von gewonnener höherer Freiheit, von großen Fortschritten — das war ebenfalls Dunst.

Vergegenwärtigen wir uns den Gang der allgemeinen Entwickelung während eines längeren Zeitraums und vergleichen wir den Stand am Anfange unseres Jahrhunderts mit dem von 1865, so werden gewiß alle ohne Ausnahme in dem Befunde übereinstimmen, daß eine Verringerung der Fürstenhoheit stattgefunden hat. Mochte zeitweilig entgegen dem Andrange nach Erweiterung der Volksrechte die fürstliche Gewalt nachdrücklichst und anscheinend erfolgreich geltend gemacht worden sein: bald darauf stellte sich dennoch klar heraus, daß sie an Spielraum eingebüßt hatte. Das Monarchische schwächte sich allmälich ab. Von mir ist am Abend des 30. Märzes 1848 in Frankfurt am Main der Ausspruch an Robert Blum gegeben worden, den seine damals aus dem Stegreif gehaltene warme Rede, eine seiner besten, berühmt gemacht hat: „Wie können wir Republik machen, da wir keine Republikaner haben?" aber mit Bestimmtheit behaupte ich auch, daß ein Zug zur Republik in der neueren Entwickelung waltet. Die Selbstbestimmung des Volkes befand sich bis 1866 in zunehmender Entwickelung. Die Wendung der letzten acht Jahre hat im Gegensatz zu diesem Zeitgeiste die monarchische Gewalt, d. h. die Beherrschung der Menschen durch den fürstlichen Eigenwillen, außerordentlich verstärkt*) und gleichzeitig Gebilde geschaffen,

*) Man höre die Sprache, welche gegenwärtig geführt wird. Die berliner „Provinzial-Correspondenz" bemerkt im März 1874: „Es ist ein nicht genug anzuschlagender Segen, den das Walten dieses von der allgemeinen Dankbarkeit und Ehrfurcht des Volkes getragenen Herrschers (des Kaisers) gebracht hat, daß ein ernst monarchisches Bewußtsein und Gefühl in den weitesten Volkskreisen wieder zu kräftiger und durchdringender Geltung gelangt ist". Und wie dies verstanden wird, sehen wir aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", welche

in welchen eine Ueberwucherung des Monarchischen vorhanden ist. Das stolze, prächtige Frankfurt am Main hat aufgehört, eine freie Stadt zu sein, sank zur preußischen Landstadt, die drei Hansastädte haben einen Herrscher bekommen. Mit seinem Kaisertume ist Deutschland, soweit es das neue Reich bildet, in eine längst verlassene Bahn zurückgefallen. Die Bewohner der mittleren Königs- und der Herzogsstaaten sehen nun über sich ihren Landesherrn und dazu noch darüber den Kaiser, zwei Oberhäupter. Sollte diese Zweihäuptigkeit im neunzehnten Jahrhundert Dauer haben? Es sei in's Andenken zurückgerufen, daß der großdeutsche Verfassungsentwurf von 1849 für Deutschland diesen unläugbaren Mißstand vermied.

Nun, so soll es auch nicht bleiben.

Ich erinnere mich nicht, jemals in den Zeitungen gelesen zu haben, was 1859—1866 Nationalvereinler, welche Demokraten zu sich herüber, in ihren Schweif zu ziehen bemüht waren, zu diesen sprachen: „sie müßten doch endlich einsehen, daß es in Deutschland nicht anders werde; weder würden die Fürsten freisinnig werden, noch lasse sich mit Zwang etwas gegen sie ausrichten, weil dieser die beiden Großmächte herausfordere; es bleibe somit nichts übrig, als sich auf Preußens Seite zu schlagen und dieses zum Einschreiten zu stacheln, daß es die übrigen Häupter abthue; leichter als jetzt mit 20 Herrschern werde es sein, hinterher mit einem einzigen, übrigen, fertig zu werden. Oesterreich brauche man ja keineswegs aufzugeben, das könne man nachträglich anziehen." Dergleichen Reden übten große Wirkung. Mit ihnen wurden Ueberläufer gefischt. Ob dieser schroffe Republikanismus von

als Reichensperger und Mallinckrodt sich (im Dezember 1878) gegen die Kirchengesetze erhoben, „den sich darin kundgebenden Mangel jeder Achtung vor der Würde der Krone" rügte, „denn dem erhabenen Träger der Krone jetzt ansinnen, die gegebene Sanktion dieser selben Gesetze wieder zurückzuziehen oder die Aufhebung dieser Gesetze gut zu heißen, ist eine der ärgsten Zumuthungen, welche jemals an einen König von Preußen gerichtet worden sind. Daß sie von eigenen Unterthanen ausgehen, daß preußische Männer sich soweit vergessen konnten, an ihren König ein solches Ansinnen zu stellen, beweist, wie weit sich der Ultramontanismus bereits von den Fundamenten unseres Staatslebens entfernt hat — ist ein Hohn, der freilich für die Strafgesetze unerreichbar ist, aber von dem Sittengesetz unserer Zeit verurtheilt wird."

Nationalliberalen aufrichtig gemeint oder bloßer Köder war, mag ich weder behaupten noch in Abrede stellen, ist auch gleichgültig, aber dies ist jedenfalls beachtenswerth, daß niemand aus den Zeitungen von diesen Bestimmungsgründen etwas erfuhr, und es sei dies hervorgehoben zum Belege, wie unvollständig die Zeitungen unterrichteten.

Wol aber waren die allermeisten Zeitungen eifrig beflissen, Begeisterung für Kaiser Wilhelm und das Haus der Hohenzollern zu entzünden und die monarchische Strömung besser in Fluß zu bringen, eine Strömung, die freilich in den Vasallenstaaten an den Landesfürsten nicht selten seitab vorüberläuft. Lithografirte Korrespondenzen und Aufsätze, die dem Preßbüreau entstammten, haben ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß die Blätter eine stärkere monarchische Färbung angenommen haben.

Eine, die Purpurgeborenen selbst ohne Zweifel anwidernde Schmeichelei reißt ein. So eben (1875) las ich: „Als der Kaiser an seinem Geburtstagsmorgen in seine Gemächer trat, brachte zuerst die Sonne ihre allerhöchste Gratulation dar.“ Erinnert dies nicht an die vom Fallerslebener Hoffmann einem seiner „unpolitischen Gedichte“ 1840 vorgesetzte Stelle aus der Preußischen Staatszeitung: „Die allerhöchsten Herrschaften stiegen auf den Berg und sprachen auf ihm dem Höchsten ihren Dank aus?“

Welch' heftiges Geschrei tobte früher gegen den Bundestag! Und wahrlich mit Recht. Worin unterscheidet sich denn aber die Einrichtung des neuen Bundesrathes vom alten Bundestage? Darin, daß seine Mitglieder die Abstimmung nicht hinausschieben können und daß er nichts beschließen kann, was Preußen nicht will. Sollte der Reichstag sich einmal zu Ungebärdigkeit verirren, so vermöchte des Kaisers Minister ebenso auf den Bundesrath sich zu berufen, wie vor 1866 die deutschen Fürsten sich hinter den Bundestag steckten.

Die Preußenkönige waren stets gebieterische Herren, die von Beschränkungen ihrer Eigenmacht nicht viel hielten. Ihr Geschlecht ist nun über die Deutschen gehoben und was zu vermögen sie sich zutrauen, kann man schon daraus entnehmen, daß ein Ausspruch vom Throne Trauungen vernichtete, welche Offiziere und Gemeine bei Ausbruch des Krieges von 1870 in allen kirch-

lichen Formen abgeschlossen hatten, womit Ehefrauen zu Kebsen, eheliche Sprossen zu Bastarden herabsanken. Volksvertretung und Presse haben durch ihr Stillschweigen dazu dies bekräftigt. Die alten Kaiser konnten doch nur unehelich Geborene für voll erklären, in melius reformiren, der neue Kaiser kann mehr als sie, er kann, wie wir gesehen, auch in pejus ändern. Daß seine Gnade in einzelnen Fällen solche aufgelöste Ehen wiederum als gültig erklärte, ändert am Sachverhalte in Bezug auf seine von der Tagespresse unangefochten, unerörtert gebliebene Machtvollkommenheit nichts.

An der so oft von den Zeitungen betonten Vermehrung der Freiheit ist auch nichts Wahres. Im Siegestaumel von 1866 und 1870 wurde im Gegentheil viel Freiheit leichtsinnig preisgegeben. Es mag vielleicht sein (ich getraue mir hierüber kein Urtheil zu) daß die Preußen in den letzten Jahren eine Verbesserung ihrer Zustände erlebten: in den weiter vorgeschrittenen Staaten, welche sich unter Preußen beugen mußten, ist umgekehrt ein sehr bedeutender Rückschritt vorgegangen. Wenn die sogenannte deutsche Einheit in der Form der Unterordnung unter die Hohenzollern zu Stande gebracht wurde, so ergab sich als unausbleibliche Folge, daß die entwickelteren Mittel- und Kleinstaaten dem in politischem Betracht zurückgebliebenen Preußen, das sie bisher durch ihr Beispiel und durch die Berührungen Einzelner mit Einzelnen nach sich gezogen hatten, nunmehr nachfolgen mußten. Das Aufgeben von Freiheiten und von Einrichtungen, welche der preußische Staat noch nicht oder in schlechterem Zuschnitt besaß und die Hohenzollern nicht leiden mögen, verstand sich dann von selbst. Zwar bilden viele Preußen sich ein (Schule und Zeitungen haben sie schon in der Jugend mit dieser Einbildung getränkt), sie seien die Vorgeschrittensten unter den Deutschen und die preußischen Einrichtungen die vorzüglichsten: es ist beides aber keineswegs der Fall, obschon allerdings in dem einen und dem andern Stücke das Preußische den Vorzug in der That verdient.

Nirgends ist namentlich die verkehrte Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Einzelnen höher getrieben, als in Preußen. Die deutsche Juristenschule trägt daran Schuld, daß

der Mensch beinahe nur als ein Objekt des Staates betrachtet wird, des großen Ungeheuers, das alles verschlingen kann und immer Recht behält. Der Staat ist nach ihrer Auffassung alles. Die glorreiche Entwickelung Englands hat eine andere Grundlage. Dort gilt zuerst das Recht des einzelnen Menschen und nur so weit und nicht darüber hinaus wird dieser beschränkt, als es für das Ganze unumgänglich nothwendig ist. Der Ausgang der Betrachtungen bleibt, wie die englische Geschichte in vielen Fällen gezeigt hat, die Berechtigung des Menschen. Im Gegensatz hierzu hat Preußen unsere Juristenlehre am schärfsten folgerichtig und schroff durchgeführt und das Volk mittelst des langen Dienens in seinem Heere an's blinde Gehorchen gewöhnt. „Zucht," „Gehorsam" sind beliebte Schlagworte der Preußen. Auf freie Regungen verstehen sie sich schlecht. Als Unordnung erscheinen sie den Meisten. Der Befehl muß von oben kommen. Sie sind der Gegensatz der Schweizer. Versucht es einer gar gegen die Staatswerkzeuge das Gericht anzurufen, so gelangt er vor „Kompetenzkonflikten" oder vor Bezugnamen auf Weisungen Höherer, die den Beamten decken, höchst selten zu seinem Rechte. Verklagt der Staatsanwalt einen Bürger, so steht er — wiederholt wenigstens haben wir es so geschaut — nachdem ihn das erste Gericht abgewiesen hat, nicht etwa vom Angriff (der ihm nichts kostet) ab, sondern läßt dem von ihm zur Rechenschaft gezogenen Staatsbürger keine Ruhe, so lange er nicht alle möglichen Rechtsgänge erschöpft hat, wobei der Verfolgte, auch wenn er in allen freisprechende Erkenntnisse gewinnt, schwere Einbuße erleidet, für die er keinen Ersatz fordern darf u. s. w. Weder auf dem großen Umfange eines Staats noch in seiner kriegerischen Ueberlegenheit beruht das Glück seiner Einwohner und die Zündnadelkultur ist wahrhaftig kein Ideal.

In jahrzehntelangem Ringen, unter großen Anstrengungen und Kämpfen hatten die südwest- und mitteldeutschen Stämme ihre Verhältnisse und ihr Verfassungswesen ausgebildet. Im viel verschrieenen Kurhessen, auch in Hannover war man in gar manchem Bezuge Preußen weit voraus. Die Menschen lebten in diesen Ländern glücklicher. Wie hatten früher die Zeitungen gelärmt, wie die ganze deutsche Presse (die preußische mit inbegriffen)

getobt und geschäumt, wenn nur ein Paragraf, ein Titelchen ihrer Verfassungen verletzt worden war: 1866 mit dem Eintritte des neuen Zustandes wurde die ganze kurhessische, hannoversche und nassauische Verfassung ohne Sang und Klang begraben. Mit welcher Mannhaftigkeit hatten Kurhessen und Hannoveraner ihre Verfassungen lange vertheidigt, nun war es um diese mit einemmale geschehen, weil sie der preußischen Platz zu machen hatten. Freiheitliche Errungenschaften fielen mit einem Schlage, denn sie mußten mit den preußischen Einrichtungen vertauscht werden. Auch für die Vasallenstaaten war in Einigem ein Zurückschrauben geboten. Muß man doch sogar für die alte Errungenschaft der Schwurgerichte fürchten.

In den 40ger Jahren haben die Zeitungsschreiber mit einem gesunden Gefühle aller derer sich angenommen, gegen welche der Staat seine Angriffe richtete (selbstverständlich wenn keine gemeinen Vergehen in Frage kamen), und ihnen wenigstens die Theilnahme der öffentlichen Meinung zugewendet. Seit Jahren denken sie nur noch selten daran, viele werfen sogar Steine nach den Gefährdeten.

Ein Militärstaat, in dem der Schulmeister von einem Hungergehalt (im Durchschnitt 149 bis 242 Thaler, je nach den Provinzen, nur in dreien über 200 Thlr.) leben mußte, wurde über die anderen deutschen Staaten gesetzt. „Ordre pariren“ lautet das Stichwort Preußens. Vom Heere ward König Wilhelm zum Kaiser in Versailles ausgerufen: eine Volksvertretung, die zu solcher Entscheidung nicht gewählt war, deren Vollmachtszeit abgelaufen war, sagte dazu nur: „Amen!“ Das Schwert gab die Krone. Die Hohenzollern waren Soldatenkönige, tapfere Heerführer, Eroberer. Selbst der für seine Person geistigen Bestrebungen ergebene große Friedrich war kein Civilisator seiner Unterthanen. Daß Bismarck mit der nationalen Idee operirte, genügte schon unseren Zeitungsschreibern, um sie in Begeisterung zu versetzen.

Nun ist das neue Reich ein Militärstaat geworden, wie Preußen ein solcher ist. Die Mittel- und Kleinstaaten waren keine Militärstaaten!

Diejenigen Zielpunkte, welche die Freiheitspartei in den 40ger

Jahren erfaßt hatte, wurden großentheils fallen gelassen. Den Schleppträgern der herrschenden Gewalt waren sie ungelegen. Welchen Anstoß gab ehedem das Heerwesen! Gewiß erfordert dies in unserer Zeit immer noch eine weise Fürsorge, allein es soll als ein in Folge des mangelhaften Standes unserer Gesittung nothwendiges Uebel gepflegt werden und nicht über das durch die Klugheit gebotene Unerläßliche. Seit 1866 trat es in den Vordergrund und das Nachtheiligste, was den Deutschen widerfahren konnte, die preußische Militärverfassung, wurde über sie verhängt. Das ganze Festland wurde davon betroffen. Die Wortführer der Nationalliberalen setzten es sich zur Aufgabe, die preußische Beherrschung, mithin auch das preußische Kriegswesen mundgerecht und lieblich zu machen. Folgerecht traten sie ein für hohe Geldbewilligungen, für große Stärke des Heeres, für lange Dauer des Soldatendienstes, für das Militärstrafgesetzbuch, für Bestimmungen, welche nach der Ansicht der ehemaligen Freiheitspartei wider die Berechtigung des einzelnen Menschen laufen oder strengten sich mindestens nicht an, dies alles abzuwenden. Miquel ereiferte sich für die Kadettenanstalten. Mochten sie dies immerhin mit ihrem Gewissen vereinbaren, so durften sie doch nicht fortfahren, sich als Fürsprecher des Volkes und als Freiheitsmänner hinzustellen. Die Verehrer Preußens und die Anbeter des Sterns der Hohenzollern haben ebensoviel Recht sich nach ihrer Ueberzeugung zu äußern, als wer das Heil nicht ebenda sucht, aber wenn sie unter falscher Flagge segeln, gereicht ihnen dies zum Vorwurf, denn es verleitet Andere zum Irrtum. Die „Süddeutsche Post“ urtheilte mit Fug und Recht: „Kaum ist noch zu einer Zeit das politische Renegatentum in solcher Ausdehnung und Schamlosigkeit aufgetreten, wie heutzutage. Schamlos sagen wir, denn das heutige Renegatentum hat die Stirne zu versichern, was 1848 angestrebt wurde, sei jetzt erfüllt, und sie, die Nationalliberalen, hätten sich in keiner Weise geändert; vielmehr seien die Fürsten und Regierungen, insbesondere das preußische Königtum, liberal geworden“.*) Schweifwedelei suchten

*) Die berliner „Provinzial-Correspondenz“ schreibt zum 22. Mai 1874: „die tiefe Bedeutung der alten monarchischen Auffassung, nach welcher die Fürsten

die Zeitungsschreiber in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen. Die Fortschrittspartei wagt gar, sich demokratisch zu nennen! Die ächte Demokratie hat mit ihr nichts zu schaffen.

Die Zeitungen machten nun (bis auf wenige) den Umschlag der Gesinnungen keineswegs bemerklich, sie fuhren vielmehr fort, die alten Bezeichnungen anzuwenden, sprachen von „Liberalen“ und von der „Fortschrittspartei“, wo ganz andere Benennungen am Platze gewesen wären; das Widrige verschleiernd, erhielten sie dadurch das Volk in Täuschungen.

Sie glorifizirten einen Reichstag, der zu den allertraurigsten Erscheinungen der parlamentarischen Geschichte gehört hat, eine Ja-sagemaschine, mehr einer Regierungskommission gleichend, denn einer Volksvertretung. Sollte es wahr sein, was in einem Blatt der unterdrückten Partei stand, daß der Reichstag die erste Bewilligung für den Bau eines Kadettenschlosses verwarf, daß der Kriegsminister dessenungeachtet es in Lichterfelde erbaute, daß der Vorsitzer des Reichstags, der bekannte Simson, zur Einweihung desselben eingeladen, wirklich dazu erschien, so würde niemand umhin können, eine starke Abweichung der bei den Nationalliberalen und der Mehrheit der Preußen gangbaren Begriffe von Freiheit und Verfassungsmäßigkeit von denen der alten Freiheitspartei im übrigen Deutschland einzugestehen.

Haben wir vorhin bemerkt, daß Regierungsmänner geneigt sind ihrer Staatsidee alles unterzuordnen, so dürfen wir nicht unterlassen auch zu erwähnen, daß die das Volk vertretenden Versammlungen ebenso geneigt sind zu Uebergriffen, daß selbige — und es ist dies ein sehr deutliches Anzeichen für die Unreife unseres Volkes zu voller Freiheit — nicht vor Augen haben, wie sie nur innerhalb eines gewissen begränzten Gebietes, in welchem es auf Willensäußerungen in Staatsangelegenheiten ankommt,

---

den Völkern „„von Gottes Gnaden““ gesetzt sind — ist von keinem Fürsten jemals ernster festgehalten und sichtbarer bethätigt worden, als von unserem jetzigen König. Deshalb war es ihm auch vergönnt, gleichen Schrittes mit der wahrhaft freisinnigen Entwicklung, welcher seine Regierung auf allen Gebieten feste Bahnen geebnet hat, zugleich monarchisches Denken und Fühlen im deutschen Volke wieder mächtig zu beleben und auch das neue deutsche Reich auf festen monarchischen Grundlagen aufzurichten.“

und auch auf diesem nur so weit als nicht das Recht der Einzelnen eine Schranke bildet, zu verbindlichen Festsetzungen befugt sind. Während der Reichstag seine Schwäche der Regierung gegenüber jeden Aufmerksamen sehen ließ*), nahm er übrigens eine ungeheuerliche Omnipotenz in Anspruch, als vermöge seine Mehrheit über alles Mögliche Bestimmungen zu treffen, die für alle Einwohner des neuen Reiches verbindlich seien, und wenn es weder ihm noch dem Ministerium einfällt, etwa die Richtigkeit des pythagoräischen Lehrsatzes in Abrede zu stellen, so ist der Grund wol nur darin zu suchen, daß derselbe von den gebietenden Gesetzgebern selbst für richtig erkannt, auch für unschädlich gehalten wird. Die Leser, die mir hier Uebertreibung vorwerfen, seien gebeten zu überlegen, was im Reichstage schon gesagt und beschlossen worden ist, und wollen sich daran erinnern lassen, daß magdeburger Lehrer den Reichstag sogar angegangen haben, eine allgemein gültige deutsche Rechtschreibung einzuführen. Der Vorwurf der Verkennung desjenigen Bereiches, in welchem Machtvollkommenheit, Beschlußfähigkeit zuständig ist, trifft übrigens keineswegs den Reichstag allein. Während des ersten Druckes dieser Bogen haben die (allerdings auf Oktroirung zurückgehenden) Stände des Königreiches Sachsen bei der Berathung der Einkommensteuer Beschlüsse über Selbstdeklarirungspflicht gefaßt, die, wenn man anders die richtigen Bezeichnungen anwenden darf, mit der schärfsten aristotelischen belegt werden müßten**), ich glaube aber, daß was geschehen ist, gewiß nicht geschehen wäre, wofern

---

*) Die Taktik der Nationalliberalen war bekanntlich, einige ihrer Mitglieder auf die Rednerbühne zu schicken, die einen freisinnig tönenden Wortschwall losließen, und in ihrer Menge dem zuzustimmen, was im Widerspruch mit Freiheitsforderungen die Regierung verlangte. Die freisinnigen Reden waren für das Volk, dessen Masse den Widerspruch zwischen Wort und That nicht merkte, da die Zeitungen es hierüber nicht aufklärten.

) Ich bemerke, daß der König seine Zustimmung noch nicht gegeben hat, und hoffe, daß er sie verweigern wird. — Ein Schriftsteller, welcher nur das Wort „drakonisch“ auf Bestimmungen einer Gesetzvorlage** anwendete, wurde in Sachsen verurtheilt. [Da ich die **vorige** Auflage meiner Schrift wiederhole, steht diese Anmerkung hier, doch unterlasse ich nicht, nun hinzuzufügen, daß inzwischen Se. Majestät der König seine Genehmigung den angezogenen Kammerbeschlüssen ertheilt hat].

die Mitglieder sich über das Maß der Berechtigung des Staates gegenüber dem Einzelnen klar gewesen wären. An bösen Willen ist nicht zu denken. Verwunderlich bleibt, daß dabei grade die rechte Seite dieser Kammern sich beeifert hat, den Kommunisten die Schraube zurecht zu machen, ohne aus dem unbeugsamen Auftreten des weisen Thiers gegen die Einkommensteuer eine Lehre zu ziehen. Volksvertretungen können ebenso gut Despoten sein wie Fürsten. Man schelte nicht blos auf diese, was sehr leicht ist, sondern prüfe auch das Verhalten der vom Volke Erwählten. Daß nicht blos der Menschen Wille, sondern mehr noch die Zeitströmung an vielem Ueblen Schuld trägt, mag man gern glauben, aber dies ist eben das zu bekämpfende Schlimme, daß die Zeitungen nicht nur alles hinnehmen, sondern auch verkehrte Zeitströmungen noch stärker und fortreißender machen.

Politische Jämmerlinge haben im Reichstage viel Geschwätz losgelassen, das wie Freimuth klang, und haben, sobald es galt ihre Redensarten mit ihrer Abstimmung zu bekräftigen, sich selber in's Gesicht geschlagen; sie haben diejenigen niedergebrüllt, welche feste Entschiedenheit für die Sache der Freiheit bewiesen oder sonst ihnen mißfällige Anschauungen vorbrachten. „Schluß der Debatte" ist angenommen worden, wo noch keine Debatte, kein Redekampf, in dem das Für und das Wider ausgesprochen worden wäre, stattgefunden hatte. Mit Recht rief ein kleines Blatt, der „Dresdener Volksbote": „Das ist kein Verhandeln, das heißt knebeln und in den Bock spannen", und bezeichnete als den Sinn des Getreibes: „Die Minoritäten haben nicht nur zu gehorchen, sie haben zu schweigen". Ueber derartiges Gebahren gingen die großen Zeitungen, die reichsfreundlichen sammt den von diesen zehrenden Blättern, ohne Rüge hinweg und so blieben denn auch in den Augen der Menschen diejenigen als vertrauenswürdige Größen bestehen, denen der Rücken gewendet worden wäre, wenn ihr wirkliches Verhalten klar vor Augen gelegt worden wäre. Die Zeitungen sahen es vielmehr als ihre Aufgabe an, gegen diejenigen zu wettern, die noch zu den alten, wohlüberlegten Freiheitsforderungen sich in Wort und That bekannten.

Die Zeitungen geben vor, wie sie es vorgeredet hören, es sei seit 1866 erfüllt, was das deutsche Volk 1848 erstrebt habe, allein

es ist kein wahres Wort daran. Im Gegentheil, wir sind von der Erfüllung weiter ab, als wir es 1865 waren. Schwätzt heute einer noch von „nationaler Wiedergeburt“ ohne ein Preuße zu sein, der sein Preußentum höher als sein Deutschtum hält und sich einbildet, einem Deutschen gereiche es zur besonderen Ehre ein Preuße zu werden, wofür er schon den Nachtheil einer stärkeren Belastung tragen könne, so ist dies ein Kennzeichen, daß er entweder ein Parteigänger der preußischen Vorherrschaft ist oder ein Mensch ohne eigenes Urtheil in politischen Dingen, der das wiederholt Vernommene nachplappert. Beläge zu häufen zum Erweise, daß die Deutschen seit 1866 bis jetzt an Freiheit nicht gewonnen haben, liegt allzuweit vom Zwecke dieser Schrift ab, um aber doch wenigstens noch mit einem Beispiele darzuthun, daß ich nicht leichtsinnig den Zeitungen Schuld gebe, ihre Versicherungen betreff des Gewinns an Freiheit liefen schnurstracks der Wirklichkeit zuwider, will ich erinnern, daß während nicht Worte genug des Unwillens laut wurden, als die Franzosen im Kriege mit Deutschland die bei ihnen sich aufhaltenden Deutschen auswiesen, über die bei uns geschehenen Ausweisungen Deutscher so gut wie gar kein Gerede gemacht, sondern die Ausweisung als selbstverständlich angesehen worden ist und dazu geschwiegen, daß z. B. ein Polizeiamt innerhalb des winzigen Bereiches seiner Aufsicht die fernere Theilnahme an einem anderswo im eigenen Lande erlaubten Vereine bei Strafe vierwöchentlicher Haft verbot, ja zu zweienmalen die Theilnahme an einem auswärts abzuhaltenden Kongresse „hiesigen Einwohnern“ unter Androhung derselben Strafe verbot, und auch wirklich einen solchen Einwohner, welcher zu dem ersten Kongresse gereist war, einen Monat lang einsperrte.

Wie es geworden ist seit 1866, konnte jeder noch nicht völlig Verblendete am 16. Juni 1873 deutlich erfahren, als im Reichstage Fürst Bismarck, der Meister, auf den die Nationalliberalen andächtig schwören, sich mit dürren Worten in der ihn auszeichnenden Offenheit verbat, von „sogenannten Volksrechten“ zu sprechen, und die Volksvertreter bedeutete, dies seien „Reminiscenzen aus der vergangenen Zeit, die er wol berechtigt sei, deklamatorische Redensarten zu nennen“.

Das war doch so klar und bündig als irgend möglich gesprochen. Soldatischer ist Deutschland geworden seit 1866. Um schon den Sinn der Kinder dahin zu richten, kam bereits 1867 eine auffällige Menge von Soldatenspielen auf den Markt, erschien nachher sogar ein „Bilderbuch für die zarteste Jugend", welches den ABC-Schützen zu den Buchstaben lauter militärische Gegenstände zeigt, als z. B. zum B Bomben, und um Aeltere an das Soldatische besser zu gewöhnen, hielten Vereine der schon in die bürgerliche Thätigkeit zurückgetretenen früheren Kämpfer Aufzüge mit Fahnen. Kasernen müssen die Städte erbauen. Ausschreitungen von Offizieren und Gemeinen, die in den Mittel- und Kleinstaaten früher so gut wie unerhört waren, trugen sich in den letzten Jahren öfter zu; man hört jetzt in ihnen von „Civilisten" sprechen, was vordem in ihnen auch nicht der Fall war, da die Soldaten nur als Bruchtheil des Volkes betrachtet wurden, und in den Gesuchen um Stellen in Geschäften liest man jetzt, daß Bewerber behufs ihrer Empfehlung sich als „militärfrei" bezeichnen. Selbst der Unterricht wird seitdem häufig nicht auf die Bildung des Menschen, sondern auf das „Freiwilligen-Examen" hingerichtet und tagtäglich sind nun Ankündigungen von Lehrern und von Schulen zu lesen, welche zum „Freiwilligen-Examen" eigens vorbereiten.

Indeß in den Blättern rauscht es immer noch von Worten der Freude und des Entzückens über die erhebenden Fortschritte seit 1866, tönt der Preis des mächtigen Gedeihens, des gewaltigen Aufschwungs, des erblühten Glückes. Das sprechen viele Gebildete, gleich als wäre es ihre auf eigenen Wahrnehmungen beruhende Erkenntniß, nach. Was die Preußen allein anbelangt, so sind wirklich vielen im Staatsdienste Angestellten durch die Eroberungen von 1866 und 71 nicht unerhebliche Vortheile zugefallen, indem sie in der Reichspost und der Reichstelegrafie in die höheren, besseren, einflußreicheren Aemter eingeschoben, nach Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen, Nassau, Elsaß und Lothringen als Präsidenten, Richter, Regierungs- und Schulräthe, Gymnasialdirektoren, Oberlehrer u. s. w. geschickt wurden und in ihre leer gewordenen Stellen andere Preußen nachrückten*). Die

*) Im Königreich Sachsen war der Zustand der Finanzen bis zum Um-

große Menge, welche wenig in Zeitungen liest, hat auf die Frage, wie sie es findet, eine unzweideutige Antwort gegeben ohne zu reden. Seit 1867 hat eine massenhafte Auswanderung aus dem neuen Reiche begonnen. Noch einmal soviel Menschen als früher, auf anderthalbhunderttausend erheben sich jetzt jährlich aus ihrer Heimath und ziehen über die weite See. Gewiß die meisten mit schwerem Herzen, denn es ist doch ein großer Entschluß, seinem lieben Vaterlande für immer den Rücken zu kehren. Die Undankbaren, die das große Glück des neuen Reiches nicht genießen mögen! Ein preußischer Statistiker hat ausgerechnet, daß unter den im Jahre 1871 aus Preußen Weggezogenen nahezu ein Fünftel*) sogenannte „Militärflüchtige" sich befinden. Zwar halte ich diese Angabe für eine starke Uebertreibung, daß indeß die preußische Militärverfassung eine Hauptursache zur Uebersiedelung nach Nordamerika ist, dafür sind mir selber schon früher mehrere Fälle bekannt geworden. Mit jedem, der, weil er die Dienstpflicht nicht anerkennt, das Land verläßt, hängen Verwandte zusammen. Die Zeitungen haben auch über die auffallende Zunahme des Auswanderns lange geschwiegen, ihre Höhe nicht mitgetheilt, falsche Angaben ausgestreut und als sie endlich doch einige Rücksicht auf sie nehmen mußten, dies in einer Weise gethan, welche mit dem wahren Sachverhalte wenig gemein hat, indeß läßt sich auch hierauf an dieser Stelle nicht näher eingehen.

Die in der Presse thätigen Nationalliberalen und diejenigen Zeitungsschreiber, deren Geschäft es war, Dunst auszuqualmen

---

schwung von 1866 überaus blühend, seitdem hat er sich bedenklich verändert Ueber eine Million jährlicher Bezüge hat dem Reiche überlassen werden müssen und zwei Millionen Thaler müssen jährlich überdies an dasselbe gezahlt werden, außerdem hatte die Bevölkerung die nicht in Steuerlisten verzeichneten Ausgaben, welche die preußische Heeresverfassung mit sich brachte, zu tragen (denn von den Pfennigen, die der Soldat täglich erhält, kann er ja doch nicht leben) dann kommen die Lasten, welche den Städten aufliegen u. s. w., sowie der Abbruch an erwerbender Arbeitsthätigkeit, der mit ihr zusammenhängt. Es geht, soweit es sich um das Staatswesen handelt, seit 1866 rückwärts. Ebenso steht es in Gotha u. s. w.

*) $19^{3}/_{10}$ %; nach Angabe des Bundeskommissar Rindfleisch, welcher Bestrafung des Versuchs eines Militärpflichtigen auszuwandern beantragt hat, sogar 22 Prozent.

und Nebel zu erzeugen, so daß in ihm die Menschen wie halb blind sich irreleiten und willig zu Zielen hinführen ließen, welche sie nimmermehr wollten, diese Verführer des Volkes hatten auch 1866 nach dem Frieden, um dasselbe günstig zu stimmen für die Folgen dieses Krieges, den Anbruch eines neuen, eines goldenen Zeitalters des Friedens angesagt. Mit der alten Zeit sei es zum Abschluß gekommen, nunmehr werde die Heereslast erleichtert werden und mehr dergleichen. Das bethörte Volk glaubte auch wirklich diesen Schwindlern, wiewol es doch den schwerer werdenden Druck empfand. Sagte jemand dagegen, der Prager Frieden trage in seinem Schoße einen Krieg mit Frankreich, so wurde der als ein überspannter, in Einbildungen verstrickter, unverbesserlicher Mensch, auf den man gar nicht hören dürfe, verschrieen. Von den fortgehenden preußischen Rüstungen merkten auch die weisen Thebaner nichts. Eingedenk des Jahres 1813 und eine deutsche Volkserhebung fürchtend, wählte sich Napoleon einen Anlaß zum Kriege, bei welchem das deutsche Volk ganz und gar nicht betheiligt war, insofern es sich lediglich um hohenzollerische Hausbelange handelte, einen Streitfall nämlich, hinsichtlich dessen jeder Unparteiische d. h. jeder, der sich in die Lage der Franzosen hineinversetzte, einräumen mußte, Frankreich bedürfe in der That eine Sicherstellung dagegen, daß auf seiner anderen Seite auf dem Throne von Spanien ebenfalls ein Hohenzoller Platz nehme. Wie lange wurde, als es nicht einem Hohenzollern, sondern einem Habsburger galt, im vorigen Jahrhundert um die spanische Erbschaft gekriegt! Und der Habsburger wurde nicht der Erbe des spanischen Thrones. War die Weigerung des Königs von Preußen einem Prinzen seines Hauses die Annahme der spanischen Krone zu verbieten, etwa ein Beweggrund für das Volk, seine Haut zu Markte zu tragen und seine Kinder zu opfern? Nur, wenn sein Oberhaupt schwer beleidigt wurde. War aber diese Forderung an sich für die Person des preußischen Königs beleidigend? Nach meiner Ansicht keineswegs. Die Majestät steht viel zu erhaben, als daß ihr Träger sich schon verletzt fühlen könnte, wo ein gewöhnlicher Mann ergrimmt. Es gab noch Auswege zur Erhaltung des Friedens, wenn anders der Krieg von 1870 keine Folge des Krieges von 1866 war. Hatte sich ein

15

König von Frankreich, Ludwig Filipp, von der londoner Konferenz nicht auch auflegen lassen, daß sein Sohn, der Herzog von Nemours die ihm angetragene Königsherrschaft über Belgien ausschlagen müsse?

Die Zeitungen hatten das Volk im Glauben erhalten, es lebe in völlig gesichertem Frieden, und schrieen nun, als urplötzlich der Wahn zerriß, hoch auf: Napoleon ist ein Friedensstörer, schrieen: Deutschlands Gränze sei bedroht, das Deutschtum schwebe in Gefahr, es gelte eine große Erhebung wie 1813. Sie faselten von einem „heiligen" Kriege! Ihr Geschrei verfing abermals und das Volk gerieth in Bewegung. Machte es sich doch die große Verschiedenheit von 1813 und 1870 nicht entfernt klar, nicht klar, daß Napoleon keine Eroberung der Rheinlande (aus sehr gewichtigen Gründen*), sondern nur den Sturz der preußischen Vorherrschaft im Sinne trug, nicht klar, daß heute der Bestand des deutschen Volkes gar nicht in Frage kam wie damals, nicht

*) Eine umständliche Darlegung der Verhältnisse, welche diesen Ausspruch begründen, würde vom Zwecke dieser Schrift abführen, weil er jedoch Manchem allzu unverständlich bleiben möchte, will ich kurz anführen: der Kaiser Napoleon und seine Umgebung hatten erkannt, daß, da Frankreich noch sehr viele erst zu französirende Deutsche umschließt und in seinen Hauptstädten Deutschredende massenhaft wohnten (in Paris wol gegen anderthalbhunderttausend, in Lion 30,000 u. s. w.), der Zuschlag der Rheinlande in unserer Zeit, in der ein starkes Bewußtsein des Deutschtums rege ist, nicht nur die Französirung der Lothringer und Elsäßer in's Stocken bringen, sondern auch eine höchst bedenkliche deutsche Bewegung in Frankreich selbst zur Folge haben müsse. Der gemeine Franzose schrie wol nach dem Rhein, des Kaisers Absehen aber war auf Luxemburg und den französischen Theil Belgiens gerichtet, allenfalls noch auf denjenigen Zipfel an der Gränze, der von einer französischen Bevölkerung bewohnt, aus bloßen Kriegsrücksichten zu Preußen 1815 geschlagen, Kohlenlager enthält, allerhöchstens auf die Wiederherstellung der Gränzen von 1814, wobei das Landstück im Norden der Lauter noch zu Frankreich gekommen wäre. Soweit erstreckten sich seine Wünsche für den günstigsten Fall. Auch Staatsmänner wie Ollivier verwarfen „die Idee der natürlichen Gränzen", da die Rheinländer nicht französisch werden wollten. Ich meine nun allerdings nicht, daß solche Wünsche Napoleons zu erfüllen gewesen seien, wol aber daß er das Schwert nicht gezogen, um Eroberungen in Deutschland zu machen. Daß in Verhandlungen mehr gefordert wird, als man zu erlangen hofft, ist allbekannte Sache. Wie Napoleon dachte, lehrt übrigens auch sein vertraulicher Brief vom 12. August 1866 an de la Valette in Benedetti's Buch Seite 182.

klar, daß 1813 ein sehr schwieriges und mißliches Unterfangen kühn gewagt werden mußte, jetzt ein sicheres Kriegsspiel gezogen wurde. Die preußische Heereskraft war ja groß und stark genug. Die Volkserhebung von 1870 könnte daher beinahe wie ein Zerrbild von der unserer Väter in der Nothzeit von 1813 erscheinen, aber bei der Rede vom „heiligen“ Kriege ist's gleichwol geblieben.

Napoleon Buonaparte sagte: „vier feindliche Zeitungen thäten mehr Schaden als hunderttausend Mann im offenen Felde“.*) Was wir erlebten, beweist daß der Besitz einer Menge von Blättern ein Heer aufwiegt. Bald nach dem Friedensschlusse von 1866 gestand die Neue Preußische (oder Kreuz-) Zeitung: „der geistige Kampf zur Niederwerfung des Hauses Oesterreich geht dem mit dem Schwerte voran und die Erfolge der Gewalt reichen so weit, als die Vorbereitung des geistigen Kampfes gediehen ist; dies heißt, auf den letzten Krieg angewandt: die Erfolge des letzten Krieges haben deshalb an der ... Mainlinie stehen bleiben müssen, weil das Vorschreiten der modernen Ideen, welche Preußen vertritt, noch nicht weiter nach Süddeutschland und Oesterreich zu gediehen ist“. Da Preußen weit öfter Bekämpfer als Vorfechter der „modernen Ideen“ war, so ändere man getrost den Schlußsatz um in: weil die Zeitungspresse, die Preußen vertritt u. s. w., und man dürfte nicht weit ab vom Richtigen sein.

An schlagenden Beispielen habe ich dargelegt, welche ungeheure Macht die Tagespresse über die Gemüther ausübt. Vermochte sie doch eine die Dinge theilweise auf den Kopf stellende Einbildung herrschend zu machen, wobei noch zu bedenken ist, daß nicht einmal alle Blätter aus einem Horne bliesen, sondern um dies auszurichten schon die weit überwiegende Mehrzahl der Blätter und namentlich die größeren Zeitungen hinreichten, ohngeachtet immer noch eine Anzahl kleiner widerstreitender Blätter vorhanden war, welche die Dinge zeigten, wie sie wirklich waren. Allein diese wurden überschrieen und wirkten nur in engen Kreisen, jene führten das große Wort und redeten den Lesern ihre Einbildungen

*) Que quatre gazettes hostiles faisaient plus de mal, que cent mille hommes en plate campagne. Histoire secrète du directoire II. 277.

in den Kopf, brachten eine Trübung des Urtheils, Verduselung zu wege. Sollte jemand gegen diesen Ausspruch sich darauf steifen, es könne eine grundverkehrte Auffassung nicht so allgemeine Beistimmung finden, mein Wort müsse demnach falsch sein, vielmehr sei, was man jetzt glaube und ausschreie, wohl begründet, so sei ihm zweierlei entgegengehalten, erstlich, daß ja immer noch Blätter (also Schriftsteller), die jene landläufig gemachten Redensarten nach wie vor für Unsinn und Lüge halten, die Dinge ebenso ansehen, wie hier geschehen, und gegen den Stachel löcken, und wenn in Beziehung hierauf mit nicht geringem Anscheine geltend gemacht würde, daß auf diese Blätter nicht das mindeste Gewicht zu legen sei, weil sie nicht durchgegriffen haben, so wollen wir uns nicht mit dem Satze beruhigen, daß überhaupt der Erfolg keinen Beweis für die Wahrheit und Richtigkeit abgibt, sondern hervorheben, daß beinahe alle größeren Blätter des deutschen Reiches reichsfreundlich (um ein Stichwort zu gebrauchen) arbeiten, fast nur aus kleinen Blättern der Widerspruch tönt, unser Volk aber noch nicht dahin gereift ist, daß jeder seine Zeitung ihrer Parteistellung gemäß sich auswählt, vielmehr bis auf Ausnahmen zu derjenigen greift, welche an seinem Wohnorte die gangbare ist, möge diese immerhin seinen Ansichten nicht entsprechen. Nur politisch Eifrige, deren es nicht viele gibt, halten sich daneben ein Parteiblatt. Unser zweiter Einwurf richtet sich gegen den, der da meint, ein grober Wahn vermöge nicht lange sich aufrecht zu halten. Wer so spricht kennt die Vergangenheit nicht. Die Geschichte zeigt uns allerdings, daß Wahn nicht ewig währt, aber sie zeigt uns auch, daß die Menschen Jahrhunderte unter der Herrschaft handgreiflicher Vorurtheile gestanden haben, und zwar nicht zu ihrem Segen, sondern zu ihrem Unheil. Die Zeitungen selbst sind bald der Vergessenheit verfallen, jedoch die Wirkungen, welche sie während ihrer Herrschaft zu wege gebracht haben, dauern weiter bestimmend lange fort.

Eine keineswegs unwichtige Wahrnehmung machten wir also bei diesem Rückblick, nämlich die, daß die großen Zeitungen eine schwere Uebergewalt über die kleinen Blätter besitzen. Denn in den letzteren waren eine Menge Thatsachen an's Licht gezogen oder in ihrer wirklichen Beschaffenheit dargelegt

worden, über welche die großen Zeitungen entweder leichtfüßig hinwegschlüpften oder welche sie ganz verschwiegen oder völlig entstellten. In jenen kleineren waren oft in höchst schlagender Weise die Verdrehungen, Unterschiebungen und Trugschlüsse, von welchen die leitenden Aufsätze der großen Zeitungen wimmelten, blosgelegt, war vieles auf seinen richtigen Ausdruck zurückgeführt, jedoch der Erfolg entsprach keineswegs der Wucht ihrer Beweisführungen, sondern nur dem Verhältnisse ihres äußeren Auftretens und der Größe des Blattes. Immerhin mögen sie ihre Leser in deren schon vorhandenen Auffassungen gestärkt und befestigt haben, allein eine Wirkung im Großen vermochten sie nicht zu erzielen. Die Gewebe der Täuschung, welche die großen Zeitungen ausbreiteten, zerrissen sie nicht vor dem Volke, wenn sie auch noch so klar Trug als Trug erwiesen. Auch dies spricht wiederum dafür, daß die geistige Kraft in unserer Gegenwart durchaus nicht mehr dieselbe Macht ausübt, als in vorangegangenen Tagen. Im Ausland, namentlich in der Schweiz so gut wie in Amerika, wo man ja nur große Zeitungen des Nordbundes und Deutschen Reiches sich kommen ließ und keine Gelegenheit besaß, an viele in ihnen gegebene Darstellungen den Maßstab der Wirklichkeit zu legen, selbst in Oesterreich, nahm man alle die Vorstellungen, welche jene verbreiteten, in gutem Glauben auf. Die Anschauung deutscher Verhältnisse und Vorgänge gestaltete sich demnach im Inland wie im Ausland, soweit es sich da um Deutsche handelte, unter der Herrschaft der *großen* Zeitungen.

XII.

Als ob mein Absehen bei der Niederschrift vorstehender Bogen dahin gerichtet gewesen sei, ein erschöpfendes Buch über die gesammte Beschaffenheit des Zeitungswesens vorzulegen, haben mehrere Beurtheiler dies und jenes vermißt und Beiseitlassen wesentlicher Verhältnisse der Tagespresse gerügt. Sie wollten, daß ich alles für dieselbe Wesentliche behandelt hätte und es verdroß sie, daß ich nur einige Seiten besprochen hatte. Wünschenswerth und wichtig wäre ganz ohne Zweifel eine umfassende Darstellung.

Ein derartiges Werk möchte ich gern lesen, aber schreiben kann ich es nicht. Welche Vorarbeiten gibt es denn dazu? Da indeß jene Beurtheiler die Ehre mir erwiesen, mein Büchlein zu besprechen, so will ich wenigstens zur Bethätigung meines guten Willens insoweit ihrem Verlangen zu entsprechen suchen, daß ich einige äußere Verhältnisse der Tagespresse zur Kenntniß der ihr Fernstehenden an einigen Beispielen bringe. Wer im Zeitungstreiben steht, weiß schon alles, was ich sagen kann, und mehr und besser. Ein solcher überschlage diesen Abschnitt.

Betrachten wir nun näher den Umfang der deutschen Zeitschriftenpresse, über den oben, Seite 89 f. nur eine Andeutung, auf die hier verwiesen sei, gegeben wurde.

In dem Deutschland des alten Bundes, welches nun zerschlagen ist, waren 1866 durch die Post 1525 Zeitungen zu beziehen. Von diesen erschienen 30 mehr als einmal am Tage, 55 täglich einmal, 210 in der Woche sechsmal. Die Zahl der wöchentlich einmal herauskommenden betrug 435. Wie ist die Zahl seit diesen wenigen Jahren gestiegen! Neuerlich (Anfang 1874) erscheinen auch im deutschen Reiche in französischer Sprache 21 Blätter (darunter 2 in Berlin, je eines in Dresden und Frankfurt am Main) sowie 1 in Wien. In englischer 1 in Frankfurt am Main und 1 in Triest. In italienischer Sprache erschien im Reiche kein Blatt, wol aber im südlichen Saume Deutschösterreichs eine ganze Anzahl, in Triest 24, in Trient 5, in Görz 2, in Fiume, Pola je eines; in dänischer Sprache keines in Deutschösterreich aber 5 im deutschen Reiche! Zeitschriften in slawischer Sprache erschienen im deutschen Reiche 18 polnische, 6 wendische, außerdem 2 littauische, in Deutschösterreich 3 polnische (sämmtlich in Teschen), 94 tschechische, 24 slowenische. Eine griechische erschien in Triest, eine rumänische in Wien. Für das Jahr 1873 kündigte das berliner Post-Zeitungsamt auch 2 hebräisch verfaßte an, die im Verzeichniß für 1874 fehlen. Sonach würden 211 Zeitungen in andern Zungen in Deutschösterreich und dem deutschen Reiche herauskommen.

Die Gesammtzahl der deutschen Blätter in Cisleithanien betrug 1873: 448.

Die berliner Reichspost nahm zu Anfang des Jahres 1875

Bestellungen auf 4074 hochdeutsche und 92 niederdeutsche (nämlich 90 holländische und 2 vlämische) Blätter an. Letztere erschöpfen wol nicht die Gesammtzahl der in Belgien und den Niederlanden in deutscher Sprache herauskommenden Blätter.

In der Schweiz erschienen 1828 überhaupt 29 eigentliche Zeitungen; in 8 Kantonen bestand noch keine. Mit dem Jahre 1840 begann eine Wucherung von Blättern. Im Jahre 1870 kamen 227 heraus. Unter diesen befanden sich 44 größere, nämlich in der Woche mindestens 6 mal erscheinende, 29 Amtsblätter, 20 bloße Anzeigeblätter, 12 rein wissenschaftliche Zeitschriften, 33 theologische oder erbauliche, 41 für Volks-, Land- und Forstwirthschaft, Handel und Gewerbe, 12 Modezeitungen und 23 Unterhaltungsblätter, fünf Blätter für das Heerwesen und ebensoviele für die Schule. Im Jahre 1873 erschienen in der Schweiz in deutscher Sprache 266 Blätter.

In der neuen Welt sind die Vereinigten Staaten ein Hauptland der deutschen Presse geworden. Vor einem herodoteischen Menschenalter, 1840, belief sich die Zahl deutscher Blätter auf 40. Seitdem kam sie in rasches Wachsen. Das Verunglücken der deutschen Umwälzung von 1848 schleuderte viele mit Universitätsbildung ausgerüstete Deutsche über die große See und seit dieser Zeit kräftigte sich das Stammgefühl der dortigen Deutschen. Auf die Ausstellung, welche der Börsenverein der Buchhändler an der Ostermesse 1852 in Leipzig veranstaltete, schickte der neujorker Buchhändler Steiger 79 nordamerikanische Zeitungen, Anzeigeblätter u. s. w. Im Jahre 1872 erschienen in Neujork allein 65, in Pennsilvanien 63, in Oheio 37, in Illinois 29, in Missuri 28, in Wiskonsin 24, in Eiowä und Indiana je 15, in Neujersei 13, in Texas 9, in Kentucky 8, in Kalifornien 7, in Maryländ 6, in Minnesotä 5, in Luisiana, Mitschigän, Tennessi je 4, in Kolumbia 3 deutsche Blätter, in den übrigen Staaten je eines.*) Im Jahr 1873 ver-

*) Da abweichende Angaben umlaufen, folgte ich derjenigen, welche im „Pfadfinder, Monatsschrift zur Begutachtung deutscher Aus- und Einwanderung. Herausgegeben von Eduard Pelz", Gotha 1873 Heft VIII, S. 252 gegeben wurde. Seitdem erschien und ist hier benutzt E. Steiger's „The periodical literature of the United States of America. New York 1873."

zeichnete Steiger vierhundert und zweiundsechzig, wobei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß ihm trotz seines Sammeleifers doch noch einige entgingen. Der täglich herauskommenden gab es 67. In Kanada erschienen außerdem (1872) sechs deutsche Blätter.

Es ist in den Vereinigten Staaten dahin gekommen, daß deutsche Zeitungen ihren Lesern die englischen vollständig ersetzen und es gibt solche, welche über 5000 Abnehmer gewonnen haben. Die „New-Yorker Staatszeitung" soll es weiter gebracht haben, als irgend eine Zeitung im Stammlande; sie soll an den Wochentagen je 48,000 Abdrücke, ihr Sonntagsblatt in 56,000 Abdrücken vertreiben. Das Deutsche ist im Fortschreiten. Der Herausgeber der deutschen Zeitung in Saint Louis ist gegenwärtig ein Neger.

Unter jenen 462 Blättern sind einige zugleich in englischer Sprache abgefaßt, tragen wenigstens englischen Titel, und sind einige besonders verkäufliche Beilageblätter auch als selbstständig gezählt. Ihre Menge besteht aus eigentlichen Zeitungen, Anzeigern, Unterhaltungs- und sogenannten Volks-Blättern, nicht ganz 100 verfolgen andere besondere Zwecke. Die Einrichtung der Zeitungen folgt der englischen und ist wenig ansprechend für uns; übermäßige Größe, sehr schmale Spalten, Ankündigungen zwischen den eigentlichen Zeitungstheil geschoben. Nicht vertraut mit den deutschen Zuständen und blos nach unseren großen Zeitungen gläubig ihr Urtheil bildend, stellten die nordamerikanischen Herausgeber sich auf die Seite der bei uns siegreichen Partei und verhimmelten sie. So brachte z. B. der „Buffalo Volksfreund" (31. Mai 1871) eine von einem gewissen Hodskins in Neujork gehaltene Rede, in welcher dieser ausrief, die Welt wisse, was Deutschland groß gemacht hat, „die Vollendung seiner Regierungsadministration"; seine Größe sei gegründet „auf die Idee der Uebertragung der Sittenreinheit des bürgerlichen Lebens in das öffentliche".

Von den eingeschränkte Ziele verfolgenden Blättern Nordamerikas ist eines für Bücheranzeigen bestimmt, 2 beschäftigen sich mit Theater und Musik, 2 mit Handel und Versicherungswesen, 2 mit den Gewerben im allgemeinen, 3 sind für Bierbrauer, 1 für Schuhmacher, 1 für Wein, 3 für Ackerbau bestimmt. Dann gibt es 2 Arbeiterblätter, 1 für Turner, 1 für Schützen; für die

Schule und für die Jugend sind ohne bestimmte religiöse Färbung 9 Blätter vorhanden, den Freidenkern gehören 2, den Juden 4. Die christlichen Kirchen besitzen 61, von denen viele zugleich auf die Jugend berechnet sind. In diesen Ziffern liegt ein sprechendes Zeugniß über den niedern Bildungsgrad der Deutschen Nordamerikas. Wie könnten wir uns wundern, daß in den Vereinigten Staaten keine streng wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache besteht, sobald wir uns erinnern, daß aus der Mitte der unteren Schichten Deutschlands die Auswanderer hervorgingen, nur vereinzelt einmal ein Mann von hoher Bildung über's Meer mit der Absicht zog, die neue Welt zu seiner neuen Heimath zu machen. Zur Kennzeichnung der theologischen Blätter dient vielleicht folgende ergötzliche Angabe des „Evangelischen Apologeten" (Neu Orleans, 29. April 1871): „Wie es zugeht, daß lutherische Prediger, so bald sie Editoren werden, alle Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit auf einmal verlieren, scheint noch im Unklaren. Wir möchten den lutherischen Editor sehen, der von seinen brüderlichen Kollegen nicht schon Heuchler, Verleumder und Lügner genannt worden ist."

Wie verhält sich die deutsche periodische Presse der Vereinigten Staaten zu deren gesammter periodischen Presse? So bedeutend sie ihrer Zahl nach scheint, so macht sie noch nicht einmal den 17ten Theil derselben aus. Denn Steiger verzeichnete 8110 Nummern. —

Das schwere Aufkommen deutscher Zeitungen unter Völkern anderer Sprache ist um so erklärlicher, da die auftauchenden nur ausnahmsweise solchen Umfanges waren, um ihrer Leser Bedürfniß nach Neuigkeiten allseitig zu befriedigen, vielmehr ihre Abnehmer sich immer noch in der Nothwendigkeit befanden, daneben ein Blatt in der Landessprache zu halten. Nur im Machtbereiche Oesterreichs und in Kurland, Livland und Estland, vielleicht auch in Petersburg liegt der Fall anders. In Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, Slawonien erscheinen noch, nachdem seit Ende 1859 die deutsche Presse rückwärts gegangen ist, 78 (oder 82?) deutsche Blätter (in Pest 13, in Preßburg 4, in Kroatien und Slawonien 4). In Rußland erscheinen gegenwärtig 33 und zwei gleichzeitig in der deutschen und in einer andern Sprache.

Von diesen 35 Blättern sind 14 Zeitungen (1 in Moskau, 4 in Petersburg, 9 in Riga, Dorpat, Reval). Wiederholte Versuche, auch in Warschau eine deutsche Zeitung zu halten, scheiterten, ungeachtet großer Opfer. Den letzten machte der Hauslehrer Petzet; sein Blatt ging 1863 ein, als er unter die Leiter der Schlesischen Zeitung nach Breslau berufen wurde. In Petersburg und in Odessa kommt ein theologisches Blatt heraus, in Petersburg auch ein medizinisches. Die Blätter der baltischen Provinzen müssen sich unter dem harten Drucke einer willkürlich gehandhabten Censur bewegen. Durfte doch selbst die Petersburger Zeitung, weil sie Anfälle der deutsch-feindlichen Partei zurückgeschlagen hatte, ein halbes Jahr nicht erscheinen.

Vereinzelte Ansiedlungen im Auslande tragen mühsam ein deutsches Blatt. Paris ist von vielleicht anderthalbhunderttausend oder mehr noch deutsch Redenden bewohnt, gleichwol gingen hier (wie in London) auftauchende deutsche Zeitungen bald wieder ein. Sie vermochten im Inhalt nicht zu wetteifern mit den englischen und französischen. Im Jahre 1868 bestand in Paris ein deutsches Blatt, ob jetzt noch weiß ich nicht. In London gab es 2, in Belgien 2 hochdeutsche (das eine in Brüssel, das andere in Aubet, „die fliegende Taube"), in Luxemburg 5, in Christiania 1, in Italien 2, in Bukarest 2. In Konstantinopel verunglückten mehrere Versuche. Daselbst erbot sich im April 1873 der Phare du Bosphore zur Hälfte in deutscher Sprache zu erscheinen, falls sich eine größere Anzahl von Abnehmern fände, aber es meldeten sich nur — zwei Deutsche.

In Tsina wurde zu Hongkong die Herausgabe eines „Omnibus, Blätter für Ernst und Scherz" unternommen, allein die Theilnahme war äußerst gering. Ob die Fortführung gelang, ist mir unbekannt.

In Afrika erschien eine deutsche Zeitung in der Kapstadt.

In Südamerika haben sich 8 deutsche Blätter behauptet: 2 in Argentinien (Buenos Aires), 5 in Brasilien (in San Leopolde 2, in Porte Alegre und zwar seit 1861, in Rio de Janeiro, wohin ein Blatt aus Petropolis verlegt wurde, und in Joinville); früher gab es auch Blätter in Donja Franziska und in Blumenau (Santa Katharina). Im J. 1860 kam in Peru, zu Lima, ein deutsches

Blatt heraus; ob es annoch besteht, weiß ich nicht. In Tschile erscheint ein solches in Valparaiso.

In Australien erschienen 1868: 5 deutsche Zeitungen (3 in Melburn, je eine in Adelaide und Sidney), in Neuseeland eine zu Auckland.

Ungefähr anderthalbhundert Blätter gibt es demnach — soweit meine Kunde reicht — außerhalb des deutschen Reiches, Deutschösterreichs, der Schweiz und Nordamerikas. Die früher gemachte Veranschlagung der deutschen Blätter auf nahezu **fünftausend** oder darüber (weil viele rein örtliche Blätter unverzeichnet gelassen sind) ist mithin gerechtfertigt.

Bedenke man, welchen Kraftaufwand, welche Bereitwilligkeit das Dargebotene entgegenzunehmen und welche große tägliche Einwirkung dies bedeutet! Erwägt man den Umfang, den eine Zeitung oder Zeitschrift im Jahreslaufe hat, so mag man getrost behaupten, daß der Masse dessen nach, was gedruckt wird, die periodische Presse den jährlich herauskommenden Büchern voransteht. Hinsichtlich des Inhalts keineswegs, jedoch allseitige Prüfung muß auch das Verhälniß der Masse des Gelieferten in Betracht ziehen. Es kommt hinzu, daß Bücher mehr gekauft als gelesen werden. Sie werden den Büchersammlungen einverleibt. Hingegen die Zeitungen werden sogleich gelesen und sogleich von mehr als einem. Allerdings bewahrt man höchstens werthvolle Zeitschriften auf, aber zum Ersatze der zerrissenen und weggeworfenen erscheinen am nächsten Tage schon neue und dann abermals neue, und sie greifen ununterbrochen in das Handeln der Menschen ein.

Wer ist im Stande, in diesem Wuste sich zurechtzufinden? Wer könnte sich vermessen, eine Ueberschau zu besitzen, die richtige Würdigung zu treffen?

Um zuvörderst eine Vorstellung von der Größe eines Zeitungsbetriebes zu gewähren, sollen die äußeren Verhältnisse der „Neuen freien Presse“ in Wien, welche seit dem 1. September 1865 erscheint, vor Augen geführt werden. Ihre Herausgeber haben bei Gelegenheit der großen Ausstellung in Wien im Jahre 1873 eine offene Auskunft über ihr Geschäft in höchst dankenswerther Weise gegeben und ich bin glücklicherweise in Stand gesetzt, mehrere Ergänzungen und weitere Ausführungen hinzuzufügen.

ganze Reihe, welche die gleichen Buchstaben enthält, um eines Buchstabens Breite vorgeschoben wird, durch eine Lucke, gleitet in eine Rinne und sämmtliche Rinnen-Ausgänge lassen ihre Buchstaben oder ihr Zeichen in den [oberhalb der Klaviatur befindlichen Winkelhaken fallen. Ist eine Zeile fertig, so schließt sie der Setzer mittelst eines Drückers und nimmt sie heraus. Die Ablegemaschine beruht darauf, daß der nicht mehr zu brauchende Satz verkehrt über eine Fläche mit Einschnitten geführt wird, welche den verschiedenen Erhöhungen der Lettern entsprechen. Wo der Einschnitt zur Buchstabengestalt paßt, sinkt die Letter und fällt in das für diesen Buchstaben bestimmte Behältniß. Da die Maschinen keine Fehler machen, erfordert die Korrektur weniger Mühe und Zeit.*) Der Satz eines Blattes betrug (allerdings die Ausstellungszeitung von 1873 miteinbegriffen) ungefähr 7440 Zeilen und erforderte 24 Zentner Lettern. Er wird, damit in der Spanne Zeit, die für das Drucken übrig bleibt, die erforderliche Zahl Abzüge genommen werden kann, stereotypirt.

Tageszeitungen mit sehr großer Auflage befanden sich, weil das Drucken zu lange aufhält, in der Nothwendigkeit, ihren Inhalt mehrmals setzen zu lassen, um gleichzeitig von dem wiederholten Satze die Abzüge zu nehmen. Weit billiger kommen Stereotypplatten zu stehen, zumal dabei die Lettern nicht so schnell durch die Presse abgestumpft werden und nicht so oft erneuert zu werden brauchen; überdies entging man mit ihnen der Verlegenheit, die durch das Auseinanderfallen einer Form mit Typensatz doch manchmal, wenn auch selten, entstand. Allein bis vor nicht langer Zeit eignete sich das Stereotypiren nicht für Zeitungen. So lange nämlich der Abklatsch des Satzes mittelst eines Gypsabgusses ge-

*) Das „Tageblatt" in Wien führte dieselbe Setzmaschine ein. Ihr gegenwärtiger Preis ist 300 Pfund Sterling; ihr eigentlicher Herstellungswerth soll nur ungefähr den sechsten Theil davon betragen. Die Times bedient sich schon einige Zeit einer in Belgien erfundenen Setzmaschine, die nach Aussage eines Zuschauers eine ganz außerordentliche Leistungsfähigkeit besitzt, aber schwierig zu handhaben ist. In Neujork soll schon seit geraumer Zeit eine Setzmaschine in einem Geschäfte gebraucht, aber geheim gehalten werden. 1873 tauchte eine neue daselbst auf, welche 5 Arbeiter ersetzte und leicht von jedem gehandhabt werden konnte.

wonnen wurde, gehörten zur Anfertigung 24 Stunden; die Zeitung wäre also einen Tag zu spät erschienen. In England ersetzte man deshalb den Gyps durch feuchtes Papier. Die Besitzer der neuen freien Presse ergriffen dies neue Verfahren und rühmen sich, dasselbe vervollkommnet zu haben. Die jetzt verwendeten Druckmaschinen erfordern halbrunde (cylindrische) Stereotypplatten. Der Hergang ist folgender. 6—8 Bogen Papier werden durch einen eigens dazu bereiteten Kleister (Paste) zu einer Masse verbunden, hernach angefeuchtet und geschmeidig gemacht, dann auf den in einem eisernen Rahmen eingeschlossenen Satz gelegt; hierauf wird jene Papierlage erst durch starkes Schlagen mit Roßhaarbürsten in die Zwischenräume der Schrift getrieben, sodann unter eine Presse gebracht und endlich noch mit dem Satze auf eine Vorrichtung zum Trocknen gelegt. Nach 5 Minuten kann die dadurch verhärtete Papiermasse abgehoben und als Gußform verwendet werden. Sie wird in eine eiserne, je nach Erforderniß grade oder gebogene Gußflasche gelegt, letztere geschlossen und durch ihr Mundloch eine flüssige Mischung von Blei, Zinn, Regulus u. a. gegossen. Nach ein paar Minuten ist das Metall soweit erkaltet, daß es herausgenommen werden kann, der Anguß wird abgesägt, der Rücken gehobelt — binnen 20 Minuten ist alles gethan und die Stereotypform fertig. Das Einathmen der Bleidünste dabei schadet leider der Gesundheit und die dabei beschäftigten Arbeiter werden deshalb besser bezahlt.

Es geht sogleich an's Drucken. Während die größten deutschen Zeitungen sich mit vierfachen Schnellpressen behelfen, welche in der Stunde 5000 Bogen bedrucken, kauften die Besitzer der Neuen freien Presse 1869 zwei Druckmaschinen von H. Marinoni in Paris, welche auf Cylinderdruck beruhen. Gekauft wurden zwei, die eine um zu gehen, die andere für unvorhergesehene Fälle zum Ersatz. Getrieben durch eine liegende Dampfmaschine von 12 Pferdekraft, die zu ihrer Speisung täglich 200 Eimer Wasser und jährlich 5000 Zentner Steinkohle, Kux u. s. w. bedarf, leistete sie in der Stunde bequem die Bedruckung von 8000 Doppelbogen auf beiden Seiten. Nun ließ sich die Auflage in 3 bis 4 Stunden besorgen und Zeit wurde für die Herausgeber gewonnen, die den Schluß des Blattes (d. h. des zuliefernden Manuskriptes) um mehrere Stunden hinausschieben

durften. Aber nun vermochten die zum Falzen der gedruckten Bogen angestellten Knaben dem Drucke nicht nachzukommen. Die Herausgeber sannen deshalb darauf, Maschinen mit einander zu verbinden, kauften 1872 in Amerika 2 Falzmaschinen und sendeten in demselben Jahre den technischen Vorsteher Reißer mit dem Ingenieur Becker nach England und Frankreich aus, um Erfahrungen in den größten Zeitungsanstalten zu sammeln. Beide ersannen weitere Verbesserungen und nach dem „System Reißer-Becker" wurden 1873 die Maschinen verändert, mehrere in Zusammenhang gebracht und damit die Leistungsfähigkeit auf 10 bis 12,000 Großfoliobogen in der Stunde erhöht. Gleichzeitig befinden sich selbstverständlich mehrere Stereotypplatten in der Maschine. In Zeit von 3 Minuten sieht man nun eine Rolle endlosen Papiers als gefalzten, gezählten und gestämpelten Zeitungsbogen herabfallen.

Mit der Druckmaschine sind Vorrichtungen zum Auflegen des „endlosen" Papiers verbunden, welches in Walzen von 6 Zentnern Gewicht, in einer Länge von mehr als einer halben Meile um ein dünnes schmiedeeisernes Rohr gewunden, herangebracht wird. Ein Aufzug hebt die Papierrolle in das Walzenlager der Maschine. Diese rollt das Papier auf, zieht es über eine Glättwalze zur Feuchtwalze, die es anfeuchtet. Letztere ist aus Filzscheiben zusammengesetzt, die über ein Wasserbehälter streichen, Wasser aufnehmend. Dann hält die Maschine den Papierstreif einen Augenblick an; ein gezahntes Messer durchschneidet ihn. Weiter geht es im Nu über den Druckcylinder. An jeder Seite stehen zwei Falzmaschinen. Die Maschinerie rollt das Papier auf, feuchtet an, schneidet, druckt, falzt, wirft ab, zählt es, schichtet es in Körben auf, kurz, verrichtet alles.

Einen Bestandtheil der Druckerei bildet noch die Walzengießerei für die Maschinen. Die erwähnte Dampfmaschine steht durch eine Röhre mit den Maschinen der Stereotypie in Verbindung und heizt auch im Winter die in 3 Stockwerken befindlichen Arbeitssäle. Aus dem Kesselhaus führt eine Eisenbahn in das Kohlenmagazin, ein hydraulischer Aufzug schafft aus der Setzerei das Gesetzte in den Stereotypirungsraum und weiter, zuletzt das Gedruckte in den Raum, wo die Versendung eingeleitet wird. Alles ist auf das vorzüglichste eingerichtet.

Die „Administration“ hat einen besonderen Leiter (H. Werthner) und zerfällt in zwei Abtheilungen. Die eine beschäftigt sich mit den eintreffenden Ankündigungen. Sie hat für Wien in der innern Stadt (No. 20 der Wollzeile, der Straße der Ausgabe der meisten wiener Zeitungen) eine Annahmestelle und steht in Verbindungen mit einer großen Anzahl von Geschäften zur Beförderung von Anzeigen in den Hauptplätzen, in Paris z. B. mit Havas-Lafitte-Büllier. Dieselben Geschäfte nehmen auch Bestellungen auf die Zeitung an. Nur der Vollständigkeit wegen erinnern wir daran, daß in Wien Austräger im Dienste des Geschäftes stehen und außerdem in den Läden „concessionirter Zeitungsverschleißer“ die Ausgabe vor sich geht, daß in andern Städten nicht nur durch Buchhändler, sondern auch durch Buchbinder, auf den Bahnhöfen und in Kiosken öffentlicher Plätze die Neue freie Presse zu erlangen ist. Die Eigentümer dieser Zeitung haben es vortheilhafter gefunden, blos für das Ausland der Post sich unmittelbar zu bedienen gleich andern Zeitungsbesitzern, hingegen für das Inland sie nur mittelbar in Anspruch zu nehmen und einen Theil der sonst von dieser geübten Thätigkeit durch ein eigenes Abfertigungsgeschäft besorgen zu lassen. Für dasselbe arbeiten 50 Angestellte. Im Saale des „Postkartirungsbüreaus“ befindet sich ein großes Gestell, welches in Fächer mit verschiebbaren Laden eingetheilt ist und überall den Vermerk trägt, in welchen Ort und in welcher Anzahl von Abdrücken die Zeitung zu versenden ist. Die Anordnung ist nach den verschiedenen Richtungen der Eisenbahnen und Posten getroffen. Auf Grund der Abnehmerlisten sind Papierschleifen mit der Zuschrift gedruckt, die hier mit der erforderlichen Ein-Kreuzer-Postmarke versehen und in die entsprechenden Fächer gelegt werden, worauf sie in den gegenüberstehenden Laden der andern Gestellseite hinübergeschoben werden, welcher die gleichen Fachaufschriften zeigt. An dieser Stelle findet eine ziffermäßige Vergleichung statt. Während dessen sind aus der Druckerei Abzüge in die „Expedition“ gelangt. Dreißig bis vierzig Mann, deren jeder sein bestimmtes Geschäft verrichtet, legen in ihr die verschiedenen Bogen und Beilagen eines Blattes zusammen, falzen noch einmal, schließen die Blätter nach den inzwischen empfangenen Läden mit den Schleifen in diese ein, und

formiren aus sämmtlichen nach demselben Orte bestimmten ein Packet, worauf der Expeditor noch einmal die Richtigkeit prüft. Mit solcher Genauigkeit wird zu Werke gegangen, daß Beschwerden über Ausbleiben der Zeitung äußerst selten vorgekommen sind, obwol sehr rasch alles geschehen muß, weil gewöhnlich das Morgenblatt erst 2 Uhr Nachts unter die Presse gelangt und um 4 Uhr bereits die Ausgabe beginnt. Kariolwagen stehen in dieser Stunde schon bereit, um die in Körbe gelegten Packete zu empfangen und nach den verschiedenen Bahnhöfen zu fahren. Was in's Ausland geht, erfordert diese ganze Vorsorge nicht; sie fällt der Post selbst zu.

Das Tagewerk ist vollbracht, aber die Arbeit stockt nicht. Schon hält die Leiter das nächste Blatt in Athem! Nur genaue Gliederung der Geschäfte eines Jeden und strenge Ordnung machen das Ausführen zur rechten Zeit möglich.

Den Schlußpunkt bildet die kaufmännische Abtheilung der Verwaltung. Die Buchhaltung unterzieht alle Zweige der Unternehmung der einheitlichen Beaufsichtigung und entwirft allmonatlich Rechnungsübersichten. Sie stellt täglich die Auflage fest und berechnet alles Erforderliche. Anschaffungen, Anstellungen werden von ihr besorgt.

Eine besondere „Materialverwaltung“ beschäftigt sich mit Uebernahme, Vertheilung und Verrechnung der verschiedenen Stoffe, welche für die Kanzlei und die äußere Herstellung nöthig sind. Das „Abonnementsbüreau“ verbucht die Aufträge und von der „Kasse“ werden die Zahlungen geleistet.

Die Zahl sämmtlicher an der „Neuen freien Presse“ Betheiligten beläuft sich auf mehr als ein halbes Tausend Menschen.

Diese Zeitung fand gleich bei ihrem ersten Erscheinen 4000 Abnehmer. So groß war der Ruf und das Geschick ihrer Herausgeber! Und rasch stieg sie, so daß schon nach acht und einem halben Jahre bei Eröffnung der „Weltausstellung“ in Wien ihre Auflage 35000 Abzüge betrug. Bei diesem Anlaß ließ sie noch eine „Internationale Ausstellungs-Zeitung“ vor den Besuchern der Ausstellung in einem eigenen Gebäude schreiben, setzen und drucken, wofür sie drittehalbmalhunderttausend Gulden auswarf.

Bei diesem Stande des Absatzes zahlte sie das Jahr an den Staat ungefähr 241500 Gulden an Steuern und außerdem 10500 Gulden Briefporto. Erwägt man, daß die Bezahlung der geistigen Arbeit ungefähr diesen beiden Posten zusammen gleicht, so ersieht man, wie hoch die Abgabe ist. Die Druckkosten betrugen 120500, Druckpapier (21600 Zentner) eine halbe Million Gulden, dazu kommt außerdem die Zahlung für 225 Ries Schreib- und 800 Ries Packpapier, 25000 Briefkuwerte, 1000 Federhalter, 12000 Stahlfedern, 2000 Blau-, Roth- und Bleistifte und vieles andere. Die Beleuchtung mit 200 Flammen und die Beheizung kosten zusammen 7500 Gulden, Stallkosten 10000, so daß ohne die nicht mit in Anschlag gebrachte Miethe ein Jahresbetrag von 1,205,000 Gulden aufzubringen ist, wonach der Herstellungsaufwand eines Jahrganges über 34 Gulden (die „Neue freie Presse" selbst gibt nur 30 Gulden an) für ein Blatt ausmachte, während der Abnehmer in Wien bis Ende 1873 nur 18 Gulden dafür zahlte — ein schreiendes Mißverhältniß, desgleichen bei keinem anderen Geschäfte vorkommt. Wir werden später wahrnehmen wie es ausgeglichen wird.

Die „Neue freie Presse" hat auch einen anziehenden Aufschluß über die Vertheilung ihres Absatzes gegeben, welcher ihr möglich ist, weil sie die Versendung selbst in Händen hat.

Der zehnte Theil von der Auflage der „Neuen freien Presse" geht außerhalb der österreichischen Gränze; von den übrigen 9 Zehnteln verbraucht fast die Hälfte Wien und seine Umgebung In Kärnthen, Krain und Siebenbürgen ist ihr österreichischer Absatz am schwächsten. Die Verhältnisse desselben waren im Ausstellungsgebäude in Gestalt einer von H. Zeiß gearbeiteten Karte zur Anschauung gebracht und dabei auf lehrreiche Weise die Sprachgränzen durch Farben kenntlich gemacht. Aber es konnte blos von der Verbreitung in Oesterreich ein Bild gegeben werden, weil die Postämter des deutschen Reiches keine Auskunft über die Bestimmungsorte des durch sie vermittelten Absatzes gewährten. Von 46 Prozenten der Abnehmer vermochte die Neue freie Presse den Stand anzugeben. Es fielen auf Gastwirthe und Gesellschaften 6%, auf Landwirthe, Handwerker und Kaufleute 17%, auf Beamte und Rechtsgelehrte 12½%, auf Soldaten 5⅘%,

auf Ingenieure 2%, auf Aerzte $1^3/_5$%, auf Lehrer 1%, auf Geistliche $^2/_5$%.

Sollte es einer Bemerkung bedürfen über die Großartigkeit eines solchen Betriebes? Sicherlich hat er mehr Schwierigkeiten zu überwinden, als die meisten großen Geschäfte.

Wesentliches Erforderniß für ein Zeitungsunternehmen ist gegenwärtig der Besitz einer eigenen Druckerei. Eine solche liefert billiger als eine fremde, aber die Hauptsache ist, daß einer Zeitung Druckgeschäft gänzlich von dem Herausgeber abhängen muß, nicht vom guten Willen eines Dritten. Denn an der Regelmäßigkeit des Erscheinens ist alles gelegen. Wie glatt alles ablaufe, hin und wieder kommt es doch auch vor, daß z. B. überraschende Nachrichten noch in der letzten Stunde anlangen und ihretwegen der Herausgeber in den gewohnten Gang eingreifen und verändernde Anordnungen treffen muß, ohne erst eine Erlaubniß dazu einholen zu können. Wie sollen solche Störungen berechnet, dem Druckherrn vergütet werden? Da könnten tausend Verdrießlichkeiten entstehen. Gleichwol bestehen viele Zeitungen, sogar in Berlin, die mit einer unabhängigen, noch dazu entfernt gelegenen Druckerei arbeiten. Es gibt Herausgeber, die es sich dann gefallen lassen müssen, daß die Setzer nach 7 Uhr Abends nichts mehr für das nächste Morgenblatt annehmen! Wenn die Setzer auch geneigt wären, länger für die Zeitung bereit zu sein, so würde es ihnen doch der Verband der Setzer, zu dem sie gehören, nicht erlauben.

Die Herausgeber der „Neuen freien Presse“ haben freiwillig öffentliche Auskunft ertheilt, allein keinem Zeitungsbesitzer kann man zumuthen, sein Hauptbuch vor der Welt aufzuschlagen. Wir würden also auf muthmaßliche Abschätzungen des Zeitungshaushaltes beschränkt sein, wenn es nicht im Staatseigentum befindliche Zeitungen gebe, von denen die Regierungen Rechenschaft abzulegen hätten. Um die Verhältnisse einer mittleren Zeitung darzustellen, greifen wir daher zu den über die alte, noch im dreißigjährigen Kriege begründete,*) „Königliche Leipziger Zeitung“ gemachten Angaben. Der Jahrespreis derselben ist 8 Thaler.

*) C. D. von Witzleben, Geschichte der Leipziger Zeitung. Leipzig 1860.

Davon gehen für Vertrieb von der Reichspost 20% ab, denn soviel zieht diese für ihre Beförderung an die Abnehmer. Den Preis des „für den redaktionellen Theil verwendeten Papieres schätzt der Herausgeber auf 2—3 Thaler; somit verbleiben nur 4 Thaler für den Aufwand zur Beschaffung des Inhalts, für Satz, Druck und Nebenkosten. Diese Zeitung verkaufte 1859 täglich 6406 Abdrücke und ihr Absatz war im Steigen, bis die Wirkung des Jahres 1866 ihn herabdrückte; 1869 stand er bei 5600, nachher hob er sich wieder etwas; 1868 wie 1873 betrug er in runder Summe 6000. Im Jahre 1868 gewährte diese Zeitung einen Ueberschuß von 19370 Thalern, auf 1873 wurde derselbe veranschlagt zu 16520 Thaler, wobei zu bemerken ist, daß diese Zeitung keine eigene Druckerei besitzt. Im Jahre 1871 kamen ein vom Verkauf an festen Abnehmern 32331⅔ Thaler, vom Verkauf einzelner Blätter (es war ein Kriegsjahr) 227½ Thlr., von eingerückten Anzeigen 57230 Thlr.; die Gesammt-Einnahme betrug 89789 Thlr. 7 Ngr. 7 Pfg. Die Ausgaben beliefen sich für Miethzins 1000 Thlr., für Unterhaltungskosten und „insgemein" (d. h. besondere kleine Posten) 1596, für Gehalte, Bewilligungen an die Beamten, Beiträge zu ihren Lebensversicherungen 12910, für Zeitungen und Hülfsmittel, Porto und Vertriebsbedürfnisse 1450, für Berichte und Telegramme 11775, für Satz, Druck und Korrektur 19945, für Papier 22730, ungerechnet den Beitrag zu den Herstellungskosten der Zeitschrift des statistischen Amtes, zusammen 69411, Gewinn 20378 Thlr. Dieser hat Aussicht zu steigen, weil die Neigung anzuzeigen immer größer wird; zwei Jahre später brachten die Anzeigen schon 66000 Thlr. ein.

Fragen wir, wie das Verhältniß des Aufwandes geistiger Arbeit, also des *Inhalts*, zu den Kosten seiner *Vervielfältigung* war, so wurden im Jahre 1868 an die 3 Herausgeber 5790 Thaler und für Berichte nnd Telegramme ungefähr 10000 Thaler gezahlt, für Satz und Druck 24000 (1873: 27170), für Papier noch mehr (1873: 25000 Thlr.) Ein Verständiger sollte nun wol meinen, daß das richtige Verhältniß erst dann getroffen sein würde, wenn auf die Beschaffung des *Inhalts* mindestens ebensoviel verwendet worden wäre, als auf dessen *Vervielfältigung*, daß der große Ueberschuß hierzu in den Stand setzte und

daß es bei einer Staatszeitung nicht darauf ankomme, ein recht einträgliches Geschäft zu machen, sondern ganz vorzügliche geistige Nahrung der Bevölkerung darzureichen und dergestalt mit der Güte des Blattes, mit der von niemand anzuzweifelnden Ausgezeichnetheit des Inhalts der Ausbreitung mittelmäßiger Blätter den Weg zu verlegen. Mit nichten. Leben wir doch in einem Reaktionszeitalter, in welchem derartige Auffassungen vielleicht im Munde geführt, schwerlich bethätigt werden. Denn was geschah im Gegentheile? Ein Landbote von Leipzig, ein maßgebendes Mitglied, auch Vorsteher der Stadtverordneten dieser ihrer Einsicht sich stolz rühmenden Stadt, Herr Näser, gelernter Buchbinder, nunmehriger Bankdirektor, einer von den geltenden Wortführern zweiten Ranges in der Gegenwart, nahm in den ständischen Verhandlungen Anstoß an dem Aufwand für die geistige Arbeit und forderte den Verbrauch für die 3 Herausgeber in der Folge zu erniedrigen. Ein Volk, in welchem solche Auffassungen Raum erlangen, befindet sich sicher im Rückgange, worauf auch sonst noch Manches hindeutet, insbesondere jenes widrige Eigenlob, welches seit einigen Jahren aus den Aeußerungen der deutschen Zeitungen und der öffentlichen Sprecher fast überall uns entgegen tönt. Es berauscht und schwächt den Entschluß, sich anzustrengen.

Das bereits hervorgehobene Umsichgreifen kleiner Orts- und Anzeigeblätter, welche an die Stelle von Zeitungen treten, ist ferner eine beachtenswerthe Erscheinung unserer Tage. Sie erklärt sich hinlänglich daraus, daß der Sinn für die allgemeinen Angelegenheiten noch recht schwach und von wenigen Mittheilungen, die das Nothdürftigste gewähren, schon befriedigt ist, während die Neuigkeiten des eigenen Städtchens lebhafter berühren und besseren Stoff zu Gesprächen geben. Die meisten Menschen leben ja in äußerst engen Kreisen. Die Ehehälfte kann diese Blätter ebenfalls mit Behagen lesen. Sie wirken auf die weibliche Welt ein, deren Stimmung denn doch auch für das öffentliche Leben von Belang ist. Vermag ein solches Blatt nur einmal hinlänglichen Boden zu finden, was allerdings schwer hält, so hat es eine Gewinn verheißende Zukunft, denn seine Grundlage ist die bezahlte Anzeige und das Anzeigen nimmt immer mehr überhand. Der Aufwand für geistige Arbeit fällt nicht in's Gewicht. Nimmt

der Buchdrucker oder Buchhändler nicht selber die Herausgabe in die Hand, so findet er für geringe Bezahlung einen geeigneten Mann dazu. Allgemeine Staatsnachrichten kosten nichts; das Blatt lebt auf Unkosten der größeren Zeitungen, ohne diese schadlos zu halten von Nachdruck. Die allermeisten Aufsätze über Oertliches gehen ihm unentgeltlich zu; regelmäßige Berichte, welche bezahlt werden müssen, erhält es billig. Vor einigen Jahren zahlte z. B. ein Blatt dieser Art (ob noch jetzt, ist mir unbekannt) für die umständliche Besprechung einer Schauspiel- oder Musik-Aufführung einen Thaler. Wir haben aus den von der Neuen freien Presse gemachten Angaben wahrgenommen, daß das Geld, welches die Abnehmer zahlen, von den Papierkosten beinahe verschlungen wird und der Gewinn hauptsächlich vom Erlös der bezahlten Ankündigungen herrührt. Diese Blätter haben nun grade in den Anzeigen ihren Schwerpunkt, aber es muß ihnen doch an Zunahme der Abnehmer viel gelegen sein, weil die Ankündigungen vorzugsweise in viel gelesene Blätter gegeben werden, und weil unter tausend neuen Abnehmern voraussichtlich hundert sind, die hernach grade in dieses Blatt einrücken lassen.

Indem nun in größeren Städten solche Blätter sich zu kleinen Zeitungen umbildeten, mehrten sie ihren Absatz. Wer sie hielt, bekam beides: die Anzeigen und die Neuigkeiten des Tages und konnte sich, falls er nicht ein starkes politisches Bedürfniß hatte, die eigentliche Zeitung ersparen, wobei er auch noch dem Zeitverluste entging, den ihm das ewige Wiederkauen und das unerquickliche Behaupten und Widerlegen unbedeutender politischer Angaben verursachte. Nachrichten von Handel und Wandel, Vorschläge zu Verbesserungen in ihrer Stadt lesen ohnehin die Mehrsten viel lieber, als was in's Weite schweift.

Dieser Aufschwung der Ortsblätter, welche die größeren Zeitungen, von denen sie zehren, gleichzeitig auf dem Markte, zurückdrängen, ist ein Vorgang von einer gewissen Erheblichkeit. Er besagt, daß ein Theil des Einflusses der mit Umsicht geleiteten und mehr oder weniger gründlich unterrichtenden größeren Zeitungen an sie, für die das Politische Nebensache ist, übergeht.

Um auch hier die Verhältnisse an einem Beispiele klar zu legen, wählen wir Leipzig, wo die „Königliche Leipziger Zeitung"

wie wir wissen, 6000, die brockhausische „Deutsche allgemeine Zeitung“ einige tausend Abnehmer im Ganzen zählte. Das für die Ortsanzeigen bestimmte „Tageblatt“ dieser Stadt verkaufte Ende 1856: 3400, Ende 1863: 5200 Stück, gewann demnach in sieben Jahren 1800 neue Abnehmer. Von 1868 an, in welchem Jahre es den Absatz auf 7550 gebracht hatte, also beide Zeitungen weit überflügelte, stieg es reißend. Ende 1870 hatte es 8650 Abnehmer. Ende 1873: 11100, Mitte 1874: 11800. Von diesen vertrieb es über 7000 in der eigentlichen Stadt, und ungefähr 2000 in den anstoßenden Vororten und der nächsten Umgebung, 1700 durch die Post. In dem eigentlichen Bereiche seiner Wirksamkeit kam somit auf höchstens 15 Köpfe ein Abnehmer d. h. mehrere Leser, und sein auswärtiger Absatz war schon recht beträchtlich. Wie schnell die Zunahme ist, kann man daraus abnehmen, daß es Ostern 1875 schon auf 12850 gestiegen war.

Wenden wir uns zum Gesammtvertriebe der Zeitungen. Im Jahre 1873 hat die deutsche Reichspost (die sich auf Baiern und Würtemberg nicht mit erstreckt) 230 Millionen Zeitungsnummern befördert; in Berlin wurden ungefähr $55\frac{1}{2}$ Millionen aufgegeben. Sonach wäre beinahe ein Viertel aller im Reiche durch die Reichspost vermittelten Blätter berliner Ursprungs. Der Tag der stärksten Aufgabe ist der Sonnabend, an welchem jedesmal 215000 in Berlin ihr übergeben wurden. Im Jahre 1868 wurde noch die Gesammtsumme der Abnehmer aller berliner Zeitungen nur auf 187000 angegeben. Ein starkes Steigen ist folglich eingetreten. Baiern und Sachsen sind im deutschen Reiche diejenigen Länder, in denen verhältnißmäßig am meisten Blätter erscheinen. Am ausgedehntesten aber ist das Zeitungswesen in der Schweiz. Die eidgenössische Post, welche im Jahre 1851 die immerhin bedeutende Anzahl von $7\frac{1}{2}$ Millionen Nummern von schweizerischen Blättern übermittelt hatte, vertrieb im Jahre 1870 nicht weniger als $30\frac{7}{8}$ Millionen!

Die Verbreitungsverhältnisse der Zeitungen sind Geschäftsgeheimniß. Die meisten Zeitungsbesitzer kennen sie nicht einmal selbst genau, weil ihnen die Reichspost Auskunft, wohin und an wen die einzelnen Stücke gehen, versagt, obwol dies zu wissen für sie von großer Wichtigkeit wäre. Das Vorenthalten

der Versendungslisten seitens der Reichspost setzt sie außer Stand, Rücksichten zu nehmen, welche aus der Beschaffenheit ihres Abnehmerkreises hervorgehen. Sie müssen im Dunkeln tappen. Die Herausgeber können sich nicht einmalmit einzelnen Lesern ihres Blattes benehmen, außer wenn sie zufällig erfahren, daß dieser oder jener es hält. Sie wissen nicht einmal, in welchen Gegenden sie sich für seine Verbreitung anzustrengen haben.

Ueber die Bewegung des Zeitungswesens im Königreich Sachsen und Herzogtum Altenburg während des Jahres 1866 gab Theodor Petermann 1867 im dreizehnten Jahrgang der „Zeitschrift des k. sächsischen statistischen Büreaus", dessen schriftstellerischer Leiter er ist (jetzt muß ich schreiben: war), mit der diesem hervorragenden Statistiker eigenen Umsicht erwünschte Nachrichten. Ein Auszug seiner Abhandlung möge hier Platz finden. In Sachsen erschienen im Jahre 1855 im Ganzen 202, im Jahre 1866 aber 291 Blätter, also gegen die Hälfte (44 %) mehr, welche Steigerung hauptsächlich in Zunahme der Theologie, Naturwissenschaft und Heilkunde, Handel und Gewerbe, schöne Künste und Unterhaltendes behandelnden Zeitschriften lag; die politischen Blätter hatten in diesen 12 Jahren um nicht ganz 8 % sich vermehrt. Von diesen 291 im Jahre 1866 in Sachsen erschienenen Blättern kamen 127 (1873: 162) in Leipzig, 46 in Dresden, 118 im übrigen Lande, und zwar in der Westhälfte 73, in der Osthälfte 45 heraus. Von außersächsischen Blättern wurden 101 bis 105 in 12135—12836 Stücken nach Sachsen und Altenburg durch die Post befördert, außerdem viele durch Buchhändlergelegenheit. Das stärkstverbreitete Blatt war unter diesen der Kladderadatsch. Von der „Nationalzeitung" betrug der Postversandt am Anfang des Jahres 428, an seinem Schluß 482, der Postversandt der berliner „Volkszeitung" am Anfange 256, im letzten Vierteljahre 525; deren Richtung sagte folglich dem Geschmacke der Sachsen weit mehr zu als die stockpreußische Nationalzeitung. Die „Norddeutsche Allgemeine", die „berliner Gerichtszeitung", der „Preußische Staatsanzeiger" und die „Vossische" setzten zwischen 50 und 100 Stück ab. Ferner vertrieb die Post am Jahresanfange 24 hamburger Blätter in 350 Stücken, 22 frankfurter in 399, zweiunddreißig stuttgarter in 440, elf augsburger in 228, neunzehn münchener

in 221, dreiundvierzig wiener in 300 Stücken. Von diesen kamen auf das hermannsburger „Missionsblatt" 337 in allen 4 Vierteljahren, auf „Ueber Land und Meer" über 160 am Jahresanfange, welche Zahl sich im Jahreslaufe verdoppelte, auf die „Allgemeine Zeitung" in Augsburg anfangs 193, im dritten Vierteljahre 299, im vierten 232; auf die „Fliegenden Blätter" in München 129, auf die „Fliegenden Blätter des rauhen Hauses" in Hamburg mehr als 100, auf den frankfurter „Actionär" ungefähr 100, auf das „Frankfurter Journal" um 80, die wiener „Presse" am Jahresanfang 62, am Jahresende 90, auf die drei hamburger Blätter „Börsenhalle", „Reform" und „Nachrichten" je um 20. Von französischen Blättern wurden am Jahresanfang 60 in 234 Stück (Indépendance belge in 49, deren Absatz keiner Schwankung unterlag, die Revue de deux mondes in 14 Journal des Débats in 9—12, Illustration in 8—11), von den englischen 22 in 70 Stück (Galignani's Messenger in 13—16, Punch in 11—13, Illustrated London News sowie Times in 8—11) ausgegeben.

Die geringe Anzahl der abgesetzten französischen und englischen Blätter spricht dafür, daß sie nur an Lesevereine und Kaffeehäuser abgingen. Blätter in anderen fremden Sprachen finde ich auffälliger Weise gar nicht vermerkt. Der Absatz der einheimischen Zeitungen läßt sich nicht bestimmen, weil er größtentheils ein örtlicher war; genau kennen wir nur den der beiden Regierungszeitungen und an diesem können wir den Einfluß des Krieges erkennen. Die „Leipziger Zeitung" vertrieb im Januar 6489 Stück, Ende Juni 6789, dann sank sie wieder, stand im August 6389 (man darf nicht vergessen, daß die Preußen im Lande lagen) und erreichte im Dezember 6419 Absatz. Davon gingen durch die Post zuerst 5374, zuletzt 5204; der Ortsabsatz schwankte zwischen 1115 bis 1473. Die Wirkung der in deutschen öffentlichen Verhältnissen vorgegangenen Veränderung äußerte sich auch darin, daß in den folgenden Jahren ihr Abnehmerkreis sich verengerte. 1869 druckte sie nur 5600 Abzüge. Seitdem hat sie wieder etwas, jährlich ungefähr um 100 Abnehmer, zugenommen. Das „Dresdener Journal" begann im Jahre 1866 mit 2925, zählte Ende Juni 5350, im Juli 6000 und sank dann herunter bis zu 4025

im Dezember. Der Postversand betrug anfangs [illegible] [illegible] 1679, der Ortsabsatz schwankte zwischen 154[illegible] und [illegible]. Mit der steigenden Teuerung in den öffentlichen [illegible] [illegible] Abwendung von Zeitschriften zusammen. [illegible] [illegible] mischen und auswärtigen zusammen: 13 staats- und rechtswissenschaftliche, welche von [illegible] Stück auf [illegible] heruntergingen, [illegible] theologische mit 6139, die auf [illegible] mit [illegible] Nummern, 11 pädagogische mit 1230, die auf 10 mit 1057 Stück sanken, naturwissenschaftliche, die von 13 auf 12 Blätter und von [illegible] Nummern auf 87 wichen, landwirtschaftliche, die von [illegible] auf 48 Zeitschriften und von 2153 auf 2129 Stück zurückgingen, gewerbliche und kaufmännische, die von 135 in [illegible] Stück auf 135 mit 8266 erniedrigt wurden, Kunstblätter, die zwar von 14 auf 15 Zeitschriften sich erhöhten, aber in der Stückzahl von 657 auf 557 fielen. Eine Zunahme fand statt bei filologischen und bibliografischen, die zwar von 26 auf 25 Blätter eingeschränkt wurden, aber statt 782 im letzten Vierteljahr 799 absetzten, bei medizinischen und farmazeutischen, die von 24 auf 25 Blätter und von 398 auf 538 Stück stiegen. Zeitschriften „vermischten Inhalts“ gab es am Jahresanfang 115 mit 26772, im zweiten Vierteljahr 117 mit 26588, im dritten 102 mit 23488, im vierten zwar nur 101, die aber 27662 Stück zählten. Die Summe der nichtpolitischen Blätter trug aus am Jahresanfang 536 m 49255 Stück, am Jahresschluß 512 mit 48705 Nummern.

Der tiefste Stand war bei den meisten Zeitschriften im dritten Vierteljahr der Kriegszeit und zwar am auffallendsten bei den naturwissenschaftlichen. Nach den Friedensverhandlungen erfolgte wieder ein Steigen, man darf aber schließen, daß lange Andauer des Krieges eine Verheerung unter den Zeitschriften angerichtet haben würde. Im Ganzen verbreitete die Post von einheimischen und auswärtigen Blättern im ersten Vierteljahre 87495 Stück, im zweiten 89333, im dritten, der Kriegszeit, 82300, im vierten 87269, darunter waren Zeitungen im ersten 38240, im vierten 38564. — Der Ortsabsatz und der Vertrieb durch den Buchhandel würden, wenn sie berechnet werden könnten, diese nicht unansehnlichen Ziffern bedeutend steigern. —

Auf die Verbreitung unterhaltender und unterrichtender Zeitschriften kommen wir zurück. —

möglichst unbeschränktes Feld zur Entfaltung ihrer Talente bieten wollten." 1873 kamen noch 3 andere Schülerzeitungen heraus: zwei Wochenschriften, „Iris" in Rostock (vierteljährlicher Preis $^{1}/_{4}$ Thaler), Arnold Peres' „Zeitschrift für die deutschen Gymnasiasten und Realschüler" in Breslau (vierteljährlicher Preis $^{5}/_{12}$ Thaler), und in Wien monatlich von S. Fleischer „Der Studienfreund für die österreichischen Mittelschulen" (Jahrespreis $2^{2}/_{5}$ Gulden). In Leipzig erschien seit Michaeli 1874 wöchentlich ein deutscher Schülerfreund für 3 Thaler im Jahre. Das Zeitliche werden von diesen Blättern wol manche bald segnen.

Alles Mögliche wurde mit Zeitschriften zu unterstützen gesucht oder vielmehr an alles Mögliche heftete sich das Bestreben durch Eingehen auf seine Erfordernisse einen Erwerb zu machen. Von den drei Freimaurerzeitungen (von denen die eine in Pest erscheinende zugleich magyarisch geschrieben ist) und von den beiden Schachzeitungen mag dies weniger gelten, wahrscheinlich aber schon von den mehrsten der 20 stenografischen und sicherlich von den 16 Musik- und den noch viel zahlreicheren Theater-Zeitungen Berlin besitzt eine „Mädchenzeitung", Oldenburg den „Einjährigen-Freiwilligen" und in Berlin erscheint sogar seit dem 1. Januar 1874 eine „Unteroffizierszeitung", die ein Herr vom alten brandenburgischen Adel, ein Glasenapp, schreibt — ob nach dem Geschmacke der Unteroffiziere, wissen wir nicht. Die Geisterklopfer haben sich sogar eine Zeitung beigelegt, die sich „spiritisch-rationalistische Zeitung" benennt. Das Neueste ist der „Verlobungsfreund" in Dresden, welche dem Heirathstifter Mosse in Berlin den Rang abzulaufen droht, — wenn er nicht etwa von diesem ausgeht. Er wird vierteljährlich um $1^{1}/_{4}$ Mark geliefert und verheißt „Herren, welche ohne Vermittlung mit reichen Damen Bekanntschaft zu machen wünschen, Veranlassung." Mit Recht nennt er sich „ein einzig und allein in seiner Art dastehendes Fachblatt".

Die Anzahl der erscheinenden Blätter ist seit 1866 größer geworden und auch ihr Absatz hat sich beträchtlich gemehrt.

Ein sehr gutes Zeichen. Ob zwar die Nation noch lange nicht so selbstständig und vom eigenen Willen geleitet ist, wie man sich oft einbildet, drückt sich in der Zunahme der Leser min-

destens der Wunsch aus, zu erfahren was vorgeht oder geistig sich zu beschäftigen. In späterer Zeit wird es beim bloßen Wissensdrange nicht bleiben. In den Kriegsjahren 1866 und 1870, 71 brannte alle Welt auf neue Nachrichten, allein diese natürliche Neugier reicht ebensowenig wie die erhöhte Regsamkeit im Verschleiße zu der Erklärung des starken Steigens und des Absatzes vieler Blätter aus. Im Volke selbst muß jetzt mehr Neigung vorhanden sein, etwas zu lesen, mehr zu vernehmen als früher der Fall war. Dies ist höchst erfreulich, denn noch steht die Zahl der Deutschen, welche lesen gelernt haben, in argem Mißverhältniß zur Zahl derjenigen, welche als wirkliche Leser in Anschlag zu bringen sind und man hat mit einiger Uebertreibung gesagt, daß die Deutschen mehr schreiben als lesen.

Nur ein kleines Bruchtheil des Volkes nimmt selbstthätig an neuen Erscheinungen Antheil, die weitaus größte Masse kümmert sich weder um Schriftsteller noch um Schriften: was sie ergreifen soll, muß ihr nahe gebracht werden. Namentlich ist dies bei den Dorfbewohnern der Fall. In Städten wirkt schon das Auslegen am Schaufenster, besonders wenn der Preis der Schrift angemerkt und nicht hoch ist. Ein Buchhändler in Wien, in günstiger Geschäfts-Lage, setzte von Hübner's Statistischer Tafel in mehreren Wochen 6 Exemplare ab, nachdem er sie darauf in seinem Schaufenster ausgestellt hatte, in ein paar Tagen mehrere hundert. Mit allerhand Waaren in seinem Kasten zieht der Trödler in den Dörfern umher, legt seinen Kram aus und verkauft so Bänder, Metallschmuck und allerlei, was er nicht losgeworden wäre, wenn er hätte warten wollen bis Leute zu ihm gekommen wären, die es suchten. Auch der Verschleiß von Erzeugnissen der Presse läßt sich auf gleiche Weise, durch das „Kolportiren" (wieder eine undeutsche Benennung) befördern. Gegenwärtig sehen indeß noch viele Buchhändler den Vertrieb durch Hausirer für nicht recht wohlanständig an: mit Unrecht, denn worin läge in ihm etwas Unwürdiges? Mittelst des Herumtragens und Anbietens läßt sich viel „machen' und es ist zugleich insofern sehr nützlich, als dadurch Schriften in solche Schichten eindringen, die sonst niemals Geld für Drucksachen ausgeben. In weit zurückliegenden Zeiten war's gewöhnlich, daß der Buchhändler mit seinen Waaren

herumzog und sie auslegte. Verleger, welche heutzutage den nämlichen Weg einschlagen, in Wirthshäusern, Bahnhöfen u. dgl. ihre Bücher in Heften zu ein paar Groschen vertreiben lassen, an die Menge des Volkes sich richtend, erzielen zuweilen überraschend großen Absatz.*)

Bei Zeitungen läßt man es jetzt gemeinlich mit der Versendung von Probenummern, wenn sie zum erstenmale herauskommen, und in der Folge mit Ankündigungen in Zeitungen bewenden. Dies genügt jedoch nicht. Ausbieten fand nur statt, wenn nach dem Einlaufen besonders wichtiger Meldungen „Extrablätter" durch Anschläge an den Straßenecken und durch Herumträger binnen ein paar Stunden bekannt gemacht werden sollten: manchmal stieg dann der Erlös davon auf einige hundert Thaler. In Wien waren allerdings die Verhältnisse 1848 anders, aber dieses machte eine Ausnahme. Die Gebrüder Brockhaus in Leipzig ließen zuerst nach dem Vorgange der Engländer ihre Zeitung auf den leipziger Bahnhöfen den Abfahrenden anbieten, viele Jahre mit ganz geringem Erfolg, weil die meisten Menschen noch nicht gehörigen Werth auf Ausbeutung ihrer Zeit legten. All-

*) Der Büchervertrieb ist zwar kein Gegenstand dieser Schrift, weil jedoch die Zeitungen beachtenswerthe Erscheinungen unserer Tage unberücksichtigt gelassen haben, sei anmerkungsweise eine Bemerkung über ihn gestattet. Was werden meine Leser sagen, wenn sie vernehmen, daß kürzlich ein Roman binnen einigen Jahren (ich habe diese Angabe allerdings blos vom Hörensagen) in ungefähr einer halben Million Abdrücke so untergebracht worden ist? Ein Roman von einem unserer ersten Erzähler? Bewahre, „Isabella von Georg F. Bor"! In halb soviel Abdrücken soll „Pistole und Feder" abgegangen sein; an seine Abnahme war eine Vertheilung von ein paar Gespannen (Wagen und Pferden), ganzen Möbelausstattungen, Pianinos, Uhren und Spieldosen geknüpft. Der Verleger soll dabei 80000 Thaler gewonnen haben. So vertreibt Werner Große in Berlin „Mädchenjäger von Bleich", „Suleika, die Perle des Harems von G. von Brühl" u. s. w. in Massen. Seine getreu aushaltenden Abnehmer erhalten ein paar „Prämienbilder" oder können gar auf ihren besonderen Wunsch für 1 Thaler eine vergoldete Brosche oder brillante Ohrringe oder eine goldene Uhrkette beziehen. Einzelne Vertriebsbuchhändler („Sortimenter") verkauften 1000—3000 Stück. Vom Kaliber dieser Romane thut man am besten zu schweigen, allein wissen muß man doch, mit welchem Futter unser Volk ernährt wird. Auf welche andere Weise läßt sich den Wirkungen begegnen, als indem ihm Gutes durch Herumtragen nahe gebracht wird?

mälich hat jedoch der Absatz auf den Bahnhöfen mehr zugenommen. Das erste Geschäft, welches in größerem Maßstabe Herumträger ausschickte, war das des Engländers Payne in Leipzig (Geschäftsführer Wollen) und dieses brachte dadurch den Absatz seiner meist werthlosen schöngeistigen Blätter auf 30 und 40000 Stück in den mittleren und unteren Volksschichten. Höher Gebildete wußten oft gar nichts von dem Vorhandensein dieser stark verbreiteten Blätter. Siegel in Dresden ließ darauf seine „Konstitutionelle Zeitung" an den Straßenecken ausbieten. Früher legten die Behörden der „Colportage" Schwierigkeiten in den Weg; durch die Reichsgesetze ist sie frei gelassen. Nun wird von ihr immer mehr Gebrauch gemacht. Unterhaltende Zeitschriften mit vielen Abbildungen finden natürlich am leichtesten Eingang.

Seit vielen Jahren ist es im Buchhandel eingerissen, den festen Abnehmern von Erscheinungen der leichten Tageslitteratur und von Büchern, die nach und nach in Heften erscheinen, zur Belohnung für ihr Ausharren (da man undeutsch zu sprechen liebt, als „Prämie") einen Stahlstich oder einen Roman als unentgeltliche Beigabe in Aussicht zu stellen. Jeder halbwegs Verständige wußte, daß ihm der Verleger, der seine Person nicht einmal kennt, nichts schenken, daß die Zuthat entweder aus nicht mehr verkäuflichen „Ladenhütern" bestehen, oder ihr Werth auf Kosten des Werthes des Blattes oder Buches, das er bezahlt, herausgebracht werde, indeß die Lockung verfing doch hie und da. Im Jahre 1869 hat die Hallbergersche Buchhandlung in Stuttgart, Verlegerin dreier Zeitschriften mit Bildern (darunter „Ueber Land und Meer"), an deren Abnahme sogar eine Geldlotterie geknüpft. Sie spielte unter den Abnehmern Staatspapiere und Anlehensloose aus. Was über diesen neuen Versuch zu sagen ist, hat sogleich Frese nachdrucksvoll ausgesprochen. „Wir fragen (schrieb er), ob eine bösere Herabwürdigung der Volkslitteratur auf geschäftlichem Wege denkbar ist. Wir wollen gern zugeben, daß im Anfang d. h. in diesem einen speziellen Fall, die Folgen nicht sofort in ihrer ganzen Schwere eintreten werden; aber das erste Unternehmen in dieser neuen unerhörten Richtung einmal begründet, und die Nachfolger werden nicht ausbleiben. Eine möglichst lockende Lotterie wird jeden möglichen Schund von

Litteratur mit durchschleppen. In der That, dergleichen fehlte auch noch grade, um unsere Volksschriften herunterzubringen. Schon jetzt leisten sie das Denkbare. Möglichst charakterlos in den vaterländischen Dingen schwankend, den Thatsachen gefügig (wir haben's vor weniger Zeit am „„Lahrer Boten““ speciell nachgewiesen) sind sie nichts weniger als geeignet, den Volksgeist zu heben und zu kräftigen. Versumpfen sie völlig zu Spekulationen auf den Geldbeutel und die Gewinnsucht der Massen, so werden sie bald den großen Tagesblättern in ihrer überwiegenden Mehrheit getreulich Concurrenz machen in dem edlen Geschäft, eine durch Litteratur gehobene und veredelte Nation durch Litteratur gründlich zu verderben“. So Frese. —

Unterhaltungsblätter übertreffen an Verbreitung den Theil der Presse, welcher die öffentlichen Vorgänge mittheilt, weit. Aber sie unterscheiden sich (wie auch früher bemerkt) wesentlich von jenen schöngeistigen, die zu der Zeit, da der Sinn für Staatssachen in Deutschland noch so dürftig war, blühten und vielleicht größere Ausdehnung als in anderen Ländern besaßen. Jetzt ist meistens ein Zusatz von kurzen und leichtfaßlichen belehrenden Aufsätzen für das Gedeihen eines Unterhaltungsblattes erforderlich. Jene gingen in Lesekränzchen und öffentliche Wirthschaften, die jetzigen werden in den Familien gehalten. Wohlfeilheit ist daher eine Hauptbedingung starken Absatzes geworden. Der „Volksstaat“ — ein Blatt, welches allerdings fast ganz auf der unbemittelten Schicht ruht und nicht unterhalten will — gewann reißend Abnehmer, bis im Herbste 1873 sein vierteljährlicher Preis, damit er statt zweimal wöchentlich dreimal erscheinen könne, um $3^1/_2$ Groschen erhöhet wurde. Diese geringe Vertheuerung am 1. Oktober 1873 hatte den Verlust von fast 1000 Abnehmern zur sofortigen Folge. Alle Volksblätter, von der für die Gebildeteren berechneten „Gartenlaube“ anzufangen, sind auch wirklich im Verhältniß zu dem, was das Gelieferte kostet, zum Erstaunen billig.

An die „Gartenlaube“, die den größten Absatz hat (382000 Stück), sollen sich hinsichtlich der Verbreitung die unterhaltenden Zeitschriften anschließen, welche Herman Schönlein in Stuttgart herausgibt: „Illustrirte Familienzeitung“, „Illustrirte Unter-

haltungsblätter", „Buch für Alle", „Chronik der Zeit". An Wohlfeilheit sollen sie die „Gartenlaube" sogar noch übertreffen. Es wird erzählt: der Besitzer habe ein Blatt mit Müh' und Noth auf ein paartausend Abnehmer gebracht; da habe er sich entschlossen, einen Versuch im Großen mit Herumträgern zu wagen, und dieser sei so über Erwarten gut ausgeschlagen, daß Schönlein seitdem auf diesem Wege fortfahre, ohne fernerhin Ausgaben für Ankündigungen und Reclamen zu machen. Seine Chronik der Zeit, welche 1870 als „Illustrirte Kriegsgeschichte" anfing, geschrieben von Dr. Karl Müller aus Erfurt unter dem falschen Namen: Karl Mylius, soll gegen 200000 Abzüge erfordern. Demnächst gehen jetzt wol am besten die in elf Sprachen in Berlin erscheinende „Modenwelt", welche 1872 nach achtjährigem Bestande 165000, das stuttgarter Blatt „Ueber Land und Meer", welches 1872 nach vierzehnjährigem Bestehen 150000 (nach Mosse's Tarif: 170000), der mehrsprachige „Bazar", welcher 1872 nach achtjährigem Bestehen 140000 Abnehmer hatte. „Daheim" in Leipzig, seit 1865 erscheinend, brachte es auf 80000, die leipziger „Illustrirte Zeitung" zählt 16 oder 17000, Westermann's „Illustrirte Monatshefte" in Braunschweig 12000. Im Jahre 1873 setzten angeblich ab: das berliner Witzblatt „Kladderadatsch" sowie der „Salon" 50,000, der Anzeiger des „Omnibus" in Hannover 48000, der monatliche „Anzeiger für den Hausfreund" in Berlin 30000, der stuttgarter „Hausfreund" halbsoviel, die „Kinderlaube" in Dresden und der stuttgarter „Welthandel" je 20000, „Europa" in Leipzig 16000, die berliner „Romanzeitung" wie „die Aktien" in Wien je 15000, die hildburghausener „Ergänzungsblätter" 13000, der wiener „Centralanzeiger für Handel und Gewerbe" 12000. Ob manche von diesen Angaben nicht zu hoch gegriffen sind, muß ich dahin gestellt lassen. Erinnert man sich der Absatzverhältnisse dieser Art von Schriften in den letzten 30ger, ersten 40ger Jahren, so wird die Behauptung, daß eine Verzehnfachung der Abnehmerzahl stattgefunden habe, keineswegs ungegründet erscheinen.

Die Lage der Schöngeister verbesserte sich wesentlich trotz des Untergehens der früheren schöngeistigen Presse. Jahre hindurch war sie recht traurig geworden, als diese einging und die eigent-

lichen Zeitungen sie sich theilweise einverleibten. Des Zeitungskäufers theure Ehehälfte, der Staatssachen gleichgültig sind, will für das vom Manne ausgegebene Geld doch auch etwas genießen, und um ihren Geschmack zu befriedigen tischten die Herausgeber hinter den Angaben über Staatshändel unter einem Striche Unterhaltendes und Zerstreuendes, kurze Erzählungen, selbst Romane in Brocken auf. Dergleichen gehört eigentlich gar nicht in eine Zeitung, ist für sie Ballast, mußte indeß der Verhältnisse wegen gegeben werden. Lange zahlten dafür die Zeitungsbesitzer äußerst wenig, aber es ward besser, vornämlich seit die großen wiener Blätter mit einander wetteiferten Romane von gern gelesenen, vielgenannten Dichtern ihren Abnehmern vorzulegen. Der Bedarf der in Aufnahme gekommenen unterhaltenden Volksblätter steigerte daneben die Nachfrage. Der Marktpreis stieg. Allerdings dürfen die Dichter sich nicht etwa in gebundener Rede schwungvoll vernehmen lassen, wenn sie nicht nach wie vor hungern wollen. Das Genießen von Versen erheischt beschauliche Stimmung, gesteigerte Aufmerksamkeit, spannt an; jedoch nur auf flüchtiges Lesen ist zu rechnen. Nur selten darf einmal ein Gedicht als Würze zugelassen werden. Sie müssen sich vielmehr ergehen in eingebildeten Liebesgeschichten, im Ausbreiten peinlicher Fälle, in ausgesponnenen Anekdoten, ergötzlichen Plaudereien und in anderem Unterhaltungsfutter zur Vertreibung der Langenweile. Wollten sie bei diesem Firlefanz auf des Haufens niedrige Bildung und schlechten Geschmack gar keine Rücksicht nehmen, so würden sie freilich auch heute in der Regel schlechte Geschäfte machen.

Bei alle dem ist die eingetretene Wendung der Dinge eine recht erfreuliche, denn die Romanschriftsteller darbten. Im Buchhandel war die Bezahlung für Romane und Novellen tief gesunken, weil außer Leihbibliothekaren beinahe nur Landedelleute der russischen Ostseeprovinzen und Ungarns sie kauften. Ueber schriftstellerische Verhältnisse (es sei dies gelegentlich angemerkt) haben die außerhalb derselben Stehenden gemeinlich ganz falsche Vorstellungen, die sie sich nach Ausnahmsfällen bildeten. Einzelne Modeschriftsteller nahmen früher auch viel ein — so lange sie in der Mode waren, doch das währte gewöhnlich kurze Zeit. Ich könnte mich auf den Brief eines solchen, den er vertrauensvoll an

mich richtete, berufen. Was nicht in die Mode kam, ging in ein paarhundert Abdrücken, wie verschiedene Verleger mir versichert haben. Und auch dabei waltete der Zufall. Ein längst verstorbener, ehrenwerther Landsmann, Bauschke, der beides, Verleger und schöngeistiger Schriftsteller zugleich war, erzählte mir, daß er von dem durch ihn verlegten Roman eines damals beliebten Romanschriftstellers, Lubojatzki, wiewol der Roman ganz gut sei, während des ersten Jahres im Ganzen sieben Abdrücke abgesetzt habe! Einen zeitgemäßen, nicht übel geschriebenen Roman im Umfange eines Bändchens, dem ich einen Verleger suchen sollte, mußte ich um 10 Dukaten losschlagen. Dr. Robert Giseke, ein geistvoller Schriftsteller, theilte öffentlich mit, daß er für fünfzehn seit dem Jahre 1850 herausgegebene Bände Romane im Ganzen 630 Thaler vereinnahmt habe, macht durchschnittlich auf den Band 42 Thaler. So stand es! Jetzt ist es besser. Am einträglichsten sind kurze Erzählungen für den Zeitungsbedarf. Sie wandern, wenn sie aus der Feder eines geschätzten Verfassers herrühren, aus einem Blatt in das andere. Von Dr. Friedrich Friedrich wurde z. B. eine solche in ungefähr 80 und vielleicht noch viel mehr Blättern gedruckt und so lassen sich mitunter aus einer Novelle in 5 bis 6 Jahren 800 bis 1000 Thlr. herausschlagen. Der Waizen der Novellisten blüht. Wofern sie umsichtig die Vortheile wahrnehmen, verdienen sie freilich noch lange nicht so viel wie französische Schöngeister, aber doch immerhin ein schön Stück Geld. Denn der wiederholte Nachdruck, den sie geschehen lassen können, wofern ihnen dafür eine kleine Zahlung bewilligt wird, vervielfältigt ihre an sich geringen Bezüge. Aber sie müssen, was sehr schwierig ist, den Blättern nachspähen, welche ohne sie zu befragen, ihre Schöpfungen sich aneignen. Erheblicher würden ihre Einnahmen sein, wenn unsere Rechtszustände und unser Gerichtswesen nicht so mangelhaft wären. So wie es nun einmal (Dank unsern Juristen) steht, müssen sie schon darin sich schicken, oftmals um das ihnen Gebührende sich betrügen zu lassen. Der Diebstahl florirt in der Presse.

Sei es drum, daß gegenwärtig mehrentheils schlechtes Zeug unter die Massen geschleudert wird. In sie könnte die sogenannte Salonlitteratur doch nicht eindringen. Sie fangen mit dem an,

was ihrem Sinn und Geschmack am nächsten liegt. Aber viele gewöhnliche Leute, die früher ihre Zeit im Wirthshause zubrachten, lesen jetzt lieber, und manche werden (es gibt dafür schon Beispiele) nach Besserem bald verlangen.

In den letzten Jahren sind auch mehrfache Versuche zu größern Wochen- oder Monatsblättern gemacht worden, welche darauf ausgehen, ein höheres Bedürfniß zu befriedigen, welche gewissermaßen an die ältere schöngeistige Tagespresse anknüpfen. So „Unsere Zeit", und „Die deutsche Warte" in Leipzig, so in Berlin (1874) Rodenberg's „Deutsche Rundschau" und Blumenthal's „Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik", u. a.*) Schätzbare Schriftsteller lassen sich in ihnen vernehmen, aber auch zu viele vom Mittelschlag, als daß sie der Revue de deux mondes ebenbürtig wären, an der die Größen Frankreichs mitarbeiten. Dazu kommt, daß diese pariser Zeitschrift viel mehr Raum für einzelne Aufsätze gewährt. Man schöpft aus ihr wirkliche Belehrung. Unsere ähnlichen Unternehmungen halten sich noch so halbschürig, daß man an ihnen vorübergehen kann, ohne in der Zeit zurückzubleiben. Ueberdies widert ihre dick aufgetragene politische Färbung nicht Wenige an. Indeß ist ihnen Gedeihen anzuwünschen, denn sie streben nach dem Besseren.

Voran steht in unserm Zeitungswesen, was auf Gewinn abzielt oder dem Geschäftsleben angehört. Diese Art Blätter ist jungen Datums, ihre Zahl in reißend schneller Zunahme, ihr Absatz aber steht noch weit hinter dem der unterhaltenden Volksblätter zurück.

Am stärksten ist (1873) der Absatz des „Waidmann's" in Leipzig, der angeblich an 20000 Personen verschickt wird, sowie der von landwirthschaftlichen Blättern. Das Wochenblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Karlsruhe geht 15000, die bremer

---

*) Herrn Geheimrath Gottschall ist beizupflichten in seinem Bedenken gegen den Ton der „Gegenwart", die bedeutenderen Zeitschriften nicht anzureihen ist, obgleich auch an ihr manche tüchtige Kräfte mitwirken. Denn ihr Herausgeber Paul Lindau, der in letzter Zeit sich sehr bemerkbar machte, auch viel Geld mit seiner Feder verdient, ist vielleicht (ich kenne seine Person nicht) ein sehr verehrungswürdiger Mensch, aber als Schriftsteller ein Klopffechter, eher zur schlechten als zur guten Presse gehörig.

und berner landwirthschaftlichen Blätter je 12000 Abnehmern zu. Wiens „Praktischer Landwirth“ hat 6000, in München die „Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins“ 5000. Die berliner „Allgemeine Zeitung für Land- und Forstwirthe“ hat 4800, das berliner „Anzeigeblatt der Annalen der Landwirthschaft“, die „landwirthschaftlichen Anzeiger“ in Darmstadt und in Frankfurt am Main je 4000. Das „Gewerbeblatt“ aus Würtemberg hat 7000, „der praktische Maschinenconstructeur“ in Leipzig 6000, die „Schweizer Eisenbahn- und Handelszeitung“, in Zürich 5000. Die illustrirte wiener Zeitschrift „die deutsche Küche“ verbraucht 7000, „die Hausfrau“, in Leipzig erscheinende Blätter für das Hauswesen, müssen es sich an 5000 genügen lassen. Der „Bairische Bierbrauer“ in München hat 5000, so viel wie die „Pharmaceutische Zeitung“ in Bunzlau, etwas weniger als der „Pharmaceutische Centralanzeiger“ in Neustadt-Eberswalde. Die „Allgemeine deutsche Gartenzeitung“ in Frauendorf in Baiern zählt 4000. Von kriegswissenschaftlichen Blättern erreichen 2 in Wien herauskommende („der Kamerad“ und „Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens“) ebenfalls die Höhe von 4000. Das „Gewerbeblatt für Hessen in Darmstadt“, ebenso das in Grünberg jährlich 24mal erscheinende „Deutsche Wollengewebe“ haben noch 3000. Nun geht es herunter; von gewerblichen Blättern haben noch manche, wie „Dingler's polytechnisches Journal“ in Augsburg 3000, „die neuesten Erfindungen“ in Wien und „Gräf's praktisches Journal für Bau- und Möbeltischler“ in Erfurt 2300, die „Deutsche Industrie-Zeitung“ in Chemnitz, der „Maschinenbauer“ und die „Mühle“, beide in Leipzig, das „Bayrische Industrie- und Gewerbeblatt“ in München je 2000. Zu derselben Höhe schwang sich die „Deutsche Feuerwehrzeitung“ in Stuttgart. Die „Gerberzeitung“, „die Musterzeitung für Färberei und Druckerei“, beide in Berlin, der „Sprechsaal“ in Koburg, welcher Porzellan-, Glas- und Thonwaaren behandelt, haben je 1200, die „Hotelzeitung“ in Berlin 1000. Mehr als Berufsblätter denn als rein wissenschaftliche sind wol theologische Blätter anzusehen, welche ansehnlichen Vertrieb haben, z. B. das „Pastoralblatt für die Diöcese Augsburg“ 12000, das würzburger Sonntagsblatt „Philotea“ 4600, die katholische für Kanzelberedsamkeit

gibt es eine einzige für Fysik, die überdies gleichzeitig als 6te Zeitschrift für Chemie auftritt. Die vielen Aerzte unterhalten auch viele Zeitschriften. In erfreulicher Weise sind für einzelne Hauptzweige der Medizin besondere Blätter im Gange, als für mikroskopische Anatomie, für pathologische Anatomie, für Augenkrankheiten, Gehörleiden, Zahnheilkunde, Kinderkrankheiten, Frauenkrankheiten, für Behandlung von Schäden, die der Krieg anrichtet, für Bäder, für Psychiatrie, Biologie, für Staatsarzneikunde, u. a. Die Rechtswissenschaft zählt, Gesetzblätter mit inbegriffen, an 100, Staatswissenschaft, Volkswirthschaft und Statistik kaum die Hälfte, etwa 40. Das Dutzend statistischer Veröffentlichungen erscheint auf Kosten der Staaten: durch den Verkauf möchte kaum eine statistische Zeitschrift sich decken. Die Zahl theologischer Zeitschriften in Deutschland und der Schweiz, welche 64 im Jahre 1837 betrug, hat sich bis 1865 verdreifacht, was eine merkwürdige Erscheinung ist, seitdem aber nicht mehr zugenommen; sie ist immer noch sehr hoch, indeß muß man bedenken, daß sehr viele nur kleine Blättlein sind. Nicht wenige sind amtlich oder blos örtlich. In der katholisch-theologischen Presse bestehen solche, deren Hauptaugenmerk die kirchliche Verwaltung des Sprengels ist, und solche, welche sich auch mit Staatsvorgängen befassen. Von letzteren nachher. Beachtenswerth ist, daß die Zahl der protestantischen (141) die der katholischen, welche blos kirchlich oder rein wissenschaftlich sind (38), dennoch um mehr als einhundert übersteigt. Unter ersteren befinden sich 1 mennonitische und 5 freireligiöse. Uebrigens gibt es ein deutschkatholisches und 14 jüdische Blätter. Die noch vorhandene Macht der Theologie drückt sich in dieser Fülle theologischer Blätter aus; wir gewahren aber auch, wie sie anfängt vom Schulwesen überflügelt zu werden, denn die Zahl der pädagogischen Blätter hat seit 1837 sich ungefähr vervierfacht: damals gab es 20 und jetzt so viele, ja noch mehr als juristische, nämlich über 100, und außerdem 25 Zeitschriften für die Jugend, des Guten doch fast zu viel. Darunter befinden sich „Blätter für Taubstumme“ und ein „Organ für Taubstummen- und Blinden-Anstalten“, ein Blatt für Kindergärten und mehrere Turnzeitungen, eines zur Förderung des Zeichnenunterrichts, auffälligerweise auch drei Missionsblätter für Kinder, die

von Gnadau, Berlin und Stuttgart ausgehen. Seltsam ist, daß manche Gegenden für erforderlich hielten, ihr eigenes pädagogisches Blatt zu besitzen; sehr viele nämlich tragen die örtliche Beschränkung auf dem Titel. Von Lehrervereinen gehen viele aus oder dienen zugleich als Amtsblätter. Daß die meisten pädagogischen Blätter eine Menge Spreu zu Markte bringen, darf man dreist behaupten.

Damit mein Ausspruch als der eines Gelehrten (der übrigens das rege Streben freudig und rühmend begrüßt) nicht verdächtigt werde, beziehe ich mich darauf, daß der Berichterstatter über die pädagogische Presse auf dem Delegirtentage der Lehrerschaft in Leipzig am 18. Mai 1875, der tüchtige Lehrer Kirchhoff, aussprach, es sei Geist, Frische, Witz zu vermissen; man treffe Aufsätze, „die keinen Schuß Pulver werth seien." Kirchhoff veranschlagte die pädagogische Presse auf 86 Blätter.

Um den Absatz wissenschaftlicher Zeitschriften ist es übel bestellt. Zwei medizinische Zeitungen in Wien vertreiben allerdings die eine 7000, die andre 6000 Abzüge, das steht jedoch vereinzelt da. Die viel verbreiteten theologischen und pädagogischen Blätter würden vielleicht nur mit Unrecht unter diese Rubrik gebracht. Außer den beiden erwähnten hat es wol keine rein wissenschaftliche Zeitschrift zu ein paartausend Abnehmern gebracht. Die Auflage der am günstigsten gestellten schwankt zwischen 1700 und 1000, die der allermeisten erreicht keine tausend, geht herunter bis zu 400, wieviel von den gediegenen „Philosophischen Monatsheften" in Halle und von der regensburger „Flora" gedruckt wurden. Es gibt viele gelehrte Blätter, aber sie haben wenige Käufer!

Wie kärglich ist bei der Geringfügigkeit des Absatzes der wissenschaftlichen Blätter der Verdienst der Gelehrten! Das Arbeiten und Forschen unserer meisten Gelehrten ist eine fortgesetzte Aufopferung. Zeitungen wie Unterhaltungsblätter theilen übrigens gar nicht selten recht werthvolle wissenschaftliche Aufsätze mit. Bedauerlicherweise gehen diese in der Regel verloren, falls sie nämlich keine Bruchstücke aus einem später erscheinenden Buche sind, da unsere Büchereien nur Fachblätter und blos ausnahmsweise eine Zeitung oder eine schöngeistige Zeitschrift aufbewahren. Gebräche es auch vielen Bibliothekaren nicht an Verständniß für die Wich-

tigkeit der Tagespresse, so würden ihnen die Geldmittel zum Ankauf abgehen. Allzuwenig sorgt der Staat für die Erhaltung des Schrifttums. Viele Arbeit geht demnach verloren, ohne den Nutzen zu stiften, den sie gewähren könnte. Schwer, oft unmöglich ist es daher, ein älteres Zeitungs- oder Unterhaltungsblatt aufzutreiben, zweifelhaft, ob es gelingen wird, wenn auch nur ein Jahr seit seinem Erscheinen verfloß.

XIII.

Was im deutschen Zeitungswesen bis 1866 entwickelt worden war, blieb in der seit diesem Jahre verlaufenen Zeit bestehen, wurde gesteigert und geschärft. Ein Umschwung trug sich in der Zwischenzeit nicht zu. Die vorhandenen Schäden wuchsen; alles nahm zugleich größere Verhältnisse an und es gewann das Zeitungswesen in diesen sieben Jahren zusehends an Ausbreitung; wesentlich besser ist es schwerlich geworden. Seine günstigen wie seine üblen Einwirkungen erstrecken sich aber jetzt in weiterem Umfange auf unser Volk.

Der schwache Keim in unserm Zeitungswesen zu weltbürgerlicher Beschaffenheit zu wachsen (der Hinweis darauf war das Schlußwort der ersten Auflage dieser Schrift*) ist nicht stärker geworden. Wir dürfen auch von so wenigen Jahren nicht viel erwarten. Große Entwickelungen rücken nur in langen Zeiträumen vorwärts. Unser Zeitalter ist wol bereits ergriffen von einem aus der Vereinzelung und Enge heraus zur Verbindung des Gemeinsamen hinstrebenden Zuge, jedoch von ihm noch keineswegs beherrscht. Erinnern wir uns, daß während des Mittelalters die römische Kirche beinahe ganz Europa in Einheit zusammenhielt. Mit dem heiligen Vater auf Sankt Peters Stuhle stand selbst der Bischof von Rakholt auf Island in Verbindung. Das Schrifttum war in lateinischer Sprache gehalten und gemeinsam. Was in Italien der Doctor angelicus Thomas von Aquino, der

---

*) Vgl. oben Seite 199 f. und meine Geschichte der Schrift und des Schrifttums I 42. 43.

in Köln studirt hatte, auseinandersetzte, oder was der Schotte Duns auf der pariser Universität lehrte, das las man in Prag so gut und so leicht, als in Valencia, Oxford und Krakau. Gleiche Anschauungen und Vorschriften wurden unter allen Abendländern verbreitet: im Dichten und Trachten befand man sich daher in großer Uebereinstimmung. Diese Einheit zerriß in Folge des mächtigen Emporkommens der lebenden Sprachen, indem nun jedes Volk sein eigenthümliches Schrifttum ausbildete: die Kirchenspaltung säete gar unter den andersgläubigen Völkern den Samen schlimmer Feindschaft. Seitdem zeitigten getrennte Entwickelungen hier diese, dort jene Keime, und was z. B. in englischer Sprache erschien, war in Spanien oder Deutschland ein verschlossenes Buch, in welches blos einige wenige Auserwählte eindringen konnten, wie umgekehrt spanische oder deutsche Bücher in England so gut wie ungelesen blieben. Viele Scheidewände bestanden nunmehr. Noch am längsten hielt die strenge Gelehrsamkeit das Band der Einheit fest. Das Uebersetzen bedeutender Werke fing darauf an und nahm zu; auch die Zeitungen trugen zum Wiederverbinden des Getrennten bei, indem sie nicht blos Nachrichten aus fremden Ländern, sondern auch Betrachtungen, die in ihnen angestellt worden waren, deutschen Lesern zuführten und damit sehr halfen, die geistige Strömung verschiedener Völker, in näheren Zusammenhang und in eine gewisse Gleichmäßigkeit zu bringen, den Einklang Europas, der gebildeten Welt herbeizuführen — ein großes Verdienst.

Die Jahre nach 1866 waren nicht dazu angethan, Fortschritte in dieser Hinsicht zu begünstigen. Die ersten Versuche mehrsprachiger Zeitschriften gediehen auch in ihnen nicht. Des dresdener Professor Zeibig dreisprachige „Warte“ vermochte nicht sich zu behaupten. Sein mit H. Krieg 1869 unternommenes inhaltreiches „Panstenographicon“, eine Aufsätze in verschiedenen Sprachen enthaltende, zwanglos erscheinende „Zeitschrift für Kunde der stenographischen Systeme aller Nationen“, hatte glücklicherweise Bestand, aber nur weil Staatsmittel dieses vortreffliche Unternehmen deckten. Aber auch ein eigentümlicher, von Frankreich ausgehender, Deutschland mitbetreffender Versuch scheiterte. In Deutschland wiegt man sich augenblicklich in Einbildungen, die Führung

Europas zu haben; es ist nicht so. Wol wird in zwei Gebieten mehr geleistet als von anderen Völkern, allein nicht in allen. Das eine ist das der Universitätsgelehrsamkeit und das mit ihr Zusammenhängende, und dies will allerdings viel besagen. Das andere ist das Kriegswesen in Preußen. Die soldatische Ueberlegenheit beruht aber zum Theil auf der Unterwürfigkeit der Menschen, die einen guten Theil ihres Lebensglücks, ihres Behagens und ihrer Kraft hingeben müssen, zum Theil auf einer Militäruniversität, in welcher ein ausgezeichneter Generalstab und einsichtige Anführer in großer Zahl herangebildet werden. An ihr haben Professoren der berliner Universität, wie der unsterbliche Meister der Erdkunde Karl Ritter, geistvolle Obersten und Feldherrn gelehrt. Die Frucht dieser klugen Einrichtung ist nun schon eine Reihe von Jahren vorhanden und dadurch ist auf Jahrzehnte hinaus die Ueberlegenheit der preußischen Kriegführung sichergestellt. Jedoch in Vielem und namentlich in den Preßverhältnissen folgen wir dem Vorgange anderer Völker, die es in ihnen weiter gebracht haben, nach.

Wie erwähnt worden ist, faßte der Provenzale Pierre Baragnon (für dessen Stellung im Staatsleben bezeichnend ist, daß er 1871 von den Radikalen Marseilles zur Erwählung in den Generalrath der Provinz aufgestellt wurde und jetzt, 1874, Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern ist) den Plan ein französisch geschriebenes Tageblatt, „Bulletin international. Informations européennes“ in der Art erscheinen zu lassen, daß es abwechselnd an jedem Wochentage in einer anderen Hauptstadt erschiene, und in dieser auch selbstständig verfaßt werde, damit es die Bewegung des betreffenden Landes getreu abspiegele. Wer alle 7 Blätter sich kommen ließ, empfing demnach eine wirklich in 7 Orten entstandene Zeitung. Man konnte auch blos Abnehmer des Blattes eines Landes sein. Es erschien am Sonntage in Paris, in den andern Tagen der Woche wechselsweise in Brüssel, Nimes, Florenz, Konstantinopel, Wien, am Sonnabend in Dresden, allwo es der in Folge der Ereignisse von 1866 pensionirte Professor an der Militärakademie Hessèle und unter ihm der Deutsche Otto-Walster besorgten. Der Gedanke war gut, die Ausführung vorerst schwach, das Unternehmen überhaupt noch nicht recht fertig und der Erfolg

daher noch gering, als der Krieg von 1870 das dresdener Blatt, welches den preußischen Strebungen nicht günstig gewesen war, unterdrückte. Der Unternehmer verkaufte darauf einzeln die anderwärts erscheinenden Wochenzeitungen. —

Die lithografirte Korrespondenz griff weiter um sich. Nur beispielsweise sei gedacht, daß Dr. Schnitzler in London „Englische Handelsnachrichten“ liefert, daß Dr. Auerbach in Berlin die „Ober-Tribunals-Entscheidungen“ in einer besonderen Lithografie verschickt, daß 1875 in Petersburg eine Korrespondenz- und Reporter-Agentur für die deutschen Zeitungen eröffnet ward, daß Badewitz von Dresden die kleinen sächsischen Blätter mit Stoff versah und für dieselben auch die Versammlung des Reichsvereins (d. h. der Nationalliberalen), welche im April 1875 in Leipzig stattfand, eine Lithografie beschloß, daß Herr Zülner Ende 74 mit einem Zeitungs-Korrespondenz-Büreau den Provinzialzeitungsbesitzern das vollständige Manuskript für ihren Bedarf zu billigen Preisen anbot und zwar in solcher Beschaffenheit, daß jeder Besitzer leicht durch Streichungen und Zusätze seine Besonderheit wahren könnte. Es erbot sich zu liefern, je nach Verlangen einmal oder sechsmal wöchentlich 1) eine entschieden reichsfreundliche oder eine objektiv gehaltene politische Rundschau (man kann daraus errathen, daß die „Objektivität“ nur versteckter Nationalliberalismus ist), bei einmaligem Bezug die Woche vierteljährlich 10 Mark, 2) Liberale Leitartikel (einmal wöchentlich zu 15 Mark im Vierteljahr), 3) Kleine Mittheilungen scherzhaften und nützlichen Inhalts (desgl. 10 Mark), 4) Sonntagskorrespondenz (desgl. 10 Mark), 5) Romane und Novellen (15 Mark). Auch des mehrfach verdienten Max Moltke „Literarisches Büreau“ in Leipzig erbot sich im April 1875, „den politischen und feuilletonistischen Theil von Journalen vollständig zu redigiren,“ politische Leitartikel bei einmaliger Sendung wöchentlich für 10 Mark im Vierteljahr, siebenmaliger 50 Mark, Feuilletons (Curiositäten, Anekdoten, Humoresken, drastische Blätter u. s. w.), 12 Quartseiten monatlich, 2½ Mark im Quartal, wöchentlich 15 Mark. Nachdenken und Mühe werden erspart.

Bedeutsamer ist, daß, nachdem so große Nachfrage nach kurzen Erzählungen und Unterhaltungsstoff entstanden war, ihr Verfahren die Verlagshandlung des „Daheim“ auch auf diese anwendete und

seit einigen Jahren eine „Belletristische Correspondenz“ herausgab, den Zeitungen kleine Mittheilungen, Novellen, Romane in der Eigenschaft von Manuskripten liefernd. Ein gleiches Unternehmen vom Verleger des „Freischütz“ in Hamburg, betitelt „Novellenmanuskript“, ging bald wieder ein, dafür erschien in Hamburg durch Wolf die „Novellenmappe“. Im Jahre 1873 fing Dr. Löwenstein in Berlin eine wöchentliche „Feuilleton-Correspondenz“ mit dem Titel „Unter dem Strich“ zu dem Spottpreise von 6 Thalern vierteljährlich an. Solche bieten auch, wie wir sagen, Zülner und Moltke, A. Krüger's Verlag.

Somit sehen wir auf diesem Felde ebenfalls den Ansatz zu einer Art schöngeistiger Fabrik, welche leicht bedeutenden Einfluß gewinnen könnte. Ohne Zweifel wird eine solche die Gleichartigkeit der in verschiedenen Städten herauskommenden Blätter befördern; die Unterhaltungsschriftsteller jedoch dürften, wenn sie solche Unternehmungen aufkommen lassen, wenn sie aus Unlust mit äußeren Geschäften sich zu befassen, Vormünder annehmen, die gewonnene Bequemlichkeit sehr theuer bezahlen. Arbeitstheilung ist an sich gewiß nützlich, sobald sie jedoch die Abhängigkeit der Schriftsteller zur Folge hat, schlägt sie zu großem Uebel aus. Beherzigten doch die Schriftsteller, daß wer die Geschäfte führt, der Herrschende zu werden pflegt. Er behält das Fleisch und wirft seinen Lieferanten die Knochen zu. So war es stets. Waren ja auch die Regierungen anfangs dazu bestimmt des Volkes Geschäfte zu besorgen und die Menschen lange froh — dies ist eine geschichtliche Thatsache — daß die Regierung ihnen die Mühe der Selbstverwaltung abnahm. Was ist aus diesem bequemen Zustande geworden? Alleinmacht der Fürsten, Unmündigkeit des Volkes, Herabsinken der Gesinnung und Kraft der einzelnen Menschen.

Auf eine verwandte Gefahr möchte hierbei hinzuweisen sein, auf die Einigungen unter Verlegern zum gegenseitigen Ueberlassen der erkauften Schriftstücke. Solche sind sogar vorgekommen, ja es ist ernstlich vorgeschlagen und als Vervollkommnung der gegenwärtigen Verhältnisse empfohlen worden, daß der Zeitungsbesitzer gegen eine jährliche Zahlung Inhabern anderer Blätter beliebigen Nachdruck aus seiner Zeitung gestatten solle. Geschähe dies, so könnten die großen Zeitungen, von denen so viele kleine Blätter

sich nähren, mit besserem Inhalt versorgt werden. Nachdruck wird aber nicht blos gegenüber dem Verleger, namentlich gegenüber dem Zeitungsbesitzer, der mit dem erkauften Aufsatz seinen festen Abnehmerkreis schon richtig versorgt und in den Fall einer zweiten Auflage gar nicht kommt, sondern in erster Stelle gegenüber dem Verfasser verübt. Diesem gebürt neue Bezahlung für neue Benutzung. Nun vermöchten freilich die Zeitungsbesitzer kraft eines Uebereinkommens untereinander die Zeitungsschreiber dazu zu zwingen, daß diese ihnen das unbedingte Eigentum an den angenommenen geistigen Hervorbringungen überlassen, und die Zeitungsschreiber müßten dann, wenn sie nirgends außer unter diesem Zugeständniß ihre Schriftstücke anbringen können, entweder sich fügen oder aufhören für Zeitungen zu schreiben. Aber alsdann liegt wieder Mißbrauch des Rechtes vor, und in solchem Falle hat der Socialismus volle Berechtigung. Weil die Schule unserer Rechtsgelehrten in ihrem Unvermögen die rechten Gränzlinien abzustecken, Zustände als zu Recht bestehend ansieht, welche Unterdrückung des Schwächeren sind, darum hat sich der Ruf nach Enteignung, nach völliger Niederwerfung des Stärkeren bis zu dessen Rechtlosigkeit erhoben. Das bedenke man wohl. Die Schmarotzerblätter würden übrigens durch Befolgung jenes auf Vergewaltigung seitens der Geschäftsinhaber beruhenden Vorschlages nicht einmal aus der Welt geschafft.

Die Zeitungen sind als Abspiegelungen der Gegenwart Tageschroniken und werden insofern Quellen der Geschichtschreibung (nach welcher Seite hin sie noch von mir in einem Lehrgebäude der geschichtlichen Forschung gewürdigt werden sollen). Aber ihr Schwerpunkt liegt darin, daß sie Neuigkeitsblätter sind und als solche tischen sie einen Wust von kleinen und kleinlichen Einzelheiten auf, der den Leser verwirrt. Das Werden vollzieht sich in lauter vorkommenden Bruchtheilen. Die Flachheit des Denkens, die weit häufiger anzutreffen ist als Vertiefung, breitet sich in deren Berichten aus. Das ist natürlicherweise so, das ist kein Tadel: es kann nicht anders sein. Weil es aber so ist und weil die Blätter alle zusammen einen so mächtigen Einfluß auf die allgemeine Entwickelung ausüben, ist es von größtem Belange, daß an der Spitze der Zeitungen erleuchtete Männer stehen, welche sowol ihrer

Ueberzeugung folgen können, als im Stande sind die Richtung bei der Auswahl der Nachrichten zu geben, durch eingeschobene Bemerkungen eine Klärung zu befördern, durch Erinnern an den geschichtlichen Hintergrund die Einzelheiten in den rechten Zusammenhang zu rücken, durch leitende Aufsätze dem Leser zum bessern Verstehen, zum sich Zurechtfinden zu verhelfen. Wie viele unserer Herausgeber befinden sich in der Lage dies zu vermögen? Nicht sage ich: wie viele die Eigenschaften dazu besitzen, denn wiewol gar nicht selten Zeitungen untergeordneten Leuten anvertraut sind, denen es an Verständniß gebricht, gibt es doch nicht wenige Herausgeber, die, wenn es ihnen die Verhältnisse nur möglich machten, gern und gut der hohen Anforderung würdig entsprächen. Allein überbürdet werden sie gewöhnlich mit geringfügigen Verrichtungen, abgehetzt von der Fülle kleiner, zerstreuender, Sammlung und Ueberschau fast unmöglich machender Sorgen, so daß sehr viele in die Stellung höherer Registratoren hineingerathen. Und dabei beziehen sie nur den Gehalt besserer Gehülfen in Kaufmannsgeschäften (die meisten, soviel ich weiß, zwischen 600—1500 Thlr. jährlich); die wenigen Ausnahmen besserer Bezahlung sind dagegen nicht einzusetzen. Hatte ein tüchtiger Zeitungsschreiber seinen gleichgearteten Sohn in den Kaufmannsstand gegeben, so erlebte er wol bald, daß der Junge viel mehr Geld verdiente als er.

Was ist die Folge? Gedankenloses Gehenlassen. Hat ein redlicher Mann sich angestrengt zu leisten, was in seinen Kräften steht, und sieht dennoch ein, daß er trotz seiner Aufopferung nichts Rechtes auszurichten im Stande ist, so verzweifelt er endlich, thut wol noch, was er unschwer vermag, läßt aber die Arme sinken und die Dinge laufen. Wäre es, falls es sich anders verhielte, möglich, daß die an die Schriftstellerei zu stellenden Anforderungen so häufig zum Schaden der Leser vernachlässigt werden, daß z. B. so oft bei Mittheilung von Abstimmungen in Landtagen der Inhalt des angenommenen Antrags gar nicht dabeisteht? Verweisung auf ein früheres Blatt nützt dabei gar nichts, weil die wenigsten Leser dieses zur Hand haben. Wäre es sonst möglich, daß so häufig in den einlaufenden Berichten grade das Erheblichste herausgestrichen wird? Wäre es sonst möglich, daß zuweilen handgreiflicher Unsinn fast durch die halbe Presse läuft? Nur

ein Beispiel. In der „Sächsischen Zeitung“ stand 1867 zu lesen, im Königreich Sachsen gebe es 2555 Armenhäuser mit ungefähr 4000 Insassen: sichtlich ein Druckfehler (und zugleich ein Mißverständniß). Jedermann konnte sich sagen, daß weder auf ein Armenhaus 1—2 Insassen kommen, noch daß im Königreiche Sachsen solch' allgemeiner Wohlstand vorhanden ist, um die angegebene geringe Ziffer Nothleidender glaublich erscheinen zu lassen. Gleichwol lief der Druckfehler unangefochten durch eine Reihe von Zeitungen!

Da eben nur die Tagesarbeit abgehaspelt werden kann, verlieren die Herausgeber die Möglichkeit ihre eigene Einsicht und ihren Willen in ihrer Zeitung walten zu lassen, wenn außerhalb befindliche Kräfte in entgegengesetztem Sinne ihrer Zeitung sich bedienen. Häufig werden sie auch da, wo sie zu leiten sich einbilden, geschoben. Auch dafür einige Beispiele in Beziehung auf Fragen, über welche, unter Schriftstellern, ziemlich Einverständniß herrscht. Die Berechtigung des geistigen Eigentums wird außer von den auf römischem Boden stehenden Rechtsgelehrten von allen denen angefochten, welche aus Eigentumsverletzungen Nutzen ziehen wollen. Hätten die Zeitungsherausgeber nur einigermaßen dessen, was ihr eigener Vortheil ist, sich angenommen, so würden die gegnerischen Stimmen längst nirgends mehr Gehör finden. Der Musterschuß, der mit der Grundlage des Schriftstellerrechtes zusammenhängt, wird sogar mißgünstig von den Zeitungen behandelt. Lange Auslassungen von Aeltesten der Kaufmannschaft, von Handelskammern gegen dessen Einführung drucken sie ab ohne die gehörige Zurechtweisung. Da hieß es z. B.: die deutsche „Textil-Industrie“ würde durch ihn zu Schaden kommen, weil sie „auf schnelle und gut organisirte Nachbildung der in andern Ländern geschaffenen neuen Muster und Formen basirt ist,“ ohne daß hinzugefügt wäre: Ah, der Diebstahl behagt Euch! Die Zeitung vertheidigt, was ihr Herausgeber selber verwirft. Klagt nicht fast jedermann über die plötzliche Vertheuerung des Lebens? Liegt es nicht klar zu Tage, daß die Preissteigerung unsern Ausfuhrhandel schlimm beschädigt? Da sollte man doch denken, die Schriftsteller würden dem Aufschnellen der Preise entgegenwirken, das auch sie so schwer trifft. Mit nichten. Als Professor Birnbaum den Landwirthen sagte, sie wüßten gar nicht, daß sie die Milch viel zu

billig verkauften, verbreiteten die Blätter wol den Inhalt seiner bezüglichen Vorträge, allein einer Beurtheilung unterzogen sie ihn nicht. Qui tacet consentire videtur. Weil Schacherseelen sich in den Zeitungen äußern und die Herausgeber Nullen sind, wird beständig das Aufschlagen gelobt, als fördernd hingestellt, darauf los mit der Presse gewirkt. Auch dafür ein Beispiel. Man las Ende 1872: „Immer günstiger gestaltet sich die Lage von Kaffee." Günstig? das heißt doch: die Kaffeeernten sind vortrefflich ausgefallen, die Zufuhr zum Markte ist reichlicher geworden, die Anschaffung des Kaffees wird jetzt dem Unbemittelten erleichtert, der Kaffeegenuß kann allgemeiner werden — aber so ist es nicht gemeint! Jener Aufsatz fuhr fort: „In Brasilien hat der Markt bereits eine steigende Richtung genommen. Die Zufuhren aus dem Innern sind auf die Hälfte, von täglich 10,000 Ballen auf 5000 gefallen. Der Distrikt Santos erzielte nur eine halbe Ernte. Für den Verbrauch von 1873 fehlt ohnehin bereits ein sehr beträchtliches Quantum. Die Vorräthe schmelzen täglich mehr zusammen. Die Zufuhren werden sich ausweisen wie ein Tropfen auf einen hohlen Stein." Das Zurückbleiben des Kaffees hinter dem Bedarf wird auf anderthalb Millionen Zentner berechnet, und ein solches Unglück wird als ein „günstiges" Ereigniß vorgeführt! Nachträglich erfährt man obenein (auch nicht aus Zeitungen), daß Kaufleute in Frankfurt am Main, Mannheim u. a. sich zusammengethan, um durch Ausstreuung übler, weit über die Wirklichkeit aufgeschraubter Nachrichten eine Panik betreff dieser Waare hervorzurufen, damit sie aufgekaufte Vorräthe hoch losschlagen könnten.*)

*) Es liegt die Ansicht nahe, daß es vielleicht richtig sei, wenn in Sachen der Gewerbe und des Handels die Zeitungsherausgeber, als nicht recht sachverständig, sich auf bloßes Registriren beschränken und auf Hinnahme der ihnen aus der Geschäftswelt zukommenden Aeußerungen. Vernehmen wir jedoch hierüber eine Stimme aus der letzteren Mitte. Der Besitzer eines der größten Drogengeschäfte, Gehe in Dresden, ein ebenso einsichtsvoller wie uneigennütziger Mann, gibt halbjährlich ohne Entgelt seinen Kunden und Konkurrenten Berichte, in denen er sie in Kenntniß von den Veränderungen auf dem Markte, den Bezugswegen und Erfordernissen der einzelnen Waaren des Drogengeschäftes und dgl. setzt. In der Einleitung eines seiner „Drogenberichte" steht nun zu lesen nach einem Hinweis darauf, daß als meine Schrift 1866 herauskam, die in ihr ent-

Eine tiefgreifende Veränderung vollzieht sich in Deutschland und doch besprach sie kein Blatt. Die höher gebildete Schicht, insonderheit die der Studirten, ist in reißendem Sinken begriffen. Der Werth ihrer Einnahmen wird von Jahr zu Jahr niedriger. Spreche man doch nicht schnöde vom Gelde, wo es sich um ihre äußeren Verhältnisse handelt. An ihm hängt die gesellschaftliche Stellung, an dieser wieder ein Theil des Einflusses, in diesem Falle eines Einflusses, der, wenn auch nicht durchweg untadelig, weil alles Menschliche mit Gebrechen behaftet ist, dennoch im Ganzen ein emporhebender ist. Selbst die Mittel zur Weiterbildung werden verkürzt. Wie kann der Gelehrte, der Dorfprediger, der Richter, der arme Lehrer gar Bücher und andere Hülfsmittel zu Studien erwerben, wenn sie vertheuert sind, während gleichzeitig der erhöhte Aufwand seines meist ohnehin eingeschränkteren Haushalts ihm kein Geld zu solchen Ausgaben übrig läßt? Wie seine Kinder sorgfältig unterrichten lassen, nachdem geradezu

---

hüllte Käuflichkeit und Unselbstständigkeit der Presse „den Meisten überraschend und kaum glaublich" erschienen, daß diese jetzt in schamloser Nacktheit vor Aller Augen stehe und „wie etwas Selbstverständliches in ein man kann sagen officielles System gebracht" sei. „Gegen die verbündete Lüge kann nichts mehr aufkommen. Zuversichtlich, wo nicht höhnend, schreitet die im Besitz befindliche Macht über die noch so zahlreichen, aber keinen Wiederhall findenden Klagen schwer verletzter, berechtigter Interessen hinweg. Das Wort gehört fast ausschließlich einer Schaar von Frasenmachern, die ohne Kenntniß der Thatsachen mit dem Schlagworte „Freiheit" in Wahrheit der allerärgsten Monopolwirthschaft das Wort reden." In Folge davon „ist der wirthschaftliche Raubbau zur Regel geworden und an die Stelle des auf Versorgung mit dem Erforderlichen gerichteten reellen Handels die wüste Spekulation getreten" und dieses verkehrte Treiben beeinflußt dann (heißt es weiter) sogar Professoren der Staatswirthschaft und Minister der Staaten, so daß falsche Theorien in Schwung und Geltung kommen. In Gehe's letztem Drogenberichte vom April 1875 wird als die (thatsächliche) Aufgabe „des durch seine sonstige Bedeutung hervorragenden Theils der Presse" die erkannt: „die Rolle des **Zutreibers** zu übernehmen", „eine Rolle, in die er sich um so leichter hineinfindet, je mehr verblendeter Parteigeist ihm den Sinn für Wahrheit ohnehin abgestumpft, ja die geflissentliche Entstellung der Thatsachen zu einem verdienstlichen Werke und die Meisterschaft in dieser schmählichen Kunst zu einer Haupteigenschaft des Zeitungsschreibers gestämpelt hat. Von einer so gearteten Presse Beistand gegen die trügerischen Manipulationen der industriellen Freibeuter erwarten, heißt in der That: Feigen von den Dornen suchen".

unverantwortlicher Weise sogar Regierungen das Schulgeld erhöht haben? Mein Vater zahlte für mich, als ich der obersten Klasse eines vorzüglichen Gymnasiums angehörte, jährlich 8 Thaler; jetzt müssen für einen Schüler in mittleren Klassen 36 und selbst 48 Thaler entrichtet werden! Das kann doch nicht ohne Nachwirkung bleiben. Zugleich erhebt sich das beschränktere Wissen über das höhere. Wegen des Lehrermangels oder aus Schlaffheit wird bei den Prüfungen eine Nachsicht geübt, die früher nicht vorkam. Junge Männer, die es wenig über die jetzige Seminarbildung gebracht haben, werden Lehrer, werden Vorsteher höherer Schulen und führen in Fragen des Unterrichts und des Schulwesens das große Wort. Den Gelehrten bleibt übrig sich in die Politik zu werfen, wenn sie Einfluß gewinnen wollen, oder in Forschungen zu vergraben, deren Ausbeute sie oft nicht an die Oeffentlichkeit bringen können. Bei einem solchen Gange muß unausweichlich ein Rückfall unseres Volkes kommen. Er bereitet sich vor unsern Augen vor. An Flinten und Kanonen hängt die Größe nicht. Wie verdienstlich wäre es von den Zeitungen, die ja doch unausgesetzt Wacht zu halten berufen sind, wenn sie diesem Zuge der Dinge Schritt für Schritt Widerstand entgegensetzten. Geschehen ist dies bisher nicht.

Ein anderes Beispiel zeige das Verhalten. Der äußerst seltene Fall trat kürzlich ein, daß eine neue Universität errichtet werden sollte. Unsere alten Universitäten sind ungeachtet ihrer Musterhaftigkeit vermöge ihrer geschichtlichen Entwickelung mit Gebrechen behaftet, welche sich ohne große Einschnitte in vieles nicht mehr beseitigen lassen, da sie seit Alters mit ihrer ganzen Einrichtung verwachsen sind; jedoch bei einer neuen Schöpfung ohne solche vermeidbar, mag sich ohne Schädigungen des Bestehenden neuen Gedanken und Bedürfnissen, welche die Zeit zu Tage gebracht hat, zum allgemeinen Besten leicht Rechnung tragen lassen. Als im Jahre 1847 nur der Plan auftauchte, das Johanneum in Hamburg zu einer Universität zu erhöhen, wurden viele Vorschläge in den Blättern verhandelt. Diesmal fanden in der Oeffentlichkeit gar keine Erörterungen über die Grundlagen statt, obwol man sich hierbei auf einem Gebiete bewegt haben würde, auf welchem die verschiedenen politischen Parteien einträchtig zusammenwirken konnten, voraus-

gesetzt, daß die neue Universität ein Tempel der Wissenschaft, kein politisches Werkzeug werden sollte. Was trat ein? Es kam zu keiner Neuschöpfung und doch hätte eine solche der Universität Straßburg hohe Bedeutung geben können. Einfach die vorhandene Gestalt mit allen ihren Mängeln nachahmend gründete man eine Universität gleich den übrigen, als ob es uns in Deutschland an mittleren Universitäten fehle, und bei den Berufungen erwiesen sich Klicken- und Parteiauffassungen als mitwirkend. Die Zeitungen sagten Amen und stimmten in die vorgesungenen Lobeshymnen ein. So sehen wir auch hier wieder, daß die Zeitungen nicht genug selbstthätig eingreifen. Sie werden gebraucht. Doch genug.

Bei solcher Zurückdrängung des Herausgebers kündigen sich neue Zeitungen an, die es gar nicht nöthig finden, den Mann nur zu nennen, der für ihren Inhalt zu sorgen hat!

Noch an zweierlei ist zu erinnern. Für Zeitungsschreiber und namentlich für Herausgeber sind die friedlichen Tage der früheren Zeit schon lange vorüber. In die Parteikämpfe hineingerissen müssen sie zu bestimmten Streitfragen Stellung nehmen und schweren Schlägen sich aussetzen. Es sei hier blos des milden Eichholz gedacht, dem das Gefängniß, in welches er eingesperrt würde, ohne daß ihm ein strafwürdiges Vergehen vorgeworfen worden war, vorzeitigen Tod zuzog.*) Die Ehrenfesten sind die am meisten Bedrohten. Andererseits können die Herausgeber, welche nicht hackel sind, auch sich Nebeneinnahmen machen. Aus dem in den Tuilerienbriefen abgedruckten Bericht von Curtis vom 21. Mai 1868 an Napoleon III, ist zu entnehmen, daß letzterem sich verschiedene deutsche Zeitungen zur Verfügung stellten. Als Gegenleistung verlangte von ihm die „Coblenzer Zeitung“ jährlich 4000 Franken, das „Echo der Gegenwart“ in Achen 5000, die „Speyrer Zeitung“ 8—9000, die „Rheinische Zeitung 22—23000 Franken**). Die Gelegenheit, zu Vermögen zu kommen, ist Heraus-

*) Tagesbuch von Ehrenreich Eichholz in den Monaten August bis November 1870. Hannover (1874).

**) So angegeben aus der deutschen Bearbeitung von B. Becker, die unter dem Titel: „Briefe deutscher Bettelpatrioten“ in Braunschweig erschien von: Wilhelm Blos, Unsere Preßzustände. Leipzig 1875 S. 8.

gebern und Zeitungsbesitzern, die auf solchen Wegen wandeln wollen, gegeben. —

Gegen früher haben sich die Ansprüche der Lesewelt an Vielseitigkeit so sehr vermehrt und gleichzeitig ist der Aufwand der Drucklegung so hoch gestiegen, daß nur wer im Besitze eines beträchtlichen Vermögens ist, wagen darf, eine Zeitung erscheinen zu lassen, welche den Wettlauf mit den vorhandenen großen Blättern bestehen kann. Auf Vorzüglichkeit der schriftstellerischen Kraft läßt sich bei mäßigen Geldmitteln heutzutage keine solche gründen. Versuche, viele Gleichgesinnte zu vereinigen, um gemeinsam das Erforderniß zu decken, haben bisher meistens dahin geführt, daß sie entweder auf die Länge sich nicht behaupten konnten oder damit endeten, daß allmälich die Antheilscheine in die Hände einiger Reichen übergingen. Ein Beispiel der letzten Art liefert die auf die gedachte Weise in der Zeit der hereingebrochenen Rückströmung als wirklich fortschrittliches Blatt entstandene „Nationalzeitung“ in Berlin, deren Aktien, als sie zum Drittheil ihres Nennwerthes zu kaufen waren, der wiederholt erwähnte Wolff an sich brachte. Seitdem ist sie ein Blatt wie die andern.

Nachdem die Bedingungen der Tagespresse sich so wesentlich verändert hatten, reichten die Kräfte derjenigen, welche ihre eigentlichen Träger sind oder sein sollten, höchstens zur Herstellung kleiner Blätter aus. So haben uns denn die letzten Zeiten die neue Erscheinung kleiner Blätter in großen Städten gebracht. Grade diese sind der Ausdruck selbstständigen Strebens geworden und befinden sich in voller Unabhängigkeit, grade sie zeichnen sich durch Gedankengehalt aus, aber sie stehen im Schatten der großen Zeitungen und führen ihr Dasein im Dunkel.

Dergleichen Blätter tauchen in bewegten Zeiten als Parteikundgebungen auf, wenn Gesinnungsgenossen Opfer bringen, um sich und andere nicht von dem Strome fortreißen zu lassen, vielmehr vereint widrigen Fluthen gegenüber Stand zu halten. Sie sind keine Gründungen zum Erwerb, sondern sollen einer gewissen Auffassung Raum verschaffen. Sie sind streitende Blätter, daher nicht immer frei von geflissentlicher Einseitigkeit. Jeder Leser weiß indeß sogleich, wie er mit ihnen daran ist, und mag sich gegen etwaige Uebertreibungen, Bemäntelungen oder Anschuldigungen ihrer Widersacher waffnen.

Die Volkspartei regt sich im deutschen Reiche beinahe nur in solchen kleinen Blättern. Ihr Hauptblatt war die „Zukunft" in Berlin, welches Dr. Johann Jacoby 1866 mit einer ihm als Ehrengabe zugewiesenen Summe gründete. Es vermochte sich nur bis in's Jahr 1871 zu halten, obschon in ihm Guido Weiß mit vollendeter Meisterschaft das Särkste unverfänglich und dabei zugleich anmuthig zu sagen verstand. Seitdem ist ihr einziges großes Blatt die „Frankfurter Zeitung" mit gegen 16000 Abnehmern, oft sprach sie auch aus der wiener „Tagespresse.". Die Lage ist ihr widrig, aber sie kann warten. Sie ist unverwüstlich. Ihre Zeit wird wieder kommen.

Die Adelspartei besitzt zwei auf die nämliche Weise entstandene größere Blätter: die neue Preußische „(Kreuz-)Zeitung" in Berlin und „Das Vaterland" in Wien. Beide sind selbstständig und eigentümlich, aber ihre Partei liegt danieder ohne Aussicht in Zukunft aufzukommen. Wagener gründete die Kreuzzeitung mit einer Aktiengesellschaft, um der rückgängigen Bewegung Vorschub zu leisten. In Berlin wurde sie anfangs Soldaten und niedern Beamten gegen den bloßen Betrag der Steuer und des Abtragelohnes überlassen, höheren Beamten, Geistlichen, Lehrern zum halben Preise. Sie hat damals ihren Zweck erreicht: heute erinnert sie an die Vergangenheit, obwohl sie noch eine Auflage von 7000 hat. Sie nimmt (was, wenn ich nicht irre, das „Vaterland" nicht thut) Reclamen zum doppelten Preise der einfachen Anzeige auf.

Bedeutung hat die den katholischen Standpunkt betonende „ultramontan" genannte Presse. Stark ist diese, weil in ihr kräftige Ueberzeugung das Wort führt, von den angenommenen Voraussetzungen aus folgerichtig verfährt, unzugänglich andern als kirchlichen Einflüssen. Wankelmuth darf ihr nicht vorgeworfen werden. Im Anfang des Jahrhunderts gab es kaum außerhalb des theologischen Bereichs eine den Glauben betonende Tagespresse. Zur Zeit unserer Väter, als die älteren Männer des jetzigen Geschlechtes noch sehr jung waren, legten sich die tübinger Professoren mit der „Theologischen Quartalschrift" aus, 1819; zwanzig Jahre später, 1838, erhob seine Stimme tonangebend in München der streitbare Schwärmer Görres in seinen „Historisch-

politischen Blättern" deren Geltung noch jetzt der Historiker Jörg kräftig aufrechthält. Die Umwälzung von 1848 gebar mehrere die kirchliche Auffassung voranstellende Zeitungen: den „Patriot" in Essen, die „Landshuter Zeitung", das „Mainzer Journal", die „Rheinische Volkshalle", die Baudri, der Maler, in Köln gründete. Letztere wurde von der preußischen Regierung unterdrückt, erschien weiter unter dem Titel „Deutsche Volkshalle", und erstand, als die Regierung diese wieder 1855 unterdrückte, in Frankfurt am Main als „Deutschland" 1856—1858, worauf sie 1860 die „Kölnischen Blätter" ersetzten, die jetzige „Kölnische Volkszeitung". Dr. Sebastian Brunner gründete in Wien 1850 die wiener „Kirchenzeitung", die erst Ende 1874 einging. Außerdem ließen sich die Blätter an den Fingern herzählen, welche mit dem Stichwort ultramontan zu bezeichnen gewesen wären.*)

Gegen die Mitte der 60ger Jahre, legte sich jedoch die Geistlichkeit rüstig in's Zeug. Sie unternahm es mit den die öffentliche Meinung richtenden Mächten zu kämpfen. Sie stellte sich auf die Wacht und setzte sich zur Wehr. Der Papst, die meisten Bischöfe, die Generalversammlungen der katholischen Vereine ermahnten zu wiederholtenmalen nachdrücklich der Gläubigen Heer, die Zeitungen im Auge zu behalten und mittelst der Presse einzugreifen. Wenn der Antrag Birle's (von der „Augsburger Postzeitung") auf der Vereinsversammlung zu Trier im September 1865, ein katholisches Preßbüreau zu errichten, nicht zur Annahme gelangte, so muß das verwundern. Der Versuch in der „Genfer Correspondenz", eine Centralleitung zu schaffen, verunglückte. Immerfort ertönten aus den Reihen der gläubigen Katholiken bittere Klagen, daß die Presse, welche die Sache der Kirche vertritt, keine genugsame Unterstützung bei der Geistlichkeit und den Laien finde. Das hieß aber nur, es geschehe noch nicht

---

*) So ein Blatt in Breslau, dessen Titel ich nicht mehr in Erinnerung habe, so in München die „Isarzeitung" und der „Bayerische Courier", der jetzt 10000 Abnehmer zählt, das „Regensburger Morgenblatt", die „Crefelder Blätter", die „Blätter von Cleve, Geldern und Rees", das „Bürgerblatt" in Emmerich, die „Carlsruher Anzeiger", das „Deutsche Volksblatt" in Würtemberg. In Oesterreich die insbrucker „Volks- und Schützenzeitung", in Wien „Volksfreund," „Vaterland" und „Gegenwart" u. a.

genug. Denn nach und nach wurden doch gewaltige Fortschritte in dieser Sache gemacht. Die Priester warfen sich auf die Publizistik. Die Pfarrer setzten in der Gemeinde ihre Thätigkeit und ihren Einfluß daran. Sie stifteten Preßvereine, sie machten es zur Ehrensache jedes guten Katholiken, ein Blatt von ausgeprägt katholischer Richtung zu halten und keines im Hause zu dulden, welches der Kirche zuwider sei, in kein solches Anzeigen zu schicken.

Seitdem schossen stark kirchlich gefärbte Blätter auf, in großer Menge. Die einzelnen neuen Erscheinungen standen unverkennbar im Zusammenhange und entsprangen aus einem planmäßigen Bestreben. In allen deutschen Landen wurden kleine Blätter, deren Herstellung keine großen Geldmittel erforderte, hervorgerufen für den gemeinen Mann und von vorwiegend örtlicher Bedeutung, also unterhaltende Volksblätter und kleine Zeitungen. An diese reihten sich weiter an Pastoralblätter, erbauliche Zeitschriften, wie auch solche, welche die Erziehung besonders in's Auge faßten. Nicht blos deutsche, auch in andern neben Deutsch gangbaren Sprachen erschienen neue „katholische" Blätter. Zum Nachschub diente eine Fluth von Flugschriften. Der ganze Vorgang blieb wenig bemerkt. Denn wenn in der eigenen Gegend ein oder ein paar solche Blättlein aufkamen, hielten Andersgesinnte dies des Aufhebens nicht recht werth und sprachen davon nicht viel. Die Folge war, daß man in anderen Gegenden so wenig davon erfuhr, als in dieser, daß in jenen ganz das Gleiche sich begab. Dergestalt wurde ungefähr in einem Jahrzehnt über ganz Deutschland hinweg eine im Sinne der Kirche arbeitende Tagespresse geschaffen und ihre Wucherung ist noch im Zuge. Die neuesten Erscheinungen sind 1875 die „Literarische Rundschau" in Achen und das „St. Paulinus-(Sonntags-)Blatt" in Trier.

Die Kaplanspresse hat man sie wol genannt, weil sehr viele Herausgeber dieser Blätter Kapläne sind.

Ihr Umfang wird die meisten Leser in Staunen setzen. In der Veranschlagung der einzelnen Zeitschriften halten wir uns an die eigene Abschätzung eines katholischen Wortführers. Es besteht diese katholische Tagespresse in deutscher Sprache gegenwärtig aus ungefähr dreihundert Blättern, ohne daß hinzugerechnet wäre was etwa in Holland, Belgien und Nordamerika

ihr angehört. Im neuen deutschen Reiche zählt sie 230 (wovon 60 auf Baiern kommen), in Deutsch-Oesterreich nur 36, in der Schweiz 29. In Ungarn gehört zu ihr nur ein Blatt, „das Recht“ in Preßburg neben einer Anzahl magyarischer, in Luxemburg zählt sie zwei. Hierzu treten nun aber im deutschen Reich noch ein französisches Blatt in Malmedy, 9 polnische (4 in Posen, 2 in Schlesien, 2 in Westpreußen, 1 in Ostpreußen), ein wendisches in Bautzen, zusammen 11, in Deutsch-Oesterreich 3 tschechische, ein slowenisches in Laibach, 2 italienische (in Trient und Görz), zusammen 6, in der Schweiz 10 französische, 3 italienische, ein romanisches, also 14, zusammen 356 Blätter. — Unter diesen gibt es auch einige größere Zeitungen, wie namentlich die „Kölner Volkszeitung“ mit neuntehalbtausend Abnehmern, die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn mit 5000 Abnehmern, die auf Aktien gegründete (von Majunke, Cremer, Rosialek, Nienkemper geleitete) „Germania“ in Berlin. Letztere hat die erste Auflage dieser Schrift, über welche die größeren Zeitungen fast allesammt, trotzdem Abdrücke an viele eingesendet worden waren, schweigend hinweggegangen waren, zu wiederholtenmalen ihren Lesern vorgeführt.

Manche Blätter erhoben sich zu einem beträchtlichen Absatze. Das „Augsburger Wochenblatt“ soll 32000, das „Mainzer Volksblatt“ 25—30000, die insbrucker „Neuen Tiroler Stimmen“ 20000, das „Stuttgarter Sonntagsblatt“ 16000, der „Bayerische Courier“ in München und die „Neue Augsburger Zeitung“ je 10000, die „Essener Volkszeitung“ 8000 Abdrücke bedürfen. Von den „Weckstimmen“ in Wien, die aus einer Reihe von Flugschriften bestehen, sollen 25000 Stück untergebracht werden.

Anfangs wollte die neue katholische Presse nicht recht gedeihen und mancher gute Katholik dachte wie Niedermayer, der 1861 gesagt hatte, eine barmherzige Schwester wirke mehr als zehn Zeitungsschreiber, und ein aufrichtiger Wortführer, Lukas in Regensburg, gestand noch 1867, daß sie „den Kampf des verlorenen Postens kämpft.“ Streitet sie doch gegen den Zeitgeist, und manchmal gegen die Anschauung, welche die Frucht des wissenschaftlichen Fortschritts ist. Geldmittel fehlten ihr keineswegs, wie der Volkspartei, die ebenso wie sie von starken Ueberzeugungen durchdrungen ist,

aber Gaben der katholischen Presse wollten lange nicht recht anschlagen; das Feld ihrer Wirksamkeit war unfruchtbar geworden. Lukas schilderte die Lage folgendermaßen: „Unter den Gebildeten greifen nur diejenigen nach katholischen Blättern, die mit formellem Bewußtsein an Gott und der Kirche hängen. Und diese sind bald gezählt! Unter dem Adel sind es einige wenige Familien, bei denen die Religion zum Inventar des Hauses gehört.“ (Der geneigte Leser denke über den Sinn dieses ungewöhnlichen, von Lukas sicher mit Bedacht gewählten und für viele Fälle gewiß sehr treffenden Ausdruckes nach.) „Daß die Studirten en masse brutal ungläubig werden müssen, dafür sorgt die Verwilderung unseres Universitätslebens. Unter den Bürgern sind diejenigen die Eifrigen, bei denen die geistlichen Herren ihre Bücher binden lassen, dann ihre Beinkleider, Stiefeln und Schreibmaterialien kaufen, diejenigen, von denen unsere Seminare und Stiftungen den Reis und den Sago beziehen, oder denen andere materielle Ueberzeugungsgründe beistehen. O täuschen wir uns nicht über unsere Zahl. Der nächste beste Spieß genirt sich das Allerheiligste zu begleiten, kaum der zehnte bürgerliche Magen kann die Fastenspeisen mehr vertragen und was die Frequentation der heiligen Sakramente anlangt, so greift allmälich eine Stimmung um sich, die einmal ein Bauer mit gottloser Einfalt also aussprach: „„Unser Klima ist unerträglich; im Winter ist es zu kalt, im Sommer zu heiß; zu Ostern wäre es grade recht, aber da hat der Teufel das Beichten wieder da.““ Ja, unsere Katholiken! Schaut sie an! Zählt die Mitglieder unserer Piusvereine, unserer Bruderschaften, unserer Vincentiusvereine, sucht sie im Pfarrgottesdienst! Wir haben freilich sehr ehrenwerthe Ausnahmen, Männer voll Ueberzeugungstreue, Muth und Hingebung — aber das sind eben die Abonnenten unserer Blätter.“ Indeß dies wurde anders, als der Angriffsstoß die katholische Kirche in Preußen traf. Da warf selbstverständlich die katholische Presse sich in den ausgebrochenen Kampf und schöpfte aus ihm frisches Leben. Konnte ihr ein größerer Gewinn werden, als daß nun laue Katholiken auf sie hören?

Leider ist heute bereits blinder Uebereifer angefacht. Fanatismus auf der einen Seite entzündet bekanntlich Fanatismus auf

der andern und Wenige nur verstehen, daß es besser ist Unrecht leiden als verüben. Nennt z. B. Leo Wörl in Würzburg 1875 einen Katholiken „innerlich abgefallen, wenn er seine Kost in liberalen Blättern sucht," fordert er „vollständigen Bruch mit allen liberalen Blättern," rechnet er sogar eine so bedeutende und so unabhängige Zeitung, wie die Frankfurter unter die „Schandblätter" so muß man doch fragen: wohinaus wird solches Toben führen? Das überschreitet Gränzen gerechter Abwehr. Den Geist der Versöhnlichkeit muß ein guter Deutscher zu pflegen trachten. Das gilt nach beiden Seiten.

Unser Volk ist ja einmal gespalten durch Glaubensverschiedenheit, aber Katholiken und Protestanten bilden wir zusammen **ein** Volk. Also **müssen** wir uns miteinander vertragen, beiderseitig bereitwillig Zugeständnisse einander einräumen und die Hände einander reichen zu gemeinsamen Werken. Sind wir denn so von Einsicht verlassen, daß wir die schwere Lehre der Geschichte, die grade unserm Volke so furchtbar gegeben worden ist, nicht mehr beherzigen mögen? Haben wir die entsetzliche Erfahrung vergessen, daß über hundert Jahre des Haderns und Wüthens, der allergrößten Anstrengungen und Opfer der Entzweiten keinem Theile zum Siege verhalfen, sondern mit dem westfälischen Frieden endigten und so im großen Ganzen mit dem Versprechen sich gegenseitig zu dulden? Vergessen wie die Frucht dieser langen Kämpfe darin bestand, daß unser Volk noch länger als ein Jahrhundert hinaus tief herunter gebracht war? Sollen wir uns auf's neue zerfleischen? Jedem guten Deutschen, ob er Katholik oder Protestant ist, gleichviel, jedem ist nun auferlegt, die öffentlichen Verhältnisse nicht ausschließlich vom Standpunkte seines eigenen Bekenntnisses zu würdigen. Eine gerechte Mehrheit darf nicht die Minderheit unterdrücken, auch wenn sie die Macht dazu besitzt, soll vielmehr diese gewähren lassen nach ihrem Sinne, so weit es irgend möglich ist bei eigenem unverkürztem Bestehen. Das allein entspricht der ächten Staatsweisheit wie der ächten christlichen Gesinnung, dem Vertrauen auf die führende Weisheit Gottes. Die Gewalt wird zu nichts Gutem führen, die Juristerei auch nicht.

Eine neue Erscheinung ist das Aufschießen einer social-

demokratischen Presse, die auf einem eigenen Boden wurzelt. Lassalle ging mit der Gründung einer socialdemokratischen Zeitung um, als er (im Sommer 1864) das Leben verlor. Sein Vorhaben führte Baron Dr. Schweitzer aus und 1865 erschien in Berlin „Der Social-Demokrat. Organ des Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins“. Ostern 1871 bekam dies Blatt den Namen des „Neuen Social-Demokraten“. Es hob sich zu 12000 Abnehmern. Im Jahre 1866 ließ in Genf Johann Filipp Becker den „Vorboten, Organ der Internationalen Arbeiter-Association“, erscheinen, eine Monatschrift, die später, 1872, einging. 1867 gründete ferner Liebknecht in Leipzig das „Demokratische Wochenblatt“, welches er 1869 zum „Volksstaat“ erweiterte, der gegenwärtig 7500 Abnehmer zählt. In gleicher Richtung tauchte eine große Anzahl kleinerer Blätter seitdem auf; manche gingen wol nach kurzer Frist wieder ein; bald jedoch ersetzten sie andere. Die Begründung geschah mehrmals durch Antheilscheine von 10 oder 5 Thalern. Bis jetzt erhielten die Blätter sich im Parteieigentum. Mittelst Herumtragen und Verbreitung in den Werkstätten, nicht durch bezahlte Anzeigen wurde Absatz gesucht und neue Abnehmer waren neue Werber, weil sie die Hebung ihres Blattes als Parteisache sich angelegen sein ließen. Dermalen besteht schon ein viertelhundert socialdemokratischer Blätter*) und

---

*) Der Hauptsache nach in gleicher Richtung gehalten erscheinen außer den obengenannten I im Anschluß an den von Hasselmann und Hasenklever jetzt herausgegebenen neuen Social-Demokraten „Social-Politische Blätter“, ein Unterhaltungsblatt in Berlin, und dann in Hamburg der „Neue Social-Demokrat“, der „Agitator“, die socialpolitischen Blätter in Berlin, der „Lübecker Volksfreund“. II in der Richtung von Marx: in der Schweiz „das Felleisen“, in Zürich „die Tagwacht“ und „der Rütlianer“; in Stuttgart die „Süddeutsche Volkszeitung“, in München „der Zeitgeist,“ der „Nürnberg-Fürther Social-Demokrat“, in Wiener-Neustadt die „Gleichheit“, in Reichenberg „der Arbeiterfreund“, in Pest die „Arbeiter-Wochenchronik“, der „Arbeiterfreund“ in Agram, die „Neue Mainzer Zeitung“, in Braunschweig der „Volksfreund“, weiter der „Krimmitschauer Bürger- und Bauernfreund“, die „Chemnitzer freie Presse“, der dresdner „Volksbote“. Vier von diesen haben zugleich unterhaltende Beilagen mit Erzählungen, Witzen u. dgl. Die Erscheinungsorte lehren, daß die unter den Socialisten eingetretene Spaltung auch räumlich sich kennzeichnet. Eine Vereinigung dieser beiden getrennten Bestrebungen ist in Gotha im Mai 1875 erfolgt und der Name „socia-

vier von diesen erscheinen sechsmal in der Woche. Dies gibt viel zu denken. Hier tritt uns vor Augen der Rückschlag auf die Ruchlosigkeit des Uebermuthes, der den lebendigen Menschen blos als eine Arbeitskraft betrachtete, blos wie eine Waare auf dem Markte schätzte.

Von den im deutschen Reiche und den in Oesterreich herauskommenden Zeitungen, die auseinander zu halten sind, üben die ersteren die überragende Wirkung aus. Mit ihrer Betrachtung beginnen wir demnach. —

Zweierlei haben wir aber noch im allgemeinen an den Vorgängen dieser letzten Jahre zu beachten: die großen Verlegenheiten zuvörderst, in welche die Zeitungen in vielen Städten durch das Ausbleiben der höheren Lohn fordernden Setzer und Drucker wiederholt geriethen. Stockungen traten ein; in Wien und Berlin einigten sich die getroffenen Zeitungsgeschäfte und gaben mit den ihnen übriggebliebenen Kräften eine gemeinschaftliche kurze Zeitung heraus, bis der Sturm beschworen war. Die Zeitungsherausgabe gehört zu denjenigen Unternehmungen, welche keine Unterbrechung zulassen. Für sie wird also hinfort auf die

---

listische Arbeiterpartei Deutschlands" angenommen worden. III Hinzuzurechnen in gewissem Sinne ist die Presse der Gewerkvereine und der Gesellen in bestimmten Handwerken: der „Pionier in Berlin, das in Krimmitschau gedruckte nur für Mitglieder bestimmte „Circular" des Weber- und Manufaktur-Arbeiterbundes, „Helvetische Typographia", „Correspondent", „Vorwärts", drei Blätter der Buchdruckergehülfen, die „Allgemeine Buchbinderzeitung" in Leipzig, der „Botschafter, Organ der deutschen Cigarren- und Tabakarbeiter"; „Korrespondent, Organ der deutschen Hutmachergehülfen", der „Genossenschafter", ein Blatt der Gold- und Silberarbeiter, der „Sprechsaal" der Porzellanarbeiter, der „Wecker" in Gotha, Organ der Gewerkschaft der Schuhmacher, „Der Bote", Organ der Spengler in München, „Blätter deutscher Blecharbeiter", „Sennefelder Bund" in Nürnberg. IV Von Seiten der sogenannten liberalen Partei ausgehend: „Gewerkverein" (von Hirsch-Duncker), und der „Arbeiterfreund" in Berlin, die „Union" in Hamburg. V mit stark lutherischer Färbung, vom Fabrikantenbund ausgehend, die „Concordia" in Berlin. VI Von der katholischen Geistlichkeit ausgehend: „Arbeiterfreund" in München (seit 1873) wöchentlich ein Halbbogen zu einem Monatspreise von — 3 Kreuzern! Das Blatt zählt gegenwärtig 6000 Abnehmer. „Christlich-sociale Blätter" in Achen. Außerhalb Deutschlands haben die Socialdemokraten jetzt in Antwerpen „de Werker", in Neu-York den „Sozial-Demokrat" und in Chicago „den Vorboten".

Erwerbung von Setz- und Ablegemaschinen allgemein Bedacht genommen werden.

Sodann Regungen eines Strebens nach größerer Selbstständigkeit.

Die Abhängigkeit von den Telegrammengeschäften fing den Herausgebern doch an lästig zu werden. Auch diesmal gingen Franzosen voran. Monatlich mußte jedes pariser Blatt in der Durchschnittssumme an die Agentur Havas eintausend Franken dafür entrichten, daß diese die französische Presse mit Nachrichten vom Auslande auf dem Laufenden hielt. Es war öffentliches Geheimniß in Paris, daß sie zur Preßwirthschaft des Kaisers gehörend Zuflüsterungen der Regierungen zugänglich war und daß über alle bei ihr einlaufenden Depeschen der Minister des Innern eine Censur übte, daß sie ferner den bei dem Unternehmen mit ihrem Vermögen betheiligten Börsenleuten diente, insofern nach ihren Mittheilungen sich die Kurse auf der Börse richteten, ja daß sie in Paris fabrizirte Nachrichten in Depeschenform ausschickte. Unabhängige Herausgeber von Zeitungen wünschten sich dieser Beherrschung zu entziehen, sahen aber ein, wie schwer dies sei. Am 5. August 1867 traten auf Girardin's Betrieb Herausgeber von 9 Blättern, welche andere Blätter heranziehen sollten, zusammen, um Havas für jede Zeitung monatlich 500 Franken anzubieten und die ersparten 500 in eine gemeinschaftliche Kasse zu legen, aus der für sämmtliche Theilnehmer eigene Telegramme besorgt werden sollten. Welche Wirkung dies Vorgehen hatte, blieb mir unbekannt, erwähnen will ich aber noch, daß bei dieser Zusammenkunft der Herausgeber der Indépendance Belge, Berardi, einen Bund der Zeitungen Frankreichs, Belgiens, Deutschlands und Englands vorschlug, um Havas dadurch entbehrlich zu machen, daß sie alle wichtigeren Kunden sich gegenseitig durch ein Vermittlungsamt zukommen ließen. Man sieht, der Bogen war von den Besitzern des europäischen Telegrafengeschäfts zu straff gespannt und der Mißbrauch schreiend geworden. Wie es dem Geschäfte in den Kram paßte, so gab es, veränderte es die theuer bezahlten Telegramme.

Einige Jahre später regten sich auch deutsche Zeitungen, die ihre Spitze natürlich gegen Wolff's Allgewalt kehrten, und der

Journalistentag beschloß auf seiner achten Wanderversammlung in Hamburg am 17. August 1873, Geldmittel aufzubringen für Vorarbeiten, um zur Errichtung einer Telegrafenanstalt zu gelangen. Der jüngere Stein in Posen nahm dieser Angelegenheit sich besonders an. Es werden aber wol wiederholte Ansätze genommen werden müssen, ehe es zu einem Erfolge zu bringen sein wird.

Die Genossenschaft der Bühnenangehörigen sucht auch die Schauspieler von den schlimmen Théaterzeitungen zu erlösen. Auf ihrer letzten Versammlung verbot sie deren Halten ihren Mitgliedern. Augenblicklich mag dies wol ein voreiliger, vielleicht ihr selbst schädlicher Beschluß deshalb sein, weil die Schauspieler derzeit noch allzu arg in die Banden der Agenten verstrickt sind, allein es hat damit doch die Abwehr begonnen, und jedermann weiß, daß ein Baum nicht auf den ersten Hieb fällt.

XIV.

Welchen Geistes die allermeisten Blätter im neuen Reiche sind, erhellt aus der früheren Auseinandersetzung sattsam. Sie arbeiten rührig an der Verherrlichung Preußens und an der Verpreußung, am Verschlucken der übrigen Gebiete. Ein gerechter Beurtheiler wird hierbei an die altpreußischen und die nichtpreußischen Zeitungen ein verschiedenes Maß anlegen. Herausgeber der ersteren waren Preußen, als solche von Jugend auf in die Einbildung hineingeschraubt, in Preußen stehe es am besten, Preußen sei allen übrigen Staaten voran; sie waren darum ehrlich überzeugt, den übrigen Deutschen Gutes zu thun, wenn sie zu ihrer Verpreußung hinwirkten. Sahen sie ja immer schon in Preußen den Vormund und Beschützer der übrigen Deutschen, obgleich es ihnen schwer gefallen sein würde, Einem gegenüber, der ihren Behauptungen entgegnen durfte, den Beweis zu führen, daß bei unsern Lebzeiten die Mittel- und Kleinstaaten in bestimmten Vorkommenheiten außer 1849, wo Preußen zugleich seinen eigenen Vortheil verfolgte, den Schutz Preußens bedurft hätten; ihr Schutz lag im deutschen Bunde. Anders jedoch ver-

hielt es sich mit den Herausgebern vieler Zeitungen in nicht-preußischen Gebieten, welche ebenso ihre Leser bearbeiteten; zum Theile waren diese keine Kinder des Landes, als dessen Angehörige sie sich gebärdeten, zum Theil und meistens bethörte Schwärmer, manche sogar verkaufte Seelen.

Völlig gleich war im übrigen Inhalte die Haltung der Zeitungen nicht. Ob sie einen mehr oder minder zahmen Widerspruch gegen Regierungsmaßregeln einlegten, ob sie schüchterne oder kecke Wünsche laut werden ließen, machte indeß im Grunde keinen erheblichen Unterschied. Inmitten ihres Kreises wurde auf diese geringfügigen Verschiedenheiten unter einander vieler Werth gelegt, während außerhalb Stehende dieselben in der Hauptsache als unwesentlich betrachteten. Diese letzteren fanden die Zeitungen wol etwas mehr rechts oder etwas mehr links, im Ganzen jedoch gleich. Vorausgesetzt, daß jemand nicht zu einem der nicht sehr zahlreichen Blätter greifen will, welche auf einem ganz anderen Boden sich bewegen, kommt in unseren Tagen nicht sonderlich viel darauf an, ob jemand diese oder ob er jene gewichtige Zeitung liest.

In diese alle spielt nämlich das berliner Preßbüreau hinein. Allen diesen gibt es, sei es in unmittelbaren, sei es in mittelbaren von den Herausgebern nicht allemal erkannten Anstößen die Richtung. Die Betrachtungen des Preßbüreaus werden wiederholt und zu den Weisen, die es hören läßt, fiedeln andere Zeitungsschreiber lustig Accompagnement und Variationen. Da befindet sich unter den Eiferern für's neue Reich gar mancher wohlmeinende, ehrliche Kauz, der's gar nicht gemerkt hat, daß er ein Hampelmännchen ist.

Ein hoher Beamter in Berlin, den ein Freund darauf hinwies, daß eine beabsichtigte Maßregel einen üblen Eindruck auf die öffentliche Meinung hervorbringen werde, gab die Antwort, das sei nicht zu besorgen, „denn wir haben die ganze Presse.“ Und in der That ist es beinahe also. Preußen ist Gebieter der öffentlichen Meinung.

Offizielle, offiziöse Blätter und vom Preßbüreau ausgehende Aufsätze in unabhängigen Blättern dienen dem Ministerium in Berlin. Hinsichtlich der offiziösen Blätter äußerte Fürst Bismarck

auf eine Frage Hermann Raster's: „Alles was ich verlange, ist, daß die Zeitungen mir so und so viel weißes Papier für die von hier (Berlin) ausgehenden Mittheilungen zur Verfügung stellen; im übrigen können sie schreiben, was sie wollen. Aegidi hat die ganze Sache unter sich, doch übt Bucher die leitende Controlle."

„Sauhirten" sollen die untergeordneten Werkzeuge in vertrauten Kreisen genannt werden: bestimmt weiß ich dies natürlich nicht und ebenso wenig mag ich verbürgen, was einmal in einem Berichte aus Berlin stand: Fürst Bismarck habe in einer Gesellschaft auf die Vorhaltung, warum so viele schäbige Leute im Preßbüreau verwendet würden, geantwortet: anständige bekomme er selten.*) Für alle diese im Umlauf befindlichen Angaben kann und mag ich keine Verantwortlichkeit übernehmen. Indem ich blos berichte, daß dergleichen herumgetragen wird, überlasse ich jedem, ob er dem etwa Glauben schenken will oder nicht. Diese Verwahrung gilt auch für einiges Andere in diesem Abschnitte.

Täglich werden im Preßbüreau, mit dem ich vor 1866 bekannt machte, Weisungen aufgestellt, welche den abhängigen Schriftstellern und Blättern zu wissen thun, wie sie schwebende Fragen behandeln, in welcher Weise sie die öffentliche Meinung richten sollen. Was Hahn, was Aegidi in den obersten Kreisen in Erfahrung gebracht und was sie als zu betreiben aufgestellt haben, gelangt täglich an den „Direktor des Büreaus", von diesem können dies Programm des Tages diejenigen Schriftsteller in Berlin, denen „Gelegenheit gegeben ist, sich über die Stellung der Regierung" zu unterrichten, empfangen; es soll auch „wie den Feldwebeln auf der Parade die Parole" in die Feder diktirt werden. Auswärtigen wird es zugeschickt.

Jeder der zwei Minister (vgl. Seite 137) scheint über eine gewisse Summe unabhängig von dem andern verfügen zu können. Einigemale ist es vorgekommen, daß, da dies Preßbüreau in zwei Abtheilungen zerfällt, die beiderseitigen Vorschriften nicht

*) Zufolge des in Berlin herauskommenden Wochenblattes von Dr. Guido Weiß, „die Waage" 1873 S. 38, hätte Bismarck's Ausspruch gar gelautet: „Denken Sie denn, daß anständige Menschen für mich schreiben mögen?" Sollte aber nicht sein Wort im Durchgehen durch den Mund Anderer eine geschärftere Fassung erhalten haben?

übereinstimmten, auch wol einander entgegenliefen und somit „die Leiboffiziösen des Ministers Eulenburg" (wie sich der Abgeordnete Richter in einer in den Ständen gehaltene Rede ausließ) nach ganz anderen Vorschriften arbeiteten, als die Leiboffiziösen des Fürsten Bismarck, wol gar deshalb in Streit unter einander geriethen. Dies beweist, daß eine gewisse Freiheit nicht ausgeschlossen ist und zuletzt doch immer jeder einzelne Schriftsteller ein Stück Verantwortlichkeit selbst trägt.

Den wohlangeschriebenen Schriftstellern lassen auch viele einflußreiche und gutunterrichtete Männer in den verschiedensten Staatsstellungen, Geheimeräthe aus allen Ministerien Angaben, Betrachtungen, Winke zukommen, wie dieses auch nichtpreußische Bundeskommissare thun. Manche Beamte sind ausdrücklich dazu angewiesen, andere thun es auf freie Hand, sei es, aus Antheilnahme am Gange der Weiterentwicklung, sei es weil sie sich gut mit der Presse stellen, auch mittelst derselben gewisse Anliegen ihres Geschäfts zu fördern trachten, sei es endlich, weil sie von einer Zeitung, die es weiß, daß sie den regelmäßigen Berichterstatter mit guter Auskunft bedienen, nicht unansehnliche Geldbezüge erhalten. Die halb oder versteckt Offiziösen, die nicht täglich in's Preßbüreau kommen, haben sich an diese zu klammern. Frühmorgens fährt der Berichterstatter der Zeitung mit der Droschke zu seinen Instruktoren und holt sich den Stoff zu seinen Aufsätzen. Im Mittelpunkte übersieht man, von wem diese oder jene Darstellung in den Zeitungen ausgeht.

Menschen, welche gemeinsam in abgeschlossenen Einrichtungen lange thätig sind, gerathen häufig darauf, für Verhältnisse, die mit diesen zusammenhängen, eigentümliche Ausdrücke unter sich zu gebrauchen, welche Außenstehenden unverständlich sind. Wo man solche vorfindet, darf man zuversichtlich schließen, daß die Einrichtung, innerhalb deren sie entstanden sind, bereits eine Vergangenheit hinter sich hat. Das Preßbüreau ist schon dermaßen ausgebildet, daß derartige Bezeichnungen in ihm gäng und gäbe sind. Nun möchte ich zwar ebensowenig behaupten, daß des Fürsten Bismarck Bezeichnung: „meine Sauhirten" unter diesen selbst sich eingebürgert habe, als daß die, welchen sie galt, dem göttlichen Sauhirten Eumaios an die Seite zu stellen seien, mit

dem uns der gute Vater Homeros befreundete, allein es gibt noch einen andern Kunstausdruck für die „Sauhirten". Am Preßbüreau thätig sein, heißt „Schlammbäder nehmen" (sie bekommen den Betreffenden meistens gut), die Mitarbeiter also „Schlammbader". Sie zehren vom „Reptilienfond" und neben „Offiziösen" gibt es „Hochoffiziöse" und „Halboffiziöse" und „Oberoffiziöse". Die von den Leitern ertheilten täglichen Weisungen führen den Namen „Waschzettel". Diejenigen Auskunftgeber oder „Instruktoren", welche nicht unmittelbar zum Preßbüreau gehören, heißen allesammt in jenem Rothwälsch „Pfeifer", mit einem Ausdrucke nicht eben schmeichelhaften Ursprungs. Ich würde aber für boshaft gelten, wenn ich diesen verriethe. Berliner werden wissen, was in einem gewissen Jargon „Pfeifer" bedeutet.

Das Preßbüreau bekam einen viel größeren Umfang. Die für das Preßbüreau des Ministeriums des Innern unter dem Titel „Dispositionsfond" von den Ständen gleich nach dem Kriege gegen Oesterreich im November 1866 bewilligte Summe betrug nur 31000 Thaler. Bei der betreffenden Verhandlung sagte Wagener: „Bedenken Sie die Stimmung in den neuen Ländern. In Süddeutschland (welches in diesem Jahre noch nicht zum norddeutschen Bunde gehörte) werden wir schwerlich preußenfreundliche Blätter ohne Anregung von Seiten der preußischen Regierung finden." Später wurden in zwei Titeln zusammen 70000 Thaler zu Preßzwecken der Regierung zugestanden. Höchst bedeutende Summen flossen aber bald dem Preßbüreau zu, als die preußische Regierung den Hauptstock der Hauseinnahmen des Königs von Hannover und des Kurfürsten von Hessen sich aneignete.

Das hing folgendermaßen zusammen.

Preußen hatte beiden Fürsten den Krieg erklärt und keinen Frieden mit ihnen geschlossen. König Wilhelm hatte seinen Vetter Georg den Welfen aus seinem Lande im Juni 1866 vertrieben und Ende Juli den Brief nicht angenommen, in welchem Georg um Frieden ansuchte. Der hannöversche Adjutant, der ihn überreichen sollte, wurde zurückgewiesen. Der Kriegsstand kam folglich zu keinem Ende. Zwischen Kriegführenden werden bekanntlich auch einzelne nur besondere Verhältnisse anlangende Abkommen getroffen,

ohne daß darin ein Friedensschluß läge. Zwischen den Königen Wilhelm und Georg wurden nun zwei solche Verträge vereinbart. Der eine, bevor Georg um Frieden bat, als bei Langensalza das hannöversche Heer nach einem Siege über die Preußen die Waffen streckte. Dieser enthielt die Bestimmung: „Sr. Maj. (Georgs) Privatvermögen bleibt zu Allerhöchster Verfügung", setzte mithin für dieses ein Ausnahmsverhältniß fest und entzog es preußischer Verfügung. Trotzdem wurde preußischerseits auf die aus Hannover kommenden Erträge aus demselben und sogar auf die in der englischen Bank liegenden Stocks des Königs von Hannover Beschlag gelegt. Als Grund dafür diente, daß noch vor der preußischen Besitzergreifung von Hannover der König mit Zustimmung aller hannöverschen Minister am 15. Juni 19 Millionen Thaler, die zum bei weitem größeren Theile Staatsgelder waren, nach London geborgen hatte, die demnach die Preußen, als sie Hannover besetzten, nicht hatten mit wegnehmen können, auf die sie aber doch die Hand legen wollten. Durch Bennigsen und Miquel erhielten sie ein Verzeichniß der geflüchteten Werthpapiere und sie forderten deren Ablieferung. Bei dem Uebereinkommen von Langensalza war dieser Anspruch nicht erhoben worden, folglich hätte man denken sollen, die in Langensalza getroffenen Abmachungen könnten auch von ihm nicht berührt werden. Der weggenommene Privatbesitz Königs Georg ist welfisches Hausvermögen und kann einst Erbe der englischen Königsfamilie werden. Die englische Regierung mengte sich deshalb vermittelnd ein. Als Vorbedingung von Verhandlungen stellte Preußen die Forderung, daß König Georg die Einverleibung des ehemaligen Königsreichs Hannover in die preußische Monarchie anerkenne — mit ihrer Annahme wäre der Frieden erfolgt. Von Georg wurde jedoch diese Vorbedingung ausdrücklich „abgelehnt", wie er denn überhaupt bei jeder Gelegenheit sein Recht auf seine Krone verwahrte. Preußen ließ darauf diese seine Vorbedingung fallen, und setzte die Verhandlungen fort, die zu einem am 29. September 1867 vollzogenen „Vertrage über die Vermögensverhältnisse Sr. Majestät des Königs Georg V." führten, zu einem Vertrage also, welcher das Kriegsverhältniß nicht abstellte, sondern etwas Besonderes betraf. Georg soll von vornherein nicht geglaubt haben, daß die in ihm

enthaltenen Abmachungen preußischerseits gehalten werden würden, indeß aus Rücksicht auf das Verlangen seiner englischen Verwandtschaft zur Einwilligung sich verstanden haben. Er gab seine Unterschrift unter dem Drucke der Drohung (so hat Fürst Bismarck in einer Landtagsrede erzählt), daß wenn der Abschluß nicht vor dem 30. September 1867 erfolge, mit welchem Tage Wilhelms Diktatur über Hannover aufhören sollte, die Angelegenheit an den preußischen Landtag gebracht und dessen Zustimmung eingeholt werden müsse. Dieser zweite Vertrag besagte: Georg gibt die nach London geretteten 19 Millionen an Preußen und tritt demselben sein Grundeigentum in Hannover ab, mit Ausnahme einiger Oertlichkeiten, deren Verwaltung aber bei Preußen bleibt, „bis er auf die hannöversche Königskrone für sich und seine Erben ausdrücklich verzichtet" (was demnach durch diesen Vertrag nicht geschah, so daß der Kriegszustand fortdauerte), Preußen dagegen gestand zu, daß der gesammte Inhalt der abgetretenen Besitztümer, die Silberkammer, der Juwelenschatz u. s. w. Georg „verbleibe", übernahm die Entrichtung der von ihm ausgesetzten Pensionen und verpflichtete sich 16 Millionen auszuzahlen. Indessen sollte so lange Preußen nicht verpflichtet sein, diese Millionen auszuhändigen, sondern nur zu verzinsen, bis Verhandlungen zum Abschluß gediehen seien über Anordnungen „behufs Sicherstellung dieser Ausgleichssumme" und über den Betrag gewisser Anrechnungen. Zum Verständniß dieses Zusatzes gehört, daß es sich um ein Hausvermögen, an dem die englische Königsfamilie eine Anwartschaft hat, handelte, und daß die Unterzeichnung des Vertrages auf preußisches Verlangen rasch, bevor noch über die Sicherstellung ein Einvernehmen erfolgt war, zu Stande kommen mußte, damit der preußische Landtag in das Abkommen nicht hineinzureden habe. Das Uebereinkommen war ausdrücklich eine bloße Abmachung über Vermögensverhältnisse, kein Vertrag, der Staatsfragen entscheiden sollte. Ueber die Verwendung des Geldes hatte Preußen sich keinen Vorbehalt ausbedungen.

Der König Georg erfüllte seine Verpflichtung, lieferte im November die 19 Millionen an Preußen ab.

Preußen erfüllte seine Verpflichtungen nicht in allen Stücken.

Die Silberkammer, in deren Besitz es sich nicht befand,*) gab es nach gemachter Eröffnung über ihren Verbleib an König Georg. Um über die Hauptsache hinwegzukommen, bediente nun das Ministerium sich des Landtages. Diesem legte es den Vertrag zur Genehmigung mit dem Bemerken vor, daß die Regierung „bis zum 1. Oktober an eine Mitwirkung des Landtages nicht gebunden war" und äußerte sich in der ständischen Verhandlung, „daß es nicht die Absicht sei, die freie Disposition über das Abfindungskapital dem Könige Georg einzuräumen, es sei vielmehr die bestimmte Absicht, die Mitwirkung der preußischen Regierung bei der Verwaltung des Kapitals zu sichern." Und doch stand davon im Vertrage kein Wörtlein.

Nachdem König Georg alles im Vertrage Uebernommene gewissenhaft geleistet und Preußen seine Gegenleistung — ungefähr neunzehn Millionen Thaler — in Empfang genommen, erklärte Minister von der Heydt in den ständischen Verhandlungen des 18. Februars 1868: „wenn König Georg eine Stellung einnimmt, die mit Geiste und Sinne des Vertrages durchaus in Widerspruch steht, so wird zunächst die Regierung allerdings verpflichtet sein, das Vermögen des Königs Georg von neuem mit Sequester zu belegen und keinen Thaler von der Rente zu geben, bis auch der andere Theil ebenso ehrlich wie wir (!) den Vertrag zu halten entschlossen ist." Also der „Geist" des Vertrages, der in seinem Wortlaut nicht ausgesprochen, für Andersdenkende nirgends herauszulesen war, sollte das Recht dazu geben. König Georg rüstete, es ist wahr, aber es ist ebenso wahr, daß er schon lange vor dem Vertrage gerüstet hatte, daß im preußischen Ministerium dies sehr wohl bekannt war und daß es in dieser Beziehung bei dem Abschluß des Vertrages sich nichts ausbedungen und keinen Vorbehalt gemacht hatte. Der frühere hannöversche Minister Windthorst hat im preußischen Landtage später angegeben, daß während der Verhandlungen von hannöverschen Rüstungen wol die Rede gewesen, aber keine Beschrän-

---

*) Sie war im Schlosse eingemauert und ungeachtet viele tausend Thaler für Angabe des Verstecks geboten worden sein sollen, hatte keiner von den vielen Mitwissern den Ort verrathen.

kung König Georg auferlegt worden sei.*) Ohne die empfangenen 19 Millionen herauszugeben, legte König Wilhelm am 2. März zum zweitenmale auf das ganze in seinem Machtbereiche befindliche Privatvermögen König Georgs Beschlag, „nach Kriegsrecht“ sagte Bismarck. War doch kein Friede geschlossen.**) —

Gleichermaßen wurde mit dem Vermögen des Kurfürsten von Hessen verfahren, dessen Zinsen auf 400,000 Thaler geschätzt wurden. Der Kurfürst hatte sich in einem zur Zeit seiner stettiner Gefangenschaft getroffenen Uebereinkommen am 17. September 1866 dazu verstanden, seine Unterthanen des gegen ihn geleisteten Eides zu entbinden, jedoch nichts darüber hinaus verheißen und sich namentlich vor dem Abschluß geweigert, einen Verzicht auf sein Fürstenrecht auszusprechen. Nach Wiedererlangung seiner Freiheit ließ er eine Denkschrift über die „Usurpation“ des Kurfürstentums ausgehen. Weil er dies gethan, sah Preußen jenes Abkommen nicht mehr als gültig an.

Der preußische Landtag genehmigte, gleich als ob er eine Rechtsbehörde wäre, am 29. und 30. Januar diese beiden Beschlagnahmen fremden Eigentums und wies den Ertrag dieser beiden fürstlichen Vermögen, soweit er nicht kraft besonderer Verpflichtungen beschwert war, den Staatsleitern zu freier Hand an, damit sie ihn verwendeten, um den „Umtrieben“ der Feinde Preußens zu begegnen. In den damaligen Verhandlungen hatte Graf Bismarck die Worte ausgesprochen: er „verfolge bösartige Reptilien bis in ihre Höhlen hinein, um zu beobachten, was sie treiben.“ In Folge dieser Aeußerung benannte der berliner Witz das ihm anvertraute Geld den Reptilienfond.

---

*) Windthorst drückte sich aus, es seien schon vor Abschließung des Vertrages die Thatsachen, die für die Beschlagnahme sprechen, zwischen dem Ministerpräsidenten und ihm (der die Verhandlungen für König Georg führte) erörtert worden.

**) Weil die Allermeisten keine Aktenstücke lesen, sondern die von Parteizwecken geleiteten, sehr häufig ungetreuen Besprechungen der Aktenstücke sich genügen lassen und hernach auf Grund vermeintlicher Bekanntschaft mit den Vorgängen in Unkenntniß vieles Erheblichen ihr Urtheil gestalten, sei verwiesen auf eine Schrift, welche die betreffenden Aktenstücke enthält: Onno Klopp, Das preußische Verfahren in der Vermögenssache des Königs von Hannover. Wien 1869.

Seitdem standen höchst bedeutende Summen für Preßzwecke zu Gebote. Noch im Jahre 1869 erklärte ein Schreiben der Regierung an den Vorsitzer des Abgeordnetenhauses, die Zinsen der beiden fürstlichen Vermögen langten nicht zu Verwendungen für die Länder. Allenthalben wo preußische Belange in Frage kommen konnten, wurde in einem weit größeren Maßstabe als bisher mit diesem Gelde eingegriffen und die Zahl der im Solde befindlichen Tagesschriftsteller ward viel stärker. Da die Gegenkraft, welche wider das Preßbüreau eingesetzt wurde, lediglich in den Gegenbestrebungen Einzelner bestand, die außer ihrem Verstande nichts zur Verfügung besaßen, war die Wirkung eine außerordentliche. Blos innerhalb der Kreise der katholischen Kirche gab es einen nicht bestimmbaren Mittelpunkt und Geldmittel, wurde auch Manches ganz anders angesehen als in Berlin. Auf diese fallen jetzt Keulenschläge.

Was läßt sich mit so vielem Gelde ausrichten, da die Federn so billig sind! Es gebrach nicht etwa an Werkzeugen für die erweiterte Thätigkeit. Zwar schlossen Männer von selbstständiger Denkart sich nur an, falls ihre Ueberzeugungen dies zuließen, ja deren Mehrheit, weil sie hernach gemeinschaftlich mit feilen Skribenten durch Dick und Dünn traben mußten, auch wol nur wenn sie nicht mehr anders fortzukommen wußten, aber die Rekrutirung geschah ohne merklichen Schaden aus verkommenen Schriftstellern, bedürftigen Studenten, insonderheit vielen israelitischen Bekenntnisses, und (was bemerkenswerth ist) mit aus dem Postdienste entlassenen früheren Postsekretären. Letztere sind wegen ihrer raschen Fassungsgabe wie ihrer flotten Arbeitskraft sogar gern gesehene Stipendiaten des Reptilienfonds.

Die erstaunlichen Erfolge der preußischen Waffen rissen ohnehin den Schwarm unselbstständiger Schriftsteller in's Schlepptau. Erfolgsanbeterei trieb überhaupt was selbstsüchtig und ehrgeizig war, der Schwachkopf, der Wischlappen, der große Haufe kurzsichtiger Filister, natürlich also auch gar Mancher unter den Schriftstellern. Mit allerlei landläufigen, jedoch windigen Redensarten legten die Ueberläufer die Beschönigung ihres Abfalls von den früheren Ueberzeugungen zurecht. Viele solche, welche bis dahin großdeutsch gewesen waren, schwangen darauf die Fahne Preußens

hoch. Gab es unter solchen vielleicht einige, deren Augen nicht wirklich geblendet waren, so wollten diese doch dem Verdienste nachgehen, der jetzt beinahe nur im preußischen Lager zu finden war, und in ihm mußten sie sich durch Feuereifer hervorthun, um Vertrauen zu gewinnen.

Das Personal des Preßbüreaus war in fortwährendem Wachsen begriffen. Die Zahl der Zugehörigen, jedoch vor der Welt selbstständig Dastehenden nahm stark zu, derjenigen, welche, insofern sie kein Gehalt bezogen, nur Nachrichten, Winke und durchschlagende Empfehlungen, daher mit einem für Unkundige genügenden Scheine von Recht behaupten mochten, sie seien nicht bezahlt, sie schrieben unabhängig.

Das Preßbüreau aber hält zuletzt die Fäden. Je nachdem sich eine neue Feder bewährte oder nicht, der neue Diener brauchbar oder ungeschickt, zuverlässig und verschwiegen oder schwatzhaft und vorlaut sich zeigte, ward er bald in bessere Stellungen versorgt oder mit rühmlicher Eile entlassen. Auch der nur halbwegs Brauchbaren nahmen sich die Leiter treulich mit dem Bemühen an, ihnen fortzuhelfen.

Wer mitthut, muß alles mitmachen. Ich möchte es nicht grade läugnen, daß sie in der That es so meinten, wie sie drucken ließen. Allein dies reicht zu völliger Rechtfertigung nicht aus. Denn um als Volksredner sich aufwerfen zu dürfen — und dies sind ja die „Publizisten," nur daß sie nicht mit ihrer Stimme, sondern mittelst der Presse zum Volke reden — genügt es nicht eine Meinung leichthin gefaßt zu haben, ist vorgängige reifliche Prüfung der Grundlagen, auf denen die bewegende Frage entstanden ist, Pflicht. Das Urtheil soll ein gewissenhaftes sein. Sie jedoch befinden sich obenein in der Lage, sich etwas einreden zu lassen und Vorschriften befolgen zu müssen. — Und wer wüßte es nicht, daß Menschen, die immer und immer wieder dasselbe erzählen, auch wenn dies nicht wahr ist, schließlich selbst an ihre Lügen glauben?

Die den an der Spitze stehenden Männern obliegende Aufgabe war gewiß keine leichte. Ihre Schwierigkeit wurde noch dadurch erheblich gesteigert, daß die gewöhnliche Einrichtung eines Amtes nicht durchzuführen war, weil dies leicht einmal Verantwort-

lichkeit vor der Volksvertretung zur Folge haben könnte, man sich aber in völliger Freiheit ohne Rücksichtnahme auf zukünftige Rechenschaft bewegen wollte und auch, wenn anders dem vorgesteckten Ziele wirksam nachgestrebt werden sollte, mußte bewegen können. Es galt namentlich die zur Verfügung stehenden Kräfte ebensowol loszulassen, dergestalt, daß sie auf eigene Hand handelten, und dennoch gleichzeitig die Fäden zu behalten, welche sie richteten und zu Werkzeugen machten. Vor der Welt mußten die Zugehörigen gleichwie unabhängige Denker dastehen, welche selber alle Verantwortung tragen, in Wirklichkeit mußten sie gehorsame Diener abgeben. Das Preßbüreau wollte im Geheimen arbeiten; deshalb durfte es nur in den seltenen Fällen, in denen es kein Verstecken mehr gab, offen hervortreten. Es befand sich demgemäß vielfach in der Lage durch Mittelspersonen, mit Strohmännern vorzugehen. Es mußte Ableger schaffen, die äußerlich in keinem Zusammenhange mit ihm standen, ohne daß ihm gleichwol die Oberleitung entschlüpfte. Gelungen ist dies und in solchem Grade, daß kürzlich sogar das Vorhandensein eines preußischen Preßbüreaus vor der unkundigen Lesermenge in Zweifel gezogen und dieser die Ansicht nahe gelegt werden konnte, die Rede der Gegner von einem Centralpreßbüreau sei eitel Flunkerei! Diese Beschaffenheit kann in der Folge einen weiteren Vortheil haben. Sollte eines Tages unausweichlich sein, das Centralpreßbüreau fallen zu lassen, so bliebe doch das von ihm geschaffene Netzwerk und die Maschinerie würde weiter arbeiten, sofern die Geldmittel, mit welchen sie gespeist wird, nicht gänzlich ausgehen.

Am Preßbüreau Angestellte kauften seitdem Zeitungen, kosteten sie selbst hunderttausend Thaler und mehr. Man fragte erstaunt, woher sie das Geld dazu nähmen?

An Orten, wo ein gewichtiges gegnerisches Blatt lahm zu legen war, erhob sich diesem gegenüber ein neues anscheinend unabhängiges, wie neben der demokratischen „Frankfurter Zeitung“ die „Neue Frankfurter Presse“ *). Fortan entnahm der ganze

*) Damit verhielt es sich folgendermaßen: zuerst kaufte 1866 der preußische Polizeipräsident in Frankfurt am Main um einen hohen Preis (10,000 Thaler) das dortige Tageblatt, dann wurde aus diesem eine förmliche Zeitung gemacht, die „Frankfurter Presse“, darauf 1873 dieselbe um den vierfachen Preis an die

Chorus der am Leitseile gegängelten Blätter Nachrichten und Urtheile aus Frankfurt ausschließlich dieser. An diesem Umstande gewinnt man ein Kennzeichen für die Stellung der Zeitungen. Lithografirte Korrespondenzen wurden an verschiedenen Plätzen geschaffen, so die „Deutsche Reichskorrespondenz“ von Matthias, welche an mehr als 60, man sagt sogar an etwa hundert und zwanzig, deutsche Zeitungen ab- und in sie übergeht. In Braunschweig wie in Hannover sollen vom Reptilienfond unterhaltene Unternehmungen dieser Art thätig sein. Die Sternsche Korrespondenz, die an mehr als 40 Zeitungen geht, gewährt dem Preßbüreau ebenfalls Eingang. So behaupteten Kundige.

Für preußische innere Verhältnisse blieb die „Provinzial-Korrespondenz“ ein Haupthebel; sie trat ungescheut öffentlich vor. Wie sie sich ausbreitete, sie die Lieferantin der politischen Weisheit, zeigt die Mitte 1869 gemachte Angabe, sie habe 38,000 Abzüge versteuert. Seit dem März des Jahres 1873 ließ auch Dr. Robolski in Berlin eine mit ihr übereinstimmende kleine Zeitung erscheinen, welche darauf berechnet war, in kleineren Städten als eigenes örtliches Blatt ausgegeben zu werden. Auf ihrer ersten Seite befand sich keine Titelangabe, sondern war für den nachträglich hinzuzufügenden Kopf leerer Raum gelassen, und die letzte Seite blieb ebenfalls offen. In jeder Stadt, die sich dieselbe aneignete, kam vorn das Anzeigeschild, für die letzte Seite wurden örtliche Nachrichten und Anzeigen gesetzt und das Ganze kam in ihr nochmals unter die Presse, um als Ortsblatt zu erscheinen. Hiermit führte das Preßbüreau einen fruchtbaren Gedanken aus, den mehrere Jahre zuvor Herr Schraps (das nachherige Reichstagsmitglied) betrieben hatte, als er die Herstellung einer Zeitung in Leipzig versuchte, welche am nämlichen Tage in allen Städten, mit denen die Eisenbahnverbindung es ermöglichte, nach Hinzufügung eines örtlichen Theiles als Ortsblatt ausgegeben werden sollte.*) Dem Besitzer der „Volkszeitung“ gelang es 1874, diese auf die angegebene Weise in Potsdam, Spandau, Lauenburg,

---

Gesellschaft Engelmann und Comp. mit dem Vorbehalte wieder verkauft, daß die politische Leitung dem Preßbüreau verbleibe.

*) In der Pfalz soll ein solch' Verfahren schon um 1860 vorgekommen sein. Kürzlich fand es auch in Nordamerika Eingang.

Danzig, Friedberg, Rosenberg, Beuthen unter verschiedenen Titeln einzubürgern. Da ihre Haltung „fortschrittlich“ ist, erboste sich der Nationalliberalismus ob solcher „publizistischen Normalabfütterung.“ Das berliner „Tageblatt“ verunglimpfte dieses statthafte Verfahren als einen „widerwärtigen Auswuchs“, „es ist ein unter geschäftlichem Druck vor sich gehendes gewaltsames Aufzwingen politischer Anschauungen.“ Fabula de te narratur.

Durch vorhandene Zeitungen zu wirken war ohne Zweifel das Vortheilhafteste. Auf schwachen Füßen Stehenden wurde Geld gegeben, damit sie sich erhalten möchten, und größeren keines Zuschusses bedürftigen ebenfalls, auf daß ihre Besitzer sich dienstbereit erwiesen. Zur Führung von Zeitungen wurden am Preßbüreau Angestellte vermöge dessen Einfluß berufen. Bereitwilligen oder abhängigen Herausgebern (beide Arten wird man zu unterscheiden haben) wurden mancherlei Vortheile zugewendet, je nach den Umständen. Wo schon die öftere Anführung eines Blattes und sein Lob seitens der abhängigen Zeitungen, wo Zusenden von Aufsätzen ohne Honorarforderung ausreichte, um einen Herausgeber oder Besitzer zu befriedigen, wird man es sich nicht mehr haben kosten lassen. Man konnte aber auch bezahlte Anzeigen dem Blatte zuwenden. Ja, daß abhängiger Blätter Kaution ersetzt, ihre eingezahlte Stämpelsteuer zurückvergütet, sogar ihr Herausgeber besoldet worden sei, wurde für einzelne Fälle behauptet. Beispielsweise sei angeführt, daß der tilsiter „Bürger- und Bauernfreund“ wissen wollte, es beziehe von jenem Mittelpunkte der preußischen Preßthätigkeit ein gewisser Herausgeber der „Preußischen Lithauischen Zeitung“ ein Gehalt von tausend Thalern. Unverfänglich sind derartige Behauptungen in Preußen, sintemal als der Herausgeber der „Germania“ in Berlin den Herausgeber der Spener'schen Zeitung der geheimen Abhängigkeit beschuldigt und dieser letztere, Dr. Wehrenpfennig, jenen deshalb verklagt und beschworen hatte, seine Zeitung habe kein Geld vom Staate genommen, der Gerichtshof ersteren dennoch (im Oktober 1873) freisprach, indem die über jene mitgetheilte, wenngleich falsche Angabe keineswegs zur Herabwürdigung Herrn Wehrenpfennig's in der öffentlichen Meinung geeignet sei. Eine derartige Behauptung gilt folglich in Preußen keineswegs als ehrenrührig.

Aegidi, stets für Preußen begeistert und glühender Verehrer des Fürsten Bismarck, entwickelte unermüdliche Thätigkeit und die größte Umsicht, den Leistungen des Preßbüreaus in großen und kleinen Blättern Eingang zu verschaffen, ihren Herausgebern schönen Zeitungsstoff zur Verfügung zu stellen und ihr Blatt zu versorgen, ohne daß es diesen Geld kostete; überall mühte er sich, mit Zeitungsschreibern Verbindungen anzuknüpfen und das Bereich der Wirkungsmacht des Centralpreßbüreaus zu erweitern. Fast aufdringlich zeigte sich das letztere. Es „belästigt (wie das „Tageblatt" in Braunschweig im Jahre 1873 bekannt machte), die Redaktion mit seinen direkten und indirekten Sendungen bis zur Verzweiflung". Zuletzt glückte es ihm doch meistens. Es sind wol nur Ausnahmsfälle, in denen die zu Gebote stehenden Mittel nicht verfingen. Doch kam es vor. Umsonst wurde z. B. einem Zeitungsbesitzer wöchentlich einmal freie Fahrt nach Berlin, damit er sich dort über den Stand der Dinge unterrichte, angeboten und Anderes in Aussicht gestellt. Doch wollte ich Näheres veröffentlichen, wäre zu gewärtigen, daß Betheiligte aus „geschäftlichen Rücksichten" widersprächen!

Ein verführerischer Umlauf ist in die Oeffentlichkeit gelangt, weil er zufällig in unrechte Hände gerieth. Er ging nämlich, wie gewiß vielen andern Blättern, im Februar 1874 der „Neuen Wormser Zeitung" zu, und an deren Spitze stand augenblicklich ein Demokrat, Herr Westerburg. Das Angebot verhieß: erstlich dreimal wöchentlich „einen originalen politischen Stimmungsbericht aus der Reichshauptstadt", zweitens politische und diplomatische originale Nachrichten aus allen Fächern der Verwaltung u. s. w. drittens einen „knappen aber erschöpfenden Parlamentsbericht", viertens 3—4 mal wöchentlich „Spezialkorrespondenzen aus andern Hauptstädten" [geschrieben in Berlin?], fünftens „Kleinere Originalberichte nach den uns zugehenden auswärtigen Quellen über fremdländische Verhältnisse" und sechstens, was bei dem jetzigen Börsentreiben ganz besondere Beachtung verdient, „einen kurzen täglichen sowie einen längeren Wochenbericht der berliner Börse." Demnach war die Fabrik bereit, beinahe den ganzen Bedarf der Zeitung zu liefern. Und was forderte sie dafür? Damit das Kind doch einen Namen habe, hieß es, sie wolle das

alles schicken zu einem von der Redaktion selbst zu bestimmenden Preise. Herr Westerburg machte das ihm zugegangene Circular bekannt. Da wurde es frischweg abgeläugnet. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung erklärte, die Neue Wormser sei von irgend jemand „mystifizirt“ worden. Vorhanden war es und in Westerburg's Händen; man mußte also einen Fälscher vorschieben.

Ganz besonders wurden Blätter in Süddeutschland in's Auge gefaßt. Es gab da solche, welche wegen ihres Arbeitens für Preußen sich keines genügenden Absatzes erfreuten; diese wurden thatkräftig unterstützt. So soll namentlich (ich verbürge es nicht) für Fröbels „Süddeutsche Presse“ in München durch Vermittelung der preußischen Gesandtschaft eine Summe von 24000 Thalern nach und nach verausgabt worden sein; hernach wurden von ihr einige hundert Exemplare bestellt, die in Baiern an Gasthöfe, kleinere Wirthshäuser und Kaffeeschänken unentgeltlich kamen.

Es ließ sich voraussetzen, daß in Schleswig-Holstein, Hannover und Kurhessen die frühere unabhängige Presse durch eine abhängige verdrängt und ersetzt werden würde. Es ist so ziemlich erfolgt. In Schleswig-Holstein zum Beispiel unterdrückte General Manteuffel sogleich bei seinem Einrücken in Holstein 1866 die „Schleswig-Holsteinische Zeitung.“ In Abhängigkeit vom Preßbüreau arbeitende Blätter gab es dort bereits (vgl. S. 147). Die „Kieler Zeitung“ schwankte 1869 oder 70, und die „Itzehoer Nachrichten“ gaben dann auch den Widerstand auf. Ueber die eroberten Reichslande senkte sich eine Wolke von Preßagenten und Lohnschreibern aus Berlin, wie Rasch angibt, reich versehen mit Geldmitteln aus dem Reptilienfond. Widrige Blätter wurden in Elsaß-Lothringen unterdrückt, z. B. die „Colmarer Zeitung“. Neue Zeitungen schossen dafür mit Staatshülfe auf, wie die „Zeitung für Lothringen“ und die „Metzer Zeitung“, die „Mülhauser Zeitung“. Der regierungsfreundlichen Tagespresse ward nachdrücklich unter die Arme gegriffen. Der „Volkszeitung“ in Kolmar wurden z. B. angeblich 10000 Franken gespendet. Die „Straßburger Zeitung“, der „Niederrheinische Kurier“ u. a. ergaben sich. Sämmtlichen Blättern des eroberten Reichslandes gingen Aufsätze zu. Der Angabe der „Vossischen Zeitung“ nach haben im Elsaß gegen deren Aufnahme sich blos ein paar beharr-

lich gesträubt, das Wochenblatt in Kolmar und das neue Elsässer Journal in Straßburg, welches sonst an Zahmheit nichts vermissen lassen soll, aber als unabhängig gilt und deshalb den „Niederrheinischen Kurier“ ausstach. Rasch nennt noch den Industriel alsacien in Mülhausen.

Bei der Regierung in Straßburg ward ein litterarisches Amt gegründet, welches eine lithografirte „Elsassische Correspondenz“ anfertigte. Anzuerkennen ist gewiß, wenn von Amtswegen das Land mit eingegangenen Nachrichten unverzüglich bekannt gemacht wird, wenn eine Regierung beflissen ist, die besonderen Erfahrungen der Behörden jedwedem Einwohner zugänglich zu machen: insofern aber die deutschen Zeitungen, für welche diese Lithografie bestimmt ist, in derartigen amtsmäßigen Berichten die einzige verlaßliche Quelle über die Zustände im Elsaß erblicken, gehen sie gänzlich fehl, denn man darf sich nie nach einem Theile allein richten. Ein altes deutsches Sprüchwort warnt davor. Folgen sie lediglich ihnen, und das thun sie, so entrollen sie vor ihren Lesern kein zutreffendes Bild und erfüllen die Aufgabe nicht nur nicht, die sie haben, sondern handeln ihr entgegen und schaden, wie alles, was einseitig verfährt.

Auch für zeitweiligen Dienst, für vorübergehende Zwecke wurde Geld verabreicht oder versuchsweise angeboten, insonderheit ist dies behauptet worden für Fälle, in denen, weil Lärmschlagen über bestimmte Vorgänge höchst ungelegen gekommen wäre, Schweigen erkauft wurde. Oeffentlich versicherte der Kaplan Miarka, Herausgeber des „Katholik“, eine gewisse Person habe ihm 7500 Thaler zahlen wollen, falls er während der Wahlen zahmer schreibe und der Einwirkung auf selbige sich enthalte.

Außerordentlich vergrößert wurde die Wirksamkeit dadurch, daß in großer Anzahl Schriftsteller den Schein der Selbstständigkeit bewahren konnten, sich als unabhängige Männer gebärdeten und sehr entrüstet in Abrede stellten, sich in Dienstbarkeit begeben zu haben. Herausgeber von Zeitungen, welche das Heft in Händen behalten wollten, gingen in die Falle und blieben guten Glaubens, während sie doch schmählich getäuscht wurden. Selbst auf den Tisch, den demokratische Blätter deckten, erstreckte sich solcher ver-

borgener Einfluß, nur daß für diese der Braten mit anderer Brühe aufgetragen wurde.

Eine ganze Reihe solcher Schriftsteller, die fälschlich für unverfänglich gelten, namhaft zu machen, bin ich von ein paar Seiten in den Stand gesetzt worden. Ich unterlasse es. Dem aufmerksamen Leser wird längst nicht entgangen sein, daß ich die Nennung solcher Personen, deren Name nicht bereits in die Oeffentlichkeit geworfen war, wenn es zu umgehen schien, unterließ. Wo es sich um Grundsätze handelt unnachgiebig, schmerzt es mich doch selber, Personen als solchen weh zu thun, und ich denke, daß dem Einen oder Andern das Herausziehen seiner Person an's Licht der Oeffentlichkeit den Rücktritt von den jetzt gewandelten Bahnen in lauterere versperren könnte; ich würde es aber als einen schönen Lohn meiner auf diese Schrift verwendeten Mühe halten, wenn auch nur Einer von denen, die sich durch sie getroffen fühlen, zur Besinnung käme. So viel aber kann ich auf Grund meiner Vorlagen versichern, daß große Zeitungen wie die Allgemeine in Augsburg, die Kölner, die Weserzeitung u. s. w. unter ihren ständigen Mitarbeitern nicht etwa einen, sondern m e h r e r e haben, welche unmittelbar oder mittelbar zum Preßbüreau gehören. Und nun wissen meine Leser, was davon zu halten ist, wenn gelegentlich von Herausgebern auf das bestimmteste erklärt wird, sie ständen in keinem Zusammenhange mit dem Preßbüreau, wenn sie auf Vorhalte mit „Verläumdern" um sich werfen, wenn sie äußere Beweise fordern, wo doch in den vielen von ihrer Zeitung mitgetheilten Aufsätzen die deutlichen Beweise vorliegen für jeden, dem die Augen über das heutige Treiben geöffnet sind. Ein der Verhältnisse sehr wohl kundiger Schriftsteller schrieb mir kürzlich: „Ich wüßte wenige deutsche Zeitungen, in denen nicht ein Schlammbader sitzt."

Sind nun, wie es gegenwärtig der Fall ist, die größeren Zeitungen gespickt mit Aufsätzen, die auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückzuführen sind, so ergibt sich als natürliche Folge, daß auch die kleineren Blätter, welche außer örtlichen Nachrichten selten Eigenes von Belang bringen, sondern vom Nachdruck bestehen, nicht minder Verbreiter der Ausstreuungen und Urtheile des berliner Preßbüreaus werden. Herausgeber, die mit der Scheere

arbeiten, machen gelegentlich mit der Unabhängigkeit ihres Blattes Parade! Die auf ihren Freisinn sich so viel einbildenden Leipziger merkten es nicht, daß sie Tag für Tag die Kost des Preßbüreaus in sich aufnahmen, daß sie sich „ihre Meinung“ in Berlin machen ließen.

Von besonderer Wichtigkeit ist, daß Wolff's Telegrafengeschäft unter preußischer Beeinflussung arbeitet. Dunkel ist das Rechtsverhältniß der preußischen Regierung zur Besitzergesellschaft dieses Telegrammengeschäftes, an deren Spitze der Kommissionsrath Wentzel steht (vgl. Seite 173). Muthmaßen mag man, daß sie viele Antheilscheine gekauft hat; sicher ist, daß sie Wolff's Unternehmen begünstigt. Dasselbe hat bekanntlich stets einen Vorsprung, indem die von ihm aufgegebenen Telegramme vor allen andern Privataufgaben befördert werden.*) Diese Bevorzugung anerkennend, färbte es denn auch Nachrichten, verbreitete Auslassungen im Sinne der preußischen Herrschaft, selbst wenn sie nicht den allergeringsten Werth besaßen, pustete Unbedeutendes auf, schlich stillschweigend über Widriges hinweg und gab auf diese Weise der Welt falsche Eindrücke.

Welchen hohen Werth Preußens Regiment auf die Telegrafie legt, erhellt sattsam aus dem Umstande, daß es 1866 nach seinen Siegen den Staaten, auf die es seinen Fuß setzte, als eine Friedensbedingung die Ueberlassung ihrer Telegrafenanstalten auferlegte. Es gibt jetzt eine Reichstelegrafie und nur diese. Wird sie vermitteln, was Preußen nicht leiden will? Allemal hat mit ihr Preußen das erste Wort.

Weit über des neuen Reiches Gränzen hinaus wurde nun eingegriffen mit der doppelten Wirkung, die öffentliche Meinung des Auslands zu stimmen und durch Mittheilung von vorgeblichen Urtheilen englischer, französischer und anderer Beobachter die Deutschen harthöriger gegen die sachlichen Einsprachen unabhängig Denkender daheim zu machen. Die in der auswärtigen Presse untergebrachten Aufsätze waren es vorzugsweise, welche die Wolff-

*) Die Kölnische Zeitung allein kann gleichzeitig mit „Wolff“ arbeiten, da sie beständig den Draht eines Hughes'schen Apparates zur Verfügung hat. — Es wird versichert, die Erwerbung und Einrichtung desselben sei ihr auf 40,000 Thaler zu stehen gekommen.

sche Telegrafie und der Troß des Preßbüreaus als des Auslands Stimme unter uns verbreitete. Viele zuerst deutsch geschriebene, dann in die fremde Sprache übertragene Aufsätze wurden also wieder in's Deutsche zurückübersetzt. Man konnte füglich aus der häufigen Anführung eines fremden Blattes und aus der wiederkehrenden Berufung auf dasselbe schließen, welche „Organe der öffentlichen Meinung“ das Preßbüreau sich eröffnet hatte. Die Preßreptile vermöchte ich zu nennen, welche die Indépendance belge, welche den Hour versorgen, welche in italienische und skandinavische Blätter zu schreiben hatten.

In Berlin bestanden 1869, um die Ansichten der Engländer zu gängeln, eine North Germany Correspondence und ebenso für Frankreich eine Correspondance de Berlin und vom Januar 1869 an wurde in Berlin bei Sittenfeld unter der Aegide der Asherschen Buchhändlerfirma eine „Norddeutsche Correspondenz“ zur Belehrung englischer und amerikanischer Zeitungen gedruckt und in Neujork wie in London von Agenturen weiter vertrieben. Wahrscheinlich sind diese 3 Unternehmungen eine und dieselbe. Mit Geldzahlungen wurden überdies einzelne Aufsätze in große englische und französische Zeitungen gebracht, in die gewichtige Times z. B. als Berichterstatter aus Berlin ein mit dem Preßbüreau zusammenhängender Mann gebracht. Außerdem wurden auch kleinere Blätter im Auslande gradezu gekauft. Bekannt ist dies von dem „Hermann“ in London, dessen Haltung vormals demokratisch war. Es ist gewiß nicht ganz gleichgültig, welche Meinung sich unter den in anderen Ländern lebenden Deutschen festsetzt.

In auswärtigen Hauptstädten haben mit den Gesandtschaften zusammenhängende oder bei ihnen angestellte Männer schriftstellerisch nach Vorschrift gearbeitet. Man wollte z. B. wissen, daß Herrn Rudolf Lindau behufs Beeinflussung der pariser Blätter 50,000 Thaler zu Gebote stünden. Die Gerichtsverhandlungen im Jahre 1874 gegen den vormaligen Botschafter in Paris, Grafen Arnim, haben offenkundig gemacht, daß derselbe in Verbindungen mit pariser, brüsseler und wiener Zeitungen sich befand, und mit vermittelnden Schriftstellern verkehrte. Gleiches läßt sich von andern Gesandten voraussetzen. Aus jenen Verhandlungen war das Bestehen einer Art von Preßbüreau in Paris zu entnehmen,

wie daß in Paris der mit Arnim verkehrende Dr. Landsberg eine französische Korrespondenz herausgab, welche von vielen deutschen Zeitungen benutzt wurde. Dienste von Zeitungsschreibern belohnen, hieß in der Redeweise des gedachten Diplomaten: Förderung der Presse. Es kam nämlich ein Brief Arnim's zum Vorschein, in welchem er sich, als er Zahlungen auf sich nahm, folgendermaßen ausgedrückt hatte: „Jetzt kann ich für eine Besserung des deutschen Zeitungswesens (!) nicht soviel thun, wie ich wol möchte.“ Das Sündengeld nannte der Empfänger Souvenir.

Endlich wurden auch Verbindungen mit einzelnen in der Presse und dem öffentlichen Treiben ihres Landes thätigen Männern angeknüpft, um durch ihre Hülfe dem Evangelium Großpreußens Eingang zu verschaffen. Es unterliegt schwerlich einem Zweifel, daß so Mancher, welcher sich dazu herbeiließ, „gespickt“ werden mußte. Pall Mall Gazette in London gibt im Dezember 1873 an: „Die letzte Nummer der „Diplomatischen Revue“ bringt erbauliche Angaben über gewisse hervorragende Schüler des Herrn Urquhart, die in preußische Dienste getreten sind. Einer aus dieser Gesellschaft wurde, wie uns erzählt wird, vom Fürsten Bismarck kurz vor dem letzten Kriege eigens dazu verwendet, englische Zeitungsbesitzer unentgeltlich mit gutgeschriebenen Artikeln über deutsche Politik zu versorgen. Auch werden die Korrespondenten in gesellschaftlichen Beziehungen bearbeitet.“ Auf die sonstige Beschaffenheit der Blätter im Auslande, welche sich hergaben, wurde kluger Weise keine Rücksicht genommen. Sogar in das die Deutschen in Rußland so heftig anfeindende Blatt Katkoff's, die Moskauer Zeitung, ward einzudringen versucht. Wir erfahren dies aus einer Erklärung Katkoff's in seiner Zeitung 1869, Nummer 263, vom 3./12. Dezember, welche folgendermaßen lautet: „Daß man von Berlin her Versuche gemacht hat, sich unserer Zeitung zu bemächtigen, das ist wahr, und um hierfür den Beweis zu liefern, brauchen wir nicht zu gefälschten Dokumenten unsere Zuflucht zu nehmen, wie die „„Norddeutsche Allgemeine““ unterstellt; wir überlassen ihr die Ehre des Gebrauchs derartiger Beweisstücke. Unser Dokument ist ein lebendiger Mensch. Dieser lebendige Mensch ist der General Schweinitz, gewesener preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg und jetzt Gesandter in Wien. Wir haben

das Vergnügen, den General Schweinitz persönlich zu kennen und nehmen an, daß er nicht gefälscht werden kann. Vor einigen Monaten, im Laufe dieses Jahres, wandte er sich vermittelst unserer Freunde in Petersburg an uns mit einem von der ihn bevollmächtigenden Persönlichkeit kommenden Vorschlage, eine fortlaufende Reihe von Artikeln in unserer Zeitung abzudrucken, die man uns von Berlin aus zustellen würde. Es wurde ihm gesagt, daß er uns solchen Vorschlag vergeblich machen würde, und er ihn lieber gleich als nicht angenommen betrachten möchte.

„Nach einiger Zeit, die wahrscheinlich auf Verständigung mit dem (berliner) Auftraggeber verwandt wurde, kam ein neuer Vorschlag. Dienst für Dienst; es sollte uns nun mitgetheilt werden, daß, wenn wir berliner Artikel officiös in unserer Zeitung erscheinen ließen, so würde man dagegen in allen dem Grafen Bismarck untergebenen deutschen Zeitungen Mittheilungen und Korrespondenzen jeder Art abdrucken, ganz wie wir sie durch die ausländische Presse in die Welt zu schicken für nöthig erachten dürften. Auch dieser Vorschlag konnte nicht angenommen werden.

„Es ist durchaus nicht tadelnswerth, daß politische Parteien sich Organe in der Presse suchen und schaffen. Im Gegentheil: es ist ein ganz gewöhnliches Verfahren, welches keinen Schatten auf die wirft, welche es anwenden. Aber es wäre nicht ehrlich, daß eine Zeitung, die sich unabhängig nennt, sich zu solchem Handel hergäbe. Jede Zeitung ist das Organ irgend jemandes; unsere Zeitung ist nur unser Organ, und wäre sie noch das Organ Anderer, so würde sie selbst die erste Anzeige davon machen. Wir haben niemals die Tendenzen und Meinungen Anderer als die unsrigen aufgeführt, grade wie wir niemals zu fremden Organen unsere Zuflucht genommen haben, um unter ihrer Flagge unsere Ansichten zu verbreiten. Wer das Gegentheil sagt, der sagt eine Lüge!“ Nachdem Katkoff die Aufforderung abgelehnt hatte, war die erwähnte berliner Zeitung, d. h. vermuthlich Herr Braß, so dreist gewesen, zu wiederholtenmalen zu erzählen, Katkoff stehe im Dienste „Hietzings“ d. h. des vertriebenen hannöverschen Königs. Dadurch fühlte sich der Russe zu dieser Veröffentlichung herausgefordert. Es läßt sich eben nicht jeder einschüchtern.

Frese that in der „Demokratischen Korrespondenz“ No. 63 vom

17. August 1869 dar, daß in einem Aufsatze der Times, von welchem die Wolff'sche Telegrafie die gebildete Welt zu unterrichten nöthig gefunden hatte, ein Stück aus einer amtlichen Erklärung des preußischen Diplomaten Thile enthalten war, die erst später, am 1. August 1869, in der Spener'schen Zeitung an die Oeffentlichkeit gebracht wurde. Daraus folgerte er, daß die Times diesen Aufsatz entweder von dem berliner Preßbüreau oder aus der preußischen Gesandtschaft erhalten habe. Als selbstständigen Ausdruck der Gesinnung der Engländer theilte ihn der Telegraf mit. Unabhängige Aeußerungen des Auslandes, welche in Berlin unangenehm berühren möchten, verschweigt hingegen die Wolff'sche Telegrafie. Unwahrheiten, d. h. Halbwahres, Schiefes, Verstelltes, welches zum Vortheile Preußens lautet, spendete sie reichlich an ganz Europa. Es gilt nämlich Stimmung zu machen und es wird in Anschlag gebracht, daß die große Mehrzahl der Menschen urtheilslos ist und sicher zu gehen gedenkt, falls sie dem Haufen folgt und das allgemeine Urtheil auch zu ihrem eigenen macht. Vernimmt sie abweichende Urtheile, so stutzt sie und stößt nicht so leicht in's Horn und sie soll nicht zu einer eigenen Meinung gelangen.

Wie selten kommen Enthüllungen vor über den unterirdischen Zusammenhang so mancher zu Tage tretender Erscheinungen! Es geht bei einem Versuche, wie dem hier unternommenen, leider nicht ab ohne Muthmaßungen, die sich auf Verallgemeinerung des ergründeten Urtheils in Verbindung mit gewissen Anzeichen stützen. Entweder muß man sich an der Nase herumführen lassen oder Spuren nachgehen und auf die angegebene Weise verfahren. Erst eine späte Zukunft wird in heller Beleuchtung die Vorgänge zeigen.

Fordert ein Leser bestimmte nähere Angaben, so antworte ihm Fürst Bismarck selbst mit den Worten seiner am 29. Januar 1869 gehaltenen Rede: „Dergleichen entzieht sich der Kontrole und einem bestimmten Nachweis."

Den allgemeinen Sachverhalt, wie er sich aus der prüfenden Betrachtung der Vorgänge ergibt, haben auch mehrere unwiderlegt gebliebene Reden von Volksvertretern in den ständischen Verhandlungen bekräftigt.*)

*) In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 21. November

Zur geworbenen Kämpferschaar gesellten sich noch Freiwillige, welche Ritterdienst leisteten ohne Dank zu begehren. Aus den

---

1872 sprach der Abgeordnete für Hagen, Eugen Richter, Folgendes und es ist dagegen im Hause kein Widerspruch erhoben worden: „Wir sehen, daß hier in Berlin ein Beamter des offiziösen Preßbüreaus als Käufer einer Zeitung auftritt und einen Kaufpreis von mehreren Hunderttausenden für diese Zeitung zahlt. Es liegt die Frage nahe, woher hat der Mann das Geld?" Richter meint: aus dem welfisch-hessischen Gelde, welches nach dem Kammerbeschluß blos zur Abwehr von Unternehmungen gegen den preußischen Staat seitens der vertriebenen Fürsten und ihrer Helfer dienen sollte, aber als ein „allgemeiner Preßfonds" angesehen wurde. „Ebenso wie hier in Berlin (fährt er fort) hört man bald aus dieser Stadt in der Provinz, bald in einer außerpreußischen Stadt, daß eine neue Zeitung entstanden sei. Niemand weiß, wer hat sie gegründet, woher kommen die Mittel, woher kommen die Redakteure? Man weiß nur, der Polizeipräsident, der Regierungspräsideut oder wenn es sich um das Ausland handelte, der preußische Gesandte interessirt sich für das neue Unternehmen. Ebenso sieht man, daß sich Umwandlungen vorhandener Blätter vollziehen. Das große Publikum hat überhaupt gar keine Ahnung, in welch' kolossalem Maßstabe die offiziöse Presse in den letzten Jahren zugenommen hat."

In der Sitzung desselben Landtags sprach am 3. Dezember 1873 der vormalige hannöversche Minister Windthorst, Abgeordneter von Meppen, als er die Stämpelsteuer der Zeitungen wegschaffen wollte: „Es ist nothwendig, die Presse zu erleichtern, weil sie sonst die Konkurrenz mit der Regierungspresse nicht mehr bestehen kann. Es ist in Deutschland nahezu daran, daß das Preßgewerbe in der Hand der Regierung monopolisirt wird. — Ich behaupte, daß nicht allein in Preußen eine ganze Reihe von Zeitungen direkt von der Regierung gehalten wird, sondern daß auch an vielen andern Punkten Deutschlands Zeitungen existiren, die hier in Berlin für die Regierung geschrieben werden. Ich behaupte ferner, daß bei einer noch viel größeren Zahl von Zeitungen in Preußen und außerhalb Preußens in Deutschland ein Abkommen — wie immer es zu Stande gekommen, will ich jetzt nicht untersuchen — besteht, wonach gewisse Spalten der Zeitungen dem Regierungsbüreau offen gehalten werden müssen. Jedermann, der mit irgend welcher Aufmerksamkeit die Augsburger Zeitung, die Kölnische Zeitung liest, wird sehen, daß gewisse Nummern und Zeichen nichts Anderes sind, als die Zeichen von Leuten, die im Regierungspreßbüreau arbeiten. — Die Einwirkung des Preßreptilienfonds ist bereits bemerkbar auch außerhalb Deutschlands." Der Redner fährt fort: „ganz besonders in Wien" — wobei es höchst verwunderlich ist, daß er dem nationalliberalen Jargon gemäß Wien als eine außerhalb Deutschlands gelegene Stadt gelten läßt — nennt ferner England, Frankreich und Italien und theilt darüber Folgendes mit: „Man hat versucht, Einleitungen zu treffen, um in London neben der Gesandtschaft ein litterarisches Preßreptilienbüreau zu etabliren. Das ist dann freilich, weil man den in Betracht kommenden Personen nicht die

Reihen der Nationalliberalen gingen sie zumeist hervor. Diese sind ja die Pathen des neuen Reiches und längst gewohnt, sich

richtige Stellung hat einräumen können, nicht zu Stande gekommen, dafür hat man hier in Berlin für alle diese Länder ein besonderes Preßreptilienbüreau eingerichtet. Ich will davon nicht reden, was die Korrespondenten der bedeutenderen Blätter dieser Länder den Zuweisungen von Nachrichten und den Besprechungen und Arrangements zu verdanken haben, die in der Wilhelmstraße [allwo die Ministerialgebäude stehen] vor sich gehen: aber darauf will ich aufmerksam machen, daß hier in Berlin die „Deutschen Nachrichten" erscheinen und zu kaufen sind in der Schützenstraße Nummer 15, welche — ich habe hier ein englisches Exemplar in meiner Hand — in englischer und italienischer Sprache erscheinen*) und in England und Italien verbreitet werden, daß außerdem eine französische Korrespondenz erscheint, die ebenso in Frankreich verbreitet wird. An und für sich würde ich das nicht für unzulässig halten, wenn die Berichte wenigstens unparteiische und objektive wären, es ist aber das grade Gegentheil der Fall."

Keine Widerlegung der Angaben Windthorst's erfolgte. Der Minister Camphausen entgegnete blos: „Ich muß im Namen der Staatsregierung die Behauptung, daß die Regierung unrecht besessene Mittel verwende, entschieden zurückweisen, werde mich auf die Angabe, wie weit sich die Preßleitung erstrecke, nicht einlassen. Es möchte ja vielleicht für die Zwecke, die der Vorredner verfolgt, sehr erwünscht sein, wenn er überall Bescheid wüßte, wie in dieser Sache procedirt wird. Ich werde ihm den Gefallen, ihn darüber zu belehren, nicht thun", und der Leiter des Preßbüreaus, Aegidi, der als Vertreter von Mörs der Versammlung angehörte, sprach nur: „Der Abgeordnete Windthorst hat gemeint, ich könne Aufschluß ertheilen über gewisse Dinge, die ich nicht als Abgeordneter, sondern in einer andern Eigenschaft erfahren. Der Abgeordnete für Mörs wird sich nicht darauf einlassen. Ich bitte aber das hohe Haus, aus meinem mir angemessen scheinenden Schweigen nicht den Schluß zu ziehen, als ob ich irgend eine der vielen pikanten Behauptungen des Abgeordneten Windthorst damit direkt oder indirekt habe bestätigen können oder wollen". Hiermit beruhigte sich denn auch diese Vertreterschaft der Preußen, wie sie sich ja in allen wichtigen Sachen überaus kläglich bewiesen hat. Aus solchen Entgegnungen zieht man den Schluß, daß in ihnen keine Widerlegung, eher das Zugeständniß der Hauptsache enthalten ist.

Der erwähnte Abgeordnete Richter hielt am 20. Januar 1874 im preußischen Landtage abermals eine Rede über das Preßbüreau, in der er Verschiedenes an's Licht zog. So hob er namentlich hervor, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung in Berlin", aus welcher, wie allbekannt, die Regierung spricht, Eigentum zweier Kaufleute, der Brüder Ohlendorf ist. „Die Herren", sagte er, „haben freilich nie ein besonderes politisches Interesse verrathen; es sind Kaufleute, die

*) Es gibt von ihnen auch eine deutsche Ausgabe.

als die erleuchteten Inhaber der Staatsweisheit, als die Kenner des „wahren Volkswillens“ hinzustellen. Ihre Mitthätigkeit war aus dem Grunde von allergrößter Bedeutung, weil ohne sie das Eindringen des Preßbüreaus in so viele deutsche Blätter kaum möglich gewesen wäre. Das gleichartige Eingreifen der Nationalliberalen ließ manchen Zeitungsherausgebern Aufsätze, die in ihm ihren Ursprung hatten, völlig unverfänglich erscheinen und harmlos nahmen sie dergleichen in ihre Spalten. Unter dem Deckmantel der Nationalliberalen, die ja auch gern gespreizt einherschreiten, von oben herunter sprechen und den Sachverhalt gewöhnlich verrücken und entstellen, nisteten sich die Preßreptile in vielen Zeitungen ein. Besteht ja doch zwischen dem, was die Einen und dem, was die Andern als politische Weisheit verzapfen, kein durchgreifender Unterschied. Welche Auslassung auf Rechnung dieser Zugetretenen, welche auf Rechnung der Dienstbaren zu setzen ist, vermag ein außerhalb Stehender, wie der Verfasser dieser Schrift, selten zu unterscheiden. Versuche ich nachher an einer Anzahl von Fällen den Beweis wenigstens dafür anzutreten, daß eine

---

durch glückliche Spekulation in beschädigtem Guano sich rasch ein großes Vermögen gemacht haben — sagte Richter — und die nun angeblich für mehrere hunderttausend Thaler das Eigentum einer so großen Zeitung erworben haben sollen. Man könnte freilich annehmen, sie wollten auch hier ein gutes Geschäft machen; indessen die Norddeutsche Allgemeine Zeitung führt selbst in einer Polemik mit der Kreuzzeitung aus, daß ihren Eigentümern nichts ferner liege, als ein gutes Geschäft zu machen. Nun sind allerdings diese Herren Ohlendorf in den Adelstand erhoben worden. — In den Besitz dieser Herren Ohlendorf ist nun neuerdings auch das „Preußische Volksblatt“ übergegangen und dadurch, wie es in der Matthias’schen Korrespondenz heißt, auch reines Regierungsblatt geworden. Dieses preußische Volksblatt schrieb früher im Sinne der Kreuzzeitung, seitdem schreibt es im Sinne der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung und arbeitet nach den Stichworten der Regierungspresse, wird jetzt auch zu hochoffiziösen Kundgebungen benutzt.“ Richter weist darauf hin, daß es „sehr leichtsinnig von der Regierung sein würde, wenn sie zwei einfachen Kaufleuten ein so mühsam auferzogenes Institut wie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung unbedingt preisgeben wollte“ und bemerkt, nachdem er noch einige Ablagerungen des Centralpreßbüreaus vorgehalten, daß „alle diese Verhältnisse, alle diese Einrichtungen, alle diese Büreaus im innigsten Zusammenhange mit einander stehen, und daß sie alle einträchtig einen großen Hallelujachor bilden zu Lob und Preis derjenigen Minister, welche die Schlüssel zu diesem Fond besitzen.

zusammengreifende, mithin planmäßige Wirksamkeit bestand, so muß dennoch dahin gestellt gelassen werden, ob und wieweit jede dieser beiden Kohorten von dem Beigebrachten getroffen wird.

Zieht man die sittliche Seite (was allerdings nie geschehen sollte) nicht in Betracht, so wird man kaum in Abrede stellen können, daß die Aufgabe, eine bestimmte öffentliche Meinung zu machen, meisterhaft ausgeführt wurde und daß die Vorkämpfer Preußens in der Presse so wirksame und so schneidige Werkzeuge waren, als sich nur denken läßt. Der Aeolusschlauch ist in Berlin. Die dort losgelassenen Winde blasen mit Macht über Deutschland hin und darüber hinaus. Wie die Flocken eines Schneegestöbers fallen die Leitartikel, bis sie eine weiße Decke gebildet haben. Falsche Angaben schwirren durch die Luft, daß Satanas seine Lust daran haben kann. Ist eine Losung vorhanden, so wird von den Trabanten gleichzeitig eingesetzt und von vielen Seiten schallt mit einemmale das Nämliche und dieses wird hernach in verschiedenen Tonarten abgespielt. Sie biegen und drehen die Sachen, auf die es ankommt, bis sie geschmeidig werden, sie wenden sie so lange, bis das Licht nur auf gewisse Punkte fällt, der ganze übrige Körper im Dunkel bleibt. Da wird vorgegeben, geläugnet, zusammengelogen und gar stark in vaterländischer Entrüstung geschauspielert. So ist's geschehen. Manchen Aufsatz aus dieser Schmiede habe ich in Bewunderung des Geschicks und der Feinheit wiederholt durchgelesen. Es ist wahrhaftig ein schweres Stück Arbeit, Krauses glatt, Widerwärtiges mundgerecht zu machen, Unterdrückungsmaßregeln zu erhebenden Fortschritten zu gestalten. Die Sofistik hat es indeß in Staatssachen wunderbar weit gebracht. Da läßt man z. B. Widerwärtiges, Aergerliches in einem erkünstelten Zusammenhange mit Altbekanntem auftreten, in welches die Menschen sich schon längst, obwol es ihnen nicht recht behagt, eingewohnt haben, um den Eindruck zu mildern, wobei es auf strenge Richtigkeit der Angaben und falsche Versicherungen nicht ankommt, da es ja doch nur gilt, Sand in die Augen zu streuen. Stehen einmal Nachrichten erfreulicher Art zu Gebote, die wirklich Lob verdienen, ei, wie wissen sie dann Preußen, die Hohenzollern, Bismarck herauszustreichen! Dann schmettern die Fanfaren!

In der That, wir müssen billig sein. Es heißt dem gemeinen

Manne mit oder ohne goldene Uhrkette etwas viel zumuthen, daß er sich von diesen Kreuz- und Querzügen, diesen Spiegelfechtereien den Kopf nicht einnehmen und verdrehen lasse, wenn unter den Studirten selbst nur Einzelne die feinen Kniffe, die Verschiebungen und Verhüllungen merken. Nicht leicht wirrt der Leser sich aus den Scheingründen heraus und erfaßt betrüglicher Redensarten eigentlichen Sinn.

Seit 1866 gebärdeten sich die Preßknechte und ihre Helfer oft äußerst hochfahrend. Sie liebten es in dem eigentümlichen Tone der Ueberlegenheit zu schreiben, an dem der Berliner erkannt wird, der alles besser wissende Großstädter, der gegen den beschränkten Provinzialen sich zu äußern herabläßt. Gleich als befänden sie sich im Vollbesitze des Verständnisses, von dem sie einige Brosamen gütigst spendeten, führten sie das große Wort. Auf hohen Stelzen gingen sie gewöhnlich einher. Mit Männern von entgegengesetzten Auffassungen rechtend, war ihr Brauch, diese mit verächtlichen Bezeichnungen zu belegen, welche in den Augen der urtheilslosen, am Stichwort haftenden Menge ihre Gegner von vornherein herabzusetzen geeignet schienen. Sie selbst sind ja die auf der Höhe stehenden Männer, die den Ueberblick weithin haben: jene andern sind die Leute der überwundenen Standpunkte, die in die Tiefe Herabgeschleuderten, ein Gewürm, das nur am Boden kriecht, im Sumpf gedeiht. Wer eine andere Ansicht zu hegen sich noch getraute, dem widerfuhr seine Gebühr: er wurde von oben herunter abgekanzelt. Diese Manier wirkte dann doch auf viele Leser. Bescheiden sind ja nach dem Dichterwort nur die Lumpe. Am sofistischen Räsonnement, verbunden mit kecker Dreistigkeit, Ueberhebung, selbst Frechheit, ist mitunter das Preßreptil erkennbar.

Auf's Hetzen verstanden sich diese „Patrioten" in kaum dagewesener Weise. Wo Preußens Vortheil in Frage kam, hatte jeder Unrecht, der sich nicht bescheiden und nachgiebig fügte. Sie stämpelten es fast zum Verbrechen, einen andern Standpunkt einzunehmen, denn wer nicht Preußens Willen thut, der ist ein schlechter Mensch. Immer im Angriff, immer ausschlagend, stellten sie sich überdies an, als ob sie sich in Nothwehr befänden, als geschähe Preußen d. h. dem deutschen Volke Wehe. Treffend schilderte die wiener „Tagespresse" dies Treiben mit folgenden Worten: „der

deutsche Michel wird so lange gekitzelt, bis er sich wie ein betrunkener Matrose gebärdet und Rache dafür verlangt, daß er dem Anderen eine Ohrfeige gegeben hat."

Seit der Stiftung des Preßbüreaus bis zum Siege über Oesterreich bestand ein Theil seiner Thätigkeit unläugbar in der Verhetzung Oesterreichs, die sich die Nationalliberalen aus Herzensdrang ebenfalls angelegen sein ließen. Rectius hießen diese die Preußischserviten, denn ihr Ziel ist, Deutschland preußisch zu machen. Sie sind die Fortsetzer am Werke der Bundesstaatspartei von 1848, der Gothaner, der Nationalvereinler, eine Partei, die sich öfter häutete, ohne damit diejenigen zu täuschen, welche die Vorgänge im Zusammenhange begreifen. Ich bereite meine Leser auf eine abermalige Umnennung derselben in den nächsten Jahren vor. Denn gegenwärtig fängt der Name „Nationalliberale" an in Mißkredit bei dem Volke zu gerathen. Vor noch nicht langer Zeit hörte man von Leuten ihres Gefolges sagen mit stolzer Betonung: „Wir Nationalliberalen." Bald wird dies wenig Gehör finden außerhalb Preußens. — Mit dem eifrigen Verlästern alles Oesterreichischen wurde bethätigt das von ihnen sonst so oft im Munde geführte Dichterwort „Seid einig". Man nannte solch' Treiben: „Beförderung deutscher Einheit". Die Bundesbrüderlichkeit erschien in ihrer wahren Gestalt. Im Jahre 1870 that man gut gegen die Oesterreicher und schmeichelte ihnen sogar, weil man sie beschwichtigen und einlullen wollte, so lange mit den Franzosen der Kampf raste; nachdem diese niedergeworfen waren, änderte sich der Ton gegen Oesterreich und wurde wiederum übermüthig und feindselig. Etwas erzählen, was sich nicht begeben hatte, (der deutsche Ausdruck hierfür ist verpönt) gehörte dabei zum Handwerk. Wendungen wußte man schon zu finden. Ein Beispiel. Als 1873 gleichzeitig das preußische Abgeordnetenhaus, in welchem der Blumenflor der Nationalliberalen prangte, und der österreichische Reichsrath zusammentrat, durchlief eine Anekdote die Blätter, im österreichischen habe bei der ersten Zusammenkunft nach Aufruf des an Jahren ältesten Mitgliedes zur vorläufigen Uebernahme des Vorsitzes, dieses geantwortet „Nix daitsch". Damit sollte Schatten auf den österreichischen Reichsrath fallen, der, obwol er deutsch verhandelt, als keine rechte deutsche Vertretung angesehen werden

könne. Allein der in Rede stehende Greis, verschiedenen leipziger Kaufleuten wohlbekannt, nimmt in seiner Heimath eine hervorragende Stellung ein und ist der deutschen Sprache selbstverständlich mächtig. Die flotte Erfindung trug indeß auch dazu bei, die Ansichten vieler guten Leute von Oesterreich zu bestimmen. Daß kein geeintes Deutschland besteht, sondern blos Kleindeutschland oder Großpreußen, muß immer von neuem verhüllt werden, wegen des Vorgebens, es sei die deutsche Einheit durch Preußen hergestellt.

Der alte Franzosenhaß, dies nothwendige Erzeugniß des schweren Druckes der napoleonischen Beherrschung Deutschlands, war glücklich beinahe erloschen. Wer verständig war, hatte längst begriffen, daß Deutsche und Franzosen Hand in Hand als Freunde gemeinsam zu wirken und zu schaffen haben. Unzählige Deutsche hatten in Frankreich ein besseres Unterkommen gefunden, als ihnen die Heimath gewährt haben dürfte, unzählige waren bei vorübergehendem Aufenthalte in Frankreich (auch der Verfasser dieser Schrift) entgegenkommend aufgenommen und nach Thunlichkeit, selbst mehr als sie begehrten, gefördert worden. Mit einemmale wurden nun alle Blasebälge angesetzt, um die unter der Asche etwa noch glimmenden Funken alten Hasses aufzublasen. Ruchlos wurde der Völker Eintracht zu zerstören, ihr gegenseitiges Verhältniß zu vergiften getrachtet. Eine Franzosenhatz hob an, die der Krieg nimmermehr rechtfertigen kann. Von Rückwärtslern ließ sich begreifen, daß sie die Franzosen als die Träger der neuen Ideen des großen staatlichen Fortschrittes bei dem deutschen Volke anschwärzten, aber unverzeihlich schwer haben sich auch hier wiederum die Nationalliberalen versündigt. Welches widerwärtige Geschimpfe und Gegeifere gegen die Franzosen, welches Donnern gegen den „Erbfeind" nach 55 Friedensjahren! In der allergemeinsten Weise, höhnisch und verächtlich wurde z. B. von Gambetta bei jeder Erwähnung gesprochen, von einem Manne, auf den die Franzosen stolz zu sein Ursache haben.

Das würdige Seitenstück blieb nicht aus: maßlose Ueberhebung in der Siegestrunkenheit. Wie die Farisäer des Neuen Testamentes warfen sich die Stimmführer der Presse in die Brust, bemitleideten die „verkommenen Romanen" und schrien so laut

sie vermochten: Gott sei Dank, daß wir Deutsche nicht sind wie diese verworfenen Franzosen, wir, ja wir Deutsche — setzten sie hinzu — überheben uns im Siege nicht, sondern bleiben besonnen und bescheiden — während doch so grell vor den Augen das Gegentheil stand.

Mögen wir auch daran nicht zweifeln, daß sich die Franzosen während des Krieges nicht weniger, vielleicht noch viel stärker versündigten, allein liegt in ihrer Thorheit etwa eine Rechtfertigung für übles Verhalten der deutschen Tagespresse? Die französischen Blätter dieser Zeit kenne ich nicht näher, habe auch gar nicht die Aufgabe über sie zu handeln, aber wenn ich jetzt von ihnen spreche, möchte ich es thun, damit sie zu einer warnenden Lehre für die Deutschen dienen. Jedermann wird zugestehen, daß, wenn vor dem Kriege von 1870 unter der französischen Tagespresse eine viel größere Zahl unabhängiger Blätter und unter den unabhängigen Blättern größere Unabhängigkeit von der jeweiligen Strömung vorhanden gewesen wäre, Napoleon den für Frankreich so verderblichen Krieg entweder gar nicht oder nur weit besser gerüstet hätte anfangen können. Allein die Zeitungsschreiber waren in Banden oder erhitzt und hatten schon lange die Neigung der Franzosen sich zu rühmen gehätschelt. So trugen sie mit die Schuld an dem Unglück Frankreichs. Wer in Deutschland klug ist, wird begreifen, daß eine abhängige Presse zwar äußerst bequem ist, jedoch leicht verderblich werden kann, daß eine unabhängige Presse hingegen ein wahrer Segen für ein Land ist.

Heute tobt ein gräulicher Sturm wider Jesuiten und Bischöfe, die das reine Wasser getrübt haben sollen. Die Preßtrabanten sind bei diesem Anlauf sicherlich mit vollen Herzen dabei und freuen sich gewiß ihren Gefühlen einmal Luft machen und drucken lassen zu können, was sie vor einigen Jahren mit Gefängniß schwer gebüßt haben würden, und sind auch des innigen Einverständnisses aller befangenen Protestanten gewiß, die bei dem Worte „Jesuit“ schon scheuen und schäumen und anrennen wie der Stier, dem ein rothes Tuch vorgehalten wird, in voller Wuth. Die Sünden der Vergangenheit, die Uebelthaten im XVI. und XVII. Jahrhunderte kommen jetzt noch — auch dies ist höchst lehrreich — über die Häupter der Jesuiten. Gern wird geglaubt, daß die

Bischöfe über einen bösen Angriff wider den preußischen Staat und das neue Reich brüten. Denn Preußen muß ja allemal der angegriffene Theil sein. Besitzt ein katholischer Geistlicher wie Potthoff in Dresden noch den Muth, außerhalb der Kirche in öffentlichen Vorträgen vor einem gemischten Hörerkreise seinen Standpunkt darzulegen, ihn gewandt und maßvoll zu vertheidigen, so bringt die Nationalliberalen solche „maßlose Frechheit“ vor Zorn außer Rand und Band; es regnet dann auf ihn nicht Widerlegungen, nein, Schmähungen, Lästerreden und Beschuldigungen. Während man im Namen der „freien Wissenschaft“ zu schreien vorgab, rief man sogar nach dem Einschreiten des Hofes gegen Potthoff. Der „Dresdner Volksbote“, mithin ein Mann aus einem Schriftstellerkreise, dem niemand nachsagen kann, daß er zur katholischen Kirche stehe, besprach am 17. April 1873 die an Potthoff's Auftreten sich knüpfenden Vorgänge und kam zu dem Ergebnisse: „Die Minoritäten haben zu schweigen! Dies ist in der That der einzige Gedanke, welchen der Taumel der Menge über fremde Erfolge noch aufkommen läßt.“ Mit diesem Poltern thun sich viele gute Leute ein Genüge, wobei sie gänzlich unbeachtet lassen, daß neben diesen kirchlichen Fragen und selbst in ihnen hohe wichtige Fragen der Freiheit und der Wohlfahrt vorhanden sind, um die es nicht grade zum besten steht. Sie haben ein Spielzeug, das sie angenehm beschäftigt. Unterdessen kann manches vorgehen, worüber sie sich nachträglich die Augen reiben werden, ohne daß es ihnen dann noch helfen wird.

Wenn es irgend etwas in Deutschland gibt, worüber man mit Ausschluß einiger bestimmten Kreise allerorten nur eine Stimme vernimmt, so ist dies die Bewaffnung in der Friedenszeit, die Stärke des stehenden Heeres. Dieses sollte nicht nur noch weiter erhöht werden, sondern zugleich der Reichstag für 7 Jahre hinaus auf das Recht des Volkes hierüber zu beschließen Verzicht leisten. Selbstverständlich waren die ächten Nationalliberalen dazu bereit. Der Anstand und der Gedanke, daß ihre Abgeordneten nach einigen Jahren wieder vor das Volk werden treten und sich einer Neuwahl unterwerfen müssen, flößten indeß gegen einfaches Handeln in ihrer gewohnten Weise ihnen doch Bedenken ein. Sie wollten zu einem solchen außerordentlichen in der bisherigen

Geschichte des Konstitutionalismus unerhörten Vorgange vom Volke gedrängt scheinen. Sie wußten recht gut, wie das Volk denkt, aber mit Hülfe der Presse wurde auch diesesmal der erforderliche Schein erzeugt. Die Häupter suchten zuvörderst nach einem schönen Ausdrucke, welcher den wahren Sachverhalt verdunkelte, — und hierin sind sie ungemein geschickt; nichts ist ihnen auch mehr zuwider als eine offene, grade, ehrliche Aussprache. Sie redeten also z. B. vom nothwendigen „Einstehen für die volle und ungeschwächte Erhaltung der Wehrkraft" und riefen die Parteigenossen zu einer Versammlung, welche den Abgeordneten die Bewilligung als unerläßlich geboten bezeichnete — und war dies vollbracht, verkündete augenblicklich der Telegraf dem erstaunten Europa, daß z. B. in Leipzig eine „äußerst zahlreich besuchte" Versammlung*) dies einstimmig beschlossen habe, — natürlicher-

*) Zufällig bin ich genau berichtet über den wahren Sachverhalt dieser leipziger Parteiversammlung, obwol ich selbe nicht besuchen konnte, da ich nicht zur Partei gehöre. Gleichzeitig fand nämlich im selben Gebäude die regelmäßige Sitzung des Schriftstellervereins statt und in ihr wurden von Mehreren, die jener beigewohnt hatten, gesprächsweise Mittheilungen gemacht. Die Versammsammlung fand statt im Saale des Schützenhauses, der schön, jedoch nur von mittlerer Größe ist und in ihm standen, wie an gewöhnlichen Unterhaltungsabenden, Tische, und er war mäßig besetzt, so daß die Zahl der Anwesenden 4- bis 500 geschätzt wurde. In früherer Zeit gab Professor Biedermann, ein Haupt der Nationalliberalen, Antragsteller in dieser Versammlung, Telegramme aus Leipzig an das Wolff'sche Geschäft; vielleicht thut er es noch. Als unmittelbar darauf in Dresden die Fortschrittler eine Generalversammlung ausschrieben und dabei Debatten ausschlossen, hüllte ein leipziger Nationalliberaler sich in den Mantel der Tugend und ein leipziger Blatt druckte aus seiner Feder: die dresdener Willensäußerung werde nur einen sehr zweifelhaften Werth haben, „da man der gegentheiligen Meinung den Mund verschließen zu wollen scheint. In der hiesigen Schützenhausversammlung konnte jedermann seine Meinung frei und offen äußern." So steht es um die Wahrhaftigkeit dieser Leute, daß sie schon eine Woche nach dem Ausschreiben dieser leipziger Parteiversammlung darauf rechneten, die Leser würden vergessen haben, daß nicht jedermann zum Erscheinen eingeladen war.

Wie es sich mit der vorgegebenen Oeffentlichkeit solcher Versammlungen verhält, zeigte die am 18. April 1875 stattgefundene öffentlich ausgeschriebene Parteiversammlung der Nationalliberalen (alio nomine des „Reichsvereins für Sachsen") in Leipzig. Die Erscheinenden hatten an der Thür ihren Namen in eine Liste einzuzeichnen. Ein zu dieser Partei nicht gehörender Schriftsteller, kam und

weise einstimmig, da keine Gegner erschienen waren, weil es sich um eine bloße Parteiversammlung gehandelt hatte. Eine wirkliche Volksversammlung auszuschreiben konnten die Nationalliberalen sich ja gar nicht getrauen. Solche Kunden von „Volksbeschlüssen,“ eine nach der andern, trug der Telegraf posaunend in die Welt. Als nun aber dies die Fortschrittspartei in Berlin, Dresden u. s. w. aufrüttelte (Demokraten u. s. w. regten sich nicht erst, da sie ja wußten, was von der Reichstagsmehrheit zu erwarten ist) und diese Gegenversammlungen unter großem Zulauf abhielt, da schwieg der Telegraf über diese so gut wie gänzlich und das Wenige, was er meldete, begleitete er mit mancher herabsetzenden Bemerkung. Von ihnen erfuhren nur die Nächststehenden. Die nationalliberale und die offiziöse Presse hielt es ebenso. Die Spener'sche Zeitung in Berlin versicherte sogar: „Von entgegengesetzten Aeußerungen ist bis jetzt nichts zu hören“ (!) und die bekannte Provinzialkorrespondenz schrie dann: „daß die Bewegung aus den Tiefen der Nation heraus den Reichstag mit unerwarteter Kraft und Entschiedenheit“ zur Nachgiebigkeit gegen die Regierungsforderung (dies wurde freilich mit Bemäntelungsausdrücken gesagt) treibe. Und so hieß es von dieser künstlich gemachten, dürftig genug ausgefallenen Bewegung, die so ganz dem allbekannten Sinne des Volkes entgegenlief: „Das deutsche Volk selbst hat seine Stellung zur Militärfrage in unzweideutiger Weise kundgegeben.“

Einmal jedoch versagte das Werkzeug. Es gehorchte wol, jedoch die Wirkung blieb diesmal aus. Es war nach dem Tage von Sedan, als der Plan gefaßt worden war, den gefangenen Kaiser oder doch sein Haus von neuem auf den Thron von Frankreich zu heben. Da sollte dem eidbrüchigen Manne, der Kaiser geworden indem er die ihm anvertraute Republik erwürgte, wieder ein guter Leumund geschaffen werden. Allzuhart ging dies indeß gegen die eben erst aufgeregten Volksgefühle und in

---

schrieb sich als „Berichterstatter“ ein. Darauf bedeutete diesen wegen seiner Wahrheitsliebe und Treue hochgeachteten Mann der Vorsitzende, Professor Biedermann, daß die Einladung sich nicht auf ihn miterstrecke und veranlaßte ihn, sich, sobald man von der Einleitung zur Sache kommen werde, aus dem Saale zu entfernen.

der nothwendigen Schleunigkeit ließ ein Umschwung der Meinungen sich nicht zuwegebringen.

Das Gebahren und die Macht der Zeitungsschreiber soll nun an einzelnen Vorkommenheiten herausgestellt werden. Thatsachen mögen sprechen. Solche wähle ich aus, von denen ich voraussetzen darf, daß die meisten Leser im Stande sein werden, meine Auseinandersetzung zu beurtheilen. Daß ohne Zweifel viele Leser auch hinsichtlich der herausgehobenen Vorgänge Wahn in ihrem Kopfe festhalten, darf eine Untersuchung, welche auf die Wahrheit hinzielt, nicht beirren, nöthigt aber leider statt eines kurzen Hinweises etwas ausführlichere Mittheilungen zu geben.

Als Preußen sein Heer auf Oesterreich warf, verrichteten, wie aus den Zeitungen bekannt ist, gar manche Soldaten nur mißmuthig den Kriegsdienst. Wie sie in Dresden einrückten, verwünschten einige laut Beust **und** Bismarck. Ich hörte es, und ich habe noch mitten im Kriege aus dem Munde gemeiner Soldaten von dem preußischen Kernlande die bittere Klage vernommen, wie es ihnen an's Herz gehe, daß sie gegen deutsche Brüder kämpfen müßten, auf eben diejenigen zu schießen, diejenigen in Gefangenschaft abzuführen, mit denen sie erst kürzlich für Schleswig-Holstein zusammen gefochten hätten. Kriegslust war höchstens bei Anführern vorhanden. So war die Stimmung. Der Krieg war kaum erklärt, als die Breslauer Zeitung einen aus Berlin ihr zugeschickten „Heerbefehl Benedek's" abdruckte, dessen im höchsten Grade übermüthiger Ton den Kriegern Preußens in's Ohr gellen mußte — ein Faustschlag in ihr Angesicht, über den sie ergrimmen mußten. Die Ader des Zorns schwoll ihnen auch an. Nach dem Einmarsch in Böhmen, auf dem ersten Halteplatz lasen die Anführer in Folge erhaltenen Befehles ihn ihrer Mannschaft vor. Ein Befehlshaber von der Landwehr, seines Zeichens ein Richter, hat mir nachmals erzählt, daß ihm bei dem Vorlesen (es lag ihm ob) der Zweifel aufgestiegen sei, ob Benedek wirklich ein so unverständiges Machwerk herausgelassen habe. Der Mann war auf guter Fährte. Dieser Heerbefehl war eine Fälschung, eine Fälschung von der ersten bis zur letzten Zeile. Preußische Leser wollen den ächten, maßvollen Heerbefehl Benedek's in Schultheß' Europäischem Geschichtskalender 1866 S. 105

nachlesen. Selbst gut unterrichteten Oesterreichern blieb dieser Frevel unbekannt, weil während des Krieges so wenig als süddeutsche Blätter in den Bereich der preußischen Macht, so wenig preußische Zeitungen nach Oesterreich drangen; nach dem Kriege bekümmerten Oesterreicher, die in ihrer bekannten Lässigkeit auf Nichtösterreichisches nicht Acht haben, um das jenseits ihrer Gränzen Vorgegangene sich nicht recht. Oesterreichischen Lesern will ich darum ein Buch angeben, in welchem sie den untergeschobenen Heerbefehl abgedruckt finden: C. v. Winterfeld, Geschichte des Preußischen Feldzugs von 1866, Potsdam (erste Auflage) 1867, Seite 69.*)

*) Mehrere Leser meines Buches haben ausdrücklich von mir verlangt, ich solle, da sie die angeführten Bücher sich nicht leicht verschaffen könnten, um danach den Sachverhalt zu prüfen, in einem neuen Abdruck beide Heerbefehle abdrucken. Obgleich ich sonst gern geäußerten Wünschen nachkomme, thue ich es diesmal, weil es von den Wegen dieses meines Buches abführt und anderswohin gehören würde, nur mit Widerstreben, nur um nicht den schlimmen Verdacht aufkommen zu lassen, als beruhe die gemachte Angabe nicht in Wahrheit.

Der dem Benedek unterschobene Armeebefehl.

(Breslauer Zeitung 1866, Nr. 282, Morgen-Ausgabe, Donnerstag den 21. Juni.)

Olmütz, 18. Juni. Der k. k. Feldmarschall-Lieutenant von Benedek hat folgenden Armeebefehl erlassen:

Hauptquartier Olmütz.

Soldaten! Wir stehen am Vorabende ernster und blutiger Ereignisse. Ihr seid, wie im Jahre 1859, zahlreich und muthig um unser Banner geschaart! Soldaten, es gilt, vor den Augen der Welt die Scharten von damals wieder auszuwetzen; es gilt, einen übermüthigen und gewissenlosen Feind auf das nachdrücklichste zu züchtigen! Ich hege das größte Vertrauen, daß Ihr Euch Eurer Aufgabe vollkommen bewußt und auch gewachsen zeigen werdet; schenkt auch mir dasselbe Vertrauen und seid versichert, daß von meiner Seite Alles aufgeboten werden wird, den Feldzug

Der wirklich von Benedek erlassene Heerbefehl.

17. Juni.

Se. Majestät der Kaiser verkündet mit dem Manifest vom heutigen Tage Seinen treuen Völkern, daß alle Anstrengungen, den Frieden zu erhalten, vergeblich waren, daß er gezwungen ist für die Ehre, für die Unabhängigkeit und Machtstellung Oesterreichs und seiner edlen Bundesgenossen zum Schwerte zu greifen. Die Ungewißheit, die auf uns gelastet, ist somit behoben, unsere Soldatenherzen dürfen höher schlagen. Zu den Waffen ruft unser allergnädigster Kriegsherr und mit Gottvertrauen gehen wir nunmehr einem gerechten und heiligen Kriege entgegen.

Wohlan denn, Soldaten! unsere erhabenste Aufgabe beginnt. Mit freudiger Hingebung und Schnelligkeit habt Ihr Euch — von nah und fern — der

Etwas Aehnliches spielte bei dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich 1870. Die Zeitungen machten viel Aufhebens von

---

zu einem schnellen und glorreichen Ende zu führen. Wir stehen einer Streitmacht gegenüber, die aus zwei Hälften zusammengesetzt ist: Linie und Landwehr. Erstere bilden lauter junge Leute, die weder an Strapatzen noch an Entbehrungen gewöhnt, niemals eine bedeutende Campagne mitgemacht haben. Letztere besteht aus höchst unzuverlässigen, mißvergnügten Elementen, die lieber die eigene mißliebige Regierung stürzen, als gegen uns kämpfen möchten.

Der Feind hat in Folge langer Friedensjahre auch nicht einen einzigen General, der Gelegenheit gehabt hätte, sich auf dem Schlachtfelde heranzubilden. — Veteranen vom Mincio und von Palestro, ich denke, Ihr werdet unter Euren alten bewährten Führern es Euch zur besonderen Ehre anrechnen, einem solchen Gegner auch nicht den leisesten Vortheil zu gestatten.

Am Tage der Schlacht wird die Infanterie die leichten Feldmützen aufsetzen und sämmtliches Gepäck ablegen, um sich mit der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit auf den schwerbepackten Feind werfen zu können. Jeder Soldat wird seine Feldflasche, mit Wein und Wasser gemischt, angefüllt erhalten, sowie eine leicht zu tragende Ration von Fleisch und Brod. — Die Offiziere legen ihre breiten Schärpen, sowie alle den Rang leicht kenntlich machenden unnöthigen Abzeichen während des Gefechtes ab. Jeder Mann, ohne Unterschied auf Namen und Stellung, wird, sofern er sich auf dem Schlachtfelde auszeichnet, sofort avanciren. Sämmtliche Musikbanden haben hinter der Front geeignete Stellungen einzunehmen und

Deutsche wie der Ungar, der Slave wie der Italiener — unter des Kaisers Fahnen geschaart; sie sind nun auf's Neue entfaltet für Sein gutes Recht, für Oesterreichs heiligste Interessen, für unseres Vaterlandes höchste Güter — und ihr werdet diese Fahnen unter allen Umständen hoch und ruhmvoll halten, Ihr werdet mit Gottes Hülfe sie zum Siege tragen! Zu den Waffen also! — Wie ihr mit mir daran seid, Soldaten! was ich für Euch fühle, was ich von Euch fordere und erwarte, das wißt Ihr. Setze jeder nun seine besten Kräfte ein, damit wir das höchste Vertrauen unseres schwer geprüften, vielgeliebten Kaisers und Herrn mit jubelndem Todesmuthe rechtfertigen, damit ich Euch bald zurufen könne: „Ihr habt Euch wacker gehalten, wie es Oesterreichs Söhnen geziemt — das Vaterland ist stolz auf Euch — der Kaiser ist mit Euch zufrieden!"

der unverschämten Zudringlichkeit des französischen Botschafters Grafen Benedetti gegen den König am Brunnen in Ems, den 13. Juli. Benedetti habe ihm zugemuthet, was, wie sogar Fechner in seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges sagt, „in der Geschichte der Diplomatie wol unerhört war und nur auf Demüthigung Preußens hinzielte". Sie sprachen von verdienter Abfertigung. Man las in den Zeitungen ein Telegramm, datirt Ems, 13. Juli Nachmittags", in welchem es hieß: „der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjudanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts mitzutheilen habe", und man erzählte, ja stellte in Bildern den Auftritt, wie König Wilhelm dem Botschafter Frankreichs den Rücken kehrte, noch drastischer dar. Ein solches Benehmen wäre eine Beleidigung Frankreichs, eine Herausforderung Napoleon's zur Kriegserklärung gewesen und war auch einem so gebildeten und höflichen Manne, wie dem, der sich so aufgeführt haben sollte, gar nicht zuzutrauen, und war auch nicht geschehen. Benedetti berichtete im Gegentheil am 13. Juli 10½ Uhr Morgens an seinen Vorgesetzten: der König habe sich ihm huldvoll gezeigt, ihn einge-

---

uns zu dem Waffentanze unsere alten Heldenmärsche aufzuspielen.

Der Feind prahlt seit langer Zeit mit seinem schnelleren Kleingewehrfeuer; wir werden ihm wahrscheinlich dazu keine Zeit lassen, sondern ungesäumt mit dem Bajonett und Kolben auf den Leib gehen. — Sobald mit Gottes Hülfe der Gegner geschlagen und zum Rückzuge gezwungen sein wird, werden wir ihn auf dem Fuße verfolgen und Ihr werdet in Feindes Land Euch ausrasten und diejenigen Erholungen in reichlichem Maß in Anspruch nehmen, die sich eine siegreiche, heldenmüthige Armee mit vollstem Rechte verdient haben wird.

(gez.) Benedek.

Diese Fälschung ist in viele Bücher, z. B. in Hahn's Geschichte des Preußischen Vaterlandes, übergegangen.

laden, noch einmal zu ihm zu kommen. Wenn er statt dessen, den Besuch abschneidend, seinen Adjudanten Fürsten Radziwill an ihn abordnete, so fiel doch, wie Radziwill's eigener Bericht beweist, nicht das geringste Verletzende vor. Der Verkehr bewegte sich beiderseits in allen Formen der Artigkeit, der guten geselligen Sitte. Weder eine Beleidigung des Königs noch des Botschafters trug sich zu.*) Es war ein falsches Telegramm, das aus „Ems" datirt zum Vorscheine kam. —

Als die Preußen im Juni 1866 in Dresden eingerückt waren, fertigten sie am folgenden Tage allen Herausgebern dortiger Blätter eine gedruckte Geheimzeitung mit dem Bemerken zu, es sei Fürsorge getroffen, die Zeitungen rasch mit genauen und zuverlässigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze zu versehen. Dies bedeutete augenfällig so viel als: diese sollt ihr abdrucken, abweichende Nachrichten dürft ihr nicht veröffentlichen. Ohne Zweifel haben sie es in allen größeren Städten, welche sie einnahmen, ebenso gehalten. Nummer 25 des vierten Jahrganges der Provinzial-Correspondenz vom 20. Juni 1866 war die erste Kriegsnummer. Auf dem Kriegsschauplatze, im preußischen Lager wurden die Berichte abgefaßt, darauf nach Berlin geschickt, wo eine abermalige Sichtung und Ueberarbeitung statt fand, hernach gedruckt und an die Blätter geliefert. Selbstverständlich war alles so dargestellt, wie preußischerseits gewünscht wurde, daß man es glauben solle. Diese Geheimzeitung gaben alle Blätter Nord- und Mitteldeutschlands ganz oder großentheils wieder. Sie ist daher die Hauptquelle der meisten bisher erschienenen sogenannten „Geschichten" dieses Krieges. Hiermit ist der Stab über eine Menge „geschichtlicher" Werke gebrochen. Es sei zugestanden, daß nicht

---

*) Benedetti, Ma mission en Prusse. 2. Auflage, Paris 1871. S. 372. 374. 386. 387. 430. Am dreizehnten Juli schreibt Benedetti amtlich nach Paris: L'accueil apparemment gracieux qu'elle (der König) n'a cessé de faire à mes instances. — En mettant fin à notre conversation du matin, le roi m'avait en effet assuré, qu'il m'inviterait à me rendre auprès de lui à l'arrivèe des dépêches u. s. w. Der König hatte ihn noch, als er Ems zu verlassen im Begriff stand, auf den Bahnhof bestellt! [Einige Beurtheiler, denen der leiseste Begriff von historischer Kritik abzugehen scheint, haben wegen dieser Stelle mich lächerlich zu machen versucht; ich merke dies an, weil es auch charakteristisch ist.]

allzuarg gefärbt worden ist. Hatten die Preußen doch, weil sie sich 1866 wie nachher 1870 in einem ununterbrochenen Siegeslaufe befanden, wenig Veranlassung, in dem Erzählten sich von der Wahrheit weit zu entfernen.

Was indeß vielleicht zu erwarten gewesen sein würde, wofern die preußischen Heere in Nachtheil gerathen wären, verrieth ein Fall, der Bericht von dem einzigen Gefechte, welches die Preußen 1866 verloren. Als nämlich Gablenz am 27. Juni 1866 sie aus Trautenau herauswarf, nachdem sie den tapfersten Widerstand entgegengesetzt hatten, wurden Nachrichten ausgestreut, es hätten die Bürger von Trautenau aus ihren Häusern hinterrücks auf die Preußen geschossen, heißes Wasser und siedendes Oel auf sie von oben herunter ausgegossen. Das hieß doch den guten Trautenauern zu viel Heldenmuth zutrauen! Der Bürgermeister von Trautenau Dr. juris Roth, Mitglied der böhmischen Stände und des österreichischen Reichstags, ließ darüber drucken: „Wahrlich, eine so ungeschickte, folgenschwere und allgemein geglaubte Lüge würde ich nicht für möglich halten, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte“.*) Die preußische Presse schäumte damals über die Unthat der ruchlosen Trautenauer und im Zorn über die Trautenauer achteten die Leser um so weniger auf die Schlappe, da die Preußen am folgenden Tage Trautenau wieder gewannen. Aber Bürgermeister Roth, ein bekannter Ehrenmann, wurde fortgeschleppt, schmählichst behandelt, 80 Tage in schwer drückender Gefangenschaft gehalten. Damit schien die falsche Nachricht beglaubigt.

Als das französische Heer am Beginne des Krieges von 1870 einen matten Angriffsstoß gegen Saarbrücken ausführte, durchlief die Zeitungen die grausige Kunde, es habe diese Stadt eingeäschert, und tief war ihr Eindruck in Deutschland. Auch solche, welche den preußischen Waffen den Sieg darum nicht wünschten, weil dieser Sieg soviel bedeuten konnte, als Zurückwerfung der freiheitlichen Bestrebungen in Deutschland auf ein Menschenalter, auch solche empörte derartige barbarische Kriegführung der Franzosen. Doch auch an dieser Nachricht war kein

*) Roth, Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft. Prag 1867, S. 18. Die Schrift soll in Preußen verboten sein.

wahres Wort. Die Stadt Saarbrücken steht heute noch unversehrt wie sie damals war! Blos ein paar von der Stadt abstehende Häuser, welche den preußischen Soldaten zum Stützpunkt ihrer Abwehr gedient hatten, waren von den Franzosen in Brand geschossen worden. Die Menschen wurden indeß damals durch das Zeitungslärmen dermaßen betäubt und eingenommen, daß selbst verständige Personen widersprechenden, unmittelbar aus Saarbrücken selbst eingezogenen Nachrichten keinen Glauben schenken wollten! Die Barbarei der französischen Kriegführung war zum allgemeinen Gerede gemacht worden.

Ach, wie war das Verhältniß der preußischen! Da aber hatten unsere Zeitungen, unsere nationalliberalen Stimmführer kein Wort der Entrüstung, des Abscheues. Hierüber hatte ich mancherlei Betrachtungen niedergeschrieben, doch ein Freund fiel mir in die Feder, weil die gegenwärtige Zeit noch nicht dazu angethan sei, die volle Wahrheit zu hören, weil meine Worte jetzt ohne Verständniß bleiben würden und ich ohnehin schon bis zu den äußersten Gränzen des heute Möglichen mich vorgewagt hätte. Wiewol es mir schwer ankommt, indem ich schwanke, ob bei richtigerer Erkenntniß nicht geboten ist für die Grundsätze der Sittlichkeit und für die Ehre des deutschen Namens einzutreten, so unterordne ich mich doch seinem weisen Rathschlag. Andere haben ja in den häufigen Ausbrüchen wilder Rohheit seit 1871 eine Frucht dieses Krieges deutlich vor Augen. Ich durchstreiche die Seiten, die in die Hände des Setzers sollten.

Taschenspielerkunststücke im Schriftstellern verfangen bei dem nicht nachprüfenden Volke. Von der Art des Verschiebens auch eine Probe. Zu solchen Beispielen muß ich greifen, die allgemein Bekanntes bringen. Als Mallinckrodt aus des früheren italienischen Ministers General Lamarmora Buche mitgetheilt hatte, daß Bismarck 1866 die Abtretung eines Bezirks an der Mosel und Saar in Aussicht gestellt habe, und als darauf Fürst Bismarck diese Angabe für eine lügenhafte Erfindung erklärt, Lamarmora aber seine Aussage aufrecht erhalten hatte, wog man keineswegs die Wahrscheinlichkeit nach den damaligen Umständen, der Zuverlässigkeit der einander Widersprechenden und dem, was sonst ein Geschichtschreiber in Betracht ziehen würde, ab,

sondern stellte in den Vordergrund, daß Lamarmora Staatsgeheimnisse in seinem Buche ausgeplaudert habe und deshalb kein vertrauenswürdiger Mann sei. Nun hätte zwar jemand meinen können, daß wenn Lamarmora, was die Kabinette versteckt hielten, veröffentlichte, ihm dafür, daß er die Welt besser unterrichte, Dank gebüre, dies überhaupt mit der Frage: ob er einer Lüge sich schuldig gemacht, gar nichts zu schaffen habe — allein nach den Zeitungen sprach man allgemein von Lamarmora's Verletzung seiner Amtspflichten und kümmerte sich um das Uebrige wenig; die Wirkung war erreicht, ohne daß der Fall, wie die Geschichtschreibung erfordert, untersucht worden wäre.

Als Milliarden von dem besiegten Frankreich gefordert, eine noch nicht dagewesene, ich will den Ausdruck wählen, „Schatzung" über dasselbe verhängt wurde, jubelten die Zeitungsschreiber, ja die preußischen Unterhändler konnten ihnen nicht genug thun im Verlangen, und hinterher noch bedauerten sie, daß nicht noch mehr gefordert worden sei. Die voraussichtlichen Folgen erörterten sie nicht; sie gebärdeten sich so, als ob jeder Deutsche mit einem Beuteantheil bereichert werden würde. Die Rufe, daß die Franzosen schwer leiden und wir, d. h. unser Volk, keinen rechten Gewinn genießen würden, verhallten. Die Warner mußten Schmähungen hinnehmen. Was ist gefolgt? Die Franzosen haben das Geld anderweit aufgeborgt und müssen heute den Laib Brod doppelt so hoch bezahlen, wir haben ruinösen Börsenschwindel und eine Geldentwerthung geerntet, durch welche jeder ärmer geworden ist, der nicht zu gewissen Kreisen gehört. Welch' Elend, welcher Jammer ist über unsäglich Viele, die mit geringen Einnahmen, welche sie zu vergrößern außer Stande sind, sich durchschlagen müssen, durch diese unseligen Milliarden gebracht! Mit diesen Milliarden konnten übrigens die Staatsschulden grade abgetragen werden, welche die Landesväter im neuen deutschen Reiche während der Friedenszeit seit 1815 gemacht hatten. Eine große Bürde wäre dann dem Volke abgenommen worden. Es ist nicht geschehen, sondern die Belastung dauert fort. Für Festungen, Heeresbedürfnisse, Beschenkung der Feldherrn, für ein Vermögen um Verstümmelte zukünftiger Kriege zu bedenken u. dgl. verrann ein großer Theil dieses großen

Geldes. Anstatt scharf aufzumerken, was mit den Milliarden angefangen werde, hüllten sich die Zeitungen, die sich immer für die Volksstimme ausgeben wollen, lieber in Schweigen.

Vieles Einzelne ließe sich so leider noch hervorheben, aus dem erhellen würde, in welchen üblen Zustand unser Zeitungswesen gebracht worden ist, sich gegenwärtig befindet. Doch genug. Die Reichsschweifwedler finden alles gut und reden der die Zeitungen lesenden Menge ein, sie lebe in einer großen Zeit des Glückes und des Segens, die 1866 angebrochen sei.

Ausführbar war dies erfolgreiche Fälschen der Thatsachen lediglich durch das Zusammenwirken zweier Umstände, dadurch, daß eben Hand in Hand Preßknechte und nationalliberale Freiwillige gingen, und dadurch, daß die gegnerische Presse theils zum Verstummen gebracht, theils in den Hintergrund gedrängt war, ihr Widerspruch demzufolge nur zur Kenntniß enger Kreise gelangte.

Weil die letzten Entscheidungen mit Pulver und Blei gegeben wurden, hat man die Bedeutung der Nationalliberalen in letzter Zeit zuweilen sehr unterschätzt, sogar bespöttelt. Mit Unrecht. Richtig ist nur, daß sie nicht allein obsiegen konnten: aber vorbereitet hat ihr Wirken den Ausgang. Die Wege für Preußen haben sie gebahnt und die Tragweite seiner Erfolge vergrößert. Gewiß, ohne ihr kräftiges Eingreifen würde alles in völlig anderem Lichte dem deutschen Volke und ganz Europa erschienen, Manches vielleicht nicht so, wie es der Fall war, abgegangen sein. Ihre Zeitungen waren die Vortruppen Preußens und sind jetzt sein Beistand. Da diese Partei sich an Preußen lehnt, gewinnt sie von ihm auch überlegene Stärke.

Die freisinnige großdeutsche Partei, für die auch der Name „Volkspartei" aufkam, befand sich längst im Zurückweichen. Da ihr keine äußeren Mittel zu Gebote standen, besaß sie überhaupt nur eine geringe Zahl von Blättern, noch dazu fast sämmtlich kleineren Umfanges. Im Kriege von 1866 wurde, wo die preußischen Fahnen wehten, ihr Zeitungswesen unterdrückt. Es hätte nach dem Frieden wieder aufleben können, aber der Krieg selbst war für diese Partei mehr noch als eine Niederlage, war eine Blosstellung gewesen. Schon vorher war die Lage der un-

abhängigen Großdeutschen peinlich: von den Regierungen feindselig als Demokraten angesehen und behandelt, gingen sie den herrschenden Gewalten gleichwol, um des höheren Zieles willen, nicht selten zur Seite oder griffen sie mindestens nicht an, dies Andern überlassend. Wol entging ihnen nicht, daß ein kläglicher Schlag die anvertrauten Zügel führte und in schwieriger Lage in der Politik herumstümperte, aber sie überschätzten ihn dennoch. Bismarck kannte die Kutscher der Staatskarossen besser. Eine solche Beschaffenheit, wie nachher in einem bedrohten Lande immitten der Gefahr zu Tage trat, nicht voraussetzend, hatten sie unmittelbar vor dem Kriegsausbruch Schritte gethan, um dem bevorstehenden Kampfe einen andern Charakter zu verleihen; sie sahen sich jedoch genöthigt, Halt zu machen, weil sie auf eine Einfältigkeit und Verbissenheit stießen, die sie so nicht für möglich gehalten hatten, und mußten überdies davon schweigen, um uicht noch auf der Widersacher Mühlen Wasser zu treiben. Der Sieg des großdeutschen Gedankens war wie der seines Gegensatzes an ein entsprechendes Verhalten der Regierungen geknüpft. Mußte weiterhin nicht im Volke das Vertrauen zu den Großdeutschen schwinden, nachdem während des Krieges die traurigste Armseligkeit seitens der Gewalten, denen sie zur Seite getreten waren, augenfällig geworden, in der nachfolgenden Friedenszeit auf den so herrlich, wie man eben geschaut, bewährten Wegen weiter gewandelt und sogar Oesterreichs Neugestaltung in die Hände des durch sein Regiment in Sachsen bekannten Diplomaten Beust gelegt wurde? Nun geziemte sich für alle unabhängigen Großdeutschen Zurückhaltung; selbst denjenigen Standpunkt, den der Sieger „partikularistisch“ schalt, nachdrücklich in Schutz zu nehmen, war in Folge der Stellung, welche die Berather der Purpurgeborenen einnehmen, unthunlich. Die alte vorurtheilsvolle Auffassung, welche den Fortbestand der Einzelstaaten unmöglich machen wird, herrschte nach wie vor. Auch blieben die Großdeutschen bei Seite geschoben, augenfällig; umgekehrt wurden Häupter der Nationalliberalen geehrt, ebenso auffällig. Großdeutscherseits konnte mithin gegen die überfluthende Strömung überhaupt nur vom demokratischen Standpunkt aus angekämpft werden, der keine Umschau über alles in Frage Kommende gewährt. Wie sehr aber auch Regierungen sich mit den alten Widersachern der Großdeutschen

gut zu stellen suchten, wenig gelang es ihnen. In Sachsen z. B. brach immer von neuem das Geschrei über Partikularismus wider die Minister los, obgleich von ihnen nach Allem, was ich vernahm, nicht der allermindeste Anlaß zu diesem Vorwurfe gegeben worden ist. Urtheilte ihr Blatt, die „Königliche Leipziger Zeitung", unbefangen, so lasen ihm sächsische Blätter, deren Magnet nach Berlin weist, den Text. Nun möchte ich zwar diese Zeitung keinem Panzerschiffe vergleichen, aber doch immerhin einer stattlichen Fregatte; wenn sie Breitseite auf Breitseite gegen die sie umschwärmenden Kanonenboote abgefeuert hätte, so würde sie diese in Grund gebohrt oder in die Ferne gescheucht haben, allein sie verhielt sich in solcher Weise, daß die Vermuthung nahe liegt, ihr Leiter habe keine freie Bewegung gehabt. So ist dieser Zeitung längst Schach gegeben. Die Nationalliberalen setzten sie am liebsten matt und werden es wahrscheinlich dahin bringen, wenn ihnen das Blatt nicht übergeben wird, oder vieles sich ändert.

Die großdeutsche Presse, welche nun den Freiheitsgedanken voranstellte, hatte um so geringere Aussicht auf Eindringen, weil nach den erschütternden Vorgängen und Umgestaltungen der letzten Jahre im Volke nur äußerst geringe Theilnahme für Freiheitsfragen vorhanden sein konnte. Die Sonne leuchtete dem Kriegsmanne. Das allmäliche Erwachen des Volkes aus seinem Rausche, das nicht ausbleiben wird, ist in Geduld abzuwarten. Die Würtemberger, bis 1870 die demokratischen Vorkämpfer und eifrig im Zeuge, beurtheilten doch in ihrer Mehrzahl die Gesammtgestaltung jetzt sowenig richtig als vor 1866, bis wohin sie am großdeutschen Kampfe kaum nennenswerthen Antheil genommen hatten, weil die brennenden Fragen ihnen noch nicht auf dem Leib glühten. In ihrer Mitte, in Stuttgart, erschien wol mehrere Jahre des Norddeutschen Frese „Demokratische Correspondenz, Organ der deutschen Volkspartei", weil sie dort, außerhalb des neuen deutschen Bundes, sich freier bewegen konnte, und wurde nicht blos an Zeitungen, sondern auch an Vereine und einzelne Leser, an letztere um den vierten Theil des Preises abgegeben. Diese zeichnete die Lage auf Grund der in Nord- und Mitteldeutschland gemachten Erfahrungen richtig, jedoch die im Hinterlande meinten es besser als er zu verstehen! Die Kurzsichtigkeit und das Wanken der wür-

tembergischen Volksführer im Jahre 1870, als sie sich von der erregten Strömung fortreißen ließen, war abermals ein schwerer Schlag für die Volkspartei und gleichzeitig wurden wieder in Mitteldeutschland Zeitungen unterdrückt, welche dem preußischen Zuge zu widerstehen gewagt hatten. Es sei nur an das Verbot der „Deutschen Volkszeitung“ in Hannover erinnert*). Auch die „Hannoversche Landeszeitung“ wurde damals aus der Welt geschafft. Das größte Blatt der Volkspartei ist dermalen die sehr vorsichtig und leise auftretende, den Verhältnissen stark Rechnung tragende, gewiß nicht reichsfeindliche, jedoch die rechten Grundsätze nicht verläugnende „Frankfurter Zeitung“, die es auf beinahe 16000 Abnehmer gebracht hat, indeß nicht aufgelegt wird in Lesekabinetten, deren Zeitungsauswahl Nationalliberale besorgen.

Von den übrigen Parteien Deutschlands hat die des Adels und der Altkonservativen in Preußen vielleicht mehr zur Verbreitung als zur Berichtigung falscher Ausstreuungen beigetragen, was auffällig klingen würde, wüßte man nicht, daß einseitiges Preußentum auch sie befangen machte. Den katholischen Blättern lagen die Kirchensachen mehr, als was sonst vorging, an und erst nachdem diese in Frage gezogen worden waren, legten sie sich in deren Vertheidigung auch gegen die Zeitungslügen aus.

Nachdrücklich, erbittert, bekämpfte die socialistische Presse den Trug, allein ihr Abnehmerkreis besteht fast ganz aus Handarbeitern, in's übrige Volk dringt sie nicht stark ein.

Dies sind die Umstände, unter denen ein Getriebe, wie das geschilderte, sich zu behaupten und das Volk zu beeinflussen vermochte.

Um beliebige Ausstreuungen unangefochten durchzubringen, mußten die Macher der öffentlichen Meinung in den Zeitungen alles hinwegräumen, was ihnen im Wege stand, nach Gefallen so oder so zu sprechen. Sichtlich stellten sie sich die Aufgabe, jede den ausgegebenen Schlagwörtern entgegenlaufende Aeußerung, jedwede abweichende Beurtheilung der Vorgänge, jede unabhängige Auffassung aus der Welt zu schaffen, damit nur eine einzige An-

*) Diese Jahrgänge der deutschen Volkszeitung in Hannover 1867 (letzte Monate) und 1868 geben hinreichend Belege für die Preßzustände im deutschen Reiche.

sicht gelte und nur eine Stimme gehört werde. Ansonst wäre ja auch die berliner Losung vom Volke gewiß nicht als unbestrittene Wahrheit, als der allgemeingültige Ausdruck der aufgeklärten öffentlichen Meinung angenommen worden, sondern hätte als Parteiäußerung erscheinen können.

Wer von der Rednerbühne des Reichstages für die Freiheit so wie es sich ziemte, sprach, oder wer gegen die fortschreitende Verpreußung deutscher Staaten das Wort ergriff, ward von der Presse todgeschwiegen oder beschimpft, und wäre es der ehrwürdige Ewald gewesen, dieser Mann fast unsterblichen Namens.*) So roh und gemein ist die Lügenliga, daß sie keine Ehrfurcht vor wahrer Größe kennt. Las man die stenografische Aufzeichnung seiner Reden, so fand man wohldurchdachte Aussprüche, bedeutende Gedanken, las man die Berichte in den Zeitungen (und nur diese werden allgemein gelesen), so klangen seine Worte lächerlich. Ergriff der Abgeordnete der ehemaligen freien Reichsstadt Frankfurt, Sonnemann, das Wort für die mundtod gemachten Elsässer und sagte heraus, was Briefe aus diesem Lande bestätigen, so las man in den Zeitungen: „auf seine Aeußerungen zu antworten wäre unter der Würde eines deutschen Reichskanzlers; ein solcher Grad politischer Ehrlosigkeit hat nicht Anspruch darauf als berechtigte individuelle Ansicht zu gelten.“ Als Mallinckrodt die Hand auf das Buch des italienischen Ministers Lamarmora legte, erklärte die „Spener'sche Zeitung“: „Die nationalen Parteien sind von dem ganzen Gebahren der Centrumspartei mit tiefem Ekel erfüllt, können ihr Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß Fürst Bismarck die ultramontanen Kläffer einer Antwort würdigt, daß er den Herren Windthorst, Mallinckrodt, Schorlemer, indem er sich herabließ von ihren Künsten ein Aufhebens zu machen, erst ein Relief verliehen hat und daß er ihre rhetorischen Uebungen nicht vollständig ignorirt“, und schloß mit dem Hinweis auf

---

*) Auch Heinrich Ewald ist immittelst dahingegangen. Er starb am 4. Mai 1875. Am 20. Februar schrieb er mir: „Ihr herrliches Buch las ich auf meinem Krankenlager zu meiner besten erquickung und tröstung, sowie mit lebhaftesten danke für Sie durch. Gott hat Sie wieder einmal gestärkt, zur rechten Zeit den Deutschen das rechte zu sagen. Sie sind des Dankes aller der Besten unter ihnen gewiß: und was kann ein Schriftsteller mehr wünschen?“

Friedrich des Großen Wort: „Und mit dem Gesindel sollen wir uns herumschlagen". Auf die gleiche Weise ließen sich die Norddeutsche Allgemeine und die National-Zeitung aus und diese ihre Aufsätze flogen fast durch die ganze deutsche Presse.

So wird der Beruf und die Bedeutung der Volksvertretung von der herrschenden Partei verstanden. **Wann** hätten jemals die Vorbereiter der Knechtschaft sich offen zu ihrem Werke bekannt? Entweder sprachen sie von der für die allgemeine Wohlfahrt nothwendigen Ordnung, oder, wenn sie geschickter verfuhren, stellten sie sich gar an, als ob sie der Freiheit Bahn brächen.

Abgetrumpft wurden die „politischen Deklamationen in den süddeutschen Kleinstaaten" von Leuten, die weder eine leise Ahnung hatten, auf welcher niederen Stufe sie selber stehen, noch eine Kenntniß davon, wie reifer viele süddeutsche Verhältnisse sind als preußische.

Waidlich drosch die Knüppelgarde der Preßknechte auf alle los, welche noch dachten wie früher, welche noch wagten, ihre Meinung zu bekennen. Das Herunterreißen, Schmähen und Verlästern aller hervortretenden Gegner kam an die Tagesordnung und machte deutlich wahrnehmbar, daß die Männer von selbstständigem Urtheil eingeschüchtert, zum Verstummen gebracht werden sollten. Um Gegenbeweise bemühte sich die herrschende Presse selten, mißfällige Vorbringungen wurden einfach auf „eingefleischten Haß gegen Preußen" geschoben, höhere Auffassungen als engherzig und hämisch oder als fantastisch, kindlich, particularistisch bezeichnet und es endlich für eine wahre Schande erklärt, daß dergleichen aller großen Prinzipien baare Menschen sich überhaupt noch äußern dürften!

War's gar ein in Preußen Geborener oder Angestellter, der sich vermaß einer unangenehmen Wahrheit die Ehre zu geben, so wurde er ob „unpatriotischer" Aufführung grob gerüffelt, wäre es selbst ein Konstantin Frantz gewesen. Dieser letztere erwiderte: „Noch hat kein Moralfilosof gelehrt, daß es zu den patriotischen Pflichten zähle, unter allen Umständen für recht und gut zu halten, was von dem Staate geschieht, dem man als Bürger angehört. Jedenfalls wäre solcher Grundsatz mit der christlichen Religion ganz unvereinbar."

Die „unverbesserlichen Achtundvierziger“ waren besonders ein Stein des Anstoßes. Verwundern kann man sich auch ganz und gar nicht, daß die Bestrebungen des Jahres 1848, wenn sie nicht in Vergessenheit zu bringen waren, von oben herunter besprochen werden mußten, so als ob die damals handelnden Männer im Vergleich mit den jetzigen — den die Freiheit preisgebenden Acteuren der politischen Schaubühne — unreife Knaben gewesen wären. In der Gegenwart sei man herrlich weit; 1848 habe es sich um rohe Anfänge und thörichte Ueberspanntheiten gehandelt. Beeiferten sich doch auch mittelmäßige Professoren von ihrem Katheder herab ihre eigene Beschränktheit an den Tag zu bringen, indem sie (obgleich der Gegenstand ihrer Vorträge darauf gar nicht hinführte) den Studenten von der Erbärmlichkeit der 48ger vorredeten. Die wenigen übrigen, standhaft gebliebenen Männer der alten Freiheitspartei wurden in der Presse als „trübe Köpfe“ geschildert, von ihrem „radikalen Filistertum“ wegwerfend gesprochen und bedauert, daß Leute wie Kolb und Vogt sich überhaupt noch „breit machen“ könnten.

Wo den Stimmführern ein besonders widerwärtiger Gegner aufstieß, hieben die Preßhusaren nicht blos auf ihn ein, sondern brandmarkten ihn als einen, der Geld vom Feinde genommen habe. Von der schwarz auf weiß hinausgeworfenen Beschuldigung, bestochen zu sein, blieb sogar Konstantin Frantz nicht verschont. Die saubern Gesellen urtheilten nämlich nach sich selber. Da sie Geld nehmen, wo sie es finden, setzten sie Gleiches von Andern voraus, um so mehr, da sie sonst nicht zu begreifen vermochten, wie gescheute Männer für eine Sache einstehen, die ihnen klärlich keinen Gewinn, wol aber recht empfindlichen Schaden einbringt. Namentlich flog die Verläumdung umher, der entgegengesetzt Schreibende sei von den Welfen bestochen, und eine Zeitung, die den Erfolgsanbetern unangenehme Betrachtungen zu schmecken gab, hieß „Welfenblatt“. Das alte Herrscherrecht des hannöverschen Königs und hessischen Kurfürsten sollte nicht mehr vorgehalten, gar nicht mehr erwähnt werden, gleich als läge über ihm schon der Moder von Geschlechtern. Es ist richtig, daß eine Zeitlang der Thätigkeit des berliner Preßbüreaus ein „Welfenfond“ entgegenwirkte, besser deutsch gesprochen: daß der König von Hanno-

ver einigen Schriftstellern seines Anhangs Geld zahlte, vielleicht auch einige Zeitungen unterstützte, damit sie sich seiner annähmen, allein in erheblichem Umfange ist dies keinesfalls geschehen, konnte auch bald, aus dem jedermann einleuchtenden Grunde nicht geschehen, weil König Georg nicht mehr so viel Geld besaß, um viel für Preßzwecke auszugeben; entließ er doch im September 1870 verdiente Hofbeamte, die ihm in die Verbannung gefolgt waren, „aus Ersparungsrücksichten". Wahrscheinlich ist, daß König Georg seit mehreren Jahren auf Beeinflussung der Presse gar nichts ausgibt. Gleichwol spukte die Rede vom hannöverschen Gelde im neuen Reiche fort und zwar grade seitens solcher, die aus dem Welfenfond, nämlich dem weggenommenen Vermögen Königs Georg, gespeist wurden.

In Leipzig bestand ein Blatt mittleren Ranges, die „Sächsische Zeitung", welche ziemlich viel Eingang fand und den nationalliberalen Zeitungen beschwerlich fiel, weil oft in ihr deren Lügen an den Pranger gestellt und abweichende Auffassungen verbreitet wurden. Sein Herausgeber und Besitzer, Wilhelm Obermüller aus Baden, war ein Eiferer für Oesterreich. Bevor noch im Jahre 1870 Sachsen sich zur Theilnahme am Kriege gegen Frankreich bekannte, bestritt er, daß der Friedensvertrag von 1866 nothwendigerweise dahin auszulegen sei, und sprach sich gegen Sachsens Betheiligung an diesem Kriege aus. Es handele sich, sagte er, um einen Streitfall, der den Norddeutschen Bund nichts angehe. „Müssen denn die Sachsen sich auch todschießen lassen?" frug er. Er hatte Unrecht; Sachsen war wirklich zur Heeresfolge verpflichtet, allein die Erörterung des Pro und Contra mußte doch mindestens so lange freibleiben, bis Sachsens Verhalten amtlich feststand. Was begab sich? Ein Haufe aufgeregter Studenten, an deren Spitze ein junger Jurist (!), der nachher unter die nationalliberalen Skribenten ging, gestanden haben soll, brachte am Mittag des 15. Juli vor der Druckerei der Sächsischen Zeitung ein Pereat und vor Biedermann's Wohnung ein Vivat aus, verbrannte Obermüller's Zeitung auf dem Platze vor der leipziger Universität, verlangte in einer Eingabe an den Staatsanwalt gerichtliche Verfolgung des erwähnten Obermüller'schen Aufsatzes und zog drei Abende nacheinander, bei Einbruch der Nacht, vor Ober-

müller's Wohnung, wo er lärmte und tobte, vom Janhagel secundirt. Am ersten Abend blieb's beim Schreien, am zweiten wurden die Fenster eingeworfen, in der dritten Nacht versucht die Hausthüre einzustoßen und die Rufe ertönten: „Schlagt ihn tod! Reißt ihn in Stücke!" Das Einschlagen der Thüre verhinderte noch die Polizei. Eine vor Ausschreitungen warnende Bekanntmachung des Rathes erschien, am 17ten aber erhob der Staatsanwalt die geforderte Anklage gegen Obermüller, der von gerechten Richtern Freisprechung erwarten durfte. Der Polizei wäre es ein Leichtes gewesen, diese Zusammenrottirungen sofort zu sprengen, zumal jedermann wußte, woher sie ausgingen. — Der Indicativ jedoch lautet: Obermüller ersuchte brieflich den Polizeivorstand um Schutz, anderenfalls er sich genöthigt sähe, gegen Angriffe auf seine Person von dem Revolver Gebrauch zu machen, und wurde darauf zum Polizeiamt gerufen, dort festgenommen, nach Verlangen des Staatsanwalts am 20ten an's Bezirksgericht abgeliefert und in Haft gehalten. Er ging demnach seiner Freiheit verlustig. Da kurz vorher der zweite Herausgeber der Zeitung Herrn Obermüller gekündigt hatte, war augenblicklich niemand vorhanden, der für die Zeitung zu sorgen gehabt hätte. Sie stand still. Obermüller war um 4000 Thaler ärmer, die er ihrem früheren Eigenthümer ausgezahlt hatte, und dieser um dasjenige Geld, welches Obermüller ihm noch schuldete. Das Weitere kann ich, insofern es Obermüller betrifft, nur mittheilen, wie er es einem Andern erzählt hat, nicht selber verbürgen. Obermüller erzählte damals, am Tage seiner Entlassung: nach einiger Zeit sei ihm auf Bürgschaft von 300 Thaler und Handgelöbniß, jederzeit zur Untersuchung sich zu stellen, Freilassung angekündigt, sogleich darauf aber gerathen (bedeutet) worden, Leipzig zu verlassen, weil seine Anwesenheit Veranlassung zu Ruhestörungen gebe; er könne ja zu seiner Sicherheit nach Reudnitz ziehen oder eine Reise in die sächsische Schweiz antreten. Er habe sich anfangs geweigert, weil er dazu weder Lust noch Geld, wol aber eine bezahlte Wohnung und eine Zeitung habe, schließlich aber habe er sich gefügt, weil er gesehen, daß er nicht anders fortkomme. In der That hat er nach seiner Freilassung Leipzig schleunigst verlassen. Er reiste nach Wurzen und Dresden: wurde

also in seiner Wohnung nicht mehr angetroffen. In den Zeitungen war kurz darauf ein Steckbrief gegen Obermüller zu lesen, weil er wortbrüchig Leipzig verlassen habe. In denselben Tagen (am 18. Juli) machten Studenten im Hörsaale des Professors der Rechte, Hofrath Schletter, bei seinem Eintreten einen Heidenlärm, und beruhigten sich erst, nachdem er durch einen Universitätsbeamten ihnen die Erklärung hatte abgeben lassen, daß er kein Mitarbeiter der Sächsischen Zeitung sei. Von Obermüller warf dieselbe Bande sich auf den Herausgeber des „Volksstaats" Liebknecht. Meine Wenigkeit sollte der dritte sein, der an die Reihe käme, und schon bei dem letzten Toben vor Obermüller's Wohnung fielen Rufe, vor die meinige zu ziehen. Liebknecht hatte die Kraft der Arbeiter hinter sich und überschaute die Lage. Er hatte sogleich, als der Sturm gegen Obermüller anhob, diesen benachrichtigt: falls Obermüller verspreche, in seiner Zeitung die Sozialdemokraten fernerhin nicht mehr anzugreifen, wollten die Arbeiter ihn schützen; stolz hatte Obermüller dies unbeachtet gelassen. Wie nun das Lärmen nach Obermüller's Verhaftung vor Liebknechts Wohnung begann, da sammelte sich sein Anhang in einer nahegelegenen Bierwirthschaft und sprach davon in Massen zum Neste der Störenfriede, die jedesmal von der Wirthschaft zur „guten Quelle" den Ausgang nahmen, zu ziehen und sie zusammenzuhauen, Liebknecht aber sagte zu einem Angestellten: wofern die Polizei sich ebenso wie in Bezug auf Obermüller bei ihm verhalte, befinde er sich in der Nothwendigkeit, sich selber zu schützen, dann wolle er keine Verantwortlichkeit für blutige Köpfe tragen. Das Eintreten der Arbeiter schreckte. Mit einemmale war die Unruhe zu Ende!

Indeß die Sächsische Zeitung war beseitigt. Am 22. Juli 1870 erschien sie nicht mehr. Als nach dem Frieden mit Frankreich Gerüchte umliefen, sie würde wieder aufleben, ließ sich ein leipziger Blatt, welches fast 12,000 Abnehmer zählte, aus: „Ein Familienvater würde solche Störenfriede wie die Männer der ehemaligen „Sächsischen Zeitung" einfach zur Thüre hinauswerfen. In einem Verfassungsstaate geht das nicht. Sie bleiben Bürger desselben, wenn sie sich nicht offen auflehnen. Nun und dazu handeln sie zu jesuitisch, d. h. sie wissen sich beim Schreiben

Im „Denunciren“ treiben es überhaupt Nationalliberale arg. Widriges war in ihren Augen schon ein Verbrechen. In ihrem Schoße erhob sich kein Einspruch gegen das denunciatorische Treiben und wurde einem ihrer Blätter von einem Gegner vorgehalten, daß gestern von ihm ein Mann denuncirt worden sei, so hatten diese morgen die Frechheit, dies geradeweg zu läugnen. Das haben wir in Sachsen erlebt. So arg hat das Treiben der Presse schon Fanatismus entzündet, daß ein berliner Schriftsteller neulich die mündliche Auslassung eines in Deutschland reisenden Franzosen vor der Behörde zur Bestrafung angab!

Die Reichspartei gebärdete sich, als sei sie nicht nur für die herrschende bestimmende Partei, sondern der alleinige ächte Ausdruck des Volkswillens. In ihren Blättern wurde stets so geschrieben, als werde die Meinung aller Verständigen kundgegeben.**)

---

komme, dennoch nicht, daß der Sachverhalt ein anderer sei, daß Herr Petermann sich irgend etwas habe zu Schulden kommen lassen.

) Daß dem keineswegs also ist, haben inzwischen die im Februar 1874 stattgefundenen Wahlen zum Reichstage gelehrt. Es ist in der That ein überraschender Vorgang, daß schon ein paar Jahre, nachdem der französische Imperator gefangen abgeführt worden war, **ein Drittel sämmtlicher Wahlen auf Männer der Gegenpartei fiel — auf „Reichsfeinde“, wie die herrschenden Blätter sagten. Versicherte noch nach den Wahlen ein gutmüthiger sächsischer Minister, es gebe im Königreich Sachsen „keine hundert Reichsfeinde“, so täuscht er sich stark. Wie viele Nullen hinter jene Zahl zu setzen sind, weiß ich nicht, aber dies, daß die Wahlen in Sachsen mit vollem Bewußtsein der Lage geschahen, manche Unzufriedene der Abstimmung sich ganz enthielten, viele ihre Stimmen nur abgaben, um zu verhindern, daß ein Anhänger des sogenannten „nationalen Gedankens“ ihren Kreis im Reichstage vertrete. Nun steht es durch eine unzweifelhafte Thatsache fest, daß die Reichspartei zwei Drittheile, ihre Gegnerschaft ein Drittheil der Bevölkerung hinter sich hat, und wenn, wie zu erwarten, die herrschende Presse in ihrer bisherigen Weise fortfährt, dürften voraussichtlich die nächsten Wahlen ein Ergebniß liefern, welches ihr noch weit empfindlicher fallen wird. Ihr Gerede, im Namen des gesammten Volkes das Wort zu führen, ward zu Schanden, ist Flunkerei. (Die letzte Nachwahl zum Reichstage, am 11. Mai 1875 gehalten, liefert eine Bestätigung. Sie geschah in Leipzig, an einem Hauptplatze der Nationalliberalen, die daselbst sämmtliche Stellungen einnahmen und zur Wahl einen als Professor nach Berlin berufenen Reichsoberhandelsgerichtsrath aufgestellt hatten. Er bekam für sich 8203, gegen sich 4749 Stimmen und hatte noch nicht einmal ausgesprochen, er wolle die Autorität der Regierung nicht schwächen, sei diese parteilich, „den Bürgern den Rechtsschutz nicht völlig versagen.“

Sehr wol war dabei gewiß berechnet, daß die große Mehrheit immer geneigt ist, mit dem Strome zu schwimmen.

Wie viele unter den Herrschenden haben wol bedacht, daß Erstickung des Widerspruches mit Nothwendigkeit Uebertreibungen und Einseitigkeiten im eignen Lager nach sich zieht? Kenner der Geschichte aber werden wissen, daß ein Treiben, wie dies eingerissene, noch weit schlimmere Folgen für das ganze Volk hat.

Es müßte sonderbar zugehen, wenn nicht gegenwärtig viele Leser dieses Buches es mit fortgesetzter Ungläubigkeit und steigendem Unwillen aufnehmen sollten; ich bin nicht so thöricht mir einzubilden, sie davon zu überzeugen, daß sie bisher im Nebel und Irrtum gewandelt sind, daß sie fernerhin nicht mehr arglos den gangbaren Zeitungen ihr Vertrauen schenken dürften. Wäre meine Schrift viel schlagender, sie würde es dennoch nicht im Stande sein, und zwar darum nicht, weil die ihrem Inhalte entgegenstehende Beurtheilung aus den Unterlagen hervorgeht, welche von eben jenen Zeitungen hervorgebracht worden sind, deren Beschaffenheit hier in Frage steht. Wer die Thatsachen in der Verzerrung, wie diese Zeitungen sie brachten, in sich aufgenommen hat, der kann ja kaum anders urtheilen, als wie er thut, und, es ist folgerecht, muß sich über meine Aeußerungen erboßen. An diese Leser möchte ich, wofern sie den ehrlichen Wunsch haben, in Klarheit zu leben, die Bitte richten, sich einfach zu fragen, ob es wirklich wahr ist, daß dem Benedek ein Heerbefehl untergeschoben, daß ein unwahres Telegramm aus Ems zum Vorschein kam, über die Kämpfe bei Trautenau und Saarbrücken und über manches andere hier Hervorgezogene so berichtet worden ist, wie hier angegeben wird. Sie werden es bejahen müssen und wenn sie nicht umhin können, das von mir hier Vorgeführte als thatsächlich anzuerkennen — und in Abrede wird es nur ein so befangener Mensch stellen können, daß er einem Bornirten gleicht; solche gibt es, aber für solche schreibe ich nicht, — dann werden sie auch stutzen müssen. Mehr aber als Aufmerken und eigenes Prüfen herbeizuführen, kann gar nicht meine Absicht in Ansehung solcher sein, die auf einem von dem meinigen verschiedenen Standpunkte stehen.

Vor einiger Zeit traf ich mit der sehr gescheuten, schon ältlichen

Frau eines Gutsbesitzers aus Ostpreußen zusammen, die mich mit großem Eifer warnte, an alles dasjenige zu glauben, was über die Hergänge von 1866, die Beschaffenheit und das Streben der preußischen Regierung u. s. w. man gewöhnlich höre, denn es verhalte sich alles ganz anders. Ich war überrascht von der Sicherheit, mit welcher diese Frau mir sagte — was ich ungefähr selber gesagt haben würde, und frug, ob sie eine regelmäßige Zeitungsleserin sei? Sie verneinte dies, und damit war mir der Schlüssel gegeben. An das bekannte Sichere und an die Hauptbegebenheiten sich haltend, hatte sie mit natürlichem gesunden Verstande das Richtige getroffen. Das viele Zeitungsgerede ist es, welches die Ansichten verwirrt, das Urtheil getrübt, den Verstand umnebelt hat. Die unselbstständigen Köpfe beteten es nach.

Die Zeitungen haben somit vielfältig das Gegentheil von dem gethan, was ihre Aufgabe ist.

Wäre es damit nur abgethan, aber sie haben Schlimmeres vollbracht.*) In einer Zeit, in welcher die thörichte materialistische Weltanschauung um sich greift und der Mammonsteufel umhergeht, haben sie unsittliche Lehren verbreitet und die bedenklichsten Sätze den Gebildeten, ja den Gelehrten eingeflößt. Wenn im

---

*) Ein ehemaliger Minister schrieb nach dem Erscheinen der ersten Auflage dieser Schrift an mich: „Man fühlte wol, daß eine dämonische Gewalt sich selbst der idealen Welt bemächtigt haben müsse. Aber wer kannte den Zusammenhang? Sie ziehen die Wahrheit schonungslos an den Tag. Das verderbliche und schändliche Handwerk der Wahrheitsverfälschung, welches früher negativ durch die Censur betrieben wurde, wird nun positiv fortgesetzt — Männlichkeit und Gradheit unterdrückt, Deutschmichelei und öffentliche Nichtswürdigkeit befördert und beschützt. In mancher Beziehung ist der neue Weg noch ungleich verderblicher. Sonst war jeder Schriftsteller der natürliche Feind der Censur, jetzt machen Viele eingreifend mit. So unfrei, unpraktisch, spießbürgerlich und untüchtig auch die deutsche Nation durch die Censur geworden, so konnte man es damals doch nicht soweit bringen, daß sich die guten Kräfte so massenhaft zur Förderung des servilen Systems hergegeben oder sich viele Leser für die servilen Zeitungen gefunden hätten." —

„Die Folgen dieses Erwerb-(nicht Gewerb-)systems werden zum Entsetzen seiner Förderer hereinbrechen." — — „Es ist aus," fährt er fort, „mit der Herrschaft der edlen Ideen, mit der Macht der Vaterlands- und Freiheitsliebe, mit der Würde und Ehrenhaftigkeit des Volkscharakters. Nur Geld wird geschätzt und alle Mittel, in dessen Besitz zu gelangen, scheinen natürlich und ehrenwerth."

Erfolge die Rechtfertigung des Handelns liegt, dann ist der die Schlechtigkeit abhaltende Wall zerbrochen, wenn dem Erfolge Jeder sich zu beugen hat, so wird die Triebkraft edlen Strebens gradezu vernichtet. In einer nichtdeutschen Stadt traf ich mit einem hochgelehrten und berühmten Professor zusammen, der kein eigentlicher Politiker, kein Eiferer, aber ein regelmäßiger Zeitungsleser und zwar der herrschenden Blätter ist, und war nicht wenig verwundert, daß dieser treffliche, wohlgesinnte Mann mit größter Unbefangenheit es völlig in Ordnung fand, wenn ein Staat über seine geschlossenen Verträge, sofern sie ihm lästig fielen und er Macht genug besitze, sich auch hinwegsetze, und daß dieser Gelehrte das Wort dem Unterdrücken mißliebiger Zeitungen wie etwas Selbstverständlichem redete, d. h. der Willkür und Gewaltsamkeit. Ich meinte: man solle widerlegen, denn Unterdrücken schaffe nichts aus der Welt. „Aber, Kollege, (antwortete er) das werden Sie doch zugeben, daß man ein Blatt wie den „„Volksstaat““ unterdrücken muß.“ Aehnliche Ansichten kann man häufig vernehmen. Sie fangen an gangbar zu werden! In Büchern steht bereits zu lesen, es sei in den Begebenheiten von 1866 und den folgenden Jahren „eine historische Erscheinung“ eingetreten, „die man nicht mit den geläufigen Moralbegriffen erschöpfen konnte, sondern an der man diese Moralbegriffe erweitern und berichtigen mußte“!! Auf diesem Punkte stehen wir bereits in Deutschland. Was dies bedeutet und welche Wirkungen sich daran knüpfen müssen, begreifen allerdings solche nicht, die mit dem Erfassen des äußerlichen Zusammenhanges der Dinge und Begebenheiten ein vollkommenes Verständniß gewonnen zu haben wähnen, doch wer es eingesehen hat, daß in einem tieferen geistigen Grunde die rechte Erklärung des auf der Oberfläche Vorgehenden zu suchen ist, wird mit bekümmertem Herzen die Wurzeln des Besseren beschädigt sehen. Der Sinn für das Rechte und Richtige leidet durch die Einwirkung der verdorbenen Presse. Das heißt soviel: das deutsche Volk befindet sich in einer niedergehenden Bewegung.

Ein Stück Duldsamkeit ist in dieser Welt vonnöthen. Nicht bei den besiegten, nicht bei den unterdrückten Parteien steht es, diese zu gewähren. Die Triumfirende entscheidet darüber. Wie

schroff die Gegensätze seien, mit welcher Starrheit und Rechthaberei die Parteien auf dem Gebiete des Streites aufeinander prallen mögen: hüten sollte man sich auf andere Gebiete die Erbitterung hinauszutragen, und sollte ängstlich danach trachten, jedes Stückchen neutralen Bodens von der politischen Feindschaft unberührt für fortdauernde Gemeinsamkeit zu bewahren. Sonst wird die Gesellschaft zerrüttet und zerrissen, sonst wuchert Fanatismus und die Humanität geräth in Verfall.

Leider befinden wir uns auf dem kürzesten Wege dazu. Das politische Wüthen, „die nationale Begeisterung", wie man beschönigend sagt, ist bereits soweit gesteigert worden, daß „Mordspatrioten" zum Vorschein gekommen sind.

Eine furchtbare Mahnung ist das Schicksal des edeln Freiherrn von Aufseß in Straßburg. Der verschuldete Tod dieses vortrefflichen Greises, der das Germanische Museum schuf, der zu den größten Männern unseres Zeitalters gehörte und dem deutschen Volke zum Ruhme gereichte, schreit zum Himmel, stellt Deutschland, stellt wenigstens die herrschende Partei auf das allerschwerste blos. Beschauen wir die gangbaren Zeitungen und legen wir ihr Verhalten bei diesem traurigen Vorkommniß auf die Wage. Der erschütternde Vorfall war so sehr wie nur irgend etwas angethan aufzurütteln, zum ernstlichen Nachdenken zu veranlassen, ob die eingeschlagenen Wege, auf denen es zu solchen Thaten kam, wirklich die rechten oder ob sie zum Unheil führende seien. Wie jedoch verhielten die Zeitungen sich? Kein ernstes Gericht über den begangenen Frevel. Statt dessen thaten sie alles, um diesen schmählichen Vorfall zu bemänteln, die Schuld von den Schuldigen abzuwälzen und ihn der Welt aus den Augen zu rücken. Zuerst wurde alles aufgeboten, die That der großen Menge, die ja nicht ernstlich prüft, anders erscheinen zu lassen, als sie wirklich gewesen war, so, als ob keine Unthat stattgefunden, nur läßliche Uebereilung, und als ob die Unbedachtsamkeit mit den eingetretenen Folgen nichts zu schaffen gehabt habe. Nachdem diese Meinung zu verbreiten so ziemlich geglückt war, ließ man sich (es war der zweite Schritt) über den Hergang in solcher Weise aus, daß wer über ihn noch völlig ununterrichtet war, zu der Meinung hingeleitet werden mußte, es sei nicht an Aufseß, sondern von

ihm gefrevelt worden. Lese man den folgenden Satz aus der heißblütig nationalliberalen „Gartenlaube“ (1872 S. 808), dessen wohlstudirte zweideutige Fassung dem Unkundigen den Gedanken einzuflößen geeignet ist, daß Aufseß etwas in Straßburg begangen habe, was auf sein Werk, das Germanische Museum, einen Schatten werfe, daß man jedoch um der Größe dieses Werkes willen nachsichtig ihm verzeihen und seinen Namen dennoch in Ehren halten möge. Dieser Satz lautet: „Ist auch durch den Schatten, welchen leider der Name Aufseß auf das Straßburger-Universitäts-Weihefest werfen sollte und durch seinen (des Freiherrn von Aufseß) plötzlichen Tod ein Trauerflor auf das Germanische Museum, das unvergänglichste Denkmal, das er sich selbst aufgerichtet, gefallen, so ist die Größe seiner Schöpfung wie der Blick auf die helle, heitere Vergangenheit des Mannes doch recht gut geeignet, Schatten und Flor in Vergessenheit zu bringen und nur den Eichenkranz um seinen Namen zu erhalten.“ Wie könnte, wenn an Aufseß gefrevelt wurde, auf das Germanische Museum ein Schatten fallen? Wie könnte dieses dazu dienen, ihm trotz des Vorgefallenen einen Eichenkranz zu erhalten?

Mein armes deutsches Volk! Dein Niedergang ist sicher, wenn Du dieses Treiben nicht ausstößt.

Die Ereignisse von 1866 haben Berlin zum Mittelpunkte des neuen Reiches gemacht und damit die berliner Zeitungen zu den tonangebenden. In Bausch und Bogen lassen sich diese überschlagen. Da mein Urtheil über sie als parteiisch gelten möchte, wiederhole ich aus einem Blatte, welches dermaßen eifrig für Preußen wirkt, daß es häufig seine eigentliche Aufgabe aus den Augen verliert, aus dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“ den Ausspruch eines Kenners. Jahrgang 1873, Seite 102 steht: „Die berliner Zeitungen sind mit wenigen Ausnahmen in erster Linie lokal, in zweiter preußisch, aber keine deutschen Blätter.“

Mehr oder weniger ist Preußentum und Nationalliberalismus ihre Farbe. Model des Dutzendkalibers, der breiten, selbstgenugsamen Mittelmäßigkeit, ist die (1848 oder 49 entstandene, zuerst

mehrere Jahre freiheitlich geführte) „Nationalzeitung"; ihr Absatz blieb daher in langsamem Steigen. Dreimal mehr Abnehmer zählte lange die mehr auf den gewöhnlichen Mann berechnete „Volkszeitung", weil Bernstein's leitende Aufsätze Staatsfragen sehr klar entwickelten und, obwol ebenfalls Abdruck des flachen Nationalliberalismus, doch dem Freiheitsbedürfnisse besser entsprachen. Sie brachte es einmal zu 33600 Abnehmern, gerieth indeß in neuester Zeit in's Sinken und besitzt gegenwärtig wenig über die Hälfte. Rasch hob sich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", weil sie dem Fürsten Bismarck nahe steht, doch erreichte sie noch nicht die Höhe des Absatzes der Nationalzeitung. Das Blatt der Rechten, die „Neue Preußische [Kreuz]Zeitung" hatte es zu einer Abnehmerzahl von 10000 gebracht, verlor aber in den letzten Jahren von ihr ein Viertheil. Als die bedeutendste unter den berliner Zeitungen möchte die älteste unter ihnen, die „Vossische" hervorzuheben sein, die viele Beweise von Unabhängigkeit und Selbstständigkeit gab. Ein Kranz sehr tüchtiger Schriftsteller ist übrigens in Berlin und jedem Zeitungsunternehmer die Beschaffung des Inhalts daher wesentlich erleichtert. Die Menge der berliner Zeitungen erschwert aber jeder einzelnen das Emporkommen.*)

*) Es dürfte Manchem anziehend sein, zu vernehmen, in welcher Weise die im Herbst 1874 untergegangene alte „Spener'sche Zeitung" in Berlin, bekanntlich dasjenige Blatt, welches Kaiser Wilhelm las, seit ein Leithammel der Nationalliberalen, Braun, und der leipziger Professor Birnbaum mit ihrer Leitung zu thun hatten, Abnehmer anzulocken sich — freilich vergebens — bemühte. Sie wendete sich an die „Commandeurs", damit diese bei den Offizieren ihre Aufforderung zum Halten in Umlauf setzten, wobei sie verhieß 1) sämmtliche aus militärischen Kreisen ihr zugehende Familiennachrichten unentgeltlich aufzunehmen, 2) auf 4 Bestellungen eine fünfte Zeitung umsonst zu liefern. Zu den Anstrengungen, welche sie behufs ihrer Verbreitung machte, gehört, daß sie vom 1. Februar 1874 an „nach dem Vorgange und den Einrichtungen der größeren Blätter anderer Nationen" und „in Folge von zahlreichen, sich wiederholenden Anträgen" einen Sprechsaal eröffnete, „um auch in Deutschland dem Politiker, dem Gelehrten, dem Künstler, dem industriellen Fachmann, dem Landwirth, dem noch unbekannten Schriftsteller (!) auch für kleinere oder größere belletristische Arbeiten, kurz allen Gebildeten die Gelegenheit zu bieten, ihre Ideen und Anschauungen über bekannte oder unbekannte (!) Fragen und Gegenstände, Geistesprodukte überhaupt zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Selbstredend kann die jetzt schon vorliegende Fülle von Stoff nicht ohne eine entsprechende

Die Verhandlungen des Reichstags gelangen auch nur in einem gewissen Lichte zur allgemeinen Kenntniß. Wer liest den stenografischen Bericht? Der Zeitungsherausgeber gewiß nicht; dem gebricht es dazu an Muße. Wie mittelmäßig, ja untermittelmäßig diese auch seien, gleichwol haben sie immerhin Werth. Fast alle Zeitungen schöpfen sie aus lithografirten Berichterstattungen. Von diesen dürfte derzeit die von Oldenburg, einem Ostpreußen, ausgehende noch die sachverständigste, umfassendste und auch die am mindesten gefärbte sein, und sie ist wol auch die am stärksten verbreitete. Vor einigen Jahren bediente er ungefähr 40 Zeitungen, die ihm dafür, jede mindestens 15 Thaler und nach ihrer Größe auch viel mehr, monatlich entrichteten. Oldenburg arbeitete aber auch nur mit besseren schriftstellerischen Kräften und bezahlte sie angemessen. Sie ward in der Druckerei der Nationalzeitung gesetzt. Für nicht sehr umfängliche Kammerberichte bedient sie sich aber auch wie die Stern'sche der Autografie. Außer diesen bestehen gegenwärtig in Berlin noch einige andere Geschäfte zur Berichterstattung, wie z. B. von Bad, eine fortschrittlich zugeschnittene. Größere Zeitungen, wie die Kölnische, die Frankfurter u. a. halten mehrere solche Berichte nebeneinander, sei es der Sicherheit halber für den Fall, daß einmal eine Zusendung auf der Post verloren ginge, sei es um vergleichen und wählen zu können, wenn sie einen Redner, den sie hochhalten, unglimpflich behandelt finden. Einen eigenen Berichterstatter halten nur die Kölnische Zeitung und die sächsische Regierung für ihre beiden Blätter (Dresdner Journal und Leipziger Zeitung). Außerdem entsenden mehrere berliner Zeitungen einen Mitarbeiter in die

---

pekuniäre Gegenleistung zum Abdruck gelangen." Endlich erbot sich die Leitung gegen Herausgeber von Provinzialblättern ihnen die Zeitung „kopflos" zu liefern, damit letztere sie mit einem Provinzialtitel versehen als ihr eigenes Blatt verkaufen könnten. Dieses letzte Angebot machten Kreuzzeitung und Germania im März 1874 öffentlich bekannt. Wiewol grade dieses, wofern das Sachverhältniß nur nicht verheimlicht wird, nichts Unstatthaftes an sich trägt, schrie doch „unser" Braun auf: es sei eine „wenig ehrenhafte Weise, geschäftliche Mittheilungen, die nicht für das große Publikum bestimmt sind, zu veröffentlichen." Umgekehrt halte ich es grade nicht nur für ehrenhaft, sondern sogar für verdienstlich, das große Publikum von demjenigen zu benachrichtigen, was es angeht. Für schleichende Ränke gilt das Wort: im Dunkeln ist gut Munkeln.

„Journalistentribüne“ des Reichstags und der preußischen Kammern, der einen kürzeren zusammenfassenden Bericht und Betrachtungen über den Gang der Verhandlungen zu fertigen hat.*) Unter den sämmtlichen Berichtenden verstehen sich wenige auf Geschwindschrift: die der großen Geschäfte haben sich deshalb mit dem Vorsteher des Stenografenamtes dahin verständigt, daß dieser ihnen eine Abschrift von den stenografisch aufgenommenen Reden der Minister und gewisser besonders namhafter Abgeordneten, wie den von Lasker, Windthorst und einigen andern gestattet. Sprechen solche Redner, legen diejenigen, welche ausführliche Berichte zu liefern haben, die Feder nieder.**) —

Wäre mit dem Norddeutschen Bunde und dem neuen Deutschen Reiche, wie so häufig behauptet wird, ein Zeitalter der Freiheit und des Fortschrittes angebrochen, müßte heute die Leidensgeschichte der Tagespresse zu Ende sein. Preßmörderisch war in früheren Tagen der Geist in den meisten Verwaltungsbehörden, Polizeiämtern, Gerichtshöfen. Von Concessionen und Cautionen hing

---

*) Vielleicht wird manchem Leser erwünscht sein, zu vernehmen, daß der Kaiser, der Kronprinz, Fürst Bismarck und die Ministerien einen besonderen Berichterstatter haben. Dieser ist, wie mir mitgetheilt wurde, gegenwärtig der berliner Stadtverordnete Dr. Ehrig. Derselbe ist gehalten, jeder Sitzung von Anfang bis zu Ende beizuwohnen, einen kurzen Bericht über die Beschlüsse und etwaige bemerkenswerthe Vorgänge zu liefern, sowie die Anberaumung der nächsten Sitzung anzuzeigen. Befinden sich die gedachten hohen Herren nicht in Berlin, so wird ihm mitgetheilt, wo z. B. der Kaiser u. s. w. jede Stunde sich befinden wird, und er hat seinen Bericht ihm zu telegrafiren; das Telegrafenamt muß seine Aufgaben allen andern Telegrammen ohne Ausnahme vorangehen lassen.

**) Leser, welche mit den wirklichen Hergängen nicht bekannt sind, seien übrigens auch darauf hingewiesen, daß stenografische Berichte nicht allemal das wirklich Gesprochene völlig genau wiedergeben. Gedrungen, körnig und zugleich rasch sprechenden Rednern vermögen nur die vorzüglichsten Geschwindschreiber wörtlich nachzukommen. Die schlechten Redner fahren am besten. Je öfter sie stocken, je mehr sie sich wiederholen, desto besser fällt die Nachschrift aus. Der Geschwindschreiber macht ihnen in formeller Hinsicht eine vorzüglichere Rede, als sie gehalten hatten. Da von den Rednern die Niederschriften durchgesehen werden dürfen, bevor sie in die Druckerei gegeben werden, so ändern und bessern nachträglich die Redner des Tages und zwar oft sehr viel, wie Freiherr von Vincke, Fürst Bismarck und manche andere gethan haben.

der Zeitungen Dasein ab, mit Entrichtung eines „Pflichtexemplares“ und hoher Stämpelsteuer außer den sonstigen Abgaben war es in Preußen beschwert, ausgesetzt der Willkür der Post, die gänzlich neutral sein müßte, doch nach Gefallen den Vertrieb entzog, ausgesetzt ferner Anklagen, die im glücklichsten Falle, da nach deutschem Recht Schadloshaltung nicht gewährt wurde, Unruhe und Unkosten, im unglücklichen sehr schwere Strafen, selbst Unfähigkeitserklärung zur Herausgabe einer Zeitung nach sich zogen. Vorgekommen ist noch in letzter Zeit, daß von Staatseisenbahnen mißliebige Blätter fern gehalten wurden.*) Vorgekommen ist früher, daß um den Absatz freisinniger Blätter herabzudrücken, die Namen der Besteller amtlich erfragt worden sind. Inzwischen ist allmälich der Sinn doch milder und einsichtiger geworden, und so steht es wirklich um die Presse besser — ohne daß jedoch Reichstag und Gesetzgebung dafür viel Dank verdienten. Nur das Verbot an die Post, einem Blatte den Vertrieb zu entziehen, und die Beseitigung des Stämpels dürfen die Gesetzgeber sich anrechnen. Der letztere lastete allerdings auf den Zeitungsbesitzern schwer. So zahlte z. B. der Eigentümer der Schlesischen Zeitung außer den sonstigen Abgaben jährlich 26—29000 Thlr. Stämpelsteuer, die Vossische in Berlin ungefähr 50000, das berliner Tageblatt in einem Vierteljahre 12528 Thlr. Wie das andere erwähnte Reichsgesetz ausgelegt wurde, erfuhren die Elsässer und Lothringer, indem die Reichspost gewisse Blätter an sie nicht beförderte, und auch nach dem Ablauf der für die Diktatur festgesetzten Zeit Bestellungen auf Blätter wie die „Germania“ in Berlin für die Folgezeit nicht annahm. Der Oberpräsident dieses Reichslandes sprach am 21. Dezember 1873 in einem Schreiben an den Herausgeber der „Germania“ sich dahin aus: „daß das Eintreten der Wirksamkeit der Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen vom 1. Januar 1874 an auf das Verbot des Postdebits von Zeitungen ohne Einfluß ist“.

*) Es liegt ein Erlaß der Königlichen Eisenbahnkommission von Altena im Arnsbergischen vom 15. Mai 1874 vor, welcher lautet: „In den Bahnhofs-Restaurationen unseres Kommissionsbezirkes wird das Auslegen der nachstehend aufgeführten Zeitschriften — es sind 5 in dortiger Gegend herauskommende — welche ihrer Tendenz wegen sich zu ihrer Verbreitung nicht eignen, hierdurch ausdrücklich verboten.“ Dieser Erlaß steht gewiß nicht vereinzelt da.

„Journalistentribüne" des Reichstags und der preußischen Kammern, der einen kürzeren zusammenfassenden Bericht und Betrachtungen über den Gang der Verhandlungen zu fertigen hat.*) Unter den sämmtlichen Berichtenden verstehen sich wenige auf Geschwindschrift: die der großen Geschäfte haben sich deshalb mit dem Vorsteher des Stenografenamtes dahin verständigt, daß dieser ihnen eine Abschrift von den stenografisch aufgenommenen Reden der Minister und gewisser besonders namhafter Abgeordneten, wie den von Lasker, Windthorst und einigen andern gestattet. Sprechen solche Redner, legen diejenigen, welche ausführliche Berichte zu liefern haben, die Feder nieder.**) —

Wäre mit dem Norddeutschen Bunde und dem neuen Deutschen Reiche, wie so häufig behauptet wird, ein Zeitalter der Freiheit und des Fortschrittes angebrochen, müßte heute die Leidensgeschichte der Tagespresse zu Ende sein. Preßmörderisch war in früheren Tagen der Geist in den meisten Verwaltungsbehörden, Polizeiämtern, Gerichtshöfen. Von Concessionen und Cautionen hing

*) Vielleicht wird manchem Leser erwünscht sein, zu vernehmen, daß der Kaiser, der Kronprinz, Fürst Bismarck und die Ministerien einen besonderen Berichterstatter haben. Dieser ist, wie mir mitgetheilt wurde, gegenwärtig der berliner Stadtverordnete Dr. Ehrig. Derselbe ist gehalten, jeder Sitzung von Anfang bis zu Ende beizuwohnen, einen kurzen Bericht über die Beschlüsse und etwaige bemerkenswerthe Vorgänge zu liefern, sowie die Anberaumung der nächsten Sitzung anzuzeigen. Befinden sich die gedachten hohen Herren nicht in Berlin, so wird ihm mitgetheilt, wo z. B. der Kaiser u. s. w. jede Stunde sich befinden wird, und er hat seinen Bericht ihm zu telegrafiren; das Telegrafenamt muß seine Aufgaben allen andern Telegrammen ohne Ausnahme vorangehen lassen.

**) Leser, welche mit den wirklichen Hergängen nicht bekannt sind, seien übrigens auch darauf hingewiesen, daß stenografische Berichte nicht allemal das wirklich Gesprochene völlig genau wiedergeben. Gedrungen, körnig und zugleich rasch sprechenden Rednern vermögen nur die vorzüglichsten Geschwindschreiber wörtlich nachzukommen. Die schlechten Redner fahren am besten. Je öfter sie stocken, je mehr sie sich wiederholen, desto besser fällt die Nachschrift aus. Der Geschwindschreiber macht ihnen in formeller Hinsicht eine vorzüglichere Rede, als sie gehalten hatten. Da von den Rednern die Niederschriften durchgesehen werden dürfen, bevor sie in die Druckerei gegeben werden, so ändern und bessern nachträglich die Redner des Tages und zwar oft sehr viel, wie Freiherr von Vincke, Fürst Bismarck und manche andere gethan haben.

der Zeitungen Dasein ab, mit Entrichtung eines „Pflichtexemplares“ und hoher Stämpelsteuer außer den sonstigen Abgaben war es in Preußen beschwert, ausgesetzt der Willkür der Post, die gänzlich neutral sein müßte, doch nach Gefallen den Vertrieb entzog, ausgesetzt ferner Anklagen, die im glücklichsten Falle, da nach deutschem Recht Schadloshaltung nicht gewährt wurde, Unruhe und Unkosten, im unglücklichen sehr schwere Strafen, selbst Unfähigkeitserklärung zur Herausgabe einer Zeitung nach sich zogen. Vorgekommen ist noch in letzter Zeit, daß von Staatseisenbahnen mißliebige Blätter fern gehalten wurden.*) Vorgekommen ist früher, daß um den Absatz freisinniger Blätter herabzudrücken, die Namen der Besteller amtlich erfragt worden sind. Inzwischen ist allmälich der Sinn doch milder und einsichtiger geworden, und so steht es wirklich um die Presse besser — ohne daß jedoch Reichstag und Gesetzgebung dafür viel Dank verdienten. Nur das Verbot an die Post, einem Blatte den Vertrieb zu entziehen, und die Beseitigung des Stämpels dürfen die Gesetzgeber sich anrechnen. Der letztere lastete allerdings auf den Zeitungsbesitzern schwer. So zahlte z. B. der Eigentümer der Schlesischen Zeitung außer den sonstigen Abgaben jährlich 26—29000 Thlr. Stämpelsteuer, die Vossische in Berlin ungefähr 50000, das berliner Tageblatt in einem Vierteljahre 12528 Thlr. Wie das andere erwähnte Reichsgesetz ausgelegt wurde, erfuhren die Elsässer und Lothringer, indem die Reichspost gewisse Blätter an sie nicht beförderte, und auch nach dem Ablauf der für die Diktatur festgesetzten Zeit Bestellungen auf Blätter wie die „Germania“ in Berlin für die Folgezeit nicht annahm. Der Oberpräsident dieses Reichslandes sprach am 21. Dezember 1873 in einem Schreiben an den Herausgeber der „Germania“ sich dahin aus: „daß das Eintreten der Wirksamkeit der Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen vom 1. Januar 1874 an auf das Verbot des Postdebits von Zeitungen ohne Einfluß ist“.

*) Es liegt ein Erlaß der Königlichen Eisenbahnkommission von Altena im Arnsbergischen vom 15. Mai 1874 vor, welcher lautet: „In den Bahnhofs-Restaurationen unseres Kommissionsbezirkes wird das Auslegen der nachstehend aufgeführten Zeitschriften — es sind 5 in dortiger Gegend herauskommende — welche ihrer Tendenz wegen sich zu ihrer Verbreitung nicht eignen, hierdurch ausdrücklich verboten.“ Dieser Erlaß steht gewiß nicht vereinzelt da.

zwei Wochen hintereinander jede Nummer mit allen Beilagen konfisciren", das hieße, ihr Anzeigegeschäft und ihren Absatz zerstören. Ob dies wahr ist, vermag ich nicht zu bezeugen; Thatsache ist, daß Ende 1872 amtlich preußischen Zeitungen Beschlagnahme angedroht wurde, wenn sie sich beigehen ließen die Weihnachts-Allocution des Papstes Pius IX. vollständig abzudrucken — ein Aktenstück, dessen ganzen Wortlaut man doch kennen muß, um sich ein richtiges Urtheil zu bilden. Der wackere Volksvertreter Mallinckrodt stellte wegen dieses Versuchs Censur zu üben, im Reichstage den Minister Eulenburg zur Rede und erhielt den Bescheid, mit dem Regierungsverbot habe man den Redaktionen wohlwollend entgegenzukommen beabsichtigt. Der Reichstag schwieg dazu. Inzwischen waren diejenigen Blätter, in welchen dies Aktenstück stand, mit Beschlag belegt worden. Eines von ihnen, die „Germania" ward angeklagt, wurde von Rechtswegen freigesprochen. Bei dieser Gelegenheit begab sich ein Curiosum. Ein bromberger Blatt hatte die Ansprache schon abgedruckt, als dem Herausgeber im letzten Augenblicke vor der Ausgabe die Verwarnung zukam. Um nicht Gefahr zu laufen und doch auch den Geldverlust nicht zu erleiden, den ein Umdruck des ganzen Blattes verursacht haben würde, griff er zu dem Mittel russischer Censoren auswärtigen Zeitungen gegenüber und legte auf des Papstes Wort die russische schwarze Preßschminke. Also 1873, in der Freiheit des neuen Reiches, half sich der Herausgeber einer Zeitung, um sich zu schützen, mit dem bisher niemals in Deutschland angewendeten Verfahren der russischen Censoren.

Bereits in den älteren Auseinandersetzungen wies ich darauf hin, ein wie schweres Gebrechen der deutschen Zustände die Rechtsunsicherheit ist, in welcher sich der Schriftsteller befindet. Diese beruht zum Theil auf dem Zwiespalt zwischen der Auffassung in den Kreisen der Rechtsgelehrten vom Werthe vieler Ausdrücke und der Ueberzeugung des gesammten Volkes, welches viel noch für wol statthaft ansieht, was in dem Auge des Juristen schon straffällig ist; zum Theil und vornämlich beruht sie auf dem Mangel scharfbegränzender Bestimmungen im Wortlaut der Gesetze, welcher vielmehr der Willkür des Auslegens weiten Spielraum läßt. Nun erwäge man billigen Sinnes, daß in dem Wesen der deutschen

Art ein strenger und harter Zug liegt, welcher leichter zum Verurtheilen als zum Freisprechen geneigt stimmt, und daß in der Beamtenschaft sich Streber befinden, die namentlich in der Laufbahn der Staatsanwälte durch das, was sie durchzutreiben vermögen, sich bemerklich zu machen trachten; man wird dann einsehen, wie äußerst mißlich ein wichtiger, ein für das Gedeihen des Ganzen nicht zu entbehrender Zweig der Schriftstellerei im Reiche gestellt ist. Wer ein Buch über das Steinreich drucken läßt, läuft freilich nicht die mindeste Gefahr, und ein über Staatssachen sich Aeußernder, der die jeweiligen Bestrebungen der augenblicklich waltenden Regierung unterstützt, ihr zu dienen beflissen ist, begreiflicher Weise auch nicht: aber der Schriftsteller, welcher gegen die herrschende Richtung und Gewalt auftritt, geht fortwährend auf Glatteis. Die Gesetze sollen doch nicht blos bestimmen, in welchen Fällen Strafen zu verhängen sind, sondern zugleich die Gewißheit darüber verschaffen, was erlaubt ist ohne Bestrafung gewärtigen zu müssen. Daß niemand sich überhaupt gelüsten lassen solle, Gesetze zu bekämpfen, Thaten und Verordnungen der Staatsmacht oder ihr zugehöriger Personen ungünstig zu beurtheilen, ist von maßgebender Seite niemals verkündigt worden — allein die Gesetze ziehen keine deutlich erkennbaren Gränzen, und angeklagt werden heißt jetzt meistens verurtheilt werden.*)

---

*) Das Amt des Staatsanklägers ist eines der höchsten im Staate. Darum sollte es den Schlußstein der richterlichen Laufbahn bilden, nicht den Händen der Jugend, die weiter vorwärts zu kommen noch suchen muß, sondern Grauköpfen anvertraut werden. Ich habe wol auch einen jungen preußischen Staatsanwalt kennen gelernt, dem es eine Gewissenssache war, eine Anklage zu erheben, weil er sich sagte, daß er mit ihr einen Menschen, vielleicht eine Familie zu Grunde richte, und zweifle nicht entfernt, daß mancher andere Staatsanwalt dieselbe Gesinnung hegt, aber wer die Welt und die Menschen kennt, wird auch einräumen, daß im allgemeinen die jüngeren Männer einseitiger, strenger und rücksichtsloser sind, als die älteren, und daß sie gar mächtige Antriebe haben, die Blicke auf sich zu ziehen, was sie nicht durch das Unterlassen oder Zurückziehen von Anklagen erreichen. Wie leicht sehen sie im Rechtsstreite nur auf das Erringen des Sieges, ohne recht zu bedenken, daß viele Verurtheilungen zu gleicher Zeit eine Beschädigung des Gesammtwohles mit sich bringen, insofern eine arbeitende Kraft lahm gelegt wird. —

Verurtheilungen haben sich zugetragen, welche in Staunen setzten. Ausdrücke und Sätze, welche recht wol unverfänglich gedeutet werden konnten, haben genügt, die Verfasser zur Strafe zu ziehen. Nicht blos was wirklich gesagt worden ist, nicht was ausdrücklich dasteht, nicht was nothwendige, unabweisbare, alleinige Folgerung des Gedruckten ist, wurde getroffen, hingegen alles Andere unbestraft gelassen, nein, auf Dasjenige hin, was nach der Meinung des Anklägers und der Richter der Schriftsteller mit seinen Auslassungen habe sagen wollen, sind Bestrafungen erfolgt; die möglichen (nicht die unzweifelhaften) Hintergedanken mußten gebüßt werden.

Dieser Zustand ist ebenfalls ein Kennzeichen für unser Zeitalter.

Herausgeber gegnerischer Blätter und Verfasser mißliebiger Aufsätze verfallen, ungeachtet großer Behutsamkeit, leicht den Gerichten. Wer wider den Stachel löckt, lebt in steter Gefährde. Grade diejenigen Staatsbürger, welche, weil sie nicht mit dem Strome schwimmen, auch nicht hochgetragen werden können, befinden sich somit in der übelsten Lage, sobald sie ihren Ueberzeugungen Ausdruck geben.

Bei wiederkehrender Verurtheilung steigt das Strafmaß. Dieser Umstand hat eine unseren Tagen eigentümliche Erscheinung hervorgerufen, welche weder die früheren kannten, noch die späteren sehen werden. Es ist nämlich Brauch geworden, daß wiederholt verurtheilte Herausgeber vor der Welt einem Mitarbeiter die Leitung scheinbar übertrugen, der nöthigenfalls beschwören konnte, daß er den straffälligen Aufsatz vor dem Abdruck nicht gelesen habe, und deshalb gelinder davon kam. Waren die Mitarbeiter verbraucht oder weigerten sie sich, so nahm man gegen ein Entgeld untergeordnete Leute zu „Strafredakteuren" oder „Prügeljungen" an, die als Herausgeber vor der Obrigkeit und im Blatte angezeigt wurden, ohne mit dem Inhalte „ihres" Blattes etwas zu schaffen zu haben, sondern blos zum Absitzen der zuerkannten Gefängnißstrafen bestimmt waren, wofür sie eintretendenfalls eine besondere Entschädigung erhielten: sichtlich ein Unfug, jedoch nach den Gesetzen bisher zulässig, weil diese von verkehrten Gesichtspunkten ausgingen. Die Krone setzte diesem Vertheidigungsver-

fahren eine im Mai 1873 in berliner Blättern enthaltene Anzeige auf, in welcher ein Dienstmann als verantwortlicher Herausgeber gesucht wurde. Am 1. Juli 1873 stand auch wirklich für die „Deutsche freie Zeitung“ in Berlin der Dienstmann Nummer 107 Namens Fraas vor dem Untersuchungsrichter, um sich als „Redakteur“ vernehmen zu lassen, wobei derselbe sich nicht ohne Gewandtheit benahm. „Wenn mir die Zeitung 'mal nicht gefällt, dann höre ich auf zu unterzeichnen,“ sprach er, wie der Richter ihn als eine vorgeschobene Person bezeichnen wollte. Auffällig ist indeß das Suchen eines Dienstmannes durch öffentliche Anzeige. Dergleichen läßt sich bequem unter der Hand abmachen. Deshalb behauptete der „Volksstaat“ (am 21. Juni), das genannte Blatt, ein sozialdemokratisches, stehe dem Preßbüreau nicht fern und weil beabsichtigt werde, scharfen Bestimmungen über die Haftbarkeit der Schriftsteller in einem neuen Preßgesetze Eingang zu verschaffen, sei ein Vorgang veranstaltet, der gerechtes Aufsehen erregen müsse. „Dieser Dienstmann, der Redakteur geworden ist,“ ruft dies Blatt in seiner Weise, „hat sich um die Firma Stieber-Bismarck-Wagener ebenso verdient gemacht, wie der Dienstmännischste der Hunderte von Redakteuren, die Dienstmänner geworden sind.“

Da gemäß preußischer Anschauung das Recht des Einzelnen dem Staatswillen gegenüber nicht sonderlich viel gilt, so wurde neuerdings versucht, Zeugenaussagen zu erzwingen. Richtiger hieße es: Nöthigung zur Angeberei, denn es ist noch keine bestimmte Person eines sträflichen Gebahrens, über dessen Beschaffenheit von Augenzeugen Auskunft verlangt würde, beschuldigt. Es wurde vom Faktor der (katholischen) „Deutschen Reichszeitung“ Siegert, dessen Geschäft blos den Satz anlangt, die Angabe des Verfassers eines angeklagten Schriftstückes gefordert und derselbe, weil er es mit seiner Ehre nicht vereinbaren konnte, eine derartige Aussage zu thun, in's Gefängniß abgeführt. Die Untersuchungshaft währte nahezu vier Monate. Auf seinen Einspruch fällte das Obertribunal in Berlin im Oktober 1873 den Entscheid, daß die Einsperrung — zu Recht bestehe. Dieses Erkenntniß rief keineswegs in der herrschenden Presse einen Schrei des Schreckens hervor; sie berichtete es nackt und damit war es gut. Der sozial-

demokratische „Volksstaat“ hingegen zog Folgerungen: „Der Richter braucht jetzt blos die moralische Ueberzeugung zu haben, irgend jemand weiß irgend etwas, was auch die Behörde gern wissen möchte, so hat er das Recht, den betreffenden Jemand auf unbestimmte Zeit, auf Monate, auf Jahre ohne Urtheilsspruch, einfach nach seinem richterlichen Privatermessen, der Freiheit berauben, von Familie, Geschäft, Verdienst fortreißen, körperlich, geistig, finanziell zu Grunde richten zu können. — Das Objekt, um das es sich in dieser Affaire des „„ultramontanen““ Zeitungs-Faktors handelt, ist hundertmal wichtiger als das Objekt des „„Kulturkampfes““ zwischen kaiserlicher und päpstlicher Gensdarmerie.“ Die unbedingte Befugniß zur zeugeneidlichen Vernehmung Jeden zu zwingen kennzeichnet deutlich die Stellung des einzelnen Menschen gegenüber dem Staate und lehrt, wohin die Geltung des in unserer Zeit von den deutschen Rechtsgelehrten ausgebildeten Staatsbegriffes führt.

Ob Deutschland, soweit es im Deutschen Reiche begriffen ist, durch die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870 vorwärts oder rückwärts geschritten ist, ob durch sie unser Volk an Freiheit gewonnen oder verloren hat, ob die Deutschen seit jenen Jahren Aussicht haben selbstständiger oder unmündiger zu werden, dies mußte handgreiflich das neue Preßgesetz an den Tag legen. Denn ein Preßgesetz ist ein sicherer Maßstab.

Der im Frühjahr 1873 verlautbarte Entwurf eines solchen gehörte in der That zu dem Aeußersten, so daß ich eine Zeitlang an der Richtigkeit der über das beabsichtigte Preßgesetz gemachten Mittheilungen gezweifelt habe, so unglaublich kamen sie mir vor. Aber sie wurden von allen Seiten bestätigt. Das preußische Preßgesetz steht unter den Preßgesetzen von Sachsen, Kurhessen und den andern kleinen Staaten. Natürlich, standen ja doch die Preußen den Deutschen in den Mittel- und Kleinstaaten in Hinsicht auf staatsbürgerliche Reife noch bedeutend nach. Nunmehr wurde vorgeschlagen, nicht etwa das preußische Preßgesetz auf die Höhe der klein- und mittelstaatlichen Gesetzgebung zu heben, sondern diese zurückzuschrauben auf das knappe preußische Maß, und obendrein das bisherige preußische Gesetz noch strammer anzuziehen und noch nachtheiliger zu verschärfen. Die Haftpflicht

und Verantwortlichkeit der Herausgeber sollte erweitert, die Geld- und Gefängnißstrafe vergrößert werden u. s. w.*) Das ist der Lohn, den die Presse, welche die Vorhaben der preußischen Politik gefördert, welche sich gar ihrer „patriotischen“ Haltung gegen die Regierung Preußens gerühmt hat — verdient, sich selber zugezogen hat.

Es genügt die Anführung des 20ten Hauptsatzes: „Wer in einer Druckschrift die Familie, das Eigentum, die allgemeine Wehrpflicht und sonstige Grundlagen der staatlichen Ordnung in einer die Sittlichkeit, den Rechtssinn und die Vaterlandsliebe (!) untergrabenden Weise angreift oder Handlungen, welche das Gesetz als strafbar bezeichnet, als nachahmungswerth, verdienstlich oder pflichtgemäß darstellt oder Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise erörtert, wird mit Gefängniß oder Festungshaft bis zu zwei Jahren bestraft.“

Welche Unbestimmtheit, welche Dehnbarkeit der Ausdrücke! Was läßt sich darunter alles bringen! Nichts ist scharf abgemessen als der Strafansatz. Was alles deutsche Staatsankläger anschuldigen, was deutsche Richter verdonnern, wie weit die Polizeimacht greift, das hat sattsam die Vergangenheit des deutschen Volkes gelehrt, und alle, welche ihre Lehren beherzigen können, müssen wissen, welche Fallen in solchen Bestimmungen liegen. Unter Grundlagen der staatlichen Ordnung sind auch nicht etwa die unerlaßlichen Bedingungen jedweder Ordnung unter Menschen gemeint, sondern (laut der „Motive“) die grade, zufällig bestehenden Gesetze des Reichs und der Staaten — als ob diese sich selber heilig sprechen wollten. Darum galt auch die „Dienstpflicht“ d. h. die Stellung aller jungen Männer zum Soldatendienst, keine an sich gültige, nur eine vom Gesetze verhängte „Pflicht“, als unangreifbar. Vermuthlich auch das Militärstrafgesetzbuch, das ewige Denkmal der Freiheitsstufe, auf welcher die Preußen und die Nationalvereinler stehen — der Stufe, auf welche das Unheilsjahr 1866 die Deutschen der kleineren Bundes-

*) Vgl. Guido Weiß in der „Wage, Wochenblatt für Politik und Litteratur“. Berlin 1874 Nr. 1. und 2.

staaten gebracht hat. Der erwähnte Satz ist allerdings nachträglich zurückgezogen worden, aber auch ohne ihn wird das neue Preßgesetz laut sprechen, wie es steht im Deutschen Reiche 1874.*)

* * *

Am 1. Juli 1874 trat das neue Gesetz über die Presse in Kraft.

Seitdem stellten zwei Entscheidungen des Obertribunals in Berlin für die Tagespresse bedeutsame Grundsätze hin, deren Tragweite jeder Leser ermessen wird. Das erste Erkenntniß des-

---

*) Das am 1. Juli 1874 eingetretene deutsche Preßgesetz hat die Cautionen und die Stämpelsteuer zu Gunsten der Zeitungsbesitzer aufgehoben, allein die Lage der Schriftsteller verschlimmert. Obwol in Ungarn keine Stämpelsteuer besteht, soll die pester Tagespresse der wiener in demjenigen, worin diese verwerflich ist, gleichen. (Vgl. darüber den Pester Lloyd 26. Okt. und 3. Nov. 1871).

Wichtiger sind die übrigen gesetzlichen Bestimmungen. Der leipziger Schriftstellerverein hat sich in zwei Eingaben an den Reichstag gänzlich erfolglos über den vorgelegten Entwurf, der mit geringen Abänderungen zum Gesetze erhoben wurde, ausgesprochen. Ich theile die zweite hier mit, damit Unterrichtete ersehen, worum es sich handelt: „Hoher Reichstag! Nachdem die Gesetzgebung über die Presse, welche nach der Verfassung für den norddeutschen Bund den Einzelstaaten verblieben war, durch die Reichsverfassung vom 16. April 1871 zur Competenz des Reichs gezogen worden ist und nun demgemäß die Vorlage eines Reichspreßgesetzes an den gegenwärtigen Reichstag in Aussicht steht: fühlt der unterzeichnete Schriftstellerverein, der sich die Aufgabe gestellt hat, das Recht der Schriftsteller und der Presse sowol nach der Seite der Freiheit, als nach der des Eigentums-Schutzes zu vertreten, und der diese Aufgabe seit länger als 30 Jahren unausgesetzt verfolgt, sich berufen und verpflichtet, auch jetzt hervorzutreten und dem hohen Reichstag in aller Ehrerbietung Folgendes vorzutragen.

Als oberster Grundsatz muß an die Spitze gestellt werden, daß, nachdem heutzutage in Deutschland die Freiheit des Verkehrs und der Bewegung allseitig zur Anerkennung und Durchführung gelangt ist, folgerichtig auch die Presse und die Verbreitung ihrer Erzeugnisse keinem anderen als dem gemeinen Gesetze für Alle unterworfen werden sollte, daß also von einer Sondergesetzgebung für die Presse, von einem besonderen Preßgesetze nicht mehr die Rede sein dürfte. Höchstens möchten solche Bestimmungen, wie sie bereits in den Grundrechten des deutschen Volkes vom 27. Dezember 1848 gegeben waren: —

„„Art. 4. § 13. Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.

Die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner

selben vom 15. Oktober 1874 bestätigte die Verurtheilung der „Bonner Zeitung" wegen ihrer auf stenografischer Niederschrift

Weise durch vorbeugende Maßregeln, namentlich Censur, Concessionen, Sicherheitsbestellungen, Staatsauflagen, Beschränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, Postverbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden.

Ueber Preßvergehen, welche von Amtswegen verfolgt werden, wird durch Schwurgerichte geurtheilt. —""

als besondere Verbürgungen in die Reichsverfassung aufzunehmen sein bei deren getreuer Innehaltung auch jedes weitere „„vom Reich zu erlassende"" Preßregulativ hinfällig sein würde. Angesichts der Gewerbeordnung und des Strafgesetzbuches bedarf es keines neuen Preßgesetzes, vielmehr einfach der Aufhebung aller bestehenden Preßgesetze.

Wenn indessen einerseits in Deutschland die Gesetzgebungs-Politik gegen wärtig, wie es scheint, sich nicht auf die Höhe anderer freierer Länder zu erheben vermag, welche die Presse unter das gemeine Recht stellen und in völliger Freiheit walten lassen; andererseits sogar verschiedentliche Erfahrungen die Befürchtung nahe legen, daß manchen Ortes doch wol die ernstliche Absicht bestehen mag, von dem beaufsichtigenden und bevormundenden Polizeiregiment, wie es zur Schande Deutschlands so lange in Blüthe gestanden hat, durch ein Preßgesetz noch das Möglichste zu retten und allüberall zu befestigen: so wird es allerdings doch zur Nothwendigkeit, die Hauptanforderungen, welche mindestens an ein Preßgesetz jetziger Zeit, wenn denn nun einmal durchaus ein solches gegeben werden soll, zu stellen wären, zu benennen und dem Reichstage zu unterbreiten.

Diese Anforderungen sind keineswegs neu, vielmehr seit längerer Zeit immer und immer wiederholt: jüngst noch auch von dem Deutschen Juristentage beinahe durchweg aufgestellt, im Königreich Sachsen sogar zum größten Theil bereits erfüllt: — sie beziehen sich zumeist auf die periodische Presse, weil nach der Lage der Dinge diese vorzugsweise es ist, welche von dem Preßgesetze getroffen werden soll, sind aber erklärlicher Weise nur negativer Natur. Es wäre zunächst die Ausübung der Preßfreiheit und der Gewerbe, welche sich mit der Presse, der Herstellung und Verbreitung von Preßerzeugnissen beschäftigten, von aller und jeder Genehmigung der Behörden frei zu geben, auch auf die Entziehung oder Beschränkung des Gewerbebetriebes im administrativen oder richterlichen Wege zu verzichten, überhaupt das gesammte Concessions- und Cautionswesen in Sachen der Presse aufzuheben. Es wäre weiter das Eigentum, sei es Einheimischer, sei es Fremder, unter Wegfall der Beschlagnahme durch Polizeibehörden und Staatsanwälte, unverbrüchlich sicher zu stellen, sowie von den Vertriebsverboten ohne vorgängiges Urtel und Recht unbedingt abzulassen. Es wäre endlich die Presse, insofern sie schriftstellerische Erzeugnisse vermittelt, als ein Hauptfaktor des Culturlebens mit jeder Art Nebenbesteuerung oder Belastung zu verschonen. Wo hingegen die Presse sich gegen die Staatsgesetze verginge, wäre sie von Geschworenen zu richten auf Grund des allgemeinen Strafgesetzbuches.

beruhenden Mittheilung einer Gerichtsverhandlung, „weil die wenn auch wahrheitsgetreue Wiederholung und weitere Verbreitung

---

Im Königreich Sachsen ist unter dem 24. März 1870 ein neues Preßgesetz erlassen worden, welches einen großen Theil des alten preßpolizeilichen Apparates, insbesondere auch das Cautionswesen gänzlich fallen gelassen und die Freigebung der Preßgewerbe durchgeführt hat. Von keiner Seite ist über diese Gesetzgebung bis jetzt eine Klage gehört worden, als ob sie dem Staate von Nachtheil gewesen wäre; im Gegentheil ist Alles seinen ruhigen, geordneten Gang weiter gegangen und die hierin gemachten Erfahrungen können nur zur Nachahmung des Beispiels, nicht zur Abschreckung gereichen.

Wir erwarten nach Vorstehendem von dem hohen Reichstag, daß er

in erster Linie von dem Erlaß eines Reichspreßgesetzes gänzlich absehe, wenn er sich aber dazu nicht entschließen könne, dann sein Preßgesetz wenigstens also gestalte, daß im Sinne obiger Anforderungen die Freiheit der Presse und der Preßgewerbe nach allen Seiten verbürgt und durchgeführt und zugleich der Schutz des Eigentums gegen Eingriffe der Behörden gewährleistet sei;

ganz besonders und ganz zuversichtlich aber erwarten wir,

daß der Reichstag nicht auf Einrichtungen zurückgreife, die für einzelne Bundesländer zu den überwundenen Standpunkten gehören, wie namentlich das Zeitungs-Cautionswesen, oder Lasten auferlege, mit welchen diese anderen Länder noch immer verschont geblieben waren.

Wir würden uns gegen die Einführung oder Zurückführung solcher Ueberbleibsel eines alten mißtrauischen und mißgünstigen Staatssystems entschieden verwahren müssen. Denn der Sinn des Bündnisses der zum Reiche vereinten Staaten kann doch kein andrer als der sein, daß die in den Einzelstaaten bestehenden Rechte und Freiheiten durch das Reich gesichert, nicht daß sie durch dasselbe beschränkt, verkürzt oder unterdrückt werden sollen.

Leipzig, am 12. März 1873. In Ehrerbietung

der Schriftsteller-Verein.

Für denselben: Carl Cramer.

Setzt jemand etwa, was so natürlich anzunehmen wäre, voraus, die deutschen Schriftsteller und Zeitungsbesitzer hätten sich nachdrücklich der Verhängung des neuen Preßgesetzes entgegengestemmt, so verkennt er den dermaligen Zustand im Deutschen Reiche vollständig. Die Nationalliberalen waren für seine Annahme; deshalb lobten ihre Blätter, d. h. beinahe sämmtliche große Blätter, dasselbe, und empfahlen seine Annahme. Die vorstehende Eingabe ist gegen hundert Zeitungen zugegangen, aber meist unberücksichtigt geblieben; nicht einmal die in Leipzig selbst erscheinenden Blätter theilten sie mit. Lautete sie ihnen doch unangenehm, paßte sie doch nicht zu den Täuschungen, welche sie unausgesetzt verbreiten. Sie schwiegen sie tod und priesen das neue Preßgesetz als — Fortschritt an!! Das glaubten dann ihre Leser, das war nun „öffentliche Meinung."

einer die Ehre eines Andern beeinträchtigenden, in einer öffentlichen Verhandlung gefallenen Aeußerung durch einen Dritten" Straffreiheit für sich nicht beanspruchen könne. Den Begriff einer Beleidigung hat dieses oberste Gericht am 20. November 1874 dahin bestimmt, es sei „nicht erforderlich, daß der gebrauchte Ausdruck eine Eigenschaft bezeichne, deren Mangel an sich eine Verminderung der Ehre enthält, vielmehr genügt es, wenn die Aeußerung oder anderweitige Kundgebung erkennen läßt, daß dem Betroffenen die äußere Anerkennung oder Achtung seiner Persönlichkeit versagt werde . . . daß Jemand mit einer Bezeichnung belegt wird, welche einen körperlichen oder geistigen Mangel andeutet und zwar ist es für den Charakter der Beleidigung gleichgültig, ob die als fehlend bezeichnete Eigenschaft eine erwerbbare oder nicht, ob der Mangel ein verschuldeter oder ein unverschuldeter ist." Sind wir wirklich zur „Achtung" auch jedes schlechten Menschen verpflichtet? und wie weit erstreckt sich das „Andeuten"? Die Schriftsteller im neuen Deutschen Reiche müssen fortan lernen, auf Eiern zu gehen. Den zweiten bedeutsamen Grundsatz sprach das Obertribunal am 23. Februar 1875 aus, daß wenngleich wahrheitsgetreue Berichte über Verhandlungen in den öffentlichen Sitzungen des Reichstages und der Landtage von jeder Verantwortung frei seien „die Wiedergabe einzelner Sätze aus solchen Verhandlungen in Aufsätzen, die zu anderen Zwecken geschrieben sind, hierauf keinen Anspruch haben" und bekräftigte die Verurtheilung eines Schriftstellers wegen wörtlicher Aufnahme von Aeußerungen, die im Reichstage gefallen waren.

Vom 1. Juli 1874 an galt das neue Gesetz. Vorgeschobene Herausgeber darf es nicht mehr geben. Am 15. Juli schärfte der preußische Justizminister der Staatsanwaltschaft ein: jede Art der Presse, insbesondere die kleinen Lokalblätter aufmerksam zu überwachen, etwaigen Verletzungen der Gesetze mit voller Strenge entgegenzutreten und mit der Beschlagnahme der Druckschriften und der Bestrafung der Thäter und Theilnehmer unnachsichtlich vorzugehen, sobald der Thatbestand einer strafbaren Handlung vorliegt. Unverzüglich wies auch der Justizminister Badens seine Unterbehörden in gleicher Weise mit dem Zusatze

„ausdrücklich“ an „über die ultramontanen oder die mit der ultramontanen Presse sympathisirenden Blätter die strengste Aufsicht zu üben, in jedem Falle, in welchem eine durch die Presse verübte strafbare Handlung indicirt ist, bei dem Vorhandensein der gesetzlichen Voraussetzungen von dem Rechte der Beschlagnahme Gebrauch zu machen, sowie endlich in dem gleichen Falle die strafrechtliche Verfolgung mit aller Energie und zwar gegen alle Personen eintreten zu lassen, welche bei einem strafbaren Preßerzeugniß als Thäter, Theilnehmer, Verbreiter u. s. w. nach Maßgabe des Preßgesetzes oder einer sonstigen strafrechtlichen Vorschrift zur Verantwortung gezogen werden können.“ Diese Verfügung ging dann weiter („vertraulich“) an die großherzoglichen Kreisämter, damit diese den Maßnahmen „die bereiteste Unterstützung gewähren“, auch ihrerseits die Presse beaufsichtigen und der zuständigen Justizbehörde „zur weiteren Veranlassung Mittheilung machen.“ Da lediglich von in die Oeffentlichkeit Gedrungenem, welches unwiderlegt blieb, hier die Rede sein darf, so überlasse ich die Muthmaßungen, ob ähnliche Weisungen auch anderweit an Untergebene ergangen, und ob außer dem Minister Badens auch Minister anderer Staaten Gleiches verfügt haben, dem Gutdünken des Lesers und führe blos die Thatsache an, daß der Amtmann im nassauischen Idstein unter'm 27. Juli 1874 die Bürgermeister und Gensdarmen seines Bezirks anwies, Blätter, welche die sozialen und politischen Fragen der Gegenwart besprechen, mit Beschlag zu belegen, so oft die Thatsachen irgend einer strafbaren Handlung in ihren Abhandlungen enthalten sind.

Seit dem Erlasse des Preßgesetzes häuften sich die Anklagen gegen Zeitungen, deren Beschlagnahme zur Seite ging. Zufolge der am 23. Februar 1875 im preußischen Landtage gemachten Angabe des Dr. Lieber wäre ein einziges Blatt, die „Germania“ in der Zwischenzeit nicht weniger als 39mal verurtheilt worden und schwebten außerdem gegen dasselbe noch 24 Anklagen. Nach einer Zählung der Frankfurter Zeitung, „die auf Vollständigkeit nicht im entferntesten Anspruch macht“, wurden 1875 im Januar 21 Zeitungsherausgeber verurtheilt, im Februar 35, im März 39, im April 42, in vier Monaten sonach 136 zu Geldstrafen oder Einsperrung. Nicht blos die sogenannten ultra-

montanen Blätter, hatten sich zufolge der Gerichtserkenntnisse versündigt, sondern auch manches Blatt der demokratischen und sozialistischen Presse.

Auch das Verfahren war in einzelnen Fällen neu. Am 8. April bemächtigten Polizeier sich der sämmtlichen Geschäftsbücher der Societätsdruckerei in Frankfurt am Main sammt denen der von ihr hergestellten Zeitung vom Jahre 1875, darunter nahmen sie auch das Inseraten-Conto sowie die Abnehmer- und Mitarbeiterlisten, ohne dafür einen Grund anzugeben, ohne die dawider eingelegte Verwahrung zu berücksichtigen, und lieferten alle weggenommenen Papiere an die Staatsanwaltschaft ab: diese gab sie allerdings auf das Verlangen des Geschäftsführers am andern Tage wieder heraus, da die Beschlagnahme nur wegen eines gegen die Societätsdruckerei schwebenden Verfahrens über einen Vorfall vom Januar 1874 verhängt worden sei, doch läßt dies die Frage übrig, welche Sicherheit der Staatsbürger im Deutschen Reiche gegen das Begehen von beliebigen Eingriffen der Polizei in seine Verhältnisse hat? Auf die Nachricht von dem in Frankfurt Geschehenen entfernte der Herausgeber der Germania in Berlin unverzüglich sein das Mitarbeiterverzeichniß enthaltendes Buch aus den Geschäftsräumen. Am 24. April stellten sich zwei Kriminalbeamte in diesen ein, forderten die Vorlegung des erwähnten Buches, ohne den „speciellen Zweck, welcher dies Verlangen begründen sollte“, anzugeben, und durchsuchten selbige nach ihm, natürlich vergebens. Am nächsten Tage zeigte der Herausgeber zur Beruhigung seiner Mitarbeiter an, er habe jenes Buch verbrannt.

Im preußischen Staate besteht, weil seine Grundauffassung nicht die ist, daß die Gesammtheit der Staatsbürger den Staat ausmacht, sondern die, daß die Staatsangehörigen Objekte des Staates, der Staatsgewalt sind, Zeugnißzwang und kann der ein von ihm abgefordertes Zeugniß Verweigernde eingesperrt werden.

Wol hatte vor dem Jahre 1866 — am 9. August 1862 — das preußische Abgeordnetenhaus beschlossen, daß Drucker, Verleger, Redakteure zu einem Zeugniß über Verfasser und Herausgeber von Druckschriften und Aufsätzen oder über den Ursprung der in solchen enthaltenen Mittheilungen nicht durch Zwangsmaßregeln angehalten werden dürften, allein das Herrenhaus hatte

der Regierung den Dienst geleistet, dieses Gesetz abzulehnen. Bestimmt nun zwar das neue Reichsgesetz die Abstrafung des verantwortlichen Herausgebers als des Thäters, so sind nichtsdestoweniger gegenwärtig noch Mitarbeiter und bei der betreffenden Zeitung angestellte Beamte, Setzer, Drucker, Einleger und Heizer zur eidlichen Aussage über den wirklichen Verfasser gewisser Aufsätze und Berichte angehalten worden, der außerdem neben dem Herausgeber zur Strafe gezogen werden sollte, obschon es sich nur um gewöhnliche Preßvergehen handelte.

Die zuerkannten Strafen sind sehr hohe. Ihr Ausmaß entspricht den Gesetzen. Jedoch in dem, was mit ihrem Vollzuge zusammenhängt, glaube ich eine weit von der in Preußen geltenden Ansicht abweichende Meinung aussprechen zu müssen, und ich hoffe sogar, daß aus der Erörterung der einschlagenden Verhältnisse einige Leser von der Richtigkeit mehrerer in diesem Buche ausgesprochenen Urtheile, die ihnen einseitig oder allzu hart vorgekommen sein möchten, sich vielleicht überzeugen werden. Das Recht des Einzelnen gegen die erdrückende Staatsgewalt aufrechtzuhalten, ist jetzt die Aufgabe derer, die wirklich am Fortschritte arbeiten und ächte Vaterlandsfreunde sind. Nichts soll meines Bedünkens dem Einzelnen zugemuthet, nichts ihm auferlegt werden, was nicht unumgänglich nothwendig ist für den guten Bestand des Ganzen.

Also erstlich Untersuchungshaft! Entziehung der Freiheit ist eine der schwersten Maßregeln. Mag sie nothwendig sein, wo der in Untersuchung Befindliche nicht auf andere Weise verhindert werden kann an Verdunkelung des Thatbestandes oder an Verfügungen über sein Vermögen, in Folge deren die von ihm Beeinträchtigten und wahrscheinlich zu Entschädigenden um das ihnen Gebürende verkürzt würden — wie paßt sie, die schon eine schwere, im Falle der Freisprechung gar nicht gut zu machende Strafe ist, zu Preßvergehen, bei denen ja doch im Schriftstücke der Thatbestand offen vorliegt? Aber (hörte ich einwerfen) der Schriftsteller könnte ja (wenn er nämlich verurtheilt wird) durch Flucht sich der Strafvollstreckung entziehen! Nun, was wäre dies denn für ein Unglück? Er verwirkt alsdann sein Staatsbürgerrecht und das müßte (wofern man folgerecht dächte und keine Satyre auf sich

selbst macht) für eine höchst schwere Strafe seiner Unthat gehalten werden. Die alten Römer ließen bei Anklagen auf Tod und Leben dem Staatsverbrecher, der ein Bürger war, frei, bis die Abstimmung zu Ende war, Rom zu verlassen und sich freiwillig zu verbannen. Wie viel größer haben sie gedacht!

Das Gesetzbuch verhängt Haft oder Gefängniß. Das bedeutet nichts weiter als Entziehung der Freiheit, nicht mehr. Zum bloßen Gefängniß oder zum Zuchthause verurtheilt zu werden, ist zweierlei. Härter, als das Gesetz in seinem Wortlaute besagt, ist kein Sünder zu behandeln. Blos von der Regierung gebilligte Gefängnißordnungen können meines Erachtens das Gesetz nicht verschärfen, wenn dieses nur Gefängniß d. h. Entziehung der freien Bewegung gebietet, und weiter nichts. Alles darüber Hinausgehende müßte mit ausdrücklichen Worten im Gesetze stehen. Was ist geschehen? Verurtheilte Schriftsteller sind mit andern Verurtheilten in eine Stube zusammen eingesperrt worden, noch dazu mit rohen Burschen. Es sind ihnen Bücher und Schriftgeräthe verweigert worden. Es ist ihnen nicht gestattet worden, auf eigene Kosten ihre Lebensmittel sich zu verschaffen. Sie mußten von „Gefängnißkost" sich ernähren, welche mehrere so ungenießbar fanden, daß sie sich lieber viele Wochen blos von Roggenbrod und Wasser ernährten. Der Sozialist und Reichstagsabgeordnete Most, gewiß kein verwöhnter Mann, theilte aus dem Gefängniß am Plötzensee mit, daß er sich deshalb in großer Besorgniß um seine Gesundheit befinde. Des „Düsseldorfer Volksblattes" Herausgeber Fußangel erklärte, daß „eine einmonatliche Haft ihn körperlich vollständig entkräftet habe" und floh aus dem Reiche, als er nun 4 bis 5 Monate verbüßen sollte, weil ihm sein Arzt versichert hatte, daß wenn er diese Zeit auf gleiche Weise zubringen müsse, er wahrscheinlich das Gefängniß nicht lebend verlassen werde. Gefängnißzellen sind, wenn anders den gemachten Angaben zu trauen ist, im Winter ungeheizt gelassen worden, Gefängnißvorsteher haben sich für befugt erachtet über die Arbeitskräfte der nur zu Einsperrung Verurtheilten zu verfügen. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung ist (Mitte Mai) Bürge dafür, daß ein Anstaltsdirektor einen als Redakteur zu 14tägigem Gefängniß Verurtheilten mit Wollezupfen, bekannt-

lich der schlimmsten Zuchthausarbeit, beschäftigte. Dabei ist vollkommen gleichgültig, ob dieser Anstaltsdirektor ihn nicht, wie er anfangs beabsichtigt hatte, als seinen Schreiber verwenden konnte, weil, als er ihm diktirte (!), er fand, daß derselbe ganz fehlerhaft nachschrieb — der Mann, mochte er immerhin vorgeschoben worden sein, er war doch vom Gericht nicht zu Strafarbeit verurtheilt worden.

Ich habe behauptet, daß es in Staatssachen nicht besser, sondern schlechter geworden sei, und ich will das hier an einem Beispiele bewahrheiten. Robert Blum war wegen Preßvergehens zu mehrwöchentlichem Gefängniß verurtheilt worden. Als er saß, machte ich ihm meine Aufwartung. Dazu brauchte ich nur dem Gefängnißschließer $^1/_{12}$ Thaler für den Gang zu seiner Stube und das Aufschließen zu entrichten. Einer Erlaubniß bedurfte ich nicht. Blum fand ich mit feinen Weinen und Cigarren versorgt, die ihm seine Verehrer in's Gefängniß geschickt hatten; es ging ihm außer der goldenen Freiheit nichts ab. So wurde es in Sachsen vor 1848 gehalten und so war es richtig. Einige Jahre später, als die rothe Reaktion im Wüthen war, saß in Leipzig aus gleichem Grunde der wackere Cramer. Als ich diesem meinen Besuch in seiner Strafhaft machen wollte, stand es schon etwas anders. Ich durfte nicht sofort zu ihm, mußte erst vor einen Beamten, der mich fragte, ob ich mit Cramer in dessen persönlichen Angelegenheiten zu sprechen hätte, und der hernach während der Unterredung zugegen blieb. Aber in Sachsen ist meines Wissens Beschäftigung und Selbstbeköstigung dem Eingesperrten überlassen geblieben.

Wurde ehedem ein Zeitungsschreiber verurtheilt, so nahm an seinem Schicksal die gesammte Presse Antheil. Jetzt kümmert sie sich um ihn — im günstigsten Falle — gar nicht oder haut noch auf ihn los. Die „Magdeburger Zeitung“ und das „Neue Wiener Tagblatt,“ (welches vorgibt, es sei ein „Demokratisches Organ“) billigten z. B. das vorher erzählte Verfahren gegen die Frankfurter; andere Blätter wollten sogar wissen, dasselbe sei erfolgt wegen des Verdachtes, daß die Frankfurter Zeitung in französischem Solde arbeite, ja, als notorische Thatsache wurde dies in die **Gazette de Lausanne** geschrieben und der Telegraf

setzte von Berlin aus die Welt von diesen böswilligen Muthmaßungen in Kenntniß. Nur eine geringe Anzahl Herausgeber besaß soviel Einsehen, daß sie das eigene Recht preisgeben, wenn sie nicht einstehen für das Recht des Gegners. Als Windthorst am 28. April 1875 im preußischen Landtag gegen die Behandlung sich erhoben, welche die wegen politischer Vergehen in Strafe Gezogenen erfuhren, wurde nicht nur ihm entgegnet, daß den Begriff: politische Gefangene die Wissenschaft nicht kenne, wobei die beschränkte juristische Schablone unserer Zeit mit Wissenschaft verwechselt ward, sondern es spottete auch noch die National-Zeitung über die „modernsten Märtyrer", denen die Unbequemlichkeit des Gefängnißlebens höchst unerträglich sei. O tempora! o mores!

Gestatte man mir aus meiner Erfahrung eine Einschaltung. Im Frühjahre 1848 war ich Obmann der anderthalbhundert Vaterlandsvereine in Sachsen, welche die Kraft der Bewegung umschlossen, und war der bautzener Advokat Tzschirner Führer der noch aus dem alten Wahlgesetze hervorgegangenen Zweiten Kammer. Als Zögling der jetzigen Juristenschule, die es dahin gebracht hat, daß sie gleich der römischen Kirche die Nichtjuristen Laien benennt, ging Tzschirner auf „Gleichheit" (wie er sie auffaßte) aus und nahm Anstoß, daß im sächsischen Strafgesetze politische Vergehen mit anderem Maße als gemeine bemessen, mit einfachem Gefängniß (Festung) nicht wie letztere mit Zuchthaus bedroht wurden. Diesen Unterschied wollte er abgeschafft wissen. Ich hatte eine Zusammenkunft mit ihm und machte ihm Gegenvorstellungen, allein ich prallte mit meiner Ausführung, daß eine grundsätzliche Verschiedenheit in der Natur der zu bestrafenden Handlungen liege, gänzlich ab. Darauf bemerkte ich ihm, daß sein Gesetz auch gegen ihn und seine Gesinnungsgenossen angewendet werden könne, aber Tzschirner hatte dafür ebenso wenig Gehör; er hielt dies bei der damaligen Lage für unmöglich. Das sächsische Gesetz wurde geändert und — — nach ein paar Jahren war Tzschirner sammt seinen Freunden zum Zuchthaus verurtheilt. Er selber flüchtete noch zur rechten Zeit, aber eine beträchtliche Zahl seiner Gesinnungsgenossen, unter ihnen hochachtbare Männer, wie Professor Benseler, Oberpfarrer Würkert, Musikdirektor Röckel und noch manche andere Ehren-

werthe vertrauerten wegen politischer Verirrungen einen großen Theil ihres Lebens als Züchtlinge. Wer, der im öffentlichen Leben wirkt, wie hochgestellt er sei, ist gegen Umschläge gefeit?

Auch wo zu Anklagen kein Behelf sich bietet, sucht die Staatsgewalt der ihr widerwärtigen Presse Abbruch zu thun. Der Beschluß des Staatsministeriums in Berlin, daß amtliche Bekanntmachungen in den (oft wenig gelesenen) Amts- und Kreisblättern eingerückt werden müßten, würde dies nicht darthun, wol aber die weitere Bestimmung, daß „Privatzeitungen von offenkundig deutsch-reichs-preußenfeindlicher oder von entschieden oppositioneller Richtung grundsätzlich“ keine solchen Anzeigen erhalten durften und daß ein Landrath kraft eigenen Ermessens einem Bürgermeister einen Erlaß zufertigen werde, wie denjenigen, dessen Wortlaut hier folgen soll, läßt sich bei dem Gefüge des preußischen Beamtentums kaum voraussetzen. Er ist vom 30. Dezember 1874 und lautet: „Die Abonnentenzahl der .... Zeitung und des .... Kreisblattes betrug in der Gemeinde ... im 4. Quartal 1873 40 Stück, im 4. Quartal 1874 nur 10 Stück, während in derselben Gemeinde die erst seit dem 1. Januar c. hier erscheinende staatsfeindliche ... Zeitung im 4. Quartal 204 Abonnenten zählt. Ueber diese Erscheinung, wie es möglich war, daß das letzte Blatt das erste fast völlig hat verdrängen können, veranlasse ich Sie, mir bis zum 10. Jänner eingehend zu berichten. Insbesondere ist dabei Ihr Verhalten, sowie das der sonstigen Gemeindebeamten, auch der Polizeidiener und Lehrer zu dem Gegenstande zu erwähnen. Gleichzeitig ist mir eine namentliche Nachweisung aller Schankwirthschaftbesitzer (diesen kann nämlich leicht die Befugniß zum Geschäftsbetrieb geschmälert, selbst ganz entzogen werden) gleich, ob für Bier, Wein oder Branntwein, einzureichen, aus welcher bei genauer Angabe der Wohnung hervorgeht, was für Zeitungen derselbe hält. Auch ist sorgfältig nachzuweisen, welche Boten die Colportage der ... Zeitung besorgen, ob sich etwa hieran Gemeindeboten, Polizeidiener u. s. w. oder sonst Persönlichkeiten, die zu Amtszwecken verwandt werden, betheiligen.“

Unsere Zeitungen versichern uns einmal über das andere, daß wir Deutsche seit 18[illegible] einen ungeheuren Fortschritt gemacht haben und ein Glück wie nie vorher genießen.

XV.

Die österreichische Tagespresse ist ihre besonderen Wege gegangen.

Vergegenwärtigen wir uns in kurzen Umrissen ihre Entwickelung.*)

Erster Zeitraum bis 1848. Die wiener Presse, von der fast nur die Rede sein konnte, schaal und ausgewaschen; ein enger, zusammenpressender Schnürleib war für sie die Censur unter der verruchten Herrschaft Metternich's. Das einzelnen Bevorzugten gestattete freiere Bewegen galt nur für Bücher. Schöngeistige Blätter stehen im Vordergrunde, leben meistens vom Theater, von guten und schlechten Witzen.**) Amusement ist die Seele.

Von wissenschaftlichen Zeitschriften eine geringe Anzahl; Glanzpunkte die medizinischen, manche von diesen sogar unentbehrlich für

---

*) Der einzige österreichische Beurtheiler der ersten Auflage dieser Schrift, von dem ich weiß, äußerte sich ungehalten, daß in ihr vom österreichischen Zeitungswesen so wenig stand; theils schlecht, theils gar nicht hätte ich mich über dasselbe informirt (sagte er) und mir leider keine Ueberzeugung verschafft, daß es „vorangeeilt" sei und „einiges Recht hat, ein wenig stolz zu sein." Mein Herr Beurtheiler übersah dabei zweierlei: welche Aufgabe ich mir gestellt hatte, und daß ich, wofern ich auf die österreichische Presse umständlich einging, mich ebenso mit der berliner, der schwäbischen, schweizerischen, hamburgischen, frankfurter u. s. w. hätte beschäftigen müssen. Den Ausstellungen der Kritiker Rechnung zu tragen bestrebt, will ich dessenungeachtet einen Abriß von der Geschichte der österreichischen Presse in dem von mir durchlebten Zeitraume wagen, aber als nicht mehr denn als einen bloßen Versuch. Recht hat jener wiener Beurtheiler, wenn er mich als wenig „informirt", Unrecht, wenn er das Wenige, was ich angegeben hatte, als schlecht, d. h. doch wol als falsch bezeichnet. Alles damals Gesagte halte ich in der neuen Bearbeitung aufrecht. Ein Oesterreicher und ein Nichtösterreicher urtheilen über Oesterreichisches nicht allemal übereinstimmend. Dies wolle man bei dem Lesen des vorliegenden Abschnittes nicht gänzlich außer Augen lassen. Eine bessere Schilderung, die Schriftsteller in Wien im Stande sind zu geben, werde ich mit Freuden begrüßen.

**) In den ersten 30ger Jahren unseres Jahrhunderts war ich Leser der beiden namhaftesten (früher schon erwähnten) wiener Unterhaltungsblätter und erinnere mich noch deutlich ihrer Beschaffenheit. Das „schlecht informirt" weise ich also hier zurück.

Forscher. Die „Wiener Jahrbücher der Literatur“ bringen Werthvolles, jedoch in langen Abhandlungen, und welcher Gelehrte nicht grade diese bedarf, mag die Jahrbücher ungelesen lassen. Politische Blätter null. Lieber als die Wiener Zeitung liest der Oestreicher, was Bäuerle's „Theaterzeitung“ unter der Ueberschrift: „Geschwind, was gibt's Neues?“ ihm mittheilt, denn da wurde ihm in vorsichtiger Umhüllung doch Einiges, was vorgegangen war und er sonst nicht erfuhr, verrathen.

Im Grunde konnte man neben der wiener Presse höchstens von einer Prager sprechen. In den Provinzen erschien nicht viel. Bemerkenswerth ist, daß in Böhmen die tschechisch geschriebenen Blätter sich weit freier rühren konnten, denn diese beachteten die Unterdrücker in Wien nicht sehr und ihre Censoren waren tschechische Schriftsteller, welche zu der im Stillen heranreifenden Tschechenpartei hielten — bemerkenswerth, weil die Ueberlegenheit der tschechischen Tagespresse über die so fade deutsche der Ausbreitung der tschechischen Bestrebungen Vorschub that.

Wer Gutes aus Oesterreich lesen wollte, griff zur augsburger „Allgemeinen Zeitung“, die indeß auch den Wünschen der Regierung Rechnung trug, wofür sie aus den Ministerien Aufsätze empfing. Nachrichten und Betrachtungen, welche nicht im Sinne der Gewalt lagen, flüchteten sich außerhalb Oesterreichs. In den 40ger Jahren regte sich Sehnsucht nach größerer Freiheit, da sprach Oesterreichs Freiheitspartei vornämlich in den grünen Heften der „Grenzboten“ Kuranda's, des außerhalb Oesterreichs lebenden Böhmen, die, recht geschickt gehalten, es auf ungefähr 3000 Abnehmer brachten, von denen wol die Mehrzahl auf Oesterreich kam.

Zweiter Zeitraum: das Bewegungsjahr 1848. Von ihm datirt der Aufschwung des wiener Zeitungswesens. Die Jahrbücher für Literatur hören auf; die Grenzboten gehen an Dr. Gustav Freytag und Dr. Julian Schmidt über, welche sie in ein Streitblatt für Preußen umwandeln und darüber die meisten Abnehmer einbüßen. Man greift nicht mehr so begierig nach den nichtösterreichischen Blättern. Ein heilsamer Windstoß vertreibt in Oesterreich die dumpfe Luft, verweht den Metternich'schen Qualm und im frischeren Aufathmen ist die Lebensthätigkeit erhöht, erwacht rege Lust zu Zeitungsunternehmungen. Jedermann beinahe will

ein freies Wort lesen und freut sich, daß es in der Heimath gedruckt wird. Der alte, seit 1808 erschienene „Wanderer" (welcher neulich im Jahre 1873 einging) taufte sich sogleich in den „Demokrat" um, den Seyfried und Seeböck leiteten; das seit 1836 vorhandene „Wiener Journal des österreichischen Lloyd" nahm unter Bodenstedt und Löwenthal einen neuen Anlauf. In üppiger Fülle schossen in der Frühlings- und Sommerwärme neue Blätter empor.*) Da kam zu Tage am 25. März „Das Panier des Fortschrittes" von Wildner-Maithstein, ein wenig steif gehalten, so daß ihm schwerlich Viele lange Zeit gefolgt sind; es erschien im April die „Oesterreichische Deutsche Zeitung," die sich bald in den „Radikalen" umwandelte, den Becher herausgab, in den Jellinek schrieb, ein führendes Blatt: beide, Becher und der vielversprechende 25jährige Jellinek, wurden in der Frühe des 23. Novembers in der Brigittenau von kaiserlichen Kugeln niedergestreckt. Im selben Monate erschien der „Freimüthige" von Mahler und Isidor Heller, darauf im Mai „die Constitution" (geleitet von Häfner, Gritzner, Hauk), darauf im Juni „Grad'aus" (Friedmann), die „Wiener Gassen-Zeitung" (Terzky) und der „Wiener Charivari" (Engländer und Willi Beck), die „Neue Folge der Allgemeinen Oesterreichischen Zeitung" (Hübner); am Ende des Monats begann August Zang, bisher wiener Kipfelbäcker in Paris, der von dort mit einem kleinen verdienten Vermögen und mit der Kenntniß des einträglichen Mißbrauchs, den dort Emil de Girardin mit der Tagespresse trieb, und dem Vorsatz, ihn in sein Vaterland zu verpflanzen, nach Wien zurückgekehrt war, die „Presse", die er durch Leopold Landsteiner besorgen ließ und 19 Jahre später, im April 1867, um eine Million Gulden an Herrn von Geitler verkauft hat. Im Juli meldete sich der „Wiener Postillon" (Ritter), kam das „Wiener Reichstagsblatt" (Löw) und ein „Politischer Courier, von den Studenten Buchheim und Falke." Wie bezeichnend für den Geist jener Tage ist es, daß an der Stirn dieses Blattes „Studenten" mit fetter Schrift hervorgehoben wurde — zur kräftigen Befürwortung. Die älteren Männer hatten durch die Gesinnungslosig-

*) Auch meiner Wenigkeit ward im Juni der Antrag zur Einrichtung einer größeren Zeitung in Wien und ich war nahe daran, ihm zu folgen.

keit, mit der sie nach oben sich empfohlen und mit Durchschlängeln ihr Fortkommen zuwegegebracht hatten, so sehr alles Vertrauen bei dem Wiener (mit Recht) verwirkt, daß dieser lieber auf Aeußerungen der noch unverdorbenen gebildeten Jugend achtete. Im August erschien die „Nationalzeitung", deren Herausgeber sich Ehrlich nannte, und „die Geißel, Tageblatt aller Tageblätter" (Möhringer), im September eine „Neue politische Straßenzeitung" (Klaus), Anfangs Oktober: der „Wiener Student" (Rülke und Waldeck), „Der jüngste Tag" (Peschke und Krayll), „Der Gemäßigte" (Nettolitz und H. Kleon), sowie die „Ost-Deutsche Post" (Kuranda). Außer diesen*) gab es noch mehr neue Zeitungen, den „Wiener Zuschauer" (Ebersberg), den „Wiener Geschäftsbericht und Neuigkeitsboten", den „Oesterreichischen Courier" (Bäuerle) und vielleicht noch andere, wie außerdem zahlreiche zeitungsartige, unregelmäßig herauskommende fliegende Blätter, als die „Allgemeine Judenzeitung", „Der Höllenstern", eine Frauenzeitung von Adele Miller und viele ähnliche.

Die Erregtheit der Gemüther kam dieser Wucherung der periodischen Presse zu statten. Brachte damals doch fast jeder Tag neue Kunden. Ununterbrochen drängten sich hochwichtige Vorfälle. Jeder wollte sich unterrichten, wollte erfahren, was man meldete und meinte. Die wie Pilze aus der Erde schießenden Blätter durften dessenungeachtet nicht erwarten, auf der Stelle einen dauernden Leserkreis in festen Abnehmern zu gewinnen, denn um ein Blatt allgemein bekannt zu machen und ihm soviel Vertrauen zu erwerben, daß eine zu seiner Erhaltung hinlängliche Anzahl von Menschen dasselbe zum Lesefutter zu erwählen sich entschließt, dazu gehört stets lange Zeit. Den Herausgebern lag überaus am Herzen, ihre Ansichten auf's schnellste zu verbreiten. Es blieb nichts übrig, als die einzelnen grade fertigen Blätter in den Straßen herumtragen und ausrufen zu lassen, Käufer aufzusuchen. Um einen, höchstens um ein paar Kreuzer war das Blatt feil. Im Sommer 1848 konnte man keine Viertelstunde in der innern Stadt Wien herumgehen, ohne daß einem ein Dutzend Zeitungen angeboten worden wären. Der Vertrieb in den Straßen ging flott.

---

*) Ich nannte hier nur diejenigen, von denen ich noch Blätter vor mir habe.

Schauen wir auf die äußere Beschaffenheit dieser neuen wiener Presse. Wir haben lauter Blätter geringen Umfangs und großer Billigkeit vor uns. Für einen drittel Gulden Papiergeld konnte man ein Blatt einen ganzen Monat täglich in seiner Wohnung zugestellt erhalten. Die vornehme Ost-Deutsche Post verlangte einen Gulden! Anzeigen spielten noch keine Rolle im Haushalt der Zeitung.

Woher aber kamen, fragen wir erstaunt, in Oesterreich, das alles eher als eine Vorschule zur Publizistik gewesen war, mit einemmale die vielen Zeitungsschreiber her? Jugendliche Schöngeister, Dichter und Unterhaltungsschriftsteller, von denen die meisten bedeutenderen die damalige hohe Schule für Schriftsteller in Leipzig durchgemacht hatten, wurden plötzlich Politiker. Guter, redlicher Wille war ihnen schwerlich abzusprechen, allein von Einsicht in Staatssachen nicht sonderlich viel zu entdecken. Sie strebten als vorwärtstreibende Kräfte der Freiheit Bahn zu brechen oder die bereits errungene zu befestigen. Gewiß fingen sie dies nicht richtig an. Die äußerst verwickelten, mißlichen Verhältnisse erfaßte allenfalls ein erfahrener Mann wie Kuranda, der auch eigentlich halb Schöngeist war, und sonst noch ein paar, die Andern ließen sich von ihrem Gefühle leiten und wollten auch nur Volksblätter ausgehen lassen, d. h. Blätter für die Masse des Volkes, für den Geschmack des gewöhnlichen Mannes. Stellt man sich auf ihren Standpunkt, so muß man gestehen, daß sie in der That lebendig, nicht ohne Beredheit schrieben und eine mächtige Einwirkung ausübten. Auswärtige Nachrichten kamen den Herausgebern nicht mehr wie jedwedem, der sich um die öffentlichen Verhältnisse etwas näher kümmerte, zu; weitgreifende Verbindungen besaßen sie nicht. In der völligen Freiheit, in der damals Wien sich befand, zeigte sich, es war zu erwarten, bald Ausgelassenheit; Eigennutz machte sich breit, ungehindert äußerte sich frecher Sinn. Um Käufer anzulocken, sann der Herausgeber auf Reizmittel. Ursachen zu fortwährendem Mißtrauen waren leider in Menge vorhanden. Der Ton der meisten Blätter ward also immer heftiger; sie stachelten und schürten die Bewegung, auf daß sie weiter woge, erhoben Zetergeschrei, lärmten, tobten. Schmähungen auf Personen rissen ein — aber eine „Schreckensherrschaft“ in Wien führten sie

nicht herbei. Eine solche hat es überhaupt in jener Zeit in Wien nicht gegeben. Mochten Feiglinge von einer solchen faseln, mochten Widersacher, wie z. B. noch neulich Freiherr von Helfert in seinem in falscher Darstellung die Vorgänge zeigenden Buche über Oesterreich im Jahre 1848, eine wiener Schreckenszeit in die Geschichte einschwärzen wollen: sie ist eine Fabel.*) Der Wiener war auch 1848 der gutmüthige Mann.

Dritter Zeitraum: von der Erstürmung Wiens bis zur Einführung der Verfassung 1859, 1860. Mit Wiens Erstürmung durch des Fürsten Windischgrätz' Heer war es um diese Presse gethan. Die Slawen waren es, welche im Bunde mit der Hofpartei Wien brachen. Den inneren Zusammenhang dieser entscheidenden Wendung faßt man gegenwärtig in der Regel falsch auf: es genüge dies eine Wort, weil Näheres nicht hierher gehört. Bereits am 23. Oktober 1848 hatte Fürst Windischgrätz aus dem Lager vor Wien das Forterscheinen der Zeitungen in der Stadt verboten, doch nur wenige Herausgeber gehorchten. Aber am 31ten wurde der Feldmarschall Herr der Stadt, die seinen Waffen mehrere Tage hindurch mit großer Tapferkeit widerstanden hatte. Nun stockte die Tagespresse. Erst vom 7. November an wagten sich einige Zeitungen wieder heraus, denen indeß der Vertrieb auf offener Straße untersagt war. Nicht wenige Zeitungsschreiber wurden festgenommen, einige vom Leben zum Tode gebracht, andere eine Zeitlang im Gefängniß gehalten und dann entweder an einen bestimmten Ort verwiesen oder bedeutet, ein paar Jahre auf Reisen außerhalb Oesterreichs zu gehen. Ein Paß wurde z. B. auch dem Herausgeber der „Gassenzeitung", einem vormaligen österreichischen Offizier, aufgezwungen, und dieser beklagte sich nachher mir gegenüber bitterlich, daß ihm kein Reisegeld gegeben worden sei, von dem er im Auslande leben könne, während doch für verschiedene Andere im gleichen Falle gesorgt worden sei. Fast alle größeren Blätter überdauerten das wüthend zerstörende Unwetter, aber welch' schweres Jahrzehnt mußten sie durchmachen!

*) Die Ermordung des Ministers Latour steht diesem Ausspruche keineswegs entgegen. Sie war eine selbstverschuldete. Doch dies näher darzulegen, würde allzuweit abführen. Die Schreckenszeit kam erst mit Windischgrätz.

Eine Zeitung (das „Fremdenblatt", herausgegeben von Gustav Heine, nachherigem Baron von Heine-Geldern) erging sich seitdem im Wüthen und Schimpfen gegen die Männer der Bewegung.

Nicht die Umwälzung von 1848, sondern die nunmehrige Haltung der Regierung trägt die Schuld an der nachmaligen Schwäche, an der später mit Nothwendigkeit hereingebrochenen Gefahr des Zugrundegehens von Oesterreich. Das Unheilsministerium Schwarzenberg-Leo-Thun lenkte nach dem Sinne des einen Ministers zurück in die verderbliche alte Bahn und wirkte zugleich nach dem Sinne des andern zum Schaden des Deutschtums. Denn unterlassen ward das Wichtigste, was hätte geschehen sollen. Daß gleichwol gar manche Verbesserungen durch zwei kluge Minister, Bach und Bruck, den Preußen und Protestanten, geschahen, braucht nicht geläugnet zu werden, allein diese betrafen nicht die Kernpunkte; beide hatten keine rechten Wurzeln, mußten, wenn sie sich in ihrer Ministerialmacht erhalten wollten, sich beugen. Bach klammerte sich in seinem Ehrgeize an die Jesuiten. Gemäß der nun eingetretenen Lage mußten die Zeitungen sich winden, mehr oder minder Werkzeuge der Regierung abgeben. Die Tuvora, die Warrens, die Zang glänzten als Matadore. Sie, Bernhard Mayer, Czörnig u. a. machten jetzt die Herolde Bach's. Gar mancher gute Oesterreicher stöhnte auf. Ein alter, vielerfahrener, seinem Vaterlande warm ergebener Schriftsteller von sehr gemäßigten Ansichten schrieb mir nachmals in den heftigsten Ausdrücken des Unwillens: „Unerhört ist die Unverschämtheit und Frechheit, mit welcher die Organe und dienstbaren Knechte des Ministeriums alles Verkehrte, Grundverderbliche und Schamlose priesen und empfahlen, und wie sie von der öffentlichen Meinung stets das Gegentheil behaupteten. Je stärker diese das Bach'sche Treiben verdammte und je erbitterter das Publikum war, desto lauter predigten die Zeitungen die innigste Befriedigung des Publikums, die lauteste Uebereinstimmung mit den Maßnahmen der Regierung. Die Wiener haben für ein solches Verfahren den Ausdruck: „„Schindluder treiben"" und wahrhaftig! Schindluder hat man mit dem Publikum damals getrieben."

Indessen machten doch die wiener Zeitungen im Aeußeren recht erhebliche Fortschritte. Die äußeren Bedingungen lagen für

sie auch günstiger als sonst irgendwo in Deutschland. Welchen großen Absatz bot ihnen das damals schon mit seinen Vororten so volkreiche Wien allein! In der Stadt blieb übrigens der hergebrachte tägliche Einzelverkauf (wenngleich nicht auf offener Straße) im Gange, der in gewöhnlichen Zeiten in keiner andern deutschen Stadt von Belang ist. Die „Tabakstrafiken" behalten den Verschleiß. Im ganzen österreichischen Lande war ferner in den vorangegangenen Jahrzehnten die Tagespresse nicht dermaßen ins Kraut geschossen, wie außerhalb Oesterreichs; in den Provinzialstädten bestanden demzufolge nicht sehr viele Blätter und die Gebildeten sahen sich auf die größeren wiener Zeitungen hingewiesen. Diese ersetzten jetzt auch die „Allgemeine Zeitung", da sie in großen Fragen sich ja ebenfalls am Gängelbande führen ließ und als in Augsburg erscheinend Vieles nicht berührte, wovon jene als Ortsblätter Kunde gaben. Die Mittel waren daher den Zeitungsbesitzern in Wien gegeben, ihre Blätter zu vergrößern, Geld für Berichterstattungen aufzuwenden und für die verschiedenartigen Belange Sorge zu tragen. Die wiener Zeitungen entwickelten sich denn auch in großem Maßstabe und Besitzer wie Herausgeber verstanden sich vortrefflich auf die sogenannte Mache — das Aeußerliche.

Auch zogen sie norddeutsche Kräfte heran in der Erkenntniß, daß das eigene Land für leitende Aufsätze und für die Auswahl der politischen Nachrichten geeignete Männer keineswegs in hinlänglicher Zahl besaß. Das Beispiel gab die Regierung, als sie an Spitze ihres Blattes, der „Wiener Zeitung", einen Preußen (Dr. Leopold Schweizer) stellte und ihm zum Gehülfen einen Preußen (den jüngeren Bucher) beigab. Kuranda rief an seine Seite Preußen (Dr. W. Rogge, Dr. Hildebrand u. a.), Zang vertraute seine „Presse" dem Preußen Friedländer an. Bei den meisten größeren Zeitungsunternehmungen waren Preußen, und mit besserem Gehalte als im übrigen Deutschland, thätig; die „Verfassung" hatte Dr. Herzel aus Berlin, das „Vaterland" nachher Dr. Keip aus Berlin, selbst in der halbamtlichen „General-Correspondenz" arbeitete der Berliner Dr. Brühl u. s. w.

Ebenbürtig standen bald die wiener Zeitungen den größeren Blättern im außerösterreichischen Deutschland gegenüber: von bean-

sprochter Mustergültigkeit blieben sie weit entfernt. Ihre Schwäche lag immer noch in den politischen Betrachtungen.

Man darf freilich überhaupt an die deutschen Zeitungen in Hinsicht der leitenden Aufsätze keine hohen Anforderungen stellen, zumal die Vorbedingungen für solche gemeinlich verkannt werden. Soll ein Blatt stets gut versorgt sein, so müssen die in den öffentlichen Angelegenheiten, den Staatsgeschäften und dem Parteileben wirkenden Männer auch in ihm sich bethätigen, müssen viele außerhalb des Zeitungswesens Stehende mit Aufsätzen helfen. Die Times behauptet ihren hohen Rang unter anderem vornämlich dadurch, daß ein solches Verhältniß in England besteht. Ihrem Herausgeber völlig unbekannte Personen machen ihr Zusendungen, indem sie wissen, daß dieselben (wofern sie nur überhaupt gut sind) abgedruckt und bezahlt werden. In einem mir bekannten Fall wurde die Einsendung eines politischen Aufsatzes von einem Manne, der bis dahin gar keine Beziehung zu den Herausgebern der Times gehabt hatte, auch keine Staatsstellung einnahm, keinen bekannten Namen trug, mit einer Zehnpfund-Note beantwortet. Bei uns wird aus der Leserschaft äußerst wenig den Herausgebern entgegengebracht. In Wien werden politische Auseinandersetzungen wol nur Ausnahmsweise von anderer als von amtlicher Seite ihnen zugegangen sein. Außerdem findet im ganzen deutschen Zeitungswesen auch kein Entgegenkommen statt. Politische Aufsätze von Männern, die weder vom Zeitungsfach sind, noch hohe Beamte, erscheinen selten willkommen, werden gewöhnlich nicht abgedruckt oder stark verändert und zugeschnitten, sofern sie nur etwas enthalten, was dem Sinne der Herausgeber nicht völlig zusagt oder wenn sie etwas mehr Raum in Anspruch nehmen würden, als grade in den nächsten Nummern für den Leitaufsatz bestimmt ist. Wird ihnen die Ehre der Aufnahme zu Theil, so werden sie gewöhnlich als geschenkt betrachtet; häufig erhält der Verfasser für die Hingabe seines Manuskripts nicht einmal dessen Abdruck. Bleiben sie ungedruckt, so wird nicht immer das Manuskript zurückgeschickt. Viele Zeitungen haben sogar die Frechheit gleich anzuzeigen, daß sie kein Manuskript zurücksenden. So geht's in der Regel — wo sollte da die Lust herkommen, politische Betrachtungen für die Zeitungen zu schreiben? Den wiener Herausgebern

Kräfte sich wacker regten und wirkten; so verkannten sie die ächte deutsche Art, die nicht ausgeht nach der Aufsehen erzielenden Fülle, sondern in bescheidener Ruhe auf die Vollendung. Jena und Weimar waren ja einmal die Brennpunkte des deutschen Lebens, denen gegenüber, was zur selben Zeit in Wien und Berlin geleistet wurde und geschah, blutwenig bedeutete; hier fand man blos die große Menge des Gewöhnlichen, Mittelmäßigen.

Diese falsche Auffassung des wiener Zeitungsschreibers gereichte grade in dem besprochenen Jahrzehnt Oesterreich zum größten Nachtheil. Denn der Kampf über die Frage „Großdeutschland oder Großpreußen“ ging in Nord- und Mitteldeutschland nach dem Ende des Parlamentes fort. In Wien bildeten sich die Staatsmänner in blöder Kurzsichtigkeit ein, mit der „Schlacht von Bronnzell“, in der ein Pferd fiel, und mit der olmützer Zusammenkunft sei abgethan der Streit über Deutschlands Verfassung. Die Preußen waren viel einsichtiger, unterstützten und stärkten fortwährend im streitigen Gebiete die preußische, unter verschiedenen Benennungen sich aufführende Partei und sorgten für diejenigen, welche sich in dem Wirken für die preußische Vorherrschaft und wäre es in unverantwortlicher Weise gewesen, blosgestellt und in Schaden gebracht hatten. Da nun umgekehrt die Großdeutschen aus Oesterreich weder von der Regierung noch von der Presse den allermindesten Beistand erhielten, nur Nackenschläge, so war der Kampf ungleich. Um Oesterreichs Stellung handelte es sich und aus Oesterreich stand ihnen nichts zur Seite. Den Wienern dünkte das kleine Ringen, in welchem Scholle um Scholle verloren ging, viel zu geringfügig, allein sein Ausgang wog hernach schwer. Die Widerstandsunfähigkeit der betreffenden Staaten war, als 1866 die Kanonen sprachen, ausgemacht, und Preußen wußte, daß es zugreifen konnte. Seine Gegner waren gelähmt, seine Anhänger rührig. Nach 1860 hatte die ausgedehntere Einwirkung der preußischen Partei sich auf Südwestdeutschland erstreckt: man hat gesehen, wie schlecht Badenser und Baiern 1866 sich hielten. Die wiener Zeitungen hatten viel zu viel mit den Absichten in Paris und Petersburg zu thun, als daß sie sich um Vorgänge in den Mittel- und Kleinstaaten bekümmert hätten. Würdigten sie ja einmal z. B. Sachsen einer Mittheilung, so entlehnten sie

diese gewiß nicht den kleinen Blättern, in denen großdeutsche Berichterstattungen gegeben waren, sondern der für Preußen wirkenden Brockhausischen Zeitung, oder Zeitungen gleichen Kalibers. Sie wußten überhaupt nichts von dem vorgehenden geistigen Kampfe, kannten die Männer, kannten die Blätter nicht, die dafür im Felde lagen, daß Oesterreich zu Deutschland gehöre; aus den preußisch gefärbten Blättern schöpften sie ihre Ansichten. Wie Kinder ununterrichtet über die Lage der Dinge und die wesentlich wirkenden Vorgänge in Deutschland zeigten sich daher die österreichischen Zeitungsschreiber und waren folglich auch ihre Leser. Nachdem sie Jahr um Jahr geschlafen, rissen sie einen Augenblick die Augen auf, als es zu spät war, um sie bald wieder zu schließen. Die „Ostdeutsche Post“ war diejenige Zeitung, welche noch am meisten das außerösterreichische Deutschland beachtet hat, doch immer noch in viel zu geringem Grade. Die übrige wiener Zeitungspresse leistete, wenn sie auch einmal einen gegen Preußen losdonnernden Aufsatz brachte, mit ihrem ganzen Verhalten unabsichtlich den preußischen Bestrebungen Vorschub.

Ein anderes Gebrechen der wiener Auffassung, welches mit dem eben erwähnten zusammenhängend ab und zu die Zeitungen beeinflußte, war die Unterschätzung des Geistigen. Hebel anzusetzen, welche tiefgreifend wirken, verstand man in Wien schlecht. Wie man es trieb, gerieth der öffentliche Geist vielfach in Abhängigkeit von Berlin, und nichtiger Dünkel war es, wenn die Zeitungsschreiber sich anstellten, als hätten sie ihr Urtheil selbstständig geschöpft; ihre Selbstständigkeit bezog sich auf Anderes als dasjenige, was damals nach außen das Wichtigste war. Von preußischen Gesichtspunkten aus wurden in der österreichischen Presse Vorgänge, Schriften, handelnde Männer gewürdigt. Wer von den Preußen hochgestellt wurde, — und hochgestellt wurde, wer ein eifriger Förderer der preußischen Ziele war, — galt ebenfalls in Wien als Größe, und wenn ein Sybel, ein Biedermann nach Wien kam, wurden sie von den Oesterreichern gefeiert. Wen die Preußen verwarfen, der galt auch in den Augen der Oesterreicher nicht. Erst nach 1866 wurden einige (vielleicht nicht ganz richtige) Ansätze unternommen, einen eigenen öffentlichen Geist groß zu ziehen. Die Schuld dieser Unselbst-

ständigkeit fällt übrigens nicht allein auf die Männer der Presse; die Regierung hat in der gleichen Unterschätzung der geistigen Einflüsse Antheil daran.

Handelte es sich um Freiheitsfragen im allgemeinen, so standen die Zeitungsschreiber ein, so weit es irgend die Verhältnisse zuließen. Dies war der Staatsgewalt gegenüber schwer, als schriftstellerische Aufgabe betrachtet aber leicht, nachdem über jene schon so sehr viel geschrieben worden. Sie wußten auch, daß die Gebildeten, in ungeheuer überwiegender Mehrzahl dann auf ihrer Seite, sich daran erfreuten.

Im Hauptheile waren demnach die österreichischen Zeitungen schwach. Glänzend erhoben sie sich in den Nebentheilen. Eifrig und rasch waren die Herausgeber hinter Neuigkeiten her, denn die Neuigkeitskrämerei lockt Abnehmer. Die Neugier der Wiener bestrebten sie sich, wie es immer angehen mochte, zu befriedigen. Eingelaufene Nachrichten wurden hübsch aufgeputzt, damit sie anziehender erschienen. Es kam sogar vor, daß Angestellte für die örtlichen Vorkommenheiten etwas ersannen, was nicht vorgefallen war, um den Lesern zu gefallen*) und Honorar herauszuschlagen. Die Ortsnachrichten für viele wiener Blätter besorgten eigene Geschäfte.

So matt und schaal das politische Urtheil in der Regel ausfiel, so leuchtend, bunt und anregend that sich der Unterhaltungstheil hervor. Erinnern wir uns, daß Schöngeister an der Wiege der wiener Presse gestanden hatten. Was ihnen an den Zeitungen zufiel, verstanden sie lebendig, spannend und prangend in saftigen Farben vorzuführen. Lieber Leser, hüte dich ja, einige Blicke auf ihre Aufsätze unter dem Striche zu werfen, sonst wirst du gepackt, zum Weiterlesen verleitet und bist gewöhnlich um deine Zeit betrogen. Dies Wort der Warnung ist freilich kein kleines Lob für

*) Ein Beispiel aus dem Sommer 1867. Damals befand sich der Sultan in Wien. Die „Wiener Zeitung“ (!) berichtete über seine Fahrt in den Prater, wie er durch die Ringstraße und Jägerzeile unter unablässigem Zurufen des Volkes und hernach aus dem Prater zurück in das Theater an der Wieden gefahren sei — und der Sultan war doch gar nicht in den Prater gefahren! Eine Praterfahrt war nur angekündigt worden, daraufhin war sogleich ein „Bericht“ abgefaßt und gesetzt worden.

diese Schriftsteller; es würde noch weit größer sein und die Warnung unstatthaft, wenn sie die Kunst verstanden hätten, indem sie ihre Leser zerstreuten, erheiterten und ergötzten, ihren Sinn zu erheben, in anmuthigen Plaudereien und Späßen unmerklich Belehrungen zuzuführen, Pillen als Bonbons einzugeben — auf diese schwere Kunst verstanden sie sich aber leider nicht. Selbst gewöhnliche Gerichtsverhandlungen, die in Norddeutschland trocken erzählt werden, gestalteten sie zu düstern Schaudergemälden oder drolligen Auftritten, je nachdem. Anschaulich und ergreifend soll alles ausfallen. An der augenblicklichen starken Wirkung ist gelegen. Dabei verwendeten allerdings Viele, insonderheit Mitarbeiter an kleineren Blättern, gröbere Mittel, kitzelten die Sinnlichkeit und überspannten die Einbildung, so daß die Frage entsteht, ob diese Art der Schriftstellerei und die Menge der, um anzuziehen, dargebotenen Schauerromane, der gräulichen, schmutzigen, zu Helden Verbrecher stämpelnden Erzählungen einen heilsamen Einfluß auf die Gesinnung des Volkes ausübte? Indeß kann man nicht umhin zu gestehen, daß die frischen wiener „Feuilletonisten" den Troß der „Publizisten" hinter sich lassen und den pariser Feuilletonisten nahezu gleich kommen, denen sie nur im feinen Schliff nachstehen.*) Einfache, genaue, wahrheitsgetreue Darstellungen, wie solche die englischen Berichterstatter geben, darf man in Wien nicht immer erwarten; Aufputz, viel Flitterstaat muß mit in Kauf genommen werden, —

*) Störend sind für den Nichtösterreicher die vielen Sprachschnitzer, das „weiters" statt: weiter (oder: ferner), das „nur mehr" statt: nur noch, das „über" statt: auf (den Bericht), „nachdem" für den Grund, während es richtig nur die Beziehung auf die Zeit enthält, das „beiläufig" statt: ungefähr, während es doch blos: nebenher bemerkt, bedeutet u. s. w. Auch „ich finde, daß" im Sinne von: ich finde für gut, das „zu Stande bringen" statt: festnehmen, u. a. ist nicht löblich. Mundartliche Ausdrücke mögen in die Schriftsprache immerhin aufgenommen werden, sobald sie dem lebendigen Sprachgeiste entstammen; alsdann sind sie Bereicherungen. Bei einem Theile der Austriacismen ist dies aber deshalb nicht der Fall, weil sie aus dem Deutschsprechen von Nichtdeutschen hervorgingen, welche die deutsche Sprache nicht recht in der Gewalt hatten und daher in Fehler, besonders bei der Verbindung und Färbung der Sätze verfielen, über die man wol hinwegsehen kann, die man aber nicht nachahmen sollte. Sie können nicht dadurch geadelt werden, daß österreichische Redner, selbst ein Giskra, sie in den Mund nehmen, oder daß von Oesterreich aus solche Entstellungen unserer Sprache sich verbreiten.

aber es läßt sich gut lesen. Leselust war in der Bevölkerung vorhanden, der Leserkreis jedoch unreifer als im übrigen Deutschland. Der ruhige Ernst gemessener Darlegungen war nicht nach seinem Geschmacke. Er begehrte Aufregung. Nun, Zeitungen gaben ihm Aufregendes und setzten auch wol bei dem Gefallen der Menschen am Skandal ein.

Indem dergestalt die großen Zeitungen so schmackhaftes Lesefutter darboten, gediehen neben ihnen kleine Blätter für den Leseluxus nur kümmerlich.

Der leitende Gesichtspunkt blieb allemal das Geschäft. Weil die Presse gewerbsmäßig betrieben wurde, ließen die wiener Zeitungsmänner es sich sehr angelegen sein, für die Bedürfnisse der Bevölkerung gut zu sorgen, wie für ihren eigenen Vortheil. Wo das Schreiben als ein Gewerbe behandelt wird, blos zum Gelderwerb, erscheint die Käuflichkeit nicht anstößig. Zang, der wiederholt erwähnte Gründer der „Presse“, die ihn zum Millionär machte, wird gegenwärtig als der Vater des unwürdigen Getreibes genannt und als der Verderber der wiener Zeitungsschreiberei hingestellt. Wol war er auch der Reigenführer im Tanze um das goldene Kalb, allein darf man auf sein Haupt eine größere Schuld wälzen, als er wirkich zu tragen hat? Zang fand schon eine Verderbtheit der wiener Schriftsteller vor (vgl. oben Seite 31), die ihre Stellung in einer Weise ausnutzten, welche damals in Nord- und Mitteldeutschland unerhört war und hier erst in der Reaktionszeit einriß — aber wahr mag es immerhin sein, was ihm vorgeworfen wurde, daß er die litterarische Freibeuterei zum Systeme erhob. Wir kommen später darauf zurück und bemerken hier nur noch, daß sie eine große Gesinnungslosigkeit der an einer Zeitung bediensteten Schriftsteller voraussetzt. Beutelschneiderei kann nur mit Lumpen getrieben werden. Zang's „Presse“ galt in den Augen der Menge als das Hauptblatt Wiens.

Ein Umstand endlich, der nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, ist der, daß Juden in großer Anzahl sich auf die Presse warfen, selbstverständlich mit dem Geschick, dem Eifer und dem rastlosen Streben nach Gewinn, der Schärfe und Spitzfindigkeit, durch die sie sich überhaupt hervorthun. Vorausschauenden Blickes hatte Gutzkow vor vielen Jahren verkündigt, daß die

Presse „verjuden“ werde. Wol die Hälfte der wiener Blätter befand sich in den Händen von Juden, wie diese denn auch in Berlin sich in vielen Zeitungen festsetzten. Das Judentum ist, wie wir weiterhin noch mehr sehen werden, eine Macht in der Presse geworden, ist heutigen Tages eine Kraft, mit der gerechnet werden muß.

Da in Oesterreich weniger als in Mittel- und Norddeutschland Bücher gelesen werden und Bücher einen Halt gegen den fortreißenden Zug der Tagespresse gewähren, so war in Oesterreich die beherrschende Gewalt der Zeitungen größer als dort. Der Oesterreicher hält auf seine Zeitung. Die Häupter der großen Blätter wurden dadurch hochmögende Herren und ihr Gewicht stieg noch, als vermehrte Freiheit ihnen ihren Beruf erleichterte. Die einflußreicheren Zeitungsschreiber bedeuten in Wien viel mehr als in Berlin und genießen weit größeres Ansehn.

Vierter Zeitraum: seit dem Eintritt der Verfassung. Im allgemeinen Fortsetzung und Steigerung des bereits Entwickelten. So weit hatte es das Regiment gebracht, daß die Niederlagen des österreichischen Heeres in Italien 1859 und der Verlust der Lombardei in Wien nicht Trauer, sondern eher Freude erregten! Schwarz auf weiß gelangte diese Stimmung natürlich zu keinem Ausdruck, aber aus Vieler Munde und wahrlich nicht von schlechten Männern konnte man hören: „es ist schlimm, allein wenn unser Heer gesiegt hätte, ginge es uns noch übler.“

Nunmehr bekam die Presse Freiheit. Die alten Gesetze mit ihren äußerst harten Strafen für den sich verfehlenden Schriftsteller wurden zwar nicht aufgehoben (so viel ich weiß; hoch an der Zeit wäre es), allein bei der veränderten Sinnesart nur in Ausnahmsfällen zur Anwendung gebracht. Der österreichische Schriftsteller darf sich nun ungefährdet dreister aussprechen, als der Preuße. Die wohlthuende Gutmüthigkeit und Milde des österreichischen Stammes hatte noch ein anderes Verfahren gegen wirkliche oder vermeintliche Preßvergehen aufgebracht, das sogenannte „objektive“, mit welchem es sich folgendermaßen verhält. Erscheint ein für staats- oder religionsgefährlich angesehener Aufsatz, so läßt der Staatsanwalt das Blatt, welches ihn enthält, wegnehmen und leitet einen Rechtsgang gegen — den Aufsatz ein,

ohne nach dessen Verfasser oder Verbreiter zu fragen. Es handelt sich dann nur darum, ob die Beschlagnahme aufrecht erhalten oder zurückgezogen werden soll, und um die Kosten, nicht um Bestrafung. Der Aufsatz bekommt einen Vertheidiger und der Rechtshandel kann durch drei über einander stehende Gerichtshöfe geschleppt werden. Gemeinlich traten die Richter dem Staatsanwalt bei. Etwas Seltsames ist's in der That, daß in allen Formen eine Schuld verfolgt wird, ohne daß man einen Thäter zur Verantwortung ziehen will, daß man das Blatt gleich einem Menschen behandelt und nach der letzten Verdammung einstampft. Mit juristischen Begriffen mag sich das nicht recht vertragen. Auch wird wahrscheinlich gar manches Blatt weggenommen, welches das Gericht nicht verurtheilen würde, wofern ein Straferkenntniß gegen Personen damit zusammenhinge. Es ist eine Nachcensur. Allein diese eigentümliche Einrichtung erleichtert offenbar nicht nur das Einschreiten der Regierung, sondern vornämlich die Bewegung der österreichischen Herausgeber und Schriftsteller. Sie schreien, aber sie befinden sich dabei in viel größerer Sicherheit als im „Deutschen Reiche".

Der österreichischen Tagespresse lagen nach dem Umschwunge die inneren Fragen vor allem an und die Anerkennung dürfte ihr nicht zu versagen sein, daß sie im Großen und Ganzen für die Freiheit des Volkes beharrlich eingetreten ist. Die meisten Blätter vertheidigen die Verfassung und bekämpfen ununterbrochen die Vorherrschaft der Kirche und des Adels. Mit fast brennendem Eifer hat die Presse zu öfterenmalen der Geistlichkeit sich entgegengeworfen. Bei einem Sturme zieht der vorsichtige Schiffer die Segel ein. Aber so hielten es nicht alle österreichischen Kirchenhirten, nicht alle zügelten sich und ihre Kleriker — zu ihrem Schaden. Das dem Adel das Wort redende „Vaterland", „der österreichische Volksfreund", die katholische Litteraturzeitung, das seit 1848 erscheinende (Ende 74 eingegangene) „Wiener Kirchenblatt" (Herausgeber Wiesinger), das katholische Volksblatt „Kapistran" in Wien (seit 1867; Herausgeber ebenfalls Wiesinger), die seit 1870 monatlich in Wien ertönenden „Weckstimmen für das katholische Volk", die beiden theologischen Vierteljahrsschriften, sowol die seit 1848 von den Professoren der bischöflichen Diöcesan-

Lehranstalt zu Linz als die seit 1862 von den wiener Domkapitularen und Dr. Wiedemann besorgte, der seit 1865 in Innsbruck monatlich sich anmeldende „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu“ (Malfatti) und die in derselben Stadt blühenden „Monat-Rosen zu Ehren der unbefleckten Gottes-Mutter Maria“ (gepflanzt und gepflegt von Perzager) vermochten so wenig, wie die allgemeinen Volksblätter, welche Bischöfe für ihren Sprengel, wie z. B. der Salzburger, unterstützten, einen Damm gegen die widrige Fluth zu bilden. Die Presse schlägt dem Katholizismus in Oesterreich tiefe Wunden.

Der Ton der wiener Zeitungsschreiber war sehr laut und sehr stark. Schonungslos gingen sie wider Persönlichkeiten los. Ausfällige, verletzende Ausdrücke fielen da häufiger als im übrigen Deutschland.

In den Hauptstädten der österreichischen Länder kamen nun viele Blättlein in Geist und Geschmack der wiener heraus. Die großen Zeitungen in Wien vervollkommneten ihre Einrichtung weiter und leisteten soviel, daß neben ihnen keine Zeitung mehr mit mäßigen Mitteln aufkommen konnte. Man wird versucht für die Staatssachen von einem Monopol der großen Blätter zu sprechen. Wo jene Nebensache waren, mochte es noch angehen. So erschienen denn auch zahlreiche Witzblätter („Kikeriki“, „Floh“, „Punsch“, „Figaro“, „Neue böse Zungen“, „Bombe“, „Tschau“ u. a.), das „Salonblatt“ und viele andere auf besondere Zwecke, hauptsächlich auf die Volkswirthschaft ihr Absehen richtende kleine Blätter, von denen einige Fäulnißgeruch verbreiteten. Neben großen stattlichen Blättern gab es in Wien auch Schmutzblättlein.

Zum ersten Range schwang sich die seit dem 1. September 1864 erscheinende „Neue freie Presse“ auf, welche aus der alten Presse Zang's ausscheidend Dr. Friedländer, Etienne und Werthner gründeten. Sie sparten kein Geld, um von vielen Seiten Nachrichten zu erlangen, auf dem Schauplatze großer Ereignisse Berichterstatter zu halten, eigene Telegramme zu bekommen. Im Hofe des großen Gebäudes in der Ringstraße, in welchem die Zeitung geschrieben und gedruckt wurde, standen (ohngeachtet in der Nähe ein Standort der Droschken war) ein paar zweispännige Wagen, die jeden Augenblick für die Berichterstatter und

Mitarbeiter bereit waren. Wie sticht das gegen den ärmlichen Zuschnitt nord- und mitteldeutscher Zeitungen ab! An Umfang und Vielseitigkeit des Inhalts kann unter diesen nur die „Kölnische Zeitung" mit ihr wetteifern. Im Aeußeren steht demnach gegenwärtig das österreichische Zeitungswesen voran.

Den wiener Zeitungen wird man nachrühmen müssen, daß sie besorgt sind Nachrichten in Fülle herbeizuschaffen und die verschiedensten Bedürfnisse der Leser gut und reichlich zu decken, mehr als es wol die außerösterreichischen Blätter sich angelegen sein lassen. Man wird ihnen auch eine gewisse Feinfühligkeit für Tagesfragen und jeweilige Stimmungen zusprechen können, aber ihre Schwäche in der politischen Auffassung ist zu beklagen.*) Ihre Betrachtungen über Staatssachen sind sehr geläufig und ansprechend geschrieben, jedoch ihr Gedankengehalt wiegt gewöhnlich leicht. Die Sachkenntniß und die Schärfe des Denkens kommt der Form, in welcher die Gedanken dargeboten werden, nicht immer gleich. Wie viel ist leeres Gerede, worin der Leser überlegene Einsicht zu finden wähnt! Wohldurchdachte Aufsätze sind Seltenheiten, weil das Gesichtsfeld meist zu eng umgränzt ist und in den Fragen der hohen Politik Wenige über das Nebensächliche und den Schein hinausgelangen. So wie die wiener Schriftsteller dem Einzelnen und Besonderen sich nähern, bekommen sie gleichsam Boden unter die Füße und gewinnen an Tüchtigkeit zusehends. Nur eben wo es das Allgemeine, wo es Grundlagen, wo es die Stellung von strengen Fragen über das eigentliche Entscheidende gilt, erwarte man nicht viel neue Belehrung. Da tappten sie häufig herum, da halten sie sich gern an Schlagwörter. Man muß demnach ihre Behandlung einheimischer und auswärtiger Fragen unterscheiden. Die inneren Bedürfnisse und Vorgänge verstehen doch Viele, und wie auch ihre Meinungen in Ansehung derselben auseinandergehen mögen, so wird gleichwol über dieselben Zutreffendes oder doch den Gesichtspunkten Gemäßes veröffentlicht, sei es auch zuweilen nicht maßvoll genug und anderemale nicht ernst genug.

*) Ich spreche über das, was mir bekannt geworden ist, d. h. einen winzigen Bruchtheil der gedruckten Auslassungen. Grade was ich nicht gelesen habe, kann reife Frucht vom Baume der Erkenntniß gewesen sein.

Allein, wie sehr auch die wiener Publizisten oder Staatsschriftsteller sich durch einige schriftstellerische Vorzüge, durch ihren Geist, ihre Lebendigkeit, ihre bewegte Einbildung, ihren Witz vor ihren Kollegen im übrigen Deutschland hervorthun, so geht ihnen doch in der Regel der Ernst, die Schwere und Nachhaltigkeit, welche diesen eigen ist, allzusehr ab. Leichtigkeit im Auffassen und Federfertigkeit reichen noch lange nicht zu guter Staatsschriftstellerei aus. Wie viele Enten ließen die Wiener fliegen, wie viele Scheinwechsel zogen sie, damit nur etwas vorhanden sei, worüber in der Stadt hin und her gesprochen werden könne — gänzlich unnützer Weise! Mit neuen Ministerlisten wurde ganz besonders ein schwunghaftes Geschäft getrieben. War ein Ministerium schon einige Zeit im Amte, so erklärten sie es, und nach kurzen Fristen von neuem, obgleich gar nichts Wahres daran war, für erschüttert. Ein Mitarbeiter schrieb etwa in ein berliner Blatt mit der Miene eines wohl Unterrichteten: unser Ministerium wankt wieder, vermuthlich ersetzen es die Herren so und so; das druckt getreulich die wiener Zeitung, an der er wirkt, und auch manche andere nach und nun scheint mit einemmale eine Frage da zu sein, während doch nichts vorgeht, und sie wird in der Presse und in den Gesprächen lange herumgeschleppt und damit viele Zeit vergeudet. Zeitverlust bedeutet für ein arbeitsames Volk Vermögensverlust.

Dagegen gewahren sie nichts, wo sie nachdrücklich, und sind vergeßlich, wo sie beharrlich sein sollten. Grollte wol auch die deutsche Presse eine Weile, als des Reichskanzlers Uebereilung den Ungarn fast sämmtliche Verlangen unter schwerer Belastung der deutschen Reichshälfte zugestanden hatte, so ward dies doch baldigst wieder vergessen und sie hatte keinen Aufschrei gegen die helle Thorheit, das was vom Reiche nach dem Abzug Ungarns noch übrig blieb, als ein einheitliches Ganze zu behandeln. Das Bequemste war es allerdings den Rest als den andern Halbscheid anzusehen, aber wie unklug! Der Zuschlag von Galizien und Dalmatien zum vormaligen Bundesgebiete stellte einen Staatskörper her, der beständig auf Ungarn angewiesen ist. Schneide der an meiner Behauptung zweifelnde Leser aus einer Nationalitätenkarte Cisleitanien aus und lege den Ausschnitt allein vor sich,

was erblickt er dann? Einen verhältnißmäßig schmalen Leib mit zwei Ausladungen, den einen nach Westen, den andern nach Nordwesten gerichtet, so daß zwischen ihnen eine große Einbuchtung vorhanden ist (in die sich Baiern, jetzt ein Bestandtheil des deutschen Reiches, lagert), — einen Körper mit zwei Flügeln, von denen sich der eine, größere, nach Osten im Bogen ausbreitet, der andere nach Süden erstreckt. Welche Gestalt! Und welche Veränderung zugleich in den Grundverhältnissen der Volksvertretung, wenn in ihr, statt wie bisher Deutsche, Slawen, Magyaren und Italiener zusammen beriethen, blos Deutsche und Slawen sich einigen sollen. Nun steht im Reichstage die deutsche Mehrheit in Frage, während doch auch nach den Ereignissen von 1866 für das bisherige Bundesgebiet die slawische Führung hätte ausgeschlossen bleiben sollen, was übrigens selbstverständlich nicht etwa heißen soll, daß kein Slawe Minister werden dürfe, weil dies nicht nur gegen die Gleichberechtigung verstieße, sondern auch eine aus beschränkten Auffassungen entspringende schreiende Unbill wäre. Dem großen Talente und Verdienste gebürt die erste Stelle.

Aus dem römischen Reiche deutscher Nation heraus ist dieses Reich entstanden und auf dem Zusammenhange mit dem übrigen Deutschland beruht sein ferneres Bestehen.*) Die Gedanken fliegen rasch, die Ereignisse vollziehen sich langsam, und es verstreicht lange Zeit bis sich erfüllt, was aus den Grundverhältnissen hervorgeht, aber dieses kommt zuletzt zur Wirklichkeit. Welche politischen Schwachköpfe waren diejenigen Hauptminister, welche seit dem westfälischen Frieden die Lebensbedingung Oesterreichs so gründlich verkannt haben!

Wenn nun seit 1848 die Deutschen Oesterreichs wiederholt, immer und immer wieder von neuem, als sei die innere Kraft

---

*) Konstantin Frantz, ein Staatsmann, der viel weiter rechts steht, als ich, sagt in seiner neuesten Schrift gleichfalls: „Die Abtrennung Oesterreichs von Deutschland scheint ihnen ganz natürlich zu sein; sie meinen nun ihr Oesterreichertum um so besser pflegen zu können u. s. w., wollen noch heute nicht begreifen, daß ein auf sich selbst beschränktes Oesterreich eine innere Unmöglichkeit bleibe und also mit 66 das Todesurtheil über Oesterreich gesprochen wäre, wenn der Spruch selbst zu dauernder Geltung gelangte."

des Deutschtums unverwüstlich, arg benachtheiligt wurden, in Ungarn, in Galizien, in Siebenbürgen, in Böhmen, wenn solchergestalt Oesterreichs Regierer in schwächlicher Nachgiebigkeit gegen die übertriebenen Ansprüche der anderssprachigen Stämme, denen gebürendermaßen die volle Gleichberechtigung des Einzelnen eingeräumt war, den deutschen Beruf Oesterreichs im eigenen Innern verläugneten, so war der Ausschluß aus dem Deutschen Reiche im gewissen Sinne ein verdientes Schicksal, aber seltsam nicht nur, sondern fast toll war es, daß so viele deutsche Zeitungen das Preisgeben des Deutschen als Staatsklugheit (!), als „patriotisch“ belobigten, anstatt ihm mit allen Kräften zu wehren.

Wohlmeinende Männer haben gegen den Widerstreit der Bestandtheile des Reiches hervorgehoben, es müsse für jeden Oesterreicher das Höchste „die österreichische Staatsidee“ sein. Die wiener „Tages-Presse“ und andere Blätter vertreten diesen Gedanken mit löblichem vaterländischen Eifer. Den obersten Maßstab für das Verhalten gibt jedoch weder die Nation noch der bestehende Staat, sondern, um mit dem Aufklärungszeitalter zu reden, die Humanität. Was Ausbildung der ächten Menschheit im einzelnen Menschen am meisten fördert, ist für ihn das Ersprießlichste und dieses seinerseits zu befördern ist seine vornehmste Pflicht. Kann der Slawe nach ihr mit Erfolg streben, so erleichtert dem Deutschen das gleiche Bestreben doch ohne alle Widerrede die deutsche Bildung. Würden also die Deutschen in Oesterreich vor die traurige Wahl gestellt, ob sie ihr Deutschtum oder die österreichische Staatsidee vorziehen, so werden sie diesem jene opfern; so müßten es sie als verständige Männer. So lange sollen, aber auch nur so lange können sie zum österreichischen Staate halten, als in ihm ihr deutsches Wesen nicht in seiner Entwickelung gehemmt, noch einer zurückstehenden Bildung zu Liebe in gefährlicher Weise beeinträchtigt wird. Wenn es jedoch dahin kommt, daß wohldenkende und einsichtige Männer in Wien sprechen: „jetzt ist hier die erste Frage, das Deutschtum aufrecht zu erhalten; alles Andere sinkt zur Nebensache herab“, so ist auch klar, was in Aussicht steht.*)

*) Die vorgedachte Aeußerung fiel 1870 von einem Manne in Wien, den

Von sonderlicher Einwirkung der österreichischen Ministerien auf die auswärtige Presse ließ sich nichts gewahren; hierüber vermochte ich auch nichts Erhebliches in Erfahrung zu bringen, ver-

---

ich gebeten hatte, mich über die augenblickliche Lage zu unterrichten, auf dessen Beurtheilung ich selbstverständlich großen Werth legte. Nachdem bald danach das Ministerium Hohenwart die Zügel ergriffen hatte und auf Gestaltung eines Tschechenreiches hinarbeitete, den verfassungstreuen Landtag Böhmens auflöste und die Schulen in Böhmen, selbst die alte deutsche Universität Prag noch mehr slawisirt wurden, ja schlechtberathen der Kaiser selbst am 12. September 1871 der Palacky'schen Träumerei das Sigel aufzudrücken schien, verbreitete sich unter den Deutschen eine Stimmung der Verzweiflung. Am erbittertsten waren mit Recht die Deutschböhmen. Wer Zeitungen zu lesen versteht, der konnte nicht im Zweifel sein, daß schon längst der preußische Einfluß sich auf die österreichischen Blätter stark, manchmal maßgebend erstreckt hatte und so war es denn auch gelungen, vielen Oesterreichern höchst irrige Vorstellungen von den Zuständen Preußens in den Kopf zu treiben. Kein Wunder, daß sich unter Umständen, wie den eben geschilderten, eine österreichfeindliche Partei aufthat, die nach Preußen schielte. Allerdings sprach sie nur von deutschen Gedanken, jedoch im Hintergrunde lauerte die Absicht des Anschlusses an das neue Deutsche Reich, war das letzte, wenn auch unausgesprochene Ziel: Aufgehen in Preußen. Was an sich vollkommen berechtigt war, das Aufpflanzen des deutschen Banners, ward durch die Richtung verderblich, die auf Preußen hinwies. Erst hätte doch die Niederlage der Deutschen unwiederbringlich und die Unmöglichkeit, durch eigene Kraft sich wieder aufzuhelfen, unwidersprechlich ausgemacht sein müssen, bevor daran gedacht werden durfte, sich einem zu Grunde richtenden Einfluß zu entziehen. So weit war es noch lange nicht und auch alsdann wären noch mehrere Fragen erst zu beantworten gewesen, bevor man dahin als zu dem Letzten hätte gelangen können, wovon diese Partei ausging. Als die Seele solcher voreiligen Bestrebungen ward ein Reichstagsmitglied, der eifrige Deutschböhme Dr. Pickert bezeichnet. Gleichgesinnte traten zusammen, schossen Geld ein und Mitte Dezember 1871 erschien dann in Wien „die Deutsche Zeitung". Noch war ihr Erscheinen, wie gesagt, eine Voreiligkeit, und daß sie den „Bettelpreußen" zur Seite ging, gräbt ihr vollends das Grab. Wer Augen hatte zu sehen, konnte über dieser Zeitung Beschaffenheit klar werden, als zu ihrer Einrichtung aus Preußen ein Preßreptil berufen ward, welches nach Verlauf einiger Zeit nach Berlin zurückging und daselbst weitere Dienste mit der „Deutschen Allgemeinen Correspondenz" verrichtete; wer die Bedeutung gewisser Erscheinungen versteht, mußte daraus, daß die nationalliberalen Zeitungen mit Vorliebe aus dieser Deutschen Zeitung abdruckten, und Zeitungsleseanstalten sie vor andern wiener Blättern hielten, die sich ergebenden Folgerungen ziehen.

Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) und Kaiserfeld verlangten die Streichung ihrer Namen von der Empfehlungsanzeige dieser Deutschen Zeitung.

muthlich, weil nicht viel zu sagen war. Wir wissen, daß sie schon vor dem Jahre 1866 äußerst schwach war; im September 1868 gab die Regierung sie ganz auf; nur die wenigen (ich glaube an drei Orten) angestellten Schriftsteller, welche zugleich den Auftrag hatten, die Regierung über Vorgänge und Stimmungen zu unterrichten, ließ sie nicht fallen. Andere Agenten wurden abgedankt. Zu den Curiosis gehört, daß bis dahin ein Dr. L.......... gleichzeitig dem wiener und dem berliner Preßbüreau gedient hatte! Matt schleppten sich noch einige Verbindungen fort, um allmälich einzuschlafen. Man sparte Geld. In der Staatskanzlei mochten sich vertraute Schriftsteller zwischen 11 und 2 Uhr Belehrungen über den Gang der Staatssachen holen und ein paar dem Hofrath Falke beigegebene Ministerialsekretäre waren bestellt, außer Berichten an die Minister über den Inhalt der Zeitungen Aufsätze, welche die österreichischen Auffassungen darlegten, in Zeitungen zu bringen. Der kürzlich um's Leben gekommene Regierungsrath Orges schrieb für die französische Presse, ein paar Andere, die noch wirken, Berichte an die Allgemeine, die Kölnische

Die Ersetzung des deutsch-feindlichen Ministeriums Hohenwart durch das verfassungstreue Auersperg'sche raubte ihr den Boden, diweil nun die Lage umgestaltet war. Schon bei der zweiten Einzahlung der Antheilscheine zogen sich viele zurück; die dritte wurde von den wenigsten geleistet. Preußische Unterstützung, wofern solche gewährt worden sein sollte, reichte nicht aus und, obgleich die Zeitung von Unabhängigkeit stets gesprochen, traf sie der Krach von 1873 auch so, daß es zum öffentlichen Bekenntniß ihrer Leistungsunfähigkeit kam. Bei der Versammlung der Betheiligten am 1. Oktober 1873 in Wien mußte bekannt gemacht werden, daß von einer Einzahlung von 346145 Gulden, wenn man alle Bestände und ausstehenden Forderungen (gewiß hoch berechnet) in Anschlag bringe, 276948 Gulden (!) verbraucht und verloren seien („Bohemia" 1873 Nr. 239) und die Zeitung sich nicht decken könne. Verschiedene Versuche wurden gemacht, sie zu halten. Erst wollte man sie um 70000 Gulden unter Annahme eines entscheidenden Beiraths an Hrn. Sigmund Hahn, der kein Vermögen besaß, verkaufen. Ihr flüssiger Besitzstand deckte jedoch die Schulden nicht. Der Bankerot schien unausweichlich. Da übernahm noch J. H. Wehle, von zehn Parteifreunden unterstützt, die Weiterführung auf eigene Rechnung, und forderte am 10. Dezember 1873 in Zuschriften wirkliche und vermeintliche Gesinnungsgenossen auf, an der Unternehmung auch fernerhin theilzunehmen, allein das Ende ist vorauszusehen.

Diese Mittheilungen habe ich, weil sie in späterer Zeit Aufmerksamkei verdienen könnten, anfügen wollen.

und die Neue Preußische Zeitung. Alles zusammen wollte herzlich wenig besagen. Stärker war allerdings die Einwirkung auf die einheimische Presse. Im Ministerium des Innern erhielten Mitarbeiter für wiener Zeitungen Nachrichten und Weisungen und einzelnen Blättern wurden vorkommendenfalls auch Geldsummen von hohem Betrag gezahlt. Wenn ein Staatsmann sich vor Sticheleien kleiner Blätter Ruhe schaffen wollte, geschah es mit Tausend-Guldennoten. Läge mir an Skandal, so vermöchte ich mit Einzelnheiten aufzuwarten; diese träfen jedoch nur Personen, für die Staatsgeld aufkommen mußte. Lassen wir dies bei Seite. Die wiener Presse mag der Regierung viel gekostet haben, allein in Ansehung der Staatssachen bewegte sie sich, ausnahmsweise Erscheinungen abgerechnet, keineswegs unter ihrem maßgebenden Einflusse. Es gibt in Wien viele Zeitungsschreiber, die sich an die Ministerien herandrängen, ihre Dienste anbieten und, um sich zu empfehlen, das Lob der jeweilig waltenden Männer freiwillig singen.

In Berlin richtete man das Auge unverwandt auf Oesterreich. Nachdem der preußische Heerbann 1866 mit eisernen Geschossen die österreichischen Regimenter niedergeschmettert hatte, wurden in der Friedenszeit die Taschen der Zeitungsbesitzer und Herausgeber großer Blätter mit silbernen Kugeln nicht minder siegreich beschossen. Wiener Zeitungen förderten darauf Preußens jeweilige Vorhaben. Mangelndes Verständniß der großen, so schwer richtig aufzufassenden Fragen und der 1866 zu Tage gekommene Kleinmuth machten möglich, daß angepreußte Blätter Gehör fanden und ihre Urtheile arglos hingenommen wurden. Als die im Irrgarten der Politik herumtaumelnden Minister die nächste vorliegende Aufgabe verwahrlost: nachdrücklichst auf die dem Norddeutschen Bunde nicht angehörigen südwestdeutschen Staaten einzuwirken, wäre es auch nur gewesen, damit an der Westgränze die Umfassung durch Preußen abgewendet würde — da sah die Presse gleichgültig zu, spornte die Lässigen nicht, und als Frankreich mit Preußen in Krieg gerieth und damit die Gelegenheit sich bot, unter gleichzeitiger Wahrung des deutschen Reichsgebietes die Oesterreich entrissene Stellung in Deutschland zurückzugewinnen, woraufhin denn auch scharfblickende thatkräftige Männer, in der Erkenntniß, daß daran Oester-

reichs Fortbestand hänge, vorschauend gerüstet hatten — da stellten sich die großen wiener und auch ungarische Zeitungen auf Preußens Seite, wendeten sich entrüstet von „Rachegedanken“ ab, winselten nach Frieden, schrieen aus Leibeskräften nach völligem Gehenlassen dessen, was auswärts sich zutrüge, und gestützt auf ihr Gezeter und die von ihnen gemachte „öffentliche Meinung“ schob Graf Beust die Kriegspartei bei Seite, machte rückgängig, was bereits in Vorbereitung war. So war Graf Beust im Jahre 1870 Preußens wirksamster Bundesgenosse — um bald nachher von der preußischen Presse als Feind Preußens (oder, wie man jetzt sich ausdrückt: „des deutschen Reichs“) bitter angegriffen, herabgesetzt, gelästert zu werden.

Zu einem gerechten Beurtheilen ist erforderlich, daß man sich stets in die Lage Anderer hineindenke. Der Historiker muß sich grade hieran gewöhnen, sonst taugt er nicht viel.

Wir stellen uns also auf den Standpunkt, den unsres Dafürhaltens der Oesterreicher damals einzunehmen hatte.

Trägt ein Volk die Last eines gewaltigen Heeres, nun so muß es auch eingesetzt werden, sobald Lebensfragen ohne Anwendung von Kriegsmitteln sich nicht günstig entscheiden lassen. War 1870 das österreichische Heer unbrauchbar dazu (was ich nicht glaube) oder fehlte der Muth es zu brauchen, so wäre viel zu sparen, und der Staatshaushalt leicht im Gleichgewichte zu halten, wenn man, statt auszuheben, sich entschlösse, von den nürnberger Spielwaarenfabrikanten funfzigtausend Schachteln bleierner Soldaten zu kaufen. Für die Friedenszeit bedarf der Staat keine große Mannschaft.

Preußische Blätter erzählten: Frankreich habe am 2. oder 3. August 1870 einem Directeur de la presse in Wien 200,000 Franken zur Verfügung gestellt, von welchem Gelde täglich die „Wehrzeitung“ 400 Franken bezogen hätte, die „Tagespresse“ 600 Franken, das „Oesterreichische Journal“ 200 Franken und noch einige Blätter, welche klug das Gehenlassen der Ereignisse tadelten. Kolb und andere Ehrenmänner hätten „Frankensold eingestrichen.“ Diese Angaben sind völlig zu bezweifeln, was ich jedoch, trotz allen Widerspruches für nicht zu bezweifeln halte, ist, daß die „Neue freie Presse“ anderswoher bestochen war. Damals

einer ihrer Abnehmer, wurde ich dessen bald aus ihren Betrachtungen inne; zu merken war es auch daran, daß mit einemmale nationalliberale und sinnverwandte Blätter mit auffälliger Vorliebe Urtheile aus der „Neuen freien Presse“ abdruckten. In Wien stritt man in Schriftstellerkreisen darüber, ob sie 100,000 oder 200,000 Thaler empfangen habe. Neuerlich versicherte mir ein Schriftsteller, der aus Wien kam, Friedländer sei nicht der Mann gewesen, für so wenig die „Neue freie Presse“ herzugeben; eine Million Gulden sei der Preis gewesen. Sei dem wie ihm sei, große Summen müssen damals aus Norddeutschland nach Wien und Pest geflossen sein. Das sparsame, karge Preußen konnte sein Geld nicht besser anlegen. Bei den Ungarn stand seit 1867 vorzugsweise die Entscheidung. Ungarische Blätter wurden demzufolge gekauft. Der „Volksstaat“ theilte (am 30. November 1872 Nr. 96) mit, daß der unvermögende, mit 800 Thaler Jahresgehalt angestellte Herausgeber der „Ost-Deutschen Posener Zeitung“ Dr. Paul Waldstein um 1870 nach Pest gezogen sei, daselbst, wie man sich ausdrückte, „die deutschen Interessen in der Presse zu vertreten“, und 1871 den „Ungarischen Lloyd“, das „Pester Journal“, das „Neue Pester Journal“ und viertens das „Pester Tageblatt“ angekauft habe. Sollte er der Einzige gewesen sein, der die Thätigkeit des berliner Preßbüreaus nach Ungarn hinüber pflanzte? Ein Ungar, Graf Bethlen, gab in Pest und Wien, wie behauptet ward, auf preußische Kosten eine „Diplomatische Wochenschrift“ heraus, die in Ungarn zwar nicht sonderlich viel Leser fand, jedoch von den preußischen Zeitungen als Ausdruck der in Ungarn herrschenden Partei ausgebeutet wurde.

Wie um öffentliche Meinung zu machen preußischerseits verfahren wird, hat die „Demokratische Correspondenz, Organ der deutschen Volkspartei“ (Stuttgart, den 17. August 1869 Nr. 63) in einem Aufsatz „Großpreußische Künste“ bloszulegen versucht. Als im Sommer 1869 der Eindruck einer Rede Beust's in den „Delegationen“ abgeschwächt werden sollte, behauptete die besagte „Diplomatische Wochenschrift“, alle Politiker und Parteien Ungarns seien gegen Beust mit der Verpreußung Deutschlands einverstanden, und darauf hin benachrichtigte Wolff's Telegrammengeschäft Europa, wie sich Graf Bethlen ausgelassen und daß

„Pester Lloyd“, „Ungarischer Lloyd“ und „Pesti naplo“, die verbreitetsten Zeitungen Ungarns, welche die Gesinnung der vornehmsten Staatsmänner und der Mehrheit der Vertreter Ungarns ausdrückten, sich ihm angeschlossen hätten. Die Verbindung des berliner Telegrafengeschäftes mit der Bethlen'schen Wochenschrift oder beider mit einem Dritten im Hintergrunde war eine so innige, daß einmal, am 15. Dezember d. J. telegrafirt werden konnte, was die Wochenschrift zwei oder drei Tage später drucken würde. *) Die „Ungarische Korrespondenz“ in Pest erklärte auch später auf das bestimmteste, „daß Ungarn gegen jede Trübung der Freundschaft Oesterreichs mit Preußen nachdrücklich Einspruch erheben und niemals gemeinsame Sache mit des Deutschen Reiches Feinden machen werde“, was in Berlin die „Norddeutsche Allgemeine“ abdruckte.

Abgerechnet kurze Unterbrechungen aus besonderen Rücksichten haben die Staatsschriftsteller der meisten großen Blätter Wiens, sei es durch klingende Gründe gestimmt, sei es von der Glorie der preußischen Siege berauscht, gleichviel ob sie übrigens die österreichische Verfassung vertheidigten oder gar als Demokraten gelten wollten, Preußen angepriesen, in des Fürsten Bismarck Politik das glückliche Verfolgen einer hohen sittlichen Idee gefeiert und darauf gedrückt, daß ihr Oesterreich unter allen Umständen Preußen nachgehe. Sie nahmen gar nicht in Betracht, daß in Folge der von ihnen geforderten Neutralität an Oesterreichs Westgränze der Hochgebietende in Berlin Nachbar wurde. Sie trugen, soweit dies in Wien möglich ist, dazu bei, die Freiheitsmänner im Deutschen Reiche niederzuhalten. Sie ergossen die Schale ihres Zornes wie über die Widerstandspartei im Deutschen Reichstage (die „Centrumsfraction“), so über den General Lamarmora. Fast jubelnd begrüßten sie die neuen Forderungen für das Heerwesen im Deutschen Reiche: der österreichische Kriegsminister aber hat einen gar harten Stand, wenn **er** Bewilligungen verlangt. Wien ist auch Sitz einer Filiale des berliner Preßbüreaus, welche viele Blätter im Deutschen Reiche mit Berichten aus Oesterreich versorgt. Wie einzelne österreichische Schrift-

*) Demokratische Correspondenz. Stuttgart 1869 Nr. 99.

steller von einem preußischen Diplomaten außerhalb Oesterreichs im Auge behalten wurden, lassen einige im Arnim'schen Prozesse zur Oeffentlichkeit gekommene Schriftstücke ersehen.

So lange österreichische und ungarische Zeitungsbesitzer und Zeitungsschreiber es nicht wider ihre Ehre halten, über vaterländische Belange nach den Wünschen Auswärtiger zu urtheilen und Geld zu nehmen, wo sie es finden, so lange wird ein Preuße die österreichische Presse gängeln und wo je Oesterreichs Staatsrücksichten eine Haltung gebieten könnten, deren Spitze Preußen träfe, wird diese Presse entscheidendes Handeln abwenden oder lähmen.

Ebenso wirkt Ungarn auf die Beschlußfassungen in Wien. Dies ist so offenkundig, daß ohne Anstand zu nehmen in den Verhandlungen der ungarischen Landtafel 1873 Thomas Pechy den Minister Szlavy zur Rede stellte, warum nicht ein Theil des „Dispositionsfonds" dazu verwendet werde, wiener Blätter zu Gunsten Ungarns umzustimmen — als ob gar nicht für Unterbringung solcher Aufsätze gesorgt worden wäre, welche für Ungarn gegen das übrige Oesterreich Partei nehmen. Der Minister versicherte, er verwende den Dispositipnsfond nicht für Preßzwecke und das Haus lachte laut zu seiner Versicherung.

Orges schrieb mir: „ich weiß bestimmt, daß Aegypten und die Pforte einzelne Journale für politische Korrespondenzen bestechen."

Wie lächerlich, daß österreichische hohe Beamte sich einbildeten und versicherten, die österreichische Macht flöße Furcht ein! Wüßten sie nur, wie über Oesterreichs Stärke auswärts geurtheilt wird! Man unterschätzt sie sogar sehr. Wurde Nationalliberalen vorgeworfen, daß mit durch ihr Verschulden Deutschland zerrissen worden sei, so antworteten sie: „Vorläufig, weil es einmal nicht anders ging, um zur Einheit zu gelangen. Eines nach dem andern! Deutschösterreich nehmen wir noch." Sie wissen recht gut, wie sehr es in Oesterreich an dem festen Willen, der alle Kraft einsetzt, gebricht und daß, was die eigentliche Schwächlichkeit des Sinnes verschuldete, nachher entschuldigt zu werden pflegt mit dem „überwältigenden Gange der Ereignisse." Der Schwächere folgt dem Stärkeren unwillkürlich. Mangel an Vaterlandsliebe

ist ein Hauptschaden Oesterreichs. Erklärlich ist er wol aus alledem, was sich in Oesterreich zugetragen hat, und die Sünden der Väter büßen Söhne und Enkel. Was die Preußen zuviel, nämlich in einer die Gerechtigkeit gegen Andere verletzenden Weise, haben, davon haben die heutigen Oesterreicher zu wenig. Dann aber haben auch (was ich wiederhole, weil es stark zu betonen ist) die an der Spitze stehenden Männer nicht verstanden, einen selbstständigen öffentlichen Geist zu erzeugen. Den Zeitungen war es demnach ganz überlassen, die Richtung zu geben und die Gemüther zu stimmen, und durch ihr Treiben ist es dahin gekommen, daß Berlin, zu dem sie aufzublicken lehrten, den Ton an der Donau angab und eitel Nachbeterei um sich griff.

Noch Widrigeres muß gesagt werden. Die Zahl derer, die eine feste Ueberzeugung haben und geltend machen, ist nicht beträchtlich. Wie viele besitzen überhaupt eine eigene Meinung? Trotz Charakterlosigkeit vermögen Zeitungsschreiber Einfluß zu gewinnen, weil sie ihre Betrachtungen zu unterschreiben nicht nöthig haben. Wer sich den veränderlichen Strömungen der Tagesmeinung stets anpaßt, wird auch jederzeit von ihnen getragen und schwimmt oben. Es ist ein wiener Tagesschriftsteller, der schreibt*): „einen charakterfesten Mann kann man nicht brauchen, einen Mann, der nur für die Wahrheit ficht, kann man heute in keiner wiener Redaktion verwenden. Uneigennützigkeit ist Sanskrit für einen Journalisten" — ich füge hinzu: bis auf die Ausnahmen, deren es gewiß noch zahlreiche gibt.

Ihr Talent dient folglich ihrem Vortheil und geschäftlichen Sinn besitzen die meisten wiener Zeitungsschreiber. Wenn, von Zang gar nicht zu reden, Herr Moritz Szeps, der wenig mehr als seine Feder sein eigen nannte, binnen 8 Jahren sich zum Millionär emporschwang und mit seinem erwähnten „Neuen Wiener Tagblatt", der in Wien jetzt vielleicht gelesensten Zeitung, zugleich zu einer beachtenswerthen Macht in Wien erhob, so war ein Vorbild gegeben, dem sich nacheifern ließ. Wollte man ebenso gedeihen, dann mußte man freilich in allem den Erfolg vor

---

*) Wiener Schriftsteller und Journalisten. Typen und Silhouetten „von Don Spavento". Wien 1874.

Augen haben, sich ganz und gar dem Geschmack der Lesewelt anpassen und, wenn es vortheilhaft dünkte, auch ohne Bedenken dem Verwerflichen das Wort reden. Der Verkauf der Blätter an die Abnehmer, sowie die Zahlung von dem Blatte für das ihm gelieferte Schriftstück warf bei weitem nicht so viel ab, als wenn man sich bezahlen ließ dafür — daß man nach den Wünschen Anderer die Zeitung richtete und in sie schrieb. Geld warf man dabei zusammen, aber es wurden auch aus Gold Fesseln für die Presse geschmiedet und sie fing an, unheilvoll zu wirken. „Mehrere große wiener Zeitungen", sagt die „Allgemeine Illustrirte Industrie- und Kunst-Zeitung", „haben unermüdlich am Verderben Oesterreichs gearbeitet. Eine Pest hätte in Oesterreich nicht größeres Unheil anrichten können, kein Krieg hätte mehr Opfer kosten können, als der österreichischen Presse, speciell aber der wiener, heute zur Last gelegt werden müssen." Die Presse heilt nicht die Wunden, die sie schlägt, oder erst sehr spät und dann auch nur mit großen Opfern und Mühen.

An Beschönigungen für's Geldmachen fehlt es nicht. Erinnere man sich aber, daß es nur eine grade Linie gibt, der krummen jedoch viele.

Das noch Schlimmere in Oesterreich war, daß die Feilheit seiner Schriftsteller offenkundig wurde, ohne daß man sich darüber entsetzte. Ehre und Gewissen betrachteten sehr viele fast wie Vorurtheile beschränkter Köpfe, indem sie es in der Ordnung fanden, Geld zu nehmen, sobald man es bekommen konnte.

Man trug keine Scheu. In der Schrift „die Corruption in Oesterreich" (Zweite Auflage, Leipzig 1872 S. 23) steht zu lesen, daß Dr. Friedländer von der „Neuen freien Presse", dessen Leiche nicht lange danach (er starb am 20. April 1872) österreichische Minister zur Beerdigungsstätte begleiteten, zur Deckung eines von ihm an eine Bank zu bezahlenden Betrages 1870 die Anweisung einer andern Bank auf fünftausend Gulden für eine näher bezeichnete „journalistische Leistung" zugestellt habe, und daß der Schein angenommen worden sei. Auch Berlin, München und andere große Plätze sind von diesem Krebse angefressen, aber so arg wie in Wien war es nirgends.

Sehr häufig soll es vorgekommen sein, daß große Zeitungen

ihr Eintreten für gewisse Zwecke auf eine bestimmte Frist verkauften, und man sagte der eignen Regierung nach, daß selbst sie dieses Mittel nicht verschmähe. Wie viele zehntausend Gulden sie in einem Falle verabreicht haben solle, wurde auch in engeren Kreisen angegeben.

Wien wurde zu einem Platze ärgsten Mißbrauchs der Presse. Welcher hervorragende Mann im öffentlichen Leben vom Drucke der herrschenden Meinung Schaden erleiden konnte, auf den warfen Zeitungsbesitzer und Zeitungsschreiber die Augen und sahen zu, ob sie ihn sich tributpflichtig machen könnten. Ihr Wüthen gegen den Grafen Hohenwart und gegen Schäffle verursachte sicherlich nicht blos die verkehrte Politik dieser Minister, sondern auch der Umstand, daß diese, als ehrliche Männer vom reinsten Willen, sich nicht abfinden mochten. Uebrigens war auch Graf Potocki, der Pole, kein Zahler.

Großen Gewinn verhieß die Ausbeutung des Verkehrslebens. Auf dieses stürzten sich daher die verderbten Leute der wiener Presse. „Die Unternehmer brauchen uns; niemand kann uns zumuthen, daß wir uns umsonst zur Verfügung stellen": so rechtfertigten sie ihre Handlungsweise; an den Beruf des Zeitungsschreibers dachten sie nicht. Die theuren Reclamen, etwa im „Hans Jörgel", der zum Tone des niederen Volkes herabsteigt, würden nach allem früher Auseinandergesetzten keine besondere Hervorhebung rechtfertigen, aber eine neue Erscheinung war die systematische Erpressung, die gegen große Unternehmungen, Eisenbahnen, Banken u. dgl. in Schwang kam. In Pest ging es bald ebenso her wie in der andern Hauptstadt an der Donau.

Die Finanzwelt blutete. Mit Anpreisung geködert oder mit Angriffen bedroht verstand sie sich, gemäß den kaufmännischen Ansichten, leicht zur Bestechung, zu Schweigegeldern und Lohn für Unterstützung. Sie nannte dies „die Presse gewinnen". Es kostete freilich bedeutende Summen. Die Zeitungsmänner waren es, welche forderten, falls ihnen nicht sogleich entgegengekommen wurde.

Mehrere Arten der Erpressung seitens der großen Blätter wurden gewöhnlich. Eine bestand darin, daß nicht nur einzurückende Anzeigen unmäßig bezahlt werden mußten, sondern daß

solche erzwungen wurden. Blieb eine erwartete Anzeige aus, so schickte der Eigentümer des Blattes seinen „Inseratenagenten“ an den betreffenden Kaufmann oder Vorsteher einer geschäftlichen Unternehmung, um wegen des Abdrucks einer solchen anzufragen, und wie höflich der Beauftragte sich äußere, jener versteht, daß, falls er sich weigert, die Zeitung ihn und sein Geschäft im günstigen Falle todschweigen, wahrscheinlicher herunterreißen wird und ihm sehr schaden. Er zahlt. Die Zeitungsbesitzer verfuhren auch wol rücksichtsloser und sendeten blos einen Brief ab: „Ihr Inserat über . . . ist uns unbegreiflicher Weise nicht zugegangen. Wir wollen nicht hoffen, daß Sie uns absichtlich übergangen haben und erwarten den Insertionsauftrag noch heute.“ Oder sie machten noch weniger Umstände und druckten die Anzeige ohne Anfrage nach. Eine Eisenbahnverwaltung gab vielleicht aus Sparsamkeit eine Bekanntmachung, einen Fahrplan, einen Rechnungsabschluß nur in 2 oder 3 Blätter, erblickt ihr Eingesandt aber sogleich in 10—20 Zeitungen und am folgenden Tage kommt der hinkende Bote, die Rechnung von allen diesen. Ließe sie nun Unbestelltes nicht gelten, so würde Rache geübt werden sie sähe sich verfolgt und litte Schaden.

Diese Brandschatzung wäre noch das geringste. Die Zeitungsbesitzer begehrten aber für ihre „Unterstützung“ außerordentliche Zahlungen. Sich ihnen entziehen, hätte geheißen Anfeindung bis zum Ruin hervorrufen. Widerspenstig durfte man nicht sein. Es galt schon als eine Gunst, wenn eine Zeitung sich willkürlicher, wiederkehrender Taxirung d. h. Plünderung begab und zu einem Pauschale für ihre Beihülfe auf eine gewisse Zeit verstand. Von der Höhe dieser Beträge hat man außerhalb Oesterreichs keine Vorstellung. Von einem wohlkundigen Gewährsmanne wurde mir mitgetheilt, daß vor dem Krache an einer halben Million Gulden nicht viel gefehlt habe, welche jährlich blos die wiener Eisenbahnverwaltungen zusammen für Anzeigen u. s. w. an die wiener Presse abzuführen gehabt hätten, und daß nach dem Krache die Zahlungen sich immer noch auf mehrere hunderttausend Gulden belaufen. Die Ertheilung von Freikarten für österreichische Eisenbahnen an die Zeitungsschreiber und ihre Angehörigen ist daneben etwas so Untergeordnetes, daß ich dessen gar nicht gedenken würde,

wenn es den Leser nicht vielleicht interessirte zu erfahren, daß die Mitarbeiter an großen Zeitungen das Billet erster Klasse, die von mittleren und kleinen Blättern Freikarten zweiter Klasse erhalten.

Eine wahre Fundgrube für die Zeitungsbesitzer waren Neugründungen großer Unternehmungen und ebendeshalb darf man wol mit Fug den Ausspruch thun, daß der Gründungsschwindel und das wiener Zeitungswesen ein fast untrennbares Ganzes bildeten. Sie genossen nämlich eine Mitbetheiligung am Gewinn und zwar ohne bei den möglichen Nachtheilen des Fehlschlagens verhaftet zu sein. Sollte es zur Ausgabe neuer Aktien kommen, schrieb ihnen einer der Unternehmer, man habe sich die Ehre gegeben, sie mit einer Anzahl Aktien ohne Risiko und mit Entbindung von der vorgeschriebenen Einzahlung zu „betheiligen". Daraufhin Empfehlung des neuen Geschäftes, gleichviel wie es beschaffen war. Der Zeitungsherr gibt sich nun alle mögliche Mühe den Werth dieser Aktien auf der Börse in die Höhe zu schrauben, um, sobald dies gelungen, Auftrag zu ertheilen: „Verkaufen Sie und schicken Sie den Gewinn baar ein." Bei 50000 Gulden, ja in die Hunderttausende haben dann die Spekulanten an die Vertreter der Presse ausgezahlt. Es hat sich auch begeben, daß diese sauberen Gesellen sagten: wir wollen Euere Aktien nicht, zahlt uns lieber gleich eine runde Summe, so und so viel Zehntausende, und wir verpflichten uns Euch in den nächsten drei Jahren zur Seite zu stehen, Euer Unternehmen in keiner Weise zu tadeln u. s. w.

Aber nun nahten sich auch einzelne gewichtige Mitarbeiter und fragten: wo bleiben wir? — und man räumte ihnen ebenfalls eine kleinere Mitbetheiligung ein.

Was soll man gar sagen, wenn man vernimmt, Einige hätten sich so gut auf diese journalistische Beutelschneiderei verstanden, daß sie eine Weile nach eingesacktem Gewinne auf das bisher anempfohlene Unternehmen zu schelten begannen, um durch nochmalige „Betheiligung" zum Schweigen gebracht zu werden!

Namhafte Gewerbsleute, Künstler mußten ebenfalls heran. Schamloses Treiben! Fortgesetztes Täuschen und Betrügen der Leser. Denn wozu verkauften sich diese Erpresser? Um zur Ausbeutung des Volkes zu helfen.

das Risiko in gar keinem Verhältniß steht zu dem schließlichen Ertrag. Wer so enorme Mittel nicht hat, der kommt nicht durch oder er verfällt der Räuberei. Alle Welt weiß davon, die Finanzwelt hat sich darein ergeben, das Publikum kümmert sich nicht darum. Die Corruption wird bleiben, bis die Staatsmacht dreinfährt."

In einem Garten, in welchem das Unkraut nicht ausgejätet wird, wuchert es üppig und überzieht zuletzt den ganzen Boden. Das Unwesen wurde ärger. Nachdem schon manche bloße Mitarbeiter in die Fußstapfen der Eigentümer und Herausgeber getreten waren, verdroß es untergeordnete Zeitungsschreiber, daß sie wegen ihrer niedrigeren Stellung übergangen worden waren, und in dem heißen Wunsche bestochen zu werden, gingen sie darauf aus, solche, von denen sie bestochen werden könnten, zum Bestechen zu zwingen. Menschen ohne alle schriftstellerische Befähigung, selbst ohne Universitätsbildung, gründeten kleine Blättlein in der Absicht, Erpressungswerkzeuge gegen Personen, welche gut zahlen konnten, in die Hände zu bekommen. Diese Schmarotzer der Presse schnappten nach fetten Bissen oder mindestens nach Brocken, die für sie abfallen sollten, und da ihre Blättlein als gar zu bedeutungslos angesehen wurden, gingen mehrere von ihnen eine Genossenschaft ein, um Zahlungen oder Abfindungen den Banken und Gründern abzudrängen: ihre Menge sollte wuchten.

Das Uebel fraß weiter. Wo sich im Guten keine Beute erschnorren ließ, versuchte dies Gewürm sie im Bösen zu ertrotzen. In erster Reihe trachteten die Lungerer große gewerbliche Unternehmungen zu umschlingen, aber damit sich nicht begnügend, stellten sie Privatleuten Verunglimpfungen in Aussicht und forderten einen Kaufpreis für deren Nichtveröffentlichung. Sie brachten die Skandalsucht des vornehmen und niedern Pöbels in Rechnung. Auf daß die Razzia gegen Banken und Bahnen nachdrücklicher werde, gingen sie ihren Vorstehern an die Ehre. Wer sich nicht gutwillig plündern ließ, mußte sich gefaßt machen, daß seine persönlichen Schwächen und seine Familienverhältnisse auf die hämischste Weise entstellt vor die Oeffentlichkeit gezerrt wurden. Wirkliche Vorfälle, die in jeder guten Familie sich zutragen können, aber auf dem Markte nicht ausgeschrieen werden, drohten sie in die Oeffentlich-

keit in böser Fassung zu tragen und hatten sie nichts erlauern können, so erlogen sie frech.

Im Bürstenabzug legt der journalistische Schnapphanski einen schlimmen Aufsatz gegen ein Geschäft oder eine Person an der Stelle vor, welche getroffen werden soll. Er kommt um einen Freundschaftsdienst zu leisten; der Aufsatz rühre von einem Mitarbeiter her, auf den Rücksicht genommen werden müsse, aber er wolle den Streich noch bei Zeiten abwenden und bei dem Verfasser vermitteln; vielleicht lasse sich derselbe durch ein Stück Geld bewegen, ihn zurückzuziehen. Der Verfasser ist natürlich der Sprechende selber. Dies war noch zartes Auftreten und dieses wird schon Zang zum Vorwurf gemacht, der zuerst die Börsenwelt geschröpft, der sich für Unterdrückung von Aufsätzen habe Wechsel ausstellen lassen, der aber vielleicht der allgemeine Sündenbock geworden ist. Hatte man mit einem festen Manne zu thun, so wurde nicht so zart zu Werke gegangen. Ohne vorgängige Verwarnung brachte das Giftblatt unter der Ueberschrift „Redaktionsbriefkasten" eine ihm vorgeblich zugegangene Warnung vor dem auf's Korn genommenen Geschäft zum Vorschein oder benachrichtigte wenigstens seine Leser, daß sie in der nächsten Nummer entsetzliche Dinge über eine gewisse Unternehmung finden würden. Verstand deren Leiter den zarten Wink mit der Faust und fand sich ab, so blieb die Anklage aus; vielleicht prangte gar fettes Lob an ihrer Stelle.

Wer hätte nicht erfahren, daß von Verläumdungen immer etwas hängen bleibt? daß die Betretung des Rechtsweges allemal mißlich ist? Wie schwer fällt gewöhnlich die Führung eines strengen Beweises! Und erlangt der Kläger ein schönes Erkenntniß, so sind vorher durch die Gerichtsverhandlung die Lästerreden erst recht in den Mund der Menschen gebracht worden und der Name des Klägers ist in den Blättern herumgeschleift. Wird die eifersüchtige Frau dem Erkenntniß glauben? Es reicht schon eine zweideutige Bemerkung über das Benehmen der Tochter auf einem Balle hin, ihr auf lange Zeit einen Schandfleck anzuhängen, der vielleicht einen Bewerber von ihr verscheucht. Man krümmte sich und zog den Beutel.

Unter Berufung auf den „Wanderer" vom 20. Oktober 1870 theilt „das Ausland" Folgendes mit: „Um verwundbare Seiten

der Gepreßten zu finden, umzingelt jene Sorte Presse die größeren Institute mit einer förmlichen Spioneriekette. Unter den erfindungsreichsten Vorwänden werden Besuche da und dort erstattet, um etwas vielleicht Verwerthbares zu erspähen. Es gibt Blätter, welche unter den Beamten gewisser Institute förmliche Privatdetectives sich halten, um hinter die Kulissen verwaltungsräthlicher Geheimnisse blicken zu können." Der Revolverjournalist (ward mir geschrieben) paßt auf, ob ein verheiratheter Mann mit einem leichtfertigen Fräulein einige Worte wechselt oder eine ehrbare Frau in eine Begegnung geräth, die sich mit Zuthaten der Einbildung als eine verdächtige darstellen läßt.

Der Leiter einer Bahn hatte im Bewußtsein der Makellosigkeit mehrere Schröpfungsversuche zurückgewiesen: da geht eines Tages den Beamteten dieser Bahn massenhaft, unentgeltlich die Nummer eines Blattes zu, in welchem eine vermuthlich erfundene, höchst schmutzige Mätressengeschichte über ihren Vorgesetzten angefangen und Fortsetzung angezeigt ist. Der Betroffene zahlte. Da läßt z. B. der Eigentümer und Herausgeber der „Wochenpresse" unter der Ueberschrift: Chronique scandaleuse allerhand üble Dinge über eine Schauspielerin des Theaters an der Wien und über deren Angehörige drucken und nachdem sein Blatt verbreitet ist, läßt er durch verschiedene Personen zu ihrer Kenntniß bringen, er gedenke dabei nicht stehen zu bleiben. Ihr bestürzter Vater eilt bittend zu ihm und nachdem er 300 Gulden erlegt hat, verpflichtet sich der würdige Vertreter der Presse nichts mehr gegen dies Mädchen und ihre Familie zu schreiben.

Wähne man nicht, blos schaale Witzblätter hätten sich derartig vergangen. Die „Adelszeitung" machte es auch so, denn solches Gebahren fing an einzureißen. Ihr Eigentümer und Herausgeber, ein Edelmann und, was mehr sagen will, ein Rechtsgelehrter, schickte dem Vorsteher der Westbahn einen ihn schwer antastenden Aufsatz im Bürstenabzuge und verstand sich, ihn zu unterdrücken und durch einen günstig lautenden zu ersetzen, nachdem er 150 Gulden eingestrichen und eine Freikarte zur Fahrt auf der Westbahn erhalten hatte.

Wer nicht viel besaß, der war allerdings sicher vor dieser modernen Räuberei im Geschmacke der Jetztzeit.

„Mehr als ein zerrüttetes Familienglück (sagt der Verfasser des erwähnten Aufsatzes im „Ausland“, F. v. Hellwald), mehr als eine zerstörte Existenz hat dieses cynische Enthüllen oft durchaus privater Vorkommnisse schon auf dem Gewissen. Es genügt, daß irgend eine Unüberlegtheit, irgend eine Privatrancüne einen Namen auf die Oberfläche geworfen hat, um ihn sofort malitiös zu zerfasern und nach dem Sprüchworte, wie der Schelm ist, so denkt er, gründlich schlecht zu machen. Auch bei dieser „„Causerie““ hat das endliche Schweigen seinen Marktpreis, sowie manch' einer seine klingenden Gründe zugezählt erhalten hat, um Den oder Jenen gründlich anzuschwärzen und zu verläumden. Es ist einfach oft das Banditentum, statt mit dem erkauften Stilet mit der gedungenen Feder aus dem tückischen Hinterhalt feiger Anonymität mordend.“

In Wien, wo die Presse zu einem Höhestande in äußerer Beziehung gediehen war, wie noch nirgends in Deutschland, erhob sich auch das schriftstellerische Freibeutertum. Es kam wol auch anderswo zum Vorschein (so ward z. B. in Berlin Holländer's Blatt „Der Börsenwächter“, gemeinhin der Nachtwächter genannt, desselben Verhaltens beschuldigt) und einzelne Strauchritter von der Feder sind hie und da, auch in Leipzig, aufgetaucht; allein was in Wien beinahe zur Gewohnheit geworden war, beschränkte sich in anderen Plätzen erst auf Ausnahmsfälle. Wie anders beschaffen war der Auswuchs der Presse in Berlin und in Wien! Dort machte ein politischer Gedanke die Zeitungsschreiber dienstbar und verdarb sie; hier gingen die Einzelnen auf Geldschneiderei, auf Bereicherung aus. Wir werden weiterhin sehen, daß die große Tagespresse Wiens gradezu von den Mächten der wiener Börse abhängig werden sollte, um als ihr Werkzeug zu arbeiten.

Zwei Nichtösterreicher waren es, welche an den alten Ueberlieferungen der Ehrenhaftigkeit festhaltend in Wien voll Entrüstung gegen das eingerissene Schandtreiben in die Schranken traten, die Männer des „Oesterreichischen Journals“ Frese und Trabert. Sie donnerten gegen den Mißbrauch der Presse. Ihr Auftreten drängte verschiedenen großen Blättern in Wien, die nicht wollten, daß man sie für mitbetroffen halte, Ausfälle gegen die „Corrup-

tion" ab, Ausfälle, die weniger gegen die Käuflichkeit der Haltung — denn wie viele waren nicht käuflich? — als gegen die Erpressungsversuche gerichtet waren. Jene beiden Vorkämpfer, auf welche, weil ihr Blatt klein war, die Inhaber der großen Zeitungen in kindischem Dünkel von ihrer eingebildeten Höhe herabschauten, schlugen am 10. März 1871 dem Ministerium vor, „solche Praktiken als Défraude strafbar zu machen mit dem vierfachen Betrag; den sollen zahlen sowol die Bestochenen als ihre Herren und zwar nicht aus der Gesellschaftskasse, d. h. aus dem Säckel der Aktionäre, sondern höchstselbst aus eigener Tasche, und wer solcher Praktiken einmal überführt ist, der soll gerichtlich für unfähig erklärt werden, je wieder Direktor oder Verwaltungsrath zu sein, und die Ueberführung werde erleichtert dadurch, daß ihre Bücher eventuell gegen sie selbst zeugen, wofern sie nicht nachweisen, daß jeder gebuchte Kreuzer wirklich seine ehrliche Verwendung gefunden hat." — Das ging nun wol nicht an. Sie tauften diese wiener Schandblätter Revolverpresse und der Name ist geblieben. Er ward ergänzt, indem im Abgeordnetenhause ein Volksvertreter in Bezug auf die großen Zeitungen von der „Kanonenpresse" sprach. Frese und Trabert ermahnten die Oesterreicher sich nicht einschüchtern zu lassen, schlechte Ansinnen sogleich bekannt zu machen und die Beutelschneider vor den Richter zu schleppen.

Nunmehr faßten sich die Vorsteher der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, von Eichler und von Jacobi das Herz, nachdem ein Herr von Zerboni sie mit dem Erscheinen einer sehr scharfen Flugschrift, welche „riesige Sensation" machen werde, bedroht hatte, davon am 22. Mai 1871 aller Welt Kunde zu geben mit der Erklärung, sie würden in Zukunft jeden gegen sie gerichteten Erpressungsversuch zur öffentlichen Kenntniß bringen, und als darauf der vorhin erwähnte Besitzer der „Adelszeitung" ein angeblich bei ihm eingegangenes ehrverletzendes Schreiben dem gedachten Hofrath Eichler brachte, mit dem Verheißen von demselben keinen Gebrauch zu machen, wofern Eichler 100 Gulden zahle und in der Eigenschaft eines „Mitbegründers" der Adelszeitung jährlich 100 Gulden zu ihrer Unterstützung beitragen wolle, wendete sich Eichler an den Gerichtshof, der (im Juni 1871) solches Vorgehen

mit vier Monaten schweren Kerkers bestraft hat. Das gute Beispiel fand Nachfolge. Die Vorstände der Franz-Josefs-Bahn zogen noch 1871 die Leiter des „Floh" auf die Anklagebank. Sein Herausgeber wurde zu 2, sein Besitzer zu 4 Monaten Haft verurtheilt. Eine Frau Rath verklagte 1872 einen Schriftsteller, weil er sein Versprechen nicht gehalten hatte, keine ehrverletzenden Aufsätze gegen sie und ihre Familie zu schreiben, nachdem er vorher mit der Drohung, einen Roman, in dem sie und ihre Verwandten an den Pranger gestellt werden sollten, zu veröffentlichen, ihr 430 Gulden abgepreßt hatte. Diesen Uebelthäter bedachte der Gerichtshof am 9. August 1873 mit zehn Monaten schweren Kerkers. „Das Landesgericht hat — so stand damals in einem wiener Blatte zu lesen — hierüber seine eigenen Ansichten."

In ihrer Entartung waren die wiener Blätter vorzüglich dazu angethan, der Beschwindelung des Volkes und den von gewissenlosen Menschen ausgehenden „Gründungen" großer Geschäfte den Weg zu bahnen. Sie leisteten dem tollen Treiben, welches 1870 losging und so viele Ersparnisse der fleißigen Bevölkerung in die Taschen nichtsnutziger Börsengrößen lockte, gewaltigen Vorschub, anstatt es im Keim zu ersticken. Freiherr Franz von Sommaruga, einst des deutschen Parlamentes Mitglied, damals Sektionschef im Finanzministerium, genauer Kenner des finanziellen Schwindels, gründete, um ihm zu wehren, den „Oekonomist. Volkswirthschaftliche Presse" und bestellte zu dessen Herausgabe den Ostpreußen Dr. Sommerfeld. Dieses Blatt lag im Felde gegen die Gründerei. Graf Beust klagte im Sommer 1871 Sommerfeld an und Sommerfeld wurde verurtheilt, in den Verhandlungen aber wurde letzterem bezeugt, daß er für Anzeigen keine hohen Preise genommen, betrügerische wie „Schwindsucht ist heilbar" ganz abgewiesen habe und daß ihm (so beeidigte der Geschäftsführer des Blattes) von keiner Seite auch nur ein rother Kreuzer zugegangen sei.

Es gab auch noch gar manchen Ehrenmann unter den österreichischen Schriftstellern, welchem das abscheuliche Getreibe, unter dem sogar ihr eigener Ruf litt, ein Gräuel war. Hocherfreulich ist es, daß der wiener Schriftstellerverein „Concordia", dessen gegenwärtiger Vorsitzender Wilhelm Wiener, der Herausgeber des „Neuen Fremdenblattes" ist, sich in's Zeug legte und im Jahre 1873

einen Ausschuß niedersetzte, welcher Vorschläge ihm unterbreiten soll, wie das Uebel auszurotten ist. Schwere Aufgabe, nachdem die bestehenden Zeitungsverhältnisse auf dem so viele Jahre vorhandenen faulen Zustand aufgebaut worden sind!*) Wenn es wahr sein sollte, daß unter sämmtlichen wiener Tageblättern nur zwei, das alte „Fremdenblatt" und das „Neue wiener Tagblatt" ihren Bedarf mit den regelmäßigen anständigen Einnahmen zu decken im Stande, die übrigen zu seiner Bestreitung auf Zuschüsse angewiesen sind, welche zurückgewiesen werden müßten,**) ja wenn selbst noch einige mehr auf eigenen Füßen stünden, so springt doch die große Verlegenheit in die Augen, in welcher sich nunmehr die

*) Da ich das Glück habe, Ehrenmitglied der „Concordia" zu sein, erkundigte ich mich über den Verlauf dieser Angelegenheit und erfuhr, daß am 14. Februar 1875 die Niedersetzung eines Ehrengerichtes beschlossen worden ist. Es hat danach der Vorsitzer und sein Stellvertreter „jeden zu seiner Kenntniß gelangten Vorgang dem Vorstande mitzutheilen." Dieser ernennt einen Berichterstatter behufs der Vorerhebungen und beschließt darüber, ob das ehrengerichtliche Verfahren einzuleiten sei. Das Ehrengericht kann auf zeitweilige oder immerwährende Ausschließung aus der Concordia erkennen. Ich vermisse, daß das Bekanntmachen der Ausstoßung nicht vorgeschrieben ist und wundere mich höchlich, daß vom österreichischen Ministerium dieser Entwurf als nicht zu bestätigen zurückgewiesen worden ist. Zum bürokratischen Schlendrian stimmt er freilich nicht, aber wohl paßt er für ein Volk, das man zur Selbstregierung heranziehen will.

**) Die „Tagespresse" versichert gar (4. Februar 1874): „Bei den Ansprüchen, welche das Lesepublikum in Wien an ein großes politisches Journal zu stellen gewohnt ist, ist kein Blatt im Stande, die Kosten seines Etats zu decken." Sie hofft den Ausgleich der Rechnung vom Wegfall des Zeitungsstämpels, der einen Kreuzer auf jede verkaufte Nummer beträgt. Eine Erleichterung ist der Wegfall der Inseratensteuer am 1. Juli 1874.

Bemerken wir übrigens, daß im allgemeinen Gange der Entwickelung das eingetretene Mißverhältniß zwischen dem Aufwand einer guten Zeitung und ihrem Ertrage zu liegen scheint, denn auch in Berlin erhalten sich die alten großen Blätter nur mit Mühe über Wasser. Ein so vortrefflicher Kenner der berliner Zeitungszustände, wie Guido Weiß, sagte in der Besprechung dieses meines Buches („Die Wage" vom 20. November 1874): „Ueberblickt man die Abonnentenzahlen der berliner Blätter, so bleibt nur die einfache nackte Thatsache zu konstatiren, daß die politischen Organe — mit einer durch ein mehr als hundertjähriges Dasein bedingten Ausnahme — sich im entschiedensten Rückstande oder Rückgange gegenüber den Blättern befinden, welche von rein gesellschaftlichem Standpunkte aus geleitet werden."

ehrenhaften wiener Zeitungsbesitzer befinden. Der einzelne Schriftsteller bewegt sich augenblicklich unter dem Drucke von Umständen, die umzugestalten außerhalb seiner Macht liegt.

Unbefangene Leser werden gewiß aus allem Vorstehenden den Eindruck haben, daß ich mich nicht schonend, nicht parteiisch für Oesterreich ausgelassen habe. Ich tadelte viel. Ich muß jedoch zum Schlusse auch bekennen, daß das Volk von Oesterreich, wie schadhaft immer noch Vieles bei ihm sei und wie verkehrt manche Besserungsversuche bei ihm unternommen worden sind, unter allen deutschen Stämmen im letzten Vierteljahrhundert am meisten vorwärts geschritten ist, daß seine Zustände sich sehr wesentlich gebessert haben, daß Oesterreich im Aufschwunge sich befindet. Zweifelt jemand an Oesterreichs außerordentlichem Fortschritt, so vergleiche er seine Zeitungen von 1847 mit denen, welche jetzt erscheinen. Im Anwerben guter Berichterstatter, im Unterhaltungstheile und in der vielseitigen Sorge für die mannichfachen Bedürfnisse der Leser übertreffen die großen wiener Blätter das Heer der anderen deutschen Zeitungen.

XVI.

Jedes Zeitungsblatt ist ein merkwürdiges Denkmal des vorgeschrittenen Standes der europäischen Entwickelung. Wie viele Briefe aus den verschiedensten Gegenden werden in ihm zum Einblick vorgelegt! Welche Fülle von Nachrichten mannichfaltiger Art bringt es täglich zur Kenntniß! Es gibt zu lesen Staatssachen und Vereinsverhandlungen, Börsenvorgänge wie wissenschaftliche und gewerbliche Fortschritte, Reiseberichte und örtliche Neuigkeiten, und was alles noch. Gestern früh lag vielleicht noch kein geschriebenes Blatt von alle dem vor, was wir heute in ihm lesen. Mit fieberhafter Schnelligkeit, durch die angestrengteste, sofort ineinandergreifende Thätigkeit Vieler ist die Herstellung der Einläufe im Drucke vor sich gegangen, der vor uns liegt. Wir sind so daran gewöhnt von der Zeitung eine Fülle von Benachrichtigungen täglich zu erhalten, daß wir uns selten zum Bewußtsein

bringen, wie viel Wissen wir mit ihr um ein paar Kreuzer oder Groschen kaufen.

Betrachten wir die Gaben der Zeitungen, so ist wahrlich nichts billiger als eine Zeitung.

Ja, was sich von keinem anderen Verkaufsgegenstande sagen läßt, die Zeitungen sind zu billig. Ursprünglich war der Preis allerdings derartig gestellt, daß auf Deckung des Aufwands zur Herstellung und auf einen Geschäftsgewinn gerechnet werden konnte. Mit der Zeit stiegen die Unkosten, ohne daß der Preis entsprechend in die Höhe gegangen wäre. Gegenwärtig steht es daher so, daß bei den meisten eigentlichen Zeitungen die Einnahme vom Abnehmerkreis keinen nennenswerthen Ueberschuß gewährt, gewöhnlich kaum zur Bestreitung der Ausgaben zulangt. Große Zeitungen liefern nicht selten ihrem Abnehmer blos im Papier soviel, daß dessen Ankauf allein seiner Zahlung ungefähr gleichkommt. Am Beispiele der „Neuen freien Presse" haben wir gesehen, mit welchem Schaden eine Zeitung verkauft wird.

Die Berechnung eines Zeitungsunternehmens mußte sich demzufolge anders gestalten. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren bezahlte Bekanntmachungen Einzelner — nach dem Zeitungswälsch im Munde des Aufgebers Annoncen, im Munde des Empfängers und Besorgers Inserate — häufiger geworden; die königliche Leipziger Zeitung druckte am 3. Januar 1790 die erste Familiennachricht, eine Todesanzeige, die ausdrücklich an die Stelle der ehedem üblichen Trauerbriefe treten sollte, 1794 die erste Vermählungs-, 1797 die erste Entbindungs-, 1816 die erste Verlobungs-Anzeige. Viel früher werden derartige Veröffentlichungen in andern deutschen Zeitungen schwerlich vorgekommen sein. Der Leser verlangte nun von seiner Zeitung auch über bevorstehende Belustigungen, Verkäufe u. dgl. benachrichtigt zu werden. Die Anzeige vermittelt, Angebot und Nachfrage gehört zum Geschäft, ersetzt den Ausrufer. Die Zeitung nahm sie nicht unentgeltlich auf. Mithin eröffnete sich ihr eine neue Einnahmequelle.*) Man pflegt gegenwärtig, wenn

---

*) Nach Karl Roscher's Berechnung brachte jede volle Seite mit Anzeigen den „Fliegenden Blättern" ungefähr 70 Thaler ein, dem „Daheim" 100 Thaler,

Zeitung und Druckerei in einer Hand liegen, anzunehmen, daß der Verkauf ungefähr die Herstellungskosten decken, der Erlös von den Ankündigungen etwaigen Ausfall ausgleichen und einen Ueberschuß abwerfen solle.

Ein Wechselverhältniß zwischen der Verbreitung der Zeitung und der Zahl der Anzeigen ergab sich: wer Geld für seine Bekanntmachung ausgibt, will sie in ein vielgelesenes Blatt einrücken und da die Einwohner eines Ortes um alles das sich bekümmern wollen, was durch Anzeigen zur öffentlichen Kenntniß kommt, so bevorzugen sie hinwiederum diejenigen Blätter, welche recht viele Anzeigen enthalten. Der dem eigentlichen Inhalte der Zeitung zugemessene Theil muß sich einigermaßen nach dem Raume richten, den jedesmal die eingelaufenen Bekanntmachungen erfordern, da sie ja nicht füglich mit einem Stück unbedruckten Papieres erscheinen kann. In der Regel liegt die Sorge für den einträglichen Anzeigetheil einem besonders dafür Angestellten ob. Dies alles ist sattsam bekannt. Ich erinnere daran nur, weil ein Beurtheiler meiner Schrift aus dem Uebergehen dieser Verhältnisse auf meine Unkunde derselben schloß, und bemerke nur, daß unsere Zeitungen gewöhnlich die verschiedenen Anzeigen nicht genugsam gesondert, sondern zu buntscheckig, manchmal im Durcheinander wie Kraut und Rüben aufnehmen, wodurch sie entweder dem Leser, der nur in einer gewissen Beziehung Kenntniß nehmen will, Zeit verderben, oder insofern Viele deshalb alle Anzeigen überschlagen, deren Wirkung geschwächt wird.

Streng genommen fällt das einfache Anzeigewesen nicht in den Rahmen dieser Betrachtungen, weil es seiner Natur nach mit der Schriftstellerei nichts zu schaffen hat. Ein Blatt, welches bezahlte Anzeigen aufnimmt, besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Theilen, einem sachlichen, um dessenwillen es erscheint, so zu sagen sein Körper, und einem Sammelsurium beliebiger, meist auf Kauf und Verkauf bezüglicher Ankündigungen, sowie Auslassungen Einzelner. Bei dieser Auffassung kann man indeß nicht stehen bleiben, weil auch dieser Anzeigetheil auf die öffentliche

---

der „Illustrirten Zeitung" 130, dem Kladderadatsch 170, der „Gartenlaube" 210, „Ueber Land und Meer" 230. Da indeß ein Nachlaß nicht selten gewährt wird, ist dies wol etwas zu hoch gegriffen.

Stimmung einwirkt und weil häufig in ihm ein Uebergreifen, wie wir bemerkten, stattfindet.

In Städten, in denen bloße Anzeigeblätter neben den Zeitungen herauskommen, befinden sich letztere im Nachtheil, denn es geht ihnen der größte Theil der bezahlten Mittheilungen nicht zu. Bloße Anzeigeblätter sind ungeheuer einträglich. Bezahlt doch sowol der Käufer das Blatt, als der Anzeigende die Herstellung seines Inhalts. Erscheint gar in einer größeren Stadt ein solcher Anzeiger ohne ein wetteiferndes Nebenblatt zur Seite zu haben, so ist ihm die ganze Einwohnerschaft in der einen oder der andern Weise steuerpflichtig. Dies tritt schon ein, wenn es nur das entschieden vorherrschende Blatt ist. Der „Dresdner Anzeiger" brachte 1857 einen Reinertrag von 18654 Thalern, dann bis 1871 durchschnittlich im Jahre über 30000 Thaler, 1872: 40749! Bringt solch' ein Blättlein allerhand Unterhaltendes oder Nützliches außerdem — gewöhnlich bloßer Nachdruck — so ist dies eine freiwillige Zugabe und hat es durch eine solche die Einwohnerschaft daran gewöhnt, in ihm nicht blos nach geschäftlichen Anzeigen zu suchen, sondern es auch zu lesen, so fällt es ihm äußerst leicht sich durch Nachdrucken zu einer Zeitung zu machen. Zwischenakts-Zeitungen sind oft weniger eigentliche Theaterzeitungen, als versteckte Anzeigeblätter.

Es versteht sich von selbst, daß der Zeitungsbesitzer darnach trachtete, recht viele bezahlte Anzeigen zu erhalten, und daß er täglich so viele vorräthig zu haben wünschte, wie er bedurfte, um sich die Druckeinrichtung bequem machen zu können. Er wartete nicht ab, bis ihm Bekanntmachungen zugebracht wurden, sondern warb um solche, beschickte kaufmännische und andere Geschäfte, verlockte auch durch Anerbieten eines ermäßigten Preises für längere, wie für mehrmals zu wiederholende Ankündigungen (bei welch' letzteren der Satz natürlich stehen blieb und es nicht grade auf einen bestimmten Tag des Erscheinens ankam) zum öfteren Einrücken. Der Anzeigetheil war Stütze des Geschäfts geworden und eine Hauptsorge. Oesterreichische Blätter schlugen um so mehr heraus, weil sie je nach Beschaffenheit des betreffenden Gegenstandes und nach Ansehen der Person ungleiche Preisansätze für denselben Raum machten. Die Anzeigen von Börsenleuten

und Aktiengesellschaften lassen sie sich viel höher als die von Buchhändlern und Handwerkern bezahlen.*) Da herrscht Willkür, die unstatthaft sein sollte.

Allmälich entstand, zuerst im Kleinen, ein Geschäft von Herumläufern, welche der Zeitung Anzeigen gegen einen kleinen Antheil für ihre Bemühung zuführten. Die Zeitung war gut daran, die einen rührigen Inseratensammler besaß. Aus diesem Verhältniß entwickelte sich nun — ich denke gegen Ende der 50ger Jahre in Leipzig, anderorts vielleicht eher — ein umfassenderer Betrieb, indem vermittelnde „Annoncenbüreaus" aufkamen, Ortsgeschäfte, welche ihre ganze Thätigkeit dem Anzeigewesen widmeten. Ein solches Geschäft nahm an und übermittelte von Einheimischen wie Auswärtigen Anzeigen für die verschiedenen Blätter des Ortes und bezog dafür ein Viertel und mehr, in Ausnahmsfällen sogar bis zur Hälfte des ihnen zugeführten Betrages. Seinerseits gewährte es wieder größeren Auftraggebern einen Nachlaß, so daß

---

*) Ein nicht grade bedeutendes, folglich zu keinen hohen Forderungen berechtigtes Blatt, die „Prager Börsenkorrespondenz", hatte folgende Sätze für die Zeile: a) gewerbliche Anzeigen 6 Groschen = $^3/_5$ Mark, b) Geheimmittel 8 Groschen, c) für Versicherungsgesellschaften 9 und 10, d) für Banken, Eisenbahnen, Geldinstitute 12, e) für gewerbliche Reclamen 15, f) für Reclamen von Eisenbahnen, Banken u. dgl. 30, g) bei Emissionen oder Einführung solcher Unternehmungen 50—70 Groschen, die Blattseite bei „Emissionen" 50 Gulden. Neuestens hat auch die augsburger „Allgemeine Zeitung" folgende Ansätze eingeführt: die Zeile für Gründungs-Emissionen und Reclamen 1 Gulden, für Lotterie-Reclamen wie für ärztliche Reclamen 3 Gulden, für Anlehens-Reclamen 5 Gulden, für anderweite Reclamen $1^1/_2$ Gulden. Einen Satz für Reclamen kündigte zuerst (vor 1858) nur Zang's „Presse" an, nämlich statt der gewöhnlichen 12 Kreuzer für die Zeile 105 Kreuzer; die „Neue freie Presse" folgte mit 100 Kreuzern. Aber sie macht auch willkürliche Forderungen. Für Aufnahme einer während der großen Ausstellung das japanische Theehaus betreffenden Nachricht von höchstens 5 Zeilen (daß der König von Würtemberg es besuchte und „seine Anerkennung zu erkennen gab") forderte sie 100 Gulden. In der außerösterreichischen Presse war es lange einzig die „Mainzer Zeitung", welche einen Satz für solche hatte, nämlich das Doppelte des gewöhnlichen; statt $^1/_{10}$ Thaler für die Zeile nahm sie für Reclamen $^1/_5$ Thaler. — Die Offenheit — wenigstens in der Ankündigung der Bedingungen ist lobenswerth. Wo jedoch an der Stirne der Zeitung zu lesen ist: „nach einem bei der Administration der Zeitung einzusehenden Tarife", da wittere man Unrath und prüfe, ob dies etwa ein Deckmantel für Spitzbüberei sein soll.

solche zu ihren Anzeigen durch das Vermittelungsgeschäft billiger kamen, als wenn sie sich unmittelbar an die Zeitung gewendet hätten. Auswärtigen fiel es bequemer, sich eines derartigen Geschäftes zu bedienen, welches den Betrag durch Postvorschuß einzog, als mit der Zeitung selbst zu verkehren, und für die Zeitungen ward der Betrieb glatter. Auch stand ihnen der Agent für die Bezahlung ein. Empfingen diese für die besorgten Anzeigen weniger, so hielten sie sich durch einen Aufschlag im Preise schadlos. Anfänglich bewegten sich die Anzeigegeschäfte in zu kleinen Verhältnissen, um gedeihen zu können, und große Zeitungen ließen sich mit ihnen gar nicht ein. Ein solches Geschäft, Heinrich Hübner's in Leipzig, fiel 1862 wieder zusammen. Sie verhießen nur dann gewinnbringend zu werden, wenn sie viele Plätze verbanden, auswärtigen Verkehr unterhielten und einen weitumfassenden Betrieb hatten, wozu allerdings eine starke Geldkraft erforderlich war.

Eine solche fand sich indeß bald. Haasenstein, seit 1856 Buchhändler in Altona, und Vogler thaten sich in Frankfurt am Main zu einem „Annoncenbüreau" zusammen, welches in viele größere Städte Ableger senkte, so daß es möglich wurde, an einem Orte mit aller Bequemlichkeit Anzeigen für die Hauptblätter Deutschlands aufzugeben. Rudolf Mosse in Berlin legte (seit 1867 oder 68?) den Sitz eines ebensolchen Geschäftes in 13 große Städte, von denen weiter „Filiale" und „General-Agenturen" sich abzweigten, und betitelte sich „officiellen Agenten sämmtlicher Zeitungen des In- und Auslandes." Noch mehrere andere Geschäfte derselben Art schossen seitdem empor. Sie alle oder doch die meisten beschränkten sich nicht auf das Abtragen von Bestellungen, sondern faßten auch für die Vielen, die mit der Feder nicht recht umzugehen wußten, die Bekanntmachungen ab, ertheilten den der Verhältnisse Unkundigen Rath, welchen Blättern diese vorzugsweise zum Abdruck mitgetheilt werden sollten, gaben (wie Mosse sich ausdrückte) mit Rücksicht auf Inhalt und Zweck des Einzurückenden auf Grund ihres „durch vielseitige Erfahrungen gewonnenen Urtheils Aufschluß", wie und wo am wirksamsten anzuzeigen sei. Daß die Leiter dieser Geschäfte nur eine allgemeine, ungefähre Vorstellung von der Wirksamkeit der Anzeigen besitzen

und die von ihnen gemachten Beobachtungen sich nicht auf die besonderen Folgen in den einzelnen Fällen erstrecken können, ward sicher von den Wenigsten, die sich an sie wendeten, bedacht, dessenungeachtet haben sie bei der allgemeinen Unkenntniß des Zeitungswesens muthmaßlich vielen Absatzwege Suchenden wirklich in nicht geringem Maße genützt.

Geschäftsleute haben das Recht zu fordern, daß sie nicht blos nach höheren, sondern auch nach geschäftlichen Gesichtspunkten gewürdigt werden, und von diesen aus betrachtend muß man nicht nur einen großen Unternehmungsgeist und mehr als gewöhnliche Umsicht anerkennen, sondern auch loben, daß diese Annoncenbüreaus von nicht zu unterschätzender Nützlichkeit für die Geschäftswelt sind. Wir jedoch dürfen in unseren Betrachtungen uns hierbei nicht beruhigen.

Mit dieser Dienstfertigkeit war eine Wendung für die Tagespresse gegeben und die Verhältnisse verschoben sich. Die für den Dienst der Zeitungen bestimmten Anzeigegeschäfte gewannen nämlich einen übergreifenden Einfluß auf den Gang und die Haltung des Zeitungsgeschäftes selbst. Denn anders als die bunte Menge, welche, was sie bekannt machen will, der Zeitung zuträgt, steht ihrem Besitzer ein einziger Inhaber, wenn auch nicht sämmtlicher, so doch der allermeisten und namentlich beinahe aller von auswärts einlaufenden Anzeigen gegenüber. Wie sollte nicht der Eigentümer der Zeitung in die Nothwendigkeit gerathen auf ihn geschäftliche Rücksichten zu nehmen? Vielleicht erstrecken seine Rücksichten sich noch weiter über das rein Geschäftliche hinaus, vielleicht muß er sogar sich Vorschriften auflegen lassen. Der Zeitungsbesitzer hat zu bedenken, wie leicht es dem Inhaber des Anzeigegeschäftes fällt, ganze Reihen von Anzeigen vermöge des Rathes, den er den Bringern derselben ertheilt, seinem Blatte abwendig zu machen. Wie viele Aufträge erhält er unbestimmt! Da beauftragt ihn z. B. der Besitzer eines Gasthofes in der Schweiz: „rücken Sie meine Ankündigung in 6 der gelesensten Blätter". Er hat dann freie Wahl, wohin er sie gibt.

Es blieb auch dabei nicht. Um bequemer ihr Geschäft zu betreiben, legten hie und da Anzeigevermittelungen auf den ganzen Raum, welchen ein Blatt für bezahlte Einrückungen bestimmt

hatte, Beschlag, indem sie ihn pachteten. Mosse brachte z. B. den Inseratentheil des Kladderadatsches, der Fliegenden Blätter, des Figaro in Wien, der Schweizerischen Handelszeitung in Zürich, des Handelsblattes in Prag, in Berlin „des Deutschen Reichs-Anzeigers und Königlich Preußischen Staats-Anzeigers“, des „Kapitalisten“, „Gemeinde-Anzeigers“, der „Allgemeinen deutschen Polytechnischen Zeitung“, von „Salings Börsenblatt“, dem „Tageblatt nebst Ulk“, der „Deutschen Landeszeitung“, des „Militär-Wochenblattes“, ferner des „Deutsch-amerikanischen Oekonomisten“ in Frankfurt am Main, des in Breslau erscheinenden „Feierabends des Landwirths“, der Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern und noch mehrere Blätter an sich und errichtete überdies für 3 russische Zeitungen eine „deutsch-russische Korrespondenz“. In derselben Weise setzten sich Haasenstein und Vogler in 9 Blättern fest und arbeiteten außerdem Hand in Hand mit Hawas' französischer Anzeigebesorgung. Man sieht das Geschäft im Großen betreiben. Mosse gründete für seine Zwecke das „Berliner Tageblatt“, welches er in kurzer Zeit zu 10000 zahlenden Abnehmern brachte und in 10000 Abzügen unentgeltlich an Zeitungen und Eisenbahnschaffner zur Vertheilung an die Reisenden auswarf. Heute erscheint es schon in 30000 Abzügen.

Auch in diesem Verfahren wurde einem französischen Vorgange nachgefolgt. Es bestand schon in Paris ein aus ungefähr 10 Theilnehmern bestehendes Geschäft „Faucher, Lafitte, Bullier et Compagnie“, welches den sogenannten zehn großen Blättern Frankreichs, dem Constitutionnel, Débats, France, Opinion nationale, Patrie, Pays, Presse, Siècle, Temps, Union ihre vierte Seite zu Anzeigen abgekauft hatte und je nach der Verbreitung des Blattes dafür bezahlte. Die jährliche Pachtsumme betrug für Siècle 500,000 Francs, für Patrie 300,000, für Temps 250000 u. s. w. Der Aufnahmepreis wurde nach Gutbefinden bestimmt. Der geringste Satz für die Spaltzeile betrug 1 Frank. Die „Compagnie de Publicité Henry et Co.“ in Basel hat die Anzeigen der schweizerischen Cursbücher und aller Bahnhöfe der Schweiz, Italiens und Deutschlands, laut seiner Versicherung gepachtet.

Neuerlich regen sich Zeitungsbesitzer gegen die „Annoncenbüreaus". In Döbeln traten am 19. Oktober 1873 nicht weniger als 32 Besitzer kleiner sächsischer Blätter zusammen, die sich über eine Erhöhung des Verkaufspreises verständigten und dabei sowol Zurückweisung zweideutiger Einsendungen als „mit lebhaftem Applaus beschlossen, dem ausnutzenden und mehr und mehr dominirenden Gebahren der Annoncenbüreaus in geschlossener Falanx energisch und mit collegialischem Eifermuth bei Beginn des neuen Jahres entgegenzutreten und einen Damm zu setzen." Die allda Versammelten streben einen Verband der Provinzialpresse Sachsens an.

Wenn übrigens die Zeitungen der verschiedenen Städte unter einander in Verbindung träten und sich entschlössen, sich gegenseitig zu bedienen, wie die deutschen Buchhändler, so könnte ihre Gesammtheit das Anzeigevermittelungsgeschäft an sich ziehen, indem die Zeitung eines Ortes Eingänge für anderswo herauskommende Blätter annähme und diesen mittheilte. Dahin kann der Journalistentag wirken.

Zur Lostrennung der Zeitungsschreiberei vom geschäftlichen Anzeigewesen hat ein sehr beachtenswerthes Unternehmen Gustav German's in Leipzig vor mehreren Jahren bereits einen Schritt gethan. German gründete nämlich einen andern Zeitungen beizulegenden „Allgemeinen Anzeiger", der, sobald hinlänglicher Vorrath vorhanden war, erschien, mithin unregelmäßig. So lange die Post außerordentliche Beilagen zu Zeitungen nur dann beförderte, wenn dieselben unter dem Titel der Zeitung, in deren Format und in deren Druckerei hergestellt waren, konnte er seinen Anzeiger blos solchen Blättern liefern, welche nicht auf den Postvertrieb sondern auf den Ortsabsatz angewiesen waren. Die kleinen sächsischen Blätter versorgte er mit ihm. Seitdem die Reichspost auch „Extrabeilagen" gegen mäßige Gebür übernimmt, gibt er auch an sehr viele Blätter in Norddeutschland und Hessen ab und verbreitet gegenwärtig in 3 nach den Ländern verschiedenen Ausgaben im Ganzen 450000 Abzüge. Ungeeignet für Ankündigungen von rein örtlicher Bedeutung ist ein solcher Anzeiger gewiß das richtige Verbreitungsmittel von Ankündigungen allgemeiner Natur, z. B. Angeboten von Landgütern, Nachrichten von

Erziehungs- und Pensionsanstalten, von Gasthöfen, Büchern u. dgl., und besonders für sogenannte stehende Anzeigen.

Wie bei den heute zur Herrschaft gebrachten Begriffen von dem was erlaubt ist, zu erwarten stand, wurden die statthaften Gränzen des Ankündigens keineswegs durchweg eingehalten. Ohne Anstand zu nehmen erklärte Mosse gleich öffentlich: „Bei größeren Insertions-Ordre's veranlasse ich die Aufnahmen von Reclamen in den meisten Zeitungen gratis". Läßt sich da zweifeln, daß er auch für kleinere Aufträge, wenn sie mit einer höheren Vergütung begleitet sind, die Sorge um Reclamen auf sich nehmen wird? Er schickt z. B. zur Aufnahme in den eigentlichen Zeitungstheil ein Lob des Saccakaffees; acht Tage nach dessen Abdruck soll die bezahlte Anzeige folgen, wo die Bezugsquelle dieses herrlichen Kaffees ist. Wird der Befehl nicht befolgt, soll der Auftrag für die bezahlten Anzeigen als zurückgenommen gelten. Wo — ächt amerikanisch — der Thaler König ist und das Strafgesetz die einzige Schranke bildet, da wird in vielem „gemacht", worüber dieser und jener Mann von altem Schlage den Kopf schüttelt. Wir sind es nun schon längst gewohnt, allen Schwindel durch Anzeigen gefördert und in Schwung gebracht zu sehen. Vorgebliche Heilmittel, die in Wahrheit, gegen die Verheißungen von ihrer Wirkungskraft in der Ankündigung gehalten, Betrug sind und nach der Höhe ihres Preises beurtheilt, Prellerei, werden auf diese Weise untergebracht. Sehr „reelle" Kuppelei wird schwunghaft mittelst Anzeigen betrieben und was verschlug es die handgreifliche Betrügerei ausbietende Anzeigen zu verbreiten: „Doctor in absentia wird mit Diskretion vermittelt", oder dazu: „Rath und Beihülfe (!) gebildeten und gut situirten Personen diskret vermittelt"? Gegen derlei gibt es keine Staatsanwaltschaft! Die Erwägung, daß allemal das Aechte, Rechte, Gute geschädigt wird, wo das Entgegengesetzte triumfirt, und daß darunter Diejenigen in der That Nachtheil erleiden, welche die Wege strenger Rechtschaffenheit gehen, und daß der Anblick des Erfolges unzähligen Andern zum Bestimmungsgrunde für ihr eigenes Verhalten wird, mithin der dem Schwindel geleistete Vorschub von unberechenbarem Uebel für die ganze Gesellschaft ist: diese Erwägung ist für unsere Rechtsschule von geringer Bedeutung.

Die Herren Mosse u. a. dürften mittelst ihres Verfahrens viel Geld zusammenschlagen und mögen gewärtigen, wenn sie Reichtümer besitzen werden, von einem deutschen Landesvater zu Baronen „erhoben" zu werden. Der deutsche Adelsstand, auf den das gemeine Volk um seiner Verdienste willen mit Ehrerbietung heraufzublicken hat, wird dann um einige Mitglieder verstärkt sein.

In Ansehung der Anzeigen schwebt noch eine Streitfrage. Die Schriftsteller sind noch zu keiner festen Meinung gelangt, ob eine bezahlte (vor Gericht nicht zu beanstandende) Anzeige schlechterdings angenommen werden müsse oder nicht. Im Schriftstellerverein zu Leipzig waren in den 40ger Jahren die Ansichten hierüber getheilt. Die Zeitungsbesitzer lassen natürlich ihre Willkür walten. Meine Ansicht ist, daß ein Blatt, welches sich öffentlich erbietet zum Abdruck von Anzeigen gegen eine Zahlung, auf Grund dieser Erklärung auch zum Aufnehmen verpflichtet ist, insofern zum Einzurückenden ein Unterzeichner, also ein bestimmter, greifbarer Mensch, sich bekennt und es vom Strafgesetze nicht getroffen werden kann. Ebenso liegt darin, wofern nicht sogleich in ihr verschiedene Preise gefordert werden, die gleichmäßige Behandlung aller Anzeigen. Andere denken hierüber anders. Die Mehrzahl der auf dem letzten Journalistentag in Hamburg versammelten Zeitungsherausgeber war anderer Ansicht als ich, wie sie denn den Antrag von Guido Weiß annahm, daß es „eine Ehrenpflicht der gesammten Presse sei, schwindelhafte medizinische, gewerbliche, industrielle und commercielle Annoncen und solche, welche die Schamhaftigkeit verletzen, nicht aufzunehmen." Es fand auch dort lebhafter Widerspruch statt. Dem Schwindel sollen gewiß die Zeitungen keinen Vorschub leisten, aber bedenklich bleibt doch immer die Willkür gegen Andere und Censur. Der Staat sollte (wenn die Staatsmänner ihrer Aufgabe bewußt wären) „medizinische" Anzeigen, welche so höchst verderblich wirken, worüber die Fachgelehrten urtheilen können, verfolgen; aber ob in vielen anderen Fällen Schwindel getrieben wird, ist doch oft recht schwer mit Sicherheit zu ermessen. Jedenfalls hätte derselbe Journalistentag, der diesen Antrag annahm, den andern Antrag nicht als ein zu bedenkliches Präjudiz ablehnen dürfen, die Vertretung

des Blattes „Stadtfraubaas“ auszuschließen, weil sie zu plump gespitzedert hatte.

Ich halte sogar gesetzliche Bestimmungen für wünschenswerth, denn an die Nichtaufnahme knüpfen sich Wirkungen. Glaube man nicht, daß es um höchst selten vorkommende Fälle sich handele. Damit ich ein Beispiel Zweiflern auch hier biete, will ich erwähnen, daß sie mir selber wiederholt begegnete. Einmal wurde ein in gemessenen Ausdrücken abgefaßtes, mit einer Stelle aus dem Corpus juris unterstütztes Verlangen: es möge Sorge getragen werden, daß Wagen nicht am Universitätsgebäude vorbeifahren dürften, weil zuweilen durch ihr Geräusch der Vortrag unverständlich werde, vom Anzeigeblatte meines Ortes nicht angenommen; kürzlich noch, wie ich, ohne vorherige Befragung, von einem Verein dresdner Bürger als Wahlkandidat zum sächsischen Landtag mehreren Kreisen vorgeschlagen worden war und meine Ablehnung und ihren Grund durch ein in ganz Sachsen verbreitetes Blatt, die Leipziger Zeitung, mittheilen wollte, verweigerte diese die Veröffentlichung, und ich habe noch öfter Gleiches erlebt. In vielen Orten gibt es ein Tage- oder Intelligenz-Blatt, welches von den Bewohnern allgemein gelesen wird. Läßt dieses ungedruckt, was gewissen Richtungen mißfällig ist, so trifft seine Parteilichkeit schwer und kann höchst schädliche Folgen haben. Auch dafür ein Beispiel, und zwar aus Vorgängen, die eben erst an unseren Augen vorüberzogen. Adele Spitzeder verschlang in München und in ganz Baiern mit ihren sogenannten Dachauer Banken die Ersparnisse unzähliger kleiner Leute und bediente sich zur Förderung ihres Unternehmens auch der Tagespresse. Sie kaufte Federn, welche ihre Person priesen und ihr Geschäft befürworteten. Drei zur katholischen, sieben zur nationalliberalen Partei*) gehörige Schriftsteller standen in ihrem Solde. Einer von diesen war so ehrlich, nach dem Zusammenbruche das von der Spitzeder erhaltene Geschenk an die Masse abzuliefern; es betrug fünfzehntausend Gulden. Fräulein Spitzeder ließ ein neues Blatt entstehen, sie bewog durch Geld Schriftsteller, welche die Beutelschneiderei aufdecken zu wollen schienen, zum Still-

*) Die „Mannheimer Neuen Nachrichten“ nannten die Namen dieser Schriftsteller.

schweigen. Warnten Ehrenmänner vor Betheiligung an der Dachauer Bank, so wurden sie in den von der Spitzeder abhängigen Blättern ausgescholten und beschimpft. So ging es ihr geraume Zeit gut und die betäubte Menge lief in's Garn, bis die Behörde einschritt. Da kam vor dem münchener Schwurgericht im Juli 1873 eine Quittung des Rudolf Mosse'schen Geschäftes zum Vorschein, zufolge welcher dasselbe sich gegen ein Entgeld von 300 Gulden verpflichtet hatte, keine der Spitzeder nachtheilige Anzeige anzunehmen. Dies bedeutete mit andern Worten soviel als: nach Kräften verhindern, daß in dieser Sache Aufklärung über das wahre Sachverhältniß gegeben und der Bethörung, welche Viele um ihr Vermögen brachte, Einhalt gethan werde. Herr Mosse erklärte allerdings auf der Stelle: es sei nicht wahr, allein, da besagte Quittung in einer gerichtlichen Verhandlung vorgelegen hat, so ist es an ihm, den Gegenbeweis zu führen; seine bloße Versicherung kann in diesem Falle umsoweniger genügen, da wider ihn der braunschweiger „Volksfreund" bei diesem Anlaß im Hinblick auf andere Vorkommenheiten behauptet hat, daß er „gegen Bezahlung anständige Annoncen zurückweise". Nicht mit Unrecht, wenn auch mit Uebertreibung, fragt der leipziger „Volksstaat": „Ist Adele Spitzeder schuldiger als die Tausende und Abertausende von Börsenspekulanten und Gründern, unpolitischen und politischen, die, um emporzukommen, sich wesentlich der nämlichen, wenn auch der Form nach verschiedenen Mittel bedient haben und täglich noch bedienen, und dennoch nicht blos von den Gerichten unbehelligt sind, sondern sich sogar allgemeiner Achtung erfreuen?"

„Viele Geheimmittelfabrikanten und Zeitungseigentümer oder Annoncenexpeditionsgeneräle (so gibt Beta*) an) haben untereinander Kontrakt geschlossen, welcher die Zeitungen verpflichtet, alle ihre Anzeigen und Prellereien ausnahmslos aufzunehmen, dagegen alle Angriffe zurückzuweisen. Dies ist auch der Grund, warum zwar Bismarck ungestraft getadelt werden kann, aber Hoff (der Malzextraktbrauer) und andere edle Wohlthäter der Menschheit gegen jede Kritik besser geschützt sind, als Könige und Fürsten".

---

*) Dr. H. Beta, die Geheimmittel- und Unsittlichkeits-Industrie in der Tagespresse. Berlin 1872 S. 31.

schaft" oder „Elbemühl"), angeblich um 1300000 Gulden, das „Fremdenblatt" und 1873 die „Tagespresse", angeblich um 125000 Gulden, die „Vorortebank" das „Extrablatt", die „Hypothekarrentenbank" die „Morgenpost". Dieser wieder wurde abgekauft die „Morgenpost" von der „Industrie- und Bodencreditbank". Dabei wurden vortreffliche Geschäfte gemacht. Die ersten Käufer hatten die „Neue freie Presse" angeblich um eine und eine viertel Million Gulden erworben und ließen sie am 12. März 1873 an die „Börsenbank" zufolge einer Nachricht für mehr als 2 Millionen, zufolge einer andern um 3¼ Millionen Gulden ab. Am 10. Juni 1873 (als es schon krachte) trat behufs ihrer Erwerbung Herr Alexander Lippmann mit 13 andern Geldleuten auf Ofenheim's Betrieb zusammen und zeichnete 15 Millionen in 75000 Aktien, auf deren jede 80 Gulden einzuzahlen seien. Indeß das Gewitter ward immer stärker. Viele Aktien mußten verpfändet werden: Berlin belieh sie. Hauptbesitzer soll nun durch seine Aktien der berliner Bankier Bleichröder geworden sein, dessen Einfluß sich — wenn anders dem „New-Yorker belletristischen Journal" zu glauben wäre — auf ein halbes Hundert oder mehr große deutsche Blätter erstreckt. In Ansehung der „Tagespresse" erweckte ihr Feldruf bei den Wahlen: „Keine Verwaltungsräthe!" und manches gediegene Wort Zweifel, ob sie zu den Bankblättern gehöre, indeß brachte sie doch auch Aufsätze, welche dem Sinne der Börsenleute entsprechen mochten.

Die Verwaltungsräthe der Banken machten sich demgemäß zu Herren der bedeutendsten wiener Zeitungen. Das Gründertum herrscht hier und in mehreren Orten über die Tagespresse, damit diese ein Börsenmittel sei. Der Staatssachen angehende Theil derselben ist, selbstverständlich, insoweit selbige Börsenangelegenheiten nicht berühren, das Feigenblatt.

Solchen Blättern fallen Ehrenmänner unter den Mitarbeitern leicht beschwerlich. Was sie brauchen: Schriftsteller sind's ohne Gewissen, die alles schreiben, was die Herren verlangen. In Umläufen an die Buchhändler ist offen ausgesprochen worden, daß wenn Bücher angezeigt würden, dieselben in ausführlicher Weise besprochen werden sollten, das heißt doch wol nur: ohne Unterschied gelobhudelt.

Die Schilderung der nun eingetretenen Zustände gebe ich aus der Feder des offenbar sehr gut unterrichteten Hellwald im „Ausland“, weil ich damit die Gewähr eines Andern dem Leser entgegenbringen kann: „Die großen „„unabhängigen““ Blätter gehören in der Regel reichen Gesellschaften und arbeiten daher im Interesse des großen Kapitals. Diese Blätter treten mit rücksichtsloser Schärfe allem dem entgegen, was dem großen Kapital nur irgendwie hinderlich, lästig, unbequem ist, denn das große Kapital sieht sich heute als den fast ausschließlich den Ton angebenden Faktor in der Gesellschaft an und noli me tangere ist seine Devise. Daß es leicht und angenehm ist, unter dieser Fahne zu dienen, das ist klar; wer mit Millionen umgeht, kommt dabei selten zu kurz. Ein Princip als solches streng zu wahren, wenn es dem Geldsacke irgendwie abträglich werden könnte, fällt niemand ein. Man will ja eben ein gutes, ein großes Geschäft machen und da muß der Geschäftsmann, für den der „„große““ Zeitungsunternehmer sich ansieht, vor allem wissen, welchen großen Nutzen er hat, wenn er sich zu Nutzen des A oder als Gegner des B erklärt; bringt der Vortheil des Blattes es mit sich, so werden in aller Ruhe über Nacht die Rollen gewechselt. — Diesen Blättern gegenüber ist es für minder Bemittelte schwer, selbst beim besten Rechte eine Opposition mit Aussicht auf Erfolg einzuschlagen; es wäre aber höchste Zeit, daß den geradezu schon maßlos gewordenen Ansprüchen des großen Kapitals endlich einmal eine Schranke gezogen würde.“

Wie in Berlin, was wir früher erzählten, ein Mann der Regierung äußerte, Preußen brauchte die öffentliche Meinung nicht zu scheuen, weil es sie beherrsche, so sagte in Wien ein schlimmer Gründer zu seinen ängstlich gewordenen Genossen: „es kann uns nichts geschehen, denn die Zeitungen gehören uns.“ Der Krach der wiener Börse erfolgte dennoch im Mai 1873. Den Zusammensturz des an der Börse aufgeführten Schwindelgebäudes vermochten sie allerdings nicht abzuwenden und nicht zu verhindern, daß vermeintliche Werthpapiere für das erkannt wurden, was sie wirklich waren, als Papiere ohne Werth. Wie der Krach da war, stießen sie aber den Schrei aus: „der Staat springe bei!“ Was? Dem Geldprotzentume, den auf Uebervortheilung ausgehenden

Gründern und Schwindlern (den „Vampyren am Blute des arbeitenden Volkes" würde der „Volksstaat" sagen), sollte die Verwaltung der Volksgesammtheit unter die Arme greifen? Bald stöhnte auch die berliner Börsenpresse nach Staatshülfe und hatte gleich der wiener allerlei faule staatswirthschaftliche Erwägungen zur Hand. Man ist es längst gewohnt, daß die österreichische Regierungsweisheit das Unerwartete thut. Jetzt ergriff der österreichische Minister nicht etwa die dargebotene Gelegenheit, den Aussatz am Staatskörper verkommen zu lassen und dem aus vielen Wunden blutenden Volke die hochwichtige Lehre einzuschärfen, daß es nicht spielen, sondern arbeiten müsse — der Zeitpunkt war gekommen, an dem der Staat mit der schlechten wiener Presse in's Gericht gehen und zum Heile für das Volk aufräumen konnte — nein, er folgte der bestellten „öffentlichen Meinung", neigte sich gnädig den Flehenden, tastete für sie die Bankakte an, gefährdete die Valuta — und blieb dennoch Minister.

Die Notenpresse der wiener Nationalbank arbeitete wieder angestrengt, gleich als ob irgend eine Macht der Welt beliebig mittelst gedruckter Zettel wirkliche Werthe d. h. Güter erschaffen könne.*) Die Verwirrung der Begriffe ist groß. Die Gütermasse wird nur durch Arbeit gemehrt, diese allein schafft Reichtum. Gelingt es kraft der Gewalt des Staates einen Zettelkram, der kein Vertreter wirklicher Werthe ist, zu einer Geltung zu bringen, so verrückt sie künstlich die Verhältnisse, so wird Schaden

---

*) Zur Beurtheilung der Verhältnisse, welche den „Krach" nothwendig machten, beachte man folgende Zahlenverhältnisse (welche ich übrigens nicht selbst berechnet habe): Im April 1866 betrug in Oesterreich der Gesammtumlauf von Papiergeld 337 Millionen Gulden, von denen nur ein Drittheil durch Edelmetall gedeckt, also berechtigt war, im Mai 1873 aber 719 Millionen, während die Nationalbank nur 143 Millionen in Metall besaß. Im Jahre 1866 beschäftigte sich die wiener Börse mit 124 Werthpapieren, am 9. März 1873 mit 536. Die Summe, welche Gründungen vorstellten, hatte sich von 1867 an damals um 3253 Millionen Gulden vermehrt, wozu noch in Pest 69 in den Jahren 1868 und 1869 gegründete Aktiengesellschaften mit 982 Millionen Gulden kamen. Zufolge eines im wiener Reichsrathe erstatteten (mir übrigens nicht vorliegenden) Berichtes beliefen sich die Gründungen des Jahres 1872 auf 1873 und die im ersten Viertel des Jahres 1873 auf 1003 Millionen Gulden. Welcher wirkliche Werth stand diesen Unsummen gegenüber?

und Unheil angerichtet, so treibt man den Preis der Güter und der Dienstleistungen in die Höhe, so macht man das Leben noch theurer, so **nimmt** man denjenigen, welche Geld in der Tasche haben. Denn der Werth des Geldstückes beruht auf dem Verhältnisse der vorhandenen Masse edlen Metalles zu der vorhandenen Menge der Güter und Arbeitskräfte. Vergrößert eine thörichte Regierung durch Scheingeld die Summe des Geldes, so sinkt natürlich die Verhältnißziffer seines Werthes; es wird billiger und man kann folglich mit einem Geldstücke nicht mehr so viel kaufen als vorher, wird ärmer. Diese **einfachen** Lehren hatten waltende Männer in Wien aus den Leiden der Oesterreicher während der letzten Jahrzehnte sich nicht einmal gezogen. Um Industrierittern wieder auf die Beine zu helfen, beschädigten sie der übrigen Staatsbürger Vermögen. Außerhalb Oesterreichs stieß daher diese Maßregel auf allgemeine Verdammung, wenn man von solchen Kreisen absieht, die mit dem Börsentreiben verhaftet sind. Sogar aus dem Munde eines ehrenwerthen Bankdirektors vernahm ich die Mißbilligung, sogar in „finanziellen" Berichten kam Tadel zum Durchbruch.

Die österreichische Regierung trabte auf dem abschüssigen Wege weiter. Sie ließ sich verleiten, eine neue Staatsschuld dem mit Schulden überbürdeten Oesterreich aufzuhalsen, welches das Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben seit geraumer Zeit nicht zu erreichen vermochte und sogar vor einigen Jahren einen kleinen Staatsbankerott sich erlaubte, indem sie eigenmächtig die an seine Gläubiger zu zahlenden Zinsen kürzte. Sie that es jetzt, damit auf Börsenpapiere, **für die sonst kein Unterkommen zu finden** war, Geld vorgeschossen werden könne — ein Vorgang, den sich die nach Staatshülfe schreienden Lassalleaner wohl merken werden. Der einsichtsvolle Verfasser des finanziellen Wochenberichtes im „Leipziger Tageblatte" (Nr. 323, vierte Beilage) urtheilte darüber: „Für jeden, der das Treiben in Oesterreich kannte, war es unzweifelhaft, daß man damit einen neuen Schwindel zu inauguriren oder den alten zu propagandiren suchen werde." Derselbe bezeichnet darauf ein großes Blatt, „welches es sich zur Aufgabe gemacht, durch erfundene Telegramme in Wien den Glauben zu verbreiten, daß auch in Berlin die Staatsregierung nichts Bes-

feres zu thun habe, als der Börse und der Spekulation überhaupt zu Hülfe zu kommen. Man kann sich daher nicht über den Unsinn wundern, welcher in diesen Mittheilungen zu Tage tritt. Für die Wiener, für welche es berechnet, ist es doch gut genug, denkt das Blatt." Daß es indeß in Oesterreich auch richtig Denkende gibt, bewiesen in der Reichsrathsverhandlung am 23. November 1873 die Abgeordneten Freiherr von Walterskirchen, Furtmüller, Kronawetter, Schrems, Lienbacher, Fux. Letzterer traf den Nagel auf den Kopf, als er die rechte Staatshülfe als diejenige bezeichnete, welche in der Form des staatsanwaltschaftlichen Einschreitens geschähe, ein Wort, über das die Linke in ihrer Verblendung lachte. Wie viele Direktoren und Verwaltungsräthe sind denn aber zur Verantwortung gezogen worden? Das alte Sprüchwort galt: Kleine Diebe hängt man — große läßt man laufen. Kaum war die Bewilligung im Wege des Gesetzes hastig durchgetrieben, wozu die Abgeordneten aus allen Gegenden zusammengetrommelt und selbst eine Bestimmung der Geschäftsordnung umgangen worden sein soll, die doch grade dazu bestimmt ist, betäubende Ueberstürzung fern zu halten, so drängten schon wiener Blätter mit großem Ungestüm den Minister zu schleunigem Auszahlen, andernfalls nehme es „ein Ende mit Schrecken." Eine chronische Krankheit zieht man der raschen Reinigung vor.

Was fragt man nach Metafysikern, Poeten und sonstigen Schriftstellern, die nichts „Reelles" vor sich bringen, sondern beständig mit Geldverlegenheiten ringen, was nach den Arbeitern, die ihr mühevolles Tagewerk um kärglichen Lohn verrichten: die Millionärwürde muß respektirt, muß aufrechterhalten und denen, die an der Börse spekulirend ihr Glück suchten, beigesprungen werden auf Unkosten aller übrigen gedrückten Staatsbürger.

Die mächtigen wiener Zeitungen, die Pathen des großen Schwindels, hüllten sich nach dem Ausbruche des Krachs in den Mantel der Unschuld und sagten nun einmal über das andere: „Wir haben es vorausgesagt, wir haben es an Warnungsrufen nicht fehlen lassen." Man irrt jedoch schwerlich, wenn man annimmt, daß aus Furcht vor dem Specktakeln der Blätter das Ministerium sich zu jenem ersten falschen Beschlusse hinreißen ließ. Nachher raffte es sich und ließ sich nicht weiter fortreißen. Der Finanz-

minister Freiherr de Pretis erklärte im Mai 1874, er werde nie seine Zustimmung geben, daß das Geld der Steuerträger herangezogen werde, um die Verluste Einzelner zu übertragen und beharrte allem Stürmen vieler Zeitungen zum Trotz standhaft auf diesem allein richtigen Entschluß. —

Der Krach der Börse war dem wiener Zeitungswesen ersprießlich, obwol vielen Männern der Tagespresse recht übel zu Muthe ward. Die meisten Revolverblätter verendeten, weil nun die Leute rarer wurden, die mit Erpressungen heimzusuchen ihre Besitzer sich noch getrauten; die Kanonenpresse gerieth in's Wanken, weil die großen Zuschüsse der Börsianer, sogar die hochbezahlten Einsendungen der jungen, faulen Gesellschaften ausblieben. Nun muß Bedacht genommen werden, auf eigenen Füßen zu stehen und wird hoffentlich vorübergehende Drangsal zum Heil ausschlagen.

Es war hohe Zeit, daß es zu einer Wendung kam. Bereits war das Gründertum in der Presse so arg, daß endlich (5. Januar 1873) selbst die bedächtigen Männer der „Allgemeinen Zeitung" aufschrieen, und ihre Leser von der „schweren Gefahr" benachrichtigten, welche, wenn es so weiter gehe und das Zeitungsgeschäft in die Hände von Börsenmännern, Bankinstituten und Gründerkonsortien gerathe, nicht nur der „gesammten ehrlichen Preßindustrie, welche auf die Dauer nicht konkurriren könnte", sondern auch dem wirthschaftlichen, sozialen und politischen Leben drohe und wie „das öffentliche Gewissen bestochen, verwirrt und vergiftet werden" würde. „In Berlin (heißt es) schießen die Bank- und Börsenblätter wie Pilze aus dem wohlgedüngten Boden und von den alten Zeitungen sind kaum noch drei bis vier unabhängig von Bankkonsortien und Börseninstituten. In einer Reihe preußischer Provinzialhauptstädte Königsberg, Breslau, Hannover u. a. sind die bedeutendsten „„liberalen"" Zeitungen in die Hände von Aktiengesellschaften übergegangen. Selbst das größte rheinische Blatt, das erst vor wenigen Wochen zu gerechtem Erstaunen zu seiner Vertretung an der Börse ein industriöses und in seinen Betriebsmitteln nicht sehr wählerisches Annoncenbüreau zugelassen, soll jetzt dem Vernehmen nach im Begriff stehen, seine weitere Verwerthung einem Konsortium anzuvertrauen." In Breslau hat sich aus Börsenmännern, Bankiers und Vertretern von Bank-

instituten, welche mit politischen und litterarischen Bestrebungen so wenig zu thun haben, wie mit dem Betriebe der Buchdruckerei und des Preßverlagsgewerbes, eine Aktiengesellschaft unter dem Namen „Schlesische Presse“ mit dem ausgesprochenen Zwecke gebildet, in Breslau eine große Zeitung als „Organ für politische, Handels- und gewerbliche Interessen“ herauszugeben, ferner aber „Zeitungen überhaupt herauszugeben und solche Anstalten zu erwerben, welche zum Betriebe des Preßgewerbes gehören.“ Gegenüber solchen Fortschritten des Gründertums in der Tagespresse wird man gestehen müssen (fährt der Cato der Augsburgerin fort) daß es hoch an der Zeit ist, das deutsche Publikum auf die ihm von dieser Seite drohenden Gefahren aufmerksam zu machen und die Schutzmittel gegen die Schädigung des öffentlichen Urtheils in's Auge zu fassen. Glücklicherweise liegt das wirksamste Gegenmittel schon in der Bekanntschaft mit dem Uebel selbst.“ Zu dieser Auslassung der „Allgemeinen Zeitung“ bemerkte der „Volksstaat“: „Neu ist nur der Cynismus, mit dem seit einiger Zeit verfahren wird und der Alles überbietet, was in diesem Punkt je von andern Völkern geleistet worden ist. Die Herren Gründer sind nur schamlos — was sie thun, ist auch vor ihnen gethan worden, und war auch vor ihnen nicht Ausnahme, sondern Regel. Das Wuttke'sche Buch, das vor dem Gründungsschwindel geschrieben ward, stellt dies aktenmäßig fest.“

Nicht ich, sondern ein Anderer hat hiermit gesagt, daß bereits vor vielen Jahren versucht worden ist, dem deutschen Volke, auf dessen Bethörung es abgesehen ist, die Augen zu öffnen. Es ist blind gegen die Ungebür geblieben und der schlagende Beweis ist damit geliefert worden, daß Aufmerksammachen allein gegen Krebsschäden nicht hilft. —

Gesetzt selbst, daß Manches in diesen Auseinandersetzungen irrig sei, was ich um so unbedenklicher zugestehe, da ich ein zeitgenössisches Bild entrollt habe, mithin keine Belege schwarz auf weiß, wie bei alten Geschichten, zur Grundlage nehmen konnte, sondern angewiesen war auf Zeitungsangaben, die nachzuprüfen, mir die Mittel abgehen, auf eigene Erlebnisse und Eindrücke, auf mündliche Mittheilungen glaubwürdiger Männer, auf meine Schluß-

folgerungen, in denen ich mich bei dem redlichsten Willen, nur Wahres auszusprechen, täuschen kann; gesetzt, daß Einzelnes widerlegt werde, so werden dennoch leider die Hauptzüge sich nicht verwischen lassen, wie Viele auch den Antrieb haben, sie für entstellt, als falsch zu erklären. Dem wohlgesinnten Leser seien zum Schluß die Fragen zu seiner eigenen Beantwortung vorgelegt: sind dies gesunde Zustände? welche Wirkungen müssen sie ausüben? welche Heilmittel gibt es?

Nachwort zur dritten Auflage.

Ein Schlag in's Wasser war diese Schrift nicht. Nicht ganz vergebens hatte ich auf wohlmeinende, rechtschaffen gesinnte Leser gehofft, gerechnet.

Was begab sich aber auch alles in dem kurzen Zeitraum von sechs bis sieben Monaten seit der Ausgabe der zweiten Auflage, um handgreiflich klar zu machen, in welchen Abgrund die Deutschen gerathen sind?

In Oesterreich — konnte es heller an den Tag treten, welche Zustände entstanden sind, als in den vom 4. Januar bis 27. Februar 1875 gepflogenen Verhandlungen gegen den Generaldirektor der Lemberg-Tschernowitzer Eisenbahn Ofenheim, Ritter von Ponteuxin? Der Minister, welcher die Anklage zu erheben gewagt hatte, stürzte. Der Staatsanwalt, der edle Graf Lamezan, unterlag in jedem Stücke und neunmal bei jedem Ausspruch der Geschworenen durchbrauste den Gerichtssaal stürmisches Bravo und von Straße zu Straße in der alten guten Stadt Wien pflanzte sich der helle Jubelruf Entzückter fort. „Es waren (wie jener rühmlich hervorgehobene Hirschbach in seinem „Finanziellen Wochenbericht" vom 2. März sagte) nicht die von den Börsenschwindlern, von gewissenlosen Gründern und Verwaltern um ihr Vermögen gebrachten Tausende, sondern die Genossen

Ofenheim's, die Freibeuter des Schwindels, welche jedes Mittel für erlaubt halten, um den Glauben und das Vertrauen der Unerfahrenen auszubeuten. — Diese Kreise taxiren den Menschen allein nach dem, was er besitzt." — Wiens Presse theilte sich; für und gegen Ofenheim legten Zeitungsschreiber sich in's Zeug. Gegen Ofenheim z. B. das „Neue wiener Fremdenblatt" und während die Einen fragten, ob abgefeimte Gauner freie Bahn haben und beruhigten Herzens vor Strafe sicher ihre Wege wandeln dürften, wofern sie nur gewisse Vorsicht beobachteten, rief die dem Ritter Ofenheim vieles verdankende „Neue freie Presse": der Freispruch habe „Oesterreich davor bewahrt, daß es zurückgeschleudert werde aus den in großem Style mit Muth, Energie, geistiger Kraft geführten schöpferischen Unternehmungen; sie haben dem Gewissen die Wahrheit, der Rechtssicherheit eine breite Gasse geöffnet und dadurch für die Ethik, für die Gerechtigkeit, für den Rechtssinn das Höchste geleistet"; ein Haufe von Blättern bis zu den „Zittauer Nachrichten" druckte, wie sonst, der „Neuen freien Presse" nach. Höchst überraschend war, daß in den Verhandlungen der wiener Zeitungspresse mit keinem Worte gedacht wurde. Briefe in norddeutschen Blättern schoben dies auf Rechnung eines Abkommens, und die für Ofenheim eintretende, von Leipzig aus allen österreichischen Abgeordneten zugeschickte, rasch vergriffene Schrift „Die Mysterien eines Tendenz-Prozesses" brachte Seite 14 und 15 Einzelnheiten noch anderer Beschaffenheit — die ich nicht wiederholen mag. Freilich, wer nicht das Herz zu voller Offenheit besitzt, sollte Mißliches nicht angreifen.

Wurde in Preußen nicht allen Denen, welche Augen hatten zu sehen, klar, wie jüngst durch das Preßbüreau ein neuer Krieg eingeleitet wurde, wie wir zu abermaliger Menschenschlächterei hingetrieben wurden? Jetzt da dies gedruckt wird, schwirren Nachrichten durch die Luft, es sei über das auswärtige Preßbüreau der Stab gebrochen. Es wird (vermuthe ich) mit einigen Umformungen vorerst beim Alten verbleiben,*) jedoch schon am rechtschaffenen

---

*) Es bleibt beim Alten, wie so eben ein Aufsatz des berliner Preßbüreaus vom 8. Juni lehrt: „Die vielbesprochene Angelegenheit des sogenannten Preßbureaus im Auswärtigen Ministerium kann nach mehrfach einander widersprechenden Mittheilungen jetzt als erledigt betrachtet werden. Wie wir von

Willen hat man Freude. Zu Berlin, in ganz Altpreußen und auch in Thüringen kümmerte man sich um dies Buch so wenig, als sei es gar nicht vorhanden: indeß die sehr wenigen Abdrücke, welche von den Buchhändlern verkauft wurden, kamen grade an rechte Männer, die ich mir als Leser nur am liebsten wünschen konnte. Wie auch Ansichten auseinandergehen und in dieser Welt des Schwankens der Eine so, der Andere anders auffasse, so gibt es im Hauptsächlichen doch nur eine Wahrheit; im Nebensächlichen irren wir schwachen Menschen allesammt. Vielleicht wird wegen dessen, was sich jetzt zugetragen, nun diese dritte Auflage, nachdem die zweite ihren Markt in Wien hatte, in Berlin, der Stadt so zahlreicher tüchtiger Männer, Leser finden.

---

guter Seite hören, ist eine Aenderung in dem genannten Decernat oder gar eine gänzliche Aufhebung desselben, wie sie nach den ursprünglichen Meldungen erwartet werden konnte, nicht erfolgt, auch niemals in Frage gewesen. Es ist vollkommen richtig, daß, wie ein hiesiges Blatt gleich Anfangs erklärte, ein „„Preßbüreau““ im Auswärtigen Ministerium überhaupt **nicht** besteht. Das „Decernat für die politische Literatur“, welches dem Geh. Rath Aegidi übertragen war und von Demselben auch weiter geführt werden wird, hat ursprünglich nur den Zweck, den Reichskanzler über die wissenswerthen Erscheinungen auf diesem Gebiet auf dem Laufenden zu erhalten und, wo es nöthig ist, thatsächliche Richtigstellungen zu veranlassen. In diesem Umfange ist die Wirksamkeit des Decernats nie für entbehrlich oder gar schädlich gehalten worden. Etwas Anderes dagegen ist es mit den vielfachen sich unwillkürlich herausbildenden Beziehungen des Decernenten zu einzelnen hier lebenden politischen Schriftstellern und Correspondenten. Aus diesem Verkehr stammten in der Regel diejenigen Informationen, welche über die Stimmung in den maßgebenden Kreisen Licht verbreiteten und nicht sowol thatsächliche Neuigkeiten enthielten, als bestimmte Gesichtspunkte für das Urtheil der öffentlichen Meinung aufstellten. Der Werth dieser theils schwankenden, theils Mißverständnissen ausgesetzten Mittheilungen hat sich als ein höchst zweifelhafter erwiesen und deshalb, wie man hört, zu der Anordnung geführt, den diesbezüglichen Verkehr mit den Vertretern der Presse einzustellen und die Thätigkeit des Decernats auf ihr ursprüngliches Gebiet zu beschränken. Man wird darum in Zukunft keine officiösen Mittheilungen über auswärtige Angelegenheiten in den Zeitungen mehr zu suchen und Alles, was in dieser Beziehung zu Tage tritt, auf andere Quellen zurückzuführen haben. Schon bisher theilten sich gewisse Gesandtschaftshotels mit dem „Decernat für die politische Litteratur“ in die Autorschaft an solchen Informationen. Der dadurch entstandenen Gereiztheit hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vor einigen Tagen bezeichnenden Ausdruck verliehen. Wie es heißt, soll dieser Punkt von den Chefs einzelner Missionen an geeigneter Stelle zur Sprache gebracht worden sein.“

Das Erscheinen meines Buches gab einen Prüfstein für den Werth der deutschen Tagespresse. Hob sie dasselbe auf den Schild, oder versuchte sie es zu unterdrücken? Wie verhielt sie sich?

Allerorten in Deutschland haben, meines Wissens, die großen Zeitungen (bis auf eine nachher anzuführende Ausnahme, die „Tribüne") sich der Berichterstattung über mein Buch entschlagen, die ihnen doch an erster Stelle zukam. Unbekannt ist es wol wenigen nur geblieben, aber — es gehörte nicht zum guten Tone meines Buches oder gar hervorhebend meines Namens zu gedenken. Höchstens ein so gut wie verkauftes oder jedenfalls sehr stark bethörtes großes wiener Blatt machte gelegentlich, von der Höhe seines politischen Verständnisses, einen mich in's Lächerliche ziehenden Ausfall, dem nationalliberale Blätter zweiten Ranges weiterhalfen. Anführen will ich, daß einige Personen in Wien — ich versichere, ohne jedwede Anregung von meinem Herrn Verleger oder mir — aus eigenem Antriebe sich vergebens Mühe gaben, in Zeitungen mein Buch der Aufmerksamkeit zu empfehlen, obschon ihnen der Zugang leichter als manchem anderen sein mußte. Ohne die großen wiener Zeitungen ist das Buch in Wien eingedrungen und als es einige Monate eingeschlagen hatte, sind Männer, welche der Wahrheit die Ehre geben und um der Hauptsache willen geringere Gebrechen nachsichtig ansehen, gekommen, sind Soldaten gekommen, welche ihren Kameraden zuriefen: „Dies Buch müßt ihr lesen". (Im „Kamerad", Herr Ege in der „Vedette" u. a.; fast die gesammte deutsche Presse Böhmens). Erst neuerdings scheint der Bann gebrochen zu werden.

Um etwas tiefer in das Zeitungsgetriebe einzuführen, will ich zeigen, wie die großen wiener Blätter hätten verfahren können, wenn gleich ich bedauere, daß sie sich nicht auf den Standpunkt stellten, in meinem Buche grade (was es ist) eine Vertretung des ächten Schriftstellertums und der guten Schriftstellerei zu erkennen. Sowie sie inne wurden, daß ohne sie das Buch Leser fand, konnten Sie den Schein annehmen, als verbreiteten sie es durch ihre mächtige Empfehlung und als selber völlig unberührt von dem darin Getadelten auf ihr Schild nehmen, dabei aber inmitten des Lobes nebenher, die eine Zeitung diesen Mangel das Buch bietet ja solche genug), die andere jenen zu meiner Herab-

würdigung anbringen. Des leipziger Professor Zarncke anscheinend empfehlende Anzeige gab dazu ein Vorbild. Die verschiedenen Ausstellungen der verschiedenen Blätter würden zuletzt zusammen in den Mund der meisten Wiener, die es etwa ansahen, gekommen sein und — schließlich hätten sie wahrscheinlich die Nase über mein Buch gerümpft.

Mehrere Blätter, die nicht unter die sogenannten großen Zeitungen gezählt werden, jedoch verdientes Gewicht in bestimmten Kreisen besitzen, haben dagegen des Buches sich angenommen und ihm Leser zu verschaffen mit Erfolg bemüht. Eigentümlich berührte mich die Gegensätzlichkeit der zwei erschienenen berliner Anzeiger. Dr. Guido Weiß sprach in seinem, wie immer schön geschriebenen, rasch der Ausgabe des Buches folgenden Aufsatze in seiner „Wage", von meinem „unverwüstlichen Optimismus" und Oberlehrer Dr. Seemann im „Magazin für Literatur des Auslandes" von meiner „Virtuosität im Schelten", da ich ein „Fanatiker der Hölle" sei. Ihm kam natürlich Manches „komisch" vor. Kann ich dafür, daß er seinen Kopf erst von vielen Vorurtheilen reinigen müßte, die er sich angelesen hat? daß Thatsachen in Folge der üblen Auswahl hinsichtlich der Zeitungen, aus denen er sich unterrichtete, ihm unbekannt geblieben sind? So spricht er z. B., als ob die großdeutsche Partei kein Programm gehabt habe — weil eben ihm keines vor die Augen gekommen war. Ich selber habe ein solches in Gemeinschaft mit dem jetzt lange verstorbenen baierischen Minister von Beisler im Auftrage der Partei, ausgearbeitet, welches am 1. Mai 1849 gebilligt, in einer Frankfurter Zeitung gedruckt und in Einzelabdrücken massenhaft verbreitet wurde. Geflissentlich schwiegen die Blätter der Gegenpartei über großdeutsche Veröffentlichungen, wenn diese keinen Stoff zur Verdächtigung boten. Unzähligen blieben sie daher unbekannt. Ohne Beherzigung der Regel: man höre beide Theile, sollte man jedoch maßgebende Urtheile nicht fällen.

Im ersten Maiheft 1875 der Revue de deux mondes schrieb ein Franzose einen längeren Aufsatz über dies Buch. Der ausnahmsweise ununterzeichnete Aufsatz rührte nach einer Angabe von Cherbuliez, nach einer andern vom Herzog von Aumale her; jedenfalls schrieb ihn ein Mann von ungemeiner Gewandheit. Wie

nun in einem französischen Blatte von dem (in 2 Auflagen fast vergriffenen) Buche über die deutschen Zeitschriften stand, haben nun auch deutsche „Journalisten“ vom Vorhandensein Kenntniß genommen und auf der Stelle von ihrer eigenen Leichtfertigkeit und Verlotterung einen schlagenden Beleg zu geben nicht unterlassen. Selber ununterrichtet wollten sie Andere unterrichten. Während sie unentgeltlich vom Verleger ein „Rezensionsexemplar“ bekamen oder hätten einfordern können, haben sie, **ohne das deutsche Buch angesehen zu haben,** das Buch heruntergerissen und **ohne sich selbst zu nennen,** mich mit tugendhaftem Pathos aufgefordert, diejenigen Schriftsteller „mit Namen“ zu nennen, welche sich hätten bestechen lassen und „das Verzeichniß der Geldbriefe“ einzusenden. Unnütze Beweise führe ich nicht.

Eine größere berliner Zeitung hielt es für angethan, von meinem Buche ihre Leser zu benachrichtigen, eine Zeitung, die in ihren Ankündigungen ihre „völlige Unabhängigkeit“, ihren „Freimuth“, ihr „Eintreten für Freiheit und Recht“, ihr Warnen „vor schwindelhaften Unternehmungen“ in der auffälligsten Weise rühmt, was große Wirkung hervorbringen müßte, wüßte man nicht aus vielen Erfahrungen, daß meistens grade, wo etwas faul ist, mit schönen Redensarten herumgeworfen wird. Es ist die „Tribüne,“ deren Beiblatt die „Wespen“ sind, die sehr stechen. Sei wörtlich ihre Auskunft wiederholt. „Der Abgeordnete Dr. Windhorst-Meppen hat in seiner unglücklichen Rede vom 18. Dezember, durch welche er, natürlich sehr wider Willen, das Vertrauensvotum für den Reichskanzler herbeiführte, u. A. auch sich auf eine „„neue““ Schrift des großdeutschen (schwarzgelben) Professor Dr. Wuttke in Leipzig berufen, welche den Titel führt „„Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung, ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens.““ Damit nun Niemand auf Grund dieser Empfehlung reinfällt, wollen wir bemerken, daß das Buch von Wuttke allerdings mit der Jahreszahl 1875 versehen, aber in Wirklichkeit nicht neu, sondern alt ist. Ein altes Buch, neu aufgezäunt mit einer Vorrede und ein paar Zusatzcapiteln, aber nicht eine neue Auflage, denn die alte ist nicht vergriffen, das Publicum interessirte sich nicht dafür. Der Inhalt ist theils veraltet, theils Klatsch, theils unrichtig, theils unvoll-

ständig. Der Verfasser hat die Fragmente, welche er aus den Zeitungen ausgeschnitten, durch eine lange und dünne Sauce miteinander verbunden, worin zuweilen eine kleine Bosheit schwimmt, welche der Autor für Gewürz zu halten scheint. Den leitenden Faden (der aber nicht roth, sondern schwarzgelb ist) bildet der großdeutsch-particularistische Haß gegen Preußen. Die einseitige Richtung des Buches ist um so mehr zu bedauern, als der Herr Verfasser, wenn er mit der Gründlichkeit eines deutschen Professors hätte zu Werke gehen wollen, uns ohne Zweifel sehr interessante Enthüllungen hätte geben können, sowol über die Beeinflussung der Presse durch die Behörden des Königreichs Sachsen, als auch über die wahrhaft unübersehbare Ausdehnung und Verzweigung des Einflusses, welchen der vormalige sächsische Minister Graf Beust auf die Presse stets geübt hat und auch heute noch von London aus übt, obgleich ihm sein Botschafterposten eine solche gewagte Politik auf eigene Faust, welche sich auch gegen seinen Nachfolger richtet, verbieten sollte. Das Alles weiß Wuttke vortrefflich. Warum erzählt er uns nicht von dem, was er weiß, statt von dem, was er nicht weiß?"

Hier haben wir eine „Rezension". Indeß auch dieser (natürlich sich nicht nennende) Schreiber der Tribüne hat sich ebenfalls gar nicht einmal die Mühe genommen, das Buch anzusehen. Es genügt der Erwähnung, daß die Ende Mai 1866 ausgegebene Auflage zehn Bogen betrug und auf jeder Seite 4 Zeilen weniger enthielt. Er hat das Buch nicht gelesen, allein er verdächtigte es frisch weg. Was ich von zur Sache Gehörigem über Graf Beust wußte, steht Seite 149, 163, 324, 399, 400, ohne daß ich etwas vorenthalten hätte und Graf Beust hat mich selber als seinen persönlichen Feind bezeichnet. Wovon ich nichts weiß, kann ich aber nichts erzählen, und wo man ihm, wie es jetzt Mode ist, Unrecht thut, werde ich in's Horn nicht einstimmen, sondern ihn, wenn ich zu reden habe, vertheidigen so wie es sich gebürt.

Die „Tribüne" bezog sich auf einen Vorgang im Reichstage am 18. Dezember 1874, als „die Perle" des Reichstags, Windthorst, indem er sich gegen die Bewilligung der „Geheimen Fonds" erhob, auf die Rednerbühne mein Buch mitnahm und auf dasselbe

verwies. Nachdem er „den Herren, welche das ganze Buch nicht lesen können,“ gewisse Abschnitte empfohlen hatte, fuhr er fort: „Auf die darin enthaltenen Enthüllungen, und noch mehr auf dasjenige, was diese Enthüllungen für Jeden, der für solche Dinge Verständniß hat, ahnen lassen, kann ich nicht genug aufmerksam machen“ u. s. w. So die amtliche Ausgabe der Stenografie; nach den Berichten der Leipziger und der Frankfurter Zeitung hat er noch das Buch „ein gewissenhaftes Werk“ und die Enthüllungen, welche es bringt, „empörend“ genannt.

Gegen ihn sprang das vormalige Haupt des Nationalvereins Herr von Bennigsen ein, und forderte auf, „trotz aller dieser Angriffe diesen Fond“ zu bewilligen. Sogleich nach ihm wurde der Schluß der Verhandlung verhängt und von 199 Volksvertretern die Bewilligung ausgesprochen, worauf sie sich ein „Bravo“ zuriefen. Nun also weiß das deutsche Volk (wird es dessen bei neuen Wahlen eingedenk sein?) von welchen 199 Männern es kein Vorgehen gegen die Preßzustände, wie sie jetzt sind, zu erwarten hat. Ich wollte die Namen dieser auf ihre Abstimmung stolzen Hundertneunundneunzig hier abdrucken lassen, zu jedermanns Kenntniß; aber ein Freund sagte zu mir: „das wäre eine Proscriptionsliste.“



Inhalt.

Herr Julian Schmidt

der Literarhistoriker

mit Setzer-Scholien herausgegeben

von

Ferdinand Lassalle.

Leipzig, 1872.

Verlag von J. Röthing (Neukirchhof).

Widmung an Herrn Julian Schmidt.

Aeschylos: „Zwar Unmuth erregt mir ein solcher Gesell, und es kocht mein Herz in Erbitt'rung,
Daß ich diesem ein Wort nur erwidern soll; daß jedoch nicht zag' er mich wähne:
Du, gieb mir Bescheid, warum denn wohl ist ein dichtender Mann zu bewundern?

Euripides: Der Geschicklichkeit halb und der sittlichen Zucht, und weil wir bessere Bildung
Darbieten dem Volk in den Städten umher.

Aeschylos: Wenn nun nicht solche du darbotst,
Nein, Menschen bieder und ehrenwerth in erbärmliche Wichte verwandelt:
Was bekennst du dich werth zu erdulden dafür?

Dionysos: O, den Tod! Wer wird da noch fragen!"

(**Aristophanes**, Frösche, V. 1013 ff.)

Herr Julian Schmidt

der Literarhistoriker

mit Setzer-Scholien herausgegeben

von

Ferdinand Lassalle.



Leipzig, 1872.

Verlag von J. Röthing (Neukirchhof).

Widmung an Herrn Julian Schmidt.

Aeschylos: „Zwar Unmuth erregt mir ein solcher Gesell, und es kocht mein Herz in Erbitt'rung,
Daß ich diesem ein Wort nur erwidern soll; daß jedoch nicht zag' er mich wähne:
Du, gieb mir Bescheid, warum denn wohl ist ein dichtender Mann zu bewundern?

Euripides: Der Geschicklichkeit halb und der sittlichen Zucht, und weil wir bessere Bildung
Darbieten dem Volk in den Städten umher.

Aeschylos: Wenn nun nicht solche du darbotst,
Nein, Menschen bieder und ehrenwerth in erbärmliche Wichte verwandelt:
Was bekennst du dich werth zu erdulden dafür?

Dionysos: O, den Tod! Wer wird da noch fragen!"

(**Aristophanes**, Frösche, V. 1013 ff.)

gelte, was Tacitus von den alten Britten sagt: dum singuli pugnant universi vincuntur (während sie einzeln kämpfen, werden sie als Gesammtheit besiegt,) sich seitdem weidlich zu Nutze gemacht. Sie haben sich zusammen gethan, Cliquen und Coterien gebildet, einer schwört auf den andern, streicht ihn heraus, jeder macht den andern berühmt, ganze journalistische Institute sind zu diesem Zwecke gebildet worden oder werden von ihm beherrscht, und so haben sie sich endlich eine große und furchtbare Autorität erworben, gegen welche selbst die Verdienstvollsten häufig Scheu tragen, anzukämpfen.

So ist es denn dahin gekommen, daß die Produktion der geistigen Bildung in unserer Epoche etwa dem Gewebe der Penelope zu vergleichen ist. Wie die Königin selbst in der Nacht auftrennte, was sie am Tage gewebt, so wird jetzt diese Arbeit wirthschaftlicher und den Gesetzen von der Theilung der Arbeit entsprechend von verschiedenen Factoren besorgt. Was unsere großen Denker, Dichter und Gelehrten mit großer reeller Mühe für die Entwickelung des Geistes produciren, das entstellen, verderben und vernichten jene „elenden Scribenten" wieder für alle diejenigen, welchen nicht Zeit und Möglichkeit gegeben ist, unmittelbar aus den Quellen selbst zu schöpfen, welche vielmehr auf Berichte aus zweiter Hand angewiesen sind, — also für die große Masse der Nation!

Denn nicht nur, daß sie in ihren Urtheilen hudeln, mißhandeln und niederschreien Alles, was sie nicht verstehen und worüber sie kein Urtheil, ja nicht einmal die für ein solches erforderlichen Elemente besitzen,

— sondern, was noch viel schlimmer, selbst in den scheinbar thatsächlichen Berichten, welche sie dem Volke über die Leistungen seiner großen Geister geben, Berichte, welche die aus zweiter Hand Schöpfenden natürlich für wahr halten müssen, entstellen und fälschen sie gänzlich in ihrer groben Unwissenheit das, was diese Männer gesagt, gethan und gedacht haben; geben oft ohne Scheu das strikte Gegentheil dessen, was diese dachten und lehrten, für von ihnen gedacht und gelehrt aus! Natürlich! Bei ihrer gänzlichen Arbeitsscheu wäre es ihnen viel zu mühsam, sich wirklich über den Inhalt jener nur reeller Arbeit zugänglichen Productionen zu unterrichten und in der Regel macht ihnen das auch die eigenthümliche geistige Dumpfheit, welche die Folge gedanken- und arbeitsloser Vielschreiberei ist, schon ganz und gar unmöglich.

Um nun aber alle diese Sünden gegen die Bildung der Nation ungestraft begehen zu können, haben sich diese elenden Scribenten einen Styl erfunden, welcher selbst wieder vielleicht ihre schlimmste und gemeinschädlichste Sünde bildet. Sie haben aus den Schriften der Denker und Gelehrten sich einiger vornehmen Ausdrücke bemächtigt und mit Hülfe derselben sich eine eigene Art von gespreizter „Bildungssprache“ erzeugt, die einen wahren Triumph der modernen Bildung darstellt und zeigt, wohin es die Kunst bringen kann. Es ist eine nach den Gesetzen der belletristischen Routine kaleidoskopartig durcheinander gerüttelte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Haar so aussehen, als gäben sie einen solchen und einen erstaunlich tiefen! Man muß oft ein erfahrener Setzer, ein scharf aufpassender Setzer

sein, um mit Sicherheit zu ersehen, daß in diesem unbestimmten belletristischen Wortgeflimmer auch nicht die Spur eines Gedankens vorhanden ist, der Autor vielmehr ganz bewußt einen Fandango auf Eiern tanzt, und sich ganz klar darüber ist, daß er bei dem ersten soliden Schritt einbrechen und seine erstaunliche Gedankenlosigkeit und Unwissenheit über den Gegenstand verrathen würde. — Mein Julian ist vor allen Andern unbestrittener Meister in dieser Kunst.

Die verheerenden Wirkungen, welche diese Kunst im großen Publikum anrichten mußte, sind evident. Das große Publikum, einen Gedanken unmöglich da herausfinden könnend, wo keiner vorliegt, und dennoch an eine Abwesenheit jedes Gedankens in Folge des gebildeten belletristischen Wortgewirres und des Ansehens des Autors nicht glauben könnend, mußte sich endlich gewöhnen, flimmernde Nebelbilder für Gedanken zu halten und auch an sein eigenes Denken keine andere Anforderung zu stellen, als eine Verbindung unklar tönender Worte mit einem nach allen Seiten hin schielenden Reflexionsschein zu produciren.

So geräth alles bestimmte und scharfe Denken in der Gesellschaft außer Mode. Sogar die Forderung danach hört auf und an seine Stelle treten in selbstverliebter Zufriedenheit jene nur nach dem verlogenen Schein eines Gedankens trachtenden Hallucinationen des Geistes.

So lange nun diese Bande nur noch in den belletristischen Journalen 2c. ihr Lager aufgeschlagen hatte, mochte es immer noch hingehen. Wenn sie aber gar,

stolz und sicher gemacht durch ihre zuletzt erwähnte Erfindung, dazu übergeht, einen gelehrten Schein anzunehmen, große Werke zu schreiben, „Literaturgeschichte“ zu produciren, dann ist es Zeit und höchste Zeit.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines.

Ja, mein Julian steht nicht allein. Stünde er allein, ich würde ihn nicht angerührt haben; nicht mit einer Zange! Aber er ist nur der anerkannte Primas, der gesalbte König, der gefeierte „Literarhistoriker“ jener Bande. Er steht nicht allein und es läßt sich hier der Spruch des Evangeliums umkehren: Einer ist berufen, aber Viele wären auserwählt! Nur darum habe ich ihn als den Bedeutendsten herausgegriffen, um ihn zur Kennzeichnung seiner ganzen Bande öffentlich zu enthüllen und ihn zu Deinem Nutzen, liebes Publikum, auf hohem Berge vor versammeltem Volk zu schlachten, sicher, daß mir kein Engel in den Arm fallen und das geschwungene Schlachtschwert zurückhalten soll.

Nein er steht nicht allein und wie sollte er auch allein stehn? Seine Literaturgeschichte hat in wenigen Jahren vier Auflagen erlebt, ein fast unerhörter Erfolg! Fast in allen Blättern ist sie mit dem größten überschwenglichsten Lobe recensirt worden; seine literarhistorische Autorität steht, wie ich oft selbst erfahren und wie viele Andere mir berichten, unbestritten und fast canonisch fest in den zahlreichsten Kreisen des Publikums, und vor wenigen Tagen hat ihn eine politische Partei — die Grabowiten — in seiner Qualität als „großer Mann“ auserwählt, ihr Parteiprogramm mitzuunterschreiben. Nun, ich gratulire den Grabowiten zu diesem Büchlein.

Ihr Bildungsgrad wird sich jetzt nach dem Bildungsgrad ihres „großen Mannes" genau bemessen lassen und „Julian der Grabowite" wird füglich der Ausdruck werden können, welcher den geistigen Höhepunkt dieser Partei kennzeichnet.

Nun noch ein Wort zu Dir, mein liebes Publikum, vielleicht hast Du schon von selbst gemerkt, — und ich werde der Letzte sein, es Dir zu verhehlen, — daß Du nicht ganz ohne Mitschuld an dem geschilderten Unwesen bist. Es hätte nicht entstehen, nicht diese Ausdehnung gewinnen, nicht diese Autorität erlangen können, wenn Du, Brust an Brust gedrängt, mannhafteren Widerstand geübt hättest. Aber gar viele unter Euch haben sich in den letzten Zeiten einem häßlichen Laster ergeben: der Wortberauschung, die viel ungesunder und viel unnatürlicher ist als die Weinberauschung. Möge dies Büchlein als eine nützliche Kaltwasserkur gegen diese Krankheit dienen!

Berlin, 22. März 1862.

Bd. II. S. 233. *)

„Ein Zeitalter der sieben Weisen, das sich Gedanken darüber macht, welches das erste der Dinge sei, ob die Materie in irgend einer elementaren Form, oder das Atom oder die Zahl oder das Sein im allgemeinen oder das Werden u. s. w., ist" rc.

Anm. d. Setzers. Das Atom wurde von Leucipp und Demokrit, die Zahl von Pythagoras, das Sein von den Eleaten, das Werden von Heraklit für das Prinzip der Dinge erklärt. Diese Männer hält Herr Julian Schmidt also für die bekannten „sieben Weisen Griechenlands" (Solon, Bias von Priene, Pittakus von Mytilene., Kleobul, Chilon, Myson und Thales)!!! Das Zeitalter der sieben Weisen, Herr Schmidt, hat sich noch „keine Gedanken darüber gemacht", welches das Prinzip der Dinge sei. Die Weisheit des Zeitalters der sieben Weisen, Herr Schmidt, besteht in gnomischer Lebensweisheit, in praktisch-verständigen Kernsprüchen sittlichen Inhalts — in Kernsprüchen von einem übrigens sehr berücksichtigenswerthen Inhalt, Herr Schmidt, wie z. B. „Besser Schade als Schande" oder „Beherrsche Dein Maul" (γλώττης ἄρχε) und andere, die Sie in den Sammlungen bei Stobäos und Diogenes hätten nachsehen können — und hat nichts mit der jonischen Naturphilosophie und den pythagoräisch-metaphysischen Spekulationen rc. zu thun. Das Zeitalter der sieben Weisen, Herr Schmidt, ist die dem Zeitalter der griechischen Philosophie vorhergehende Epoche, das ihr vorhergehende Jahrhundert, und wird niemals zur griechischen Philosophie gerechnet. Thales ist der Einzige, der ebenso wie er die jonische Philosophie beginnt, andrerseits noch zu den sieben Weisen gerechnet wird und den Uebergang jener praktischen Lebensweisheit in die Philosophie, die Untersuchung über das Prinzip der Dinge, darstellt.

Ein befreundeter Tertianer, von dem ich diese ganze Weisheit habe und der sie mir in seinem Leitfaden für die höheren Gymnasialklassen nachwies, lachte bis zu Thränen über diese Verwechselung der „sieben Weisen" mit den Stiftern der demokritischen, pythagoräischen, eleatischen und heraklitischen Philosophie. Er versicherte mir, daß dies das non plus ultra crassester Ignoranz sei und daß er zuverlässig von seinem Lehrer mit Ohrfeigen bedient werden würde, wenn er sich derselben schuldig machte.

---

*) Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur. Vierte Auflage. Leipzig, 1858. F. L. Herbig.

Ihr Bildungsgrad wird sich jetzt nach dem Bildungsgrad ihres „großen Mannes“ genau bemessen lassen und „Julian der Grabowite“ wird füglich der Ausdruck werden können, welcher den geistigen Höhepunkt dieser Partei kennzeichnet.

Nun noch ein Wort zu Dir, mein liebes Publikum, vielleicht hast Du schon von selbst gemerkt, — und ich werde der Letzte sein, es Dir zu verhehlen, — daß Du nicht ganz ohne Mitschuld an dem geschilderten Unwesen bist. Es hätte nicht entstehen, nicht diese Ausdehnung gewinnen, nicht diese Autorität erlangen können, wenn Du, Brust an Brust gedrängt, mannhafteren Widerstand geübt hättest. Aber gar viele unter Euch haben sich in den letzten Zeiten einem häßlichen Laster ergeben: der Wortberauschung, die viel ungesunder und viel unnatürlicher ist als die Weinberauschung. Möge dies Büchlein als eine nützliche Kaltwasserkur gegen diese Krankheit dienen!

Berlin, 22. März 1862.

Bd. II. S. 233.*)

„Ein Zeitalter der sieben Weisen, das sich Gedanken darüber macht, welches das erste der Dinge sei, ob die Materie in irgend einer elementaren Form, oder das Atom oder die Zahl oder das Sein im allgemeinen oder das Werden u. s. w., ist" rc.

Anm. d. Setzers. Das Atom wurde von Leucipp und Demokrit, die Zahl von Pythagoras, das Sein von den Eleaten, das Werden von Heraklit für das Prinzip der Dinge erklärt. Diese Männer hält Herr Julian Schmidt also für die bekannten „sieben Weisen Griechenlands" (Solon, Bias von Priene, Pittakus von Mytilene., Kleobul, Chilon, Myson und Thales)!!! Das Zeitalter der sieben Weisen, Herr Schmidt, hat sich noch „keine Gedanken darüber gemacht", welches das Prinzip der Dinge sei. Die Weisheit des Zeitalters der sieben Weisen, Herr Schmidt, besteht in gnomischer Lebensweisheit, in praktisch-verständigen Kernsprüchen sittlichen Inhalts — in Kernsprüchen von einem übrigens sehr berücksichtigenswerthen Inhalt, Herr Schmidt, wie z. B. „Besser Schade als Schande" oder „Beherrsche Dein Maul" (γλώττης ἄρχε) und andere, die Sie in den Sammlungen bei Stobäos und Diogenes hätten nachsehen können — und hat nichts mit der jonischen Naturphilosophie und den pythagoräisch-metaphysischen Spekulationen rc. zu thun. Das Zeitalter der sieben Weisen, Herr Schmidt, ist die dem Zeitalter der griechischen Philosophie vorhergehende Epoche, das ihr vorhergehende Jahrhundert, und wird niemals zur griechischen Philosophie gerechnet. Thales ist der Einzige, der ebenso wie er die jonische Philosophie beginnt, andrerseits noch zu den sieben Weisen gerechnet wird und den Uebergang jener praktischen Lebensweisheit in die Philosophie, die Untersuchung über das Prinzip der Dinge, darstellt.

Ein befreundeter Tertianer, von dem ich diese ganze Weisheit habe und der sie mir in seinem Leitfaden für die höheren Gymnasialklassen nachwies, lachte bis zu Thränen über diese Verwechselung der „sieben Weisen" mit den Stiftern der demokritischen, pythagoräischen, eleatischen und heraklitischen Philosophie. Er versicherte mir, daß dies das non plus ultra crassester Ignoranz sei und daß er zuverlässig von seinem Lehrer mit Ohrfeigen bedient werden würde, wenn er sich derselben schuldig machte.

---

*) Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur. Vierte Auflage. Leipzig, 1858. F. L. Herbig.

des Lichtes, der Nacht, alle Katzen grau, auch bei der gänzlichen Abwesenheit des Gedankens alle Dinge gleich sind, so setzt Hr. Schmidt die Geschichte hier an die Stelle der Kunst. Es wäre chicanös wegen einer so geringfügigen Verwechslung eine Schwierigkeit zu erheben! Bim, bam, bam, bim!

Bd. II. S. 301.

„Die Tonart der schwäbischen Schule hat sich über alle Provinzen unseres Vaterlandes verbreitet und ist die Grundmelodie unserer Gemüthlichkeit geworden. Seitdem vollends das Lorle alle Bühnen entzückt hat, muß man nothwendiger Weise schwäbeln, wenn man Gemüth zeigen will. Allein der provinzielle Typus hat sich in Schwaben nicht blos auf die Lyriker erstreckt. Nicht blos bei Hauffs Novellen, nicht blos bei Auerbachs Dorfgeschichten, nicht blos bei Wolfgang Menzels verzerrter Deutschthümelei erkennt man Anklänge an den Schwabenspiegel heraus, sondern selbst in den Werken so verschieden angelegter Naturen, wie Strauß oder Vischer"!!

Anm. d. Setzers. Alle guten Geister loben Gott den Herrn!!! Herr Schmidt hält hier den „Schwabenspiegel", das berühmte mittelalterliche Rechtsbuch, welches am Ende des 13. Jahrhunderts zusammengestellt wurde, für ein typisches, maßgebendes Werk der schwäbischen Poesie, für eine Sammlung lyrischer Gedichte der schwäbischen Dichterschule!!! Donner-Bomben-Wachsstock-Sapperment!!

Herr Schmidt! Wenn Sie nur ein einziges Mal, ehe Sie Ihre Literaturgeschichte schrieben, in den „Schwabenspiegel" geblickt hätten, es hätte die wohlthätigsten Folgen haben können! Sie hätten da den Rechtsgrundsatz gefunden (Cap. CLIV): „Ein jeglich man sol den schaden gelten, der von ihm geschiht" und das hätte Sie wohl bedenklich machen können, eine Literaturgeschichte zu schreiben! Sie hätten da gefunden, mit welcher Sorgfalt unsere Altvordern die Frage prüften, ob ein Knabe mit Recht zum Mönch — die damaligen Gelehrten, Herr Schmidt, die damaligen Literarhistoriker — gemacht worden sei. Cap. XXVII: „Man sol im grifen oben an den munt under der nase; vindet man da kleinez har, daz ist ein geziuge. Man sol im grifen under die uohsen; vindet man da kleinez har, daz ist der ander geziuge. Man sol im grifen under diu bein, und vindet man da —" und so weiter, Herr Schmidt. Wenn Sie Sich nun mit allen diesen Griffen geprüft hätten, und überall nur die nackte Blöße Ihrer Unwissenheit gefunden hätten, nirgends ein Haar, so hätten Sie es wohl sein lassen, eine Literaturgeschichte zu schreiben. —

Aber Ihre Leser werden mit staunender Verwunderung fragen: Wie kann man gar so unwissend sein? Wie kann man den „Schwabenspiegel" für ein Werk halten, welches den „provinziellen Typus" der schwäbischen Poesie in sich enthält und an welches man daher „Anklänge" bei

schwäbischen Romanschriftstellern, Gelehrten, Denkern und Theologen finden will? Woher nimmt man endlich die Sicherheit, so etwas drucken zu lassen? — Ich will das Ihren Lesern erklären, um sie schon hier einen deutlichen Einblick in Ihre ganze Methode thun zu lassen, die sich uns immer klarer enthüllen wird.

Im Jahre 1838 benutzte Heinrich Heine den berühmten Namen des „Schwabenspiegels", um denselben mit einer geistreichen Allusion als Titel für einen kleinen, 10 Octav-Seiten langen, in periodischen Blättern erschienenen raisonnirenden Aufsatz zu nehmen, in welchem er die Herren Carolus Mayer, Gustav Schwab, Justinus Kerner und andere Dichter der schwäbischen Dichterschule angreift. Von diesem Aufsatz haben Sie gehört — Sie erwähnen ihn selbst an einer andern Stelle in Ihrem Werke — und schließen nun aus diesem Titel, daß der „Schwabenspiegel" ein Werk der schwäbischen Dichterschule sein müsse, das Heine hier verhöhnen wolle. An den Heine'schen Aufsatz selbst, Herr Schmidt, können Sie — nein, ich muß bitten, keine Verdunkelung, nur keine Verdunkelung, Herr Schmidt — in Ihren oben citirten Worten durchaus nicht denken. Und zwar aus sehr vielen Gründen nicht. Erstens weil jener Heine'sche Schwabenspiegel ein sehr unbedeutender und ziemlich unbekannt gebliebener Artikel ist, an den bei der Berühmtheit jenes „Schwabenspiegels" kein Mensch denken kann, wo blos von dem „Schwabenspiegel" die Rede ist und den Sie mindestens dann als den „Heine'schen Schwabenspiegel" hätten bezeichnen müssen. Zweitens deshalb nicht, weil, wenn selbst Heine in seinem Schwabenspiegel die Manier der schwäbischen Dichter spöttisch nachgeahmt oder geschildert hätte, man ja dann durchaus nicht sagen könnte, daß man in schwäbelnden Schriftstellern „Anklänge" erkenne an einen Aufsatz, in welchem jene Manier nicht positiv auftritt, sondern nur negirt und ironisirt wäre. Drittens aber — und dieser Grund, Herr Schmidt, beseitigt vollends alle falschen und schiefen Ausflüchte, die Sie im Kreise Ihrer Bekannten herstammeln könnten — deshalb nicht, weil Heine in seinem Schwabenspiegel auch durchaus nicht die Manier der schwäbischen Poesie nachahmt oder irgend wie schildert. Sondern er treibt da nur in seiner geistreichen Weise Allotria und Narrenpossen, neckt Justinus Kerner mit seinem Geisterglauben, Carl Mayer mit einer Statue, die man ihm in Waiblingen setzen werde, verhöhnt Menzel wegen seiner Feigheit, erzählt von einer schöner Schwäbin, die ihn mit ihrem Hasse verfolge, und wirft Gustav Pfizer falsche Citate vor. Das ist Alles, wie sich Jeder überzeugen kann, der den fünften Band der amerikanischen Ausgabe von Heines Werken zur Hand nimmt. Da giebt es also nichts „anzuklingen", und am wenigsten für die Werke schwäbelnder Autoren.

Die geistreiche Allusion des Heine'schen Titels inducirt Sie also, in dem Heines anzunehmen, daß der „Schwabenspiegel" — ein Name, den Sie natürlich hin und wieder gehört hatten, ohne Sich zu erinnern, in welchem Zusammenhange — eine für den „provinziellen Typus" der schwäbischen Poesie maßgebende Sammlung lyrischer Gedichte sein müsse!

Nun, diese Unwissenheit ist freilich grauenvoll. Sie ist ein Verbrechen für Jemand, der eine Literaturgeschichte schreibt. Aber sie ist doch das Schlimmste bei der Sache noch nicht. Das Schlimmste kommt nun. Kaum haben Sie diesen Schluß gemacht, daß der „Schwabenspiegel" ein solches Werk sein müsse, als Sie den Kopf gedankenvoll in die Hand

stützen und mit tiefsinniger Kennermiene erklären, daß Sie „nicht blos bei Hauffs Novellen, nicht blos bei Auerbachs Dorfgeschichten, nicht blos bei Menzels verzerrter Deutschthümelei, sondern selbst in den Werken so verschieden angelegter Naturen wie Strauß oder Vischer Anklänge erkennen an — den „Schwabenspiegel", an ein Buch, das Sie zu Ihrem Unglück nie zur Hand genommen! Es ist diese gewissenlose Frivolität, diese freche Windbeutelei, dieser superlativische Humbug, den Sie mit ernsthaften Dingen und mit einem Publikum treiben, das sich ernsthaft belehren will, es ist diese tiefe Unsittlichkeit, die noch viel schlimmer ist als Ihre stupende Ignoranz.

Das ist Ihre Methode, Herr Schmidt, und freilich ist sie eine blendende! Wie so manche Ihrer Leser bewundernd vor Ihnen dagestanden haben mögen: „Der Strauß und der Vischer, das denken zwei Philosophen zu sein, der eine ein Theologe, der andere ein Aesthetiker: zwei ganz verschiedene Gebiete. Aber der Schmidt, der blickt sie gleich durch und durch! Aus beiden klingt der Schwabenspiegel 'raus. Der Schmidt hat's gleich fort. Es ist doch ein verfluchter Kerl!"

Brauche ich endlich erst noch darauf hinzubeuten, daß Sie hier ein gedoppeltes Wunder zu Wege bringen? Daß Sie nehmlich „Strauß oder Vischer" ebenso wenig kennen, wie den „Schwabenspiegel" und daß Sie also vermöge der Ihnen eigenthümlichen kritischen Intuition hier „Anklänge" aneinander in zwei Werken entdecken, von denen Sie keins von beiden gelesen haben? Wer diesem Büchlein bis zu Ende folgt, der wird das nicht bezweifeln.

Bd. II. S. 1.

„Seine (Goethe's) Lieblingsgestalten sind Virtuosen mit vielseitiger Empfänglichkeit ohne ideellen Inhalt und ohne Ehrfurcht vor der realen Welt; auch Faust (!!)*) denn (!) sein Bund mit dem Teufel beruhte wesentlich auf Abneigung gegen — Einseitigkeit der Bildung und Beschäftigung.**) In der Gesellschaft und in den Dichtungen der spätern Romantiker wird dieser Dilettantismus***) ins Große getrieben."****)

---

*) Anm. d. Setzers. Goethe's Faust „ohne ideellen Inhalt"!!! Recht so, Herr Schmidt:

„Des diamantnen Keiles schonungslosen Zahn
Hier durch die Brust hin treib' ihm den mit aller Kraft."
(Aeschylos, Prometheus).

**) Und welch reizender Grund! Der Faust ist deshalb ohne ideellen Inhalt, weil er angeblich beruht auf Abneigung — „gegen Einseitigkeit der Bildung und Beschäftigung."

***) Der Dilettantismus des Faust!

****) Also Faust ist „ohne ideellen Inhalt!" Es ist etwas in

Bd. II. S. 161.

Ueber die Bedeutung des Mephistopheles im Faust: „Der Geist, der stets verneint, ist nicht eine Persönlichkeit, sondern eine Abstraction, die Abstraction der Altklugheit —"

Anm. d. Setzers. O, Herr Julian Schmidt, glauben Sie wirklich, Goethe habe im Mephistopheles Sie vorausahnend schildern wollen, Sie, der Sie allerdings Alles und Jedes, Goethe und Schiller, Platen und Immermann, Fichte und Hegel, Uhland und Schlegel, Creuzer und Kegel herunterreißen und verneinen? Goethe hat allerdings wohl nicht an Sie gedacht, dennoch empfangen Sie für die obige Stelle meinen wärmsten Dank. Denn wenn ich oft und lange vergeblich darüber nachgedacht habe, warum Sie wohl eigentlich die classische Richtung und die Romantik, die alte und die neue Philosophie, die historische Schule und die vergleichende Sprachforschung, die Mythologie und die orientalischen Studien, kurz Alles und noch einiges darüber, von welchem allem Sie gleichmäßig nichts verstehen, herunterreißen, so bin ich jetzt durch dieses in einem unbewachten Augenblick Ihnen entschlüpfende Geständniß ein für allemal über die Quelle belehrt, aus welcher Ihre steten Verneinungen fließen: aus Altklugheit! Dank für den Schlüssel, Herr Schmidt!

Bd. II. S. 161.

Weiter über Goethe's Faust: „Der Dichter nimmt zwar von Zeit zu Zeit einen Anlauf, durch das mittelalterliche Costüm dieser Altklugheit eine bestimmte Färbung zu geben. Aber so schön ihm das in einzelnen Momenten gelingt, namentlich wenn er dem platten Menschenverstand durch tollen, übermüthigen Humor die poetische Farbe giebt, er fällt fortwährend aus der Rolle und wir überzeugen uns am Ende, daß Faust

---

dieser Entdeckung, was einem auf die Brust fällt und den Athem beklemmt! Besonders aber auch etwas, was einen besorgt macht um das Schicksal des Entdeckers, denn Sie wissen, Herr Schmidt, es ist noch allen großen Entdeckern schlimm ergangen, Columbus wie Galilei und so vielen andern. Und Sie werden zugeben, Herr Schmidt, mit einem Manne, vor dessen Titanengeist selbst der Faust zu einem bloßen „Dilettantismus" zu einer Gestalt „ohne ideellen Inhalt" herabsinkt, — mit dem darf man es scharf nehmen, Herr Schmidt!

„So heb ich an: Legt nimmer hin
Die Scham, die aller Zucht Beginn.
Schamloser Mann, wie taugte der?
Als ob er in der Mauße wär,
So rieselt von ihm Würdigkeit
Und weist ihn zu der Hölle Leid."
(Parzival III, 170.)

gar nicht nöthig gehabt hätte, sich diesem Teufel zu verschreiben, sich ihn als Ergänzung heraufzubeschwören, da er ihn ja als Ergänzung seines excentrischen Gefühls in seinem eigenen Innern trägt."

Anm. d. Setzers. O Du dummer Goethe! Wenn Du doch das Glück gehabt hättest, Herrn Julian Schmidt zu kennen und von seinen tiefsinnigen Rathschlägen zu profitiren! Denn dann würdest Du gewußt haben, daß Du, um nicht „aus der Rolle zu fallen," den Faust sich einem solchen Teufel verschreiben lassen mußtest, den er nicht in seinem eignen Innern trug!! Nichts klarer als das! O Goethe, Goethe!

Wer roufet mich dâ nie kein hâr
gewuohs, inne an mîner hant?
der hât vil nahe griffe erkant.

(Parzival I, 1.)

Bd. II. S. 160.

Ueber den Goethe'schen Faust: „Wohl mußte jedes kräftige Herz ergriffen werden; es war die höchste Vereinigung des gesunden Menschenverstandes (!) und des überquellenden Gefühls."

Anm. d. Setzers. Beneidenswerther Geist! Zu welcher Kleinkinderfibel unter Ihren Händen die tiefsten Meisterwerke unserer Literatur herunterfinken! Mephisto die „Abstraktion der Altklugheit," Faust selbst auf „Abneigung gegen Einseitigkeit der Bildung und Beschäftigung" beruhend, der Fehler des Dramas darin liegend, daß Faust sich einem solchen Teufel ergiebt, den er ohnehin schon in sich trägt, und nicht vielmehr einem solchen, der ganz außerhalb seiner steht und ihm daher für irgend einen äußerlichen Kaufpreis, etwa eine Geldbörse und ein Linsengericht, seine Seele abkauft, das Große der Tragödie aber wieder in dieser engen Vereinigung von „gesundem Menschenverstand und überquellendem Gefühl" liegend — Sie haben ganz Recht, Herr Schmidt, hier hätten wir wirklich einen Faust, in Bezug auf den ich ganz mit Ihnen einverstanden bin, daß er vollständig „ohne ideellen Inhalt!"

Bd. II. S. 162.

Immer weiter über Goethe's Faust: „Es ist Goethe in dieser Dichtung nicht gelungen, (!!) wie in seinen übrigen Werken, seine Seele von einer Last, die er nicht abwerfen konnte, durch dichterische Darstellung zu befreien; es ist ihm nicht gelungen, sich über die Einseitigkeit seines Helden zu erheben, weil es ihm nicht gelang, ihn vollständig darzustellen. Die einzelnen

Momente, das Verhältniß zu Gretchen, das Verhältniß zu Mephistopheles, das Verhältniß zu Wagner gehören seiner Seele an; daß er sie aber *combinirte, war ein Werk der Reflexion.*"

Anm. d. Setzers. O Phraseologie, was schmeckst du prächtig!

Bd. II. S. 447.

Ueber Goethe in seinem Alter: „Aber in seinen Dichtungen herrscht ein ängstliches Bestreben nach *Analyse*, noch ehe die *Gegenstände Gestalt gewonnen* (!!) und daneben die Neigung, im *entscheidenden Augenblick* vor einer *Unauflöslichkeit stehen zu bleiben* (!)*), so daß wir noch die *einzelnen Worte* verstehen, aber nicht mehr den *Sinn, in dem sie combinirt sind.*"**)

---

*) Anm. d. Setzers. O du heiliger Blödsinn! Wie prächtig eignet sich doch die „Bildungssprache" dazu, unter großer Prätention einen Unsinn hinzustellen, der in der schlichten sinnlichen Kutschersprache des gewöhnlichen Lebens sich vor sich selber schämen würde. Nicht wahr, Herr Schmidt, die chaotische Gedankenlosigkeit und Verwirrung läßt sich in dem weitbauschigen wolkigen Reflexionsstyl dieser Substantiva Abstracta so drapiren, daß sie wie tiefster Gedankenreichthum aussieht. Nicht wahr, Herr Schmidt, Sie haben auch mit den aristophanischen Sophisten erkannt:

— — daß kein anderes göttliches Wesen
Existirt als allein diese heiligen drei: das *Chaos*, die
Wolken, die *Zunge*.
(Aristophanes, Wolken, V. 420 ff.)

Doch wir werden noch weit glänzendere Beläge dieses Ihres Gottesdienstes bei Ihnen treffen.

**) Aber, Herr Schmidt, wie können Sie nur so unvorsichtig das Geheimniß der Methode verrathen, nach der Sie arbeiten. Sie konnten sich gar nicht besser selbst charakterisiren! Sie fügen Worte zusammen, die in ihrer Combination jeden Sinn verlieren und nur deshalb bei oberflächlichem Darüberhingehen einen solchen zu haben scheinen, weil jedem einzelnen dieser ehrlichen, guten, gemißbrauchten Worte ein Sinn zukommen würde. Wie kann man nur zu gleicher Zeit so unvorsichtig gegen sich selbst und so frech gegen Goethe sein!

„gebt rehter mâze ir orden
ich pin wol innen worden
daz ir râtes dürftic sît:
nu lât der unfuoge ir strît"

geht, ist aber wohl zu unterscheiden von einer zweiten reflectirten Natursymbolik*), die ihre Spekulationen in die bereits vorhandene Religion überträgt"**).

Bd. II. S. 352.

„Ihr (der romantischen Schule) Princip bestand darin, daß der poetische Glaube, das poetische Lebenselement ein anderes sein müsse als das Lebenselement der Wirklichkeit — und in diesem Grundirrthum lag ihre Verwandtschaft mit dem Katholicismus***). Der Protestantismus nahm die Gegensätze des Göttlichen und des Irdischen in das menschliche Herz

---

*) Bim, bam, bam, bim!

**) „Die hohe Kraft der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen,
Und wer nicht denkt, dem wird's geschenkt,
Der hat sie ohne Sorgen."

Uebrigens, Herr Schmidt, wenn Sie sagen „denn göttlich ist dem Menschen ursprünglich, was er nicht versteht," so ist das ja schon ganz sinnfällig nicht wahr. Denn Ihnen müßte ja sonst die ganze Deutsche Literatur göttlich sein! Oder sollte vielleicht der Fortschritt der Culturentwicklung gerade darin bestehen, daß der Mensch ursprünglich anbetet, später aber beschimpft, was er nicht versteht?

***) Anm. d. Setzers. Tout au contraire, umgekehrt, im Gegentheil, mein verehrter Herr Schmidt, wenn Sie erlauben! Hierin — in dem Gegensatz des ideellen Elements mit der Wirklichkeit — würde vielmehr die Verwandtschaft der romantischen Schule mit dem Protestantismus liegen. Denn der Katholicismus, verehrter Gelehrte, hat zu seinem Princip gerade die Einheit des ideellen Elements und der Wirklichkeit, eine Versöhnung, die er in Kirche, Kunst und Staat durchzuführen sucht. Der Protestantismus dagegen, ausgehend von der Erkenntniß der Unwahrheit dieser im Katholicismus behaupteten und erstrebten Versöhnung, ausgehend von der Erkenntniß der schlechthinnigen Veräußerlichung und Selbstentfremdung, in welche das ideelle Element in diesem Streben nach Einheit mit der Wirklichkeit gerathen ist, giebt diese Versöhnung wieder auf, vollbringt die radicale Trennung des ideellen Elements und der Wirklichkeit und läßt jede von beiden Sphären sich frei für sich entfalten. Gerade hierdurch kommt es dazu, daß im Verlauf der Jahrhunderte die vom Protestantismus ausgegangene Wissenschaft durch diese ihre exclusive Vertiefung in das ideelle Element das Princip der Identität des Ideellen und der Wirklichkeit entdeckt und nun eine viel umfassendere und radikalere Versöhnung beider, als der Katholicismus war, hervorzubringen strebt.

So sind die Dinge in der Wirklichkeit zugegangen, Herr Schmidt!

auf*), wo sie sich in concreter Fülle entfalteten**) während sowohl in der alten Kirche wie in dem neuen Jesuitismus der Himmel und die Erde zwei Welten waren, die sich ganz äußerlich bekämpften"***).

Bd. II, S. 287.

Bei Gelegenheit der Beurtheilung des „Prinz von Homburg" von Kleist: „Die freie Heldenkraft empört sich mit dem unmittelbaren Bewußtsein ihrer höheren Berechtigung gegen die hergebrachte Ordnung. Die heidnische Tragödie wußte für diesen Conflict keine andere Lösung, als eine rein äußerliche; (!!) das Gesetz duldet keine Vermittlung."

Anm. d. Setzers. Wie danke ich Ihnen, Herr Schmidt! Neulich hatte mir ein unwissender Mensch ein Langes und Breites erzählt von den Eumeniden des Aeschylos und dem Oedip in Kolonos des Sophokles und von den kathartischen Stücken des Alterthums überhaupt. Aber, was mir einer auch sagen und zeigen möge, jetzt weiß ich es besser, Dank Ihnen! In der That, warum sollten Sie ein geringeres Recht haben, Aeschylus und Sophokles zu betrampeln, als Goethe und Schiller? Etwa wegen der Ehrwürdigkeit, die sich an höheres Alterthum knüpft? Spaßerei! Wenn Sie den sieben Weisen Griechenlands eine neue Philosophie geben konnten, warum nicht auch Aeschylos und Sophokles eine neue Tragik? Was ich am meisten an Ihnen bewundere, Herr Schmidt, das ist die Allseitigkeit, die Consequenz, die edle Unparteilichkeit Ihrer Bildung! Sich so in allen Gebieten des menschlichen Wissens gleich-

---

Aber was kömmt Ihnen darauf an! Was macht es Ihnen, für das Princip des Katholicismus zu halten, was das Princip des Protestantismus ist?!

„Denn anders als in andern Menschenköpfen
Gestaltet sich in diesem Kopf die Welt!"

*) Bim, bam! Also „in's menschliche Herz" nahm der Protestantismus „die Gegensätze des Göttlichen und des Irdischen auf!" Es ist erstaunlich! Aber wo anders sollte er sie denn überhaupt aufnehmen können? Der Denker nimmt diese Gegensätze in den Kopf auf, Sie, Herr Schmidt, nehmen sie in die Feder auf und jeder Gläubiger nimmt sie in's Herz auf, ob Protestant oder Katholik. Also nicht dies, daß er sie in's Herz aufnimmt, charakterisirt den Protestantismus — wenn Sie sich durchsuchen, Herr Schmidt, werden Sie finden, daß Sie keinen andern Körpertheil haben, der sich zu dieser Aufnahme qualificirt, es sei denn das Maul, denn von Kopf kann bei Ihnen die Rede nicht sein — sondern wie er sie in das Herz aufnimmt, welche Stellung zu einander er ihnen da anweist — das charakterisirt ihn!

**) Bim bam, bam bim!!

***) Welche Confusion! Bim bam bam bam bim!

von Sinn mehr als in die andere komme, um keiner zu nahe zu treten! Edler Mann!

Eine Anerkennung verdienen Sie, Herr Schmidt! Nie, nicht in den schmierigsten Abfallgruben der Literatur, habe ich einen Mann entdeckt, der besser, der tiefer als Sie die ganze ungeheure Wahrheit der Worte des Mephistopheles begriffen hätte:

„So schwätzt und lehrt man ungestört:
Wer will sich mit den Narr'n befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Das ist das Fundament, auf welchem Ihr ganzes Werk aufgeführt ist!

Uebrigens freut es mich, beiläufig aus dem Obigen zu ersehen, warum Sie eigentlich so unwissend sind. Sie sind es absichtlich. Sie haben Sich — ahnte ich es nicht schon oben S. 25? — von jeder solchen „einseitigen Beschäftigung" frei erhalten, um nicht Ihre „künstlerische Gestaltungskraft" zu schwächen, um nicht Ihrem „historischen Sinn" zu schaden. In der That, wenn Sie nicht glaubten, den Heirathsvertrag zwischen Numa und der Nymphe noch zu besitzen — würde da nicht die Ihnen eigenthümliche „Fähigkeit, schnell und schlagend den für die Würdigung einer That wesentlichen Gesichtspunkt zu treffen", auf dem Spiele stehen?

Bd. II. S. 195.

„Nichts ist mißlicher, als wenn die Cultur einer Nation nichts in ihrer eigenen Natur gegründet, sondern durch eine fremde gewaltsam fortgetrieben wird; es entsteht dann eine immer größere Spaltung zwischen den Einzelnen, die auf einen höheren Punkt durch fremde Hülfe sich gearbeitet, und zwischen der Totalität der Nation."

Anm. d. Setzers. Nach Herrn Julian Schmidt fließt der Rhein nicht zwischen Deutschland und Frankreich, sondern zwischen Deutschland und zwischen Frankreich! Erbarmen, Herr Julian Schmidt, Sie tödten Alles, warum auch noch die Sprache?

Bd. II. S. 195.

Es geht unmittelbar nach der vorigen Stelle fort: „Alle Bildung sollte später durch eine schon vorhandene fremde gegeben werden, und was aus eigner Kraft in die Höhe dringen mußte, das sollte ein in fremdem Klima gewachsenes Grün sich auf die Spitze setzen und damit zusammenwachsen, um sogleich fertig zu sein."

Anm. d. Setzers. Diese Pracht der Bilder ist berauschend. Bedenken Sie, Herr Schmidt, daß Sie zu einfachen Sterblichen reden, welche die Sprache der Götter nicht ertragen können, ohne in Verwirrung zu gerathen! Also: Ein in einem fremden Klima gewachsenes Grün soll herkommen und soll sich der nationalen Bildung auf die Spitze setzen? Nein, umgekehrt: Es soll sich (Dativ) die (Akkusativ) nationale Bildung auf die Spitze setzen — wie man zu sagen pflegt, auf den Hut stecken — so daß nun die grüne Spitze unten und der nationale Boden oben drüber und so beide zusammenwach — Nein, nein, so ist es doch wohl nicht. Umgekehrt: „Und was aus eigner Kraft in die Höhe dringen mußte (Relativsatz als Subjekt), das (Nominativ) sollte ein (Akkusativ) in fremdem Klima gewachsenes Grün sich (Dativ) auf die Spitze setzen" — um nun mit dieser seiner Spitze in das darauf gesetzte fremde Grün hineinzuwachsen — aber das ist auch bedenklich! denn dann stieße ja wieder das aus eigner Kraft in die Höhe Dringende mit seiner Spitze in das breitere Hintertheil des fremden Grün, hätte dieses auf sich zu balanciren — eine dem vegetativen Reiche, aus dem das Bild genommen, sehr fremde Erscheinung — und hineinzuwachsen, um „fertig" zu sein. Inzwischen, vielleicht verstehen wir es ein andermal besser, wenn uns dies auch das erste Mal noch nicht gelingt. Aber eine einzige Bitte gestatten Sie, Herr Schmidt! Wir wollen Ihnen gern unsre ganze grüne Bildung aufopfern, all' die unfertigen Bursche von Goethe bis auf Hegel, von Platen bis zu Creuzer, nur die Sprache, nur die Sprache wenigstens lassen Sie uns! Wenn Sie uns auch die noch nehmen, was bleibt uns dann übrig, als wie jener Landwehrmann von den Franzosen in derselben Unterstellung sagte: „zu blaffen wie die Hunde?"

Bd. II. S. 217.

„Dagegen verrathen die unter den Protestanten so oft schon wiederholten Klagen über die Kahlheit und Nacktheit ihrer Cultusformen, über den gänzlichen Mangel an Pracht und Luxus des Gottesdienstes eine verkehrte Ansicht des Protestantismus."

Anm. d. Setzers. Würde es Ihnen nicht gleich sein, Herr Schmidt, lieber zu sagen, „eine verkehrte Ansicht von dem Protestantismus"? Sonst ist ja der Protestantismus das Subjekt, welches die ihm im Genitiv beigefügte Ansicht hat — denn, wie ich mich aus der Elementarschule erinnere, Herr Schmidt, steht der Genitivus auf die Frage: wessen? —, während in Ihrem Satze der Protestantismus das Objekt sein soll, über welches man die falsche Ansicht hat. Die Sprache, Herr Schmidt! Gnade wenigstens für die Sprache! Ich habe einen Sohn, Herr Schmidt; der Bengel ist zehn Jahre alt und in der Deklination schon recht erfahren. Wie wäre es, wenn Sie ihm bei einer fünften Auflage die Verbesserung Ihres Werkes übertrügen?

---

scheinlichkeit und die psychologische Fruchtbarkeit und moralische Erbauung derselben, von denen die üblichen Theorien und Kunstkritiken verlauten; — Geschwätz von Barbaren, die sich gern Kunstsinn anlögen, für Barbaren, die sich nur durch andere ihn anlügen lassen! — Die Einheit, welche ich meine, ist eine andere; höchstens durch Beispiele, durch wirkliche Zergliederung und Zusammenfassung vorhandener Kunstwerke in jenem Geiste, würde es sich dem Unkundigen deutlich machen lassen. Möchte sich doch bald ein Mann finden, der sich dieses hohe Verdienst um die Menschheit erwürbe und dadurch, wenigstens in jungen Gemüthern, den fast ganz erstorbenen Kunstsinn wieder anzündete; nur müßte derselbe nicht selber ein junges Gemüth, sondern ein vollkommen bewährter und gereifter Mann sein. Bis nun dieses geschieht, könnten ja die andern sich des Lesens und Anschauens wirklicher Kunstproducte, die ihnen wegen ihrer unendlichen Tiefe unverständlich, und da der Genuß derselben das Verstehen voraussetzt, auch ungenießbar sind, ruhig enthalten."

Und ferner ib. S. 111: „Blos in Absicht der Kunst könnte eine Ausnahme von der Strenge der oben eingestellten Regel gestattet werden. Von der Kunst nämlich ist die Menschheit noch weit mehr entfernt, als von der Wissenschaft und es wird einer weit größeren Reihe von Vorbereitungen bedürfen, daß sie zur ersten komme, als zu der letzteren. In dieser Rücksicht könnten fürs erste selbst schwache Versuche an unvollkommenen Werken angestellt, diese Werke zu entwickeln und auf Einheit zurückzuführen, willkommen sein, damit dem größeren Publikum nur erst die Kunst, ein Werk zu verstehen, ein weniger geläufiger werde."

Und ib. p. 164 sq. erklärt er, daß es auf die Frage, worauf der wahre Staat den bei der mechanischen Bearbeitung der Natur entbehrlichen Ueberschuß von Volkskraft verwenden solle, keine andere Antwort gebe als: „daß er der schönen Kunst geweiht werden solle," damit die Natur „dem höheren geistigen Bedürfnisse des Menschen unterworfen und ihr das majestätische Gepräge der Idee aufgedrückt werde — welches die schöne Kunst giebt."

Können Sie uns nicht sagen, Herr Schmidt, welche persönliche Bestürzung Fichte veranlaßt hat, diese Sätze niederzuschreiben?

Bd. II. S. 70.

„Gegen diese Doctrin (die von Schelling nämlich) erhob Fichte, der seine Stellung in Berlin immer mehr befestigt, die Fahne des reinen Idealismus. Seine Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1804—5) waren die letzte Frucht einer vieljährigen Verbitterung."

Anm. d. Setzers. Also der „reine Idealismus," dessen Fahne ja nach Ihnen selbst Fichte erhob, ist eine „Frucht vieljähriger Verbitterung! Also die Frucht vieljähriger Verbitterung" ist: der „reine Idealismus." Was wir nicht für Resultate erleben würden, wenn sich die Mütter einfallen ließen, ihre Kinder nach den tiefsinnigen Sentenzen Ihrer Literaturgeschichte zu erziehen! Na, vielleicht gelingt es

mir, Sie auch noch zum „reinen Idealisten" zu machen, indem ich Ihnen eine „vieljährige Verbitterung" beibringe! — Und wie Sie die Stichwörter kennen, mit welchen man den Krämer gegen alles Hohe und Große einnimmt! Und so in dieser elenden Weise als „letzte Frucht einer vieljährigen Verbitterung" erklären Sie eines der Meisterwerke deutscher Literatur, welches gerade nur aus der Quelle reinster und wärmster Liebe geflossen ist! O, Sie gedankenlose Schmeißfliege, was Sie nicht alles beschmutzen! Haben Sie denn geglaubt, es gäbe gar keinen Deutschen mehr, dem die Culturheiligthümer der Nation am Herzen liegen und der für dieselben gegen Sie eintreten werde?

Bd. II. S. 78.

„Beide (Fichte und Schelling) haben es gleichmäßig verstanden, hinter hochklingenden Formeln, deren Sinn und Zusammenhang man nur schwer erkennt*), halbe Wahrheiten auszusprechen, die erst durch bedingte Anwendung Halt gewinnen**). Beide sind später durch einen größeren Virtuosen***) überflügelt worden."

Anm. d. Setzers.

*) „Freilich bequem vollbringt sich das Schuftige unter den Menschen,
Doch mühsam handhabt Wackeres, Kyrnos ein Mann."
(Theognis).

**) Wie schön gesagt!

***) Hegel!

Bd. II. S. 81.

„Auch Fichte ist trotz seines vermessenen Dogmatismus nur ein Suchender."

Anm. d. Setzers. Wissen Sie das genau Herr Schmidt? Ich habe immer gedacht, es wäre Gott Vater in eigener Person gewesen! Was Sie doch die Leute tief und unterscheidend zu charakterisiren verstehen!

Bd. II. S. 79.

„Fichte, der Apostel der geschichtlichen Welt, ist auf dem Gebiet der Geschichte nicht bloß von einer erstaunlichen Unwissenheit, (!!!) sondern er hat für die Wissenschaft der Geschichte weder Sinn noch Talent." (!!!)

annimmt, der also eine **Gliederung** derselben überhaupt, eine zeitliche Gliederung der Entwickelung als nothwendig setzt, auch eine räumliche Gliederung dieser Entwickelung, d. h. also eine Entwickelung durch besondere Volksgeister als vernünftig wird annehmen müssen und daß er, weit entfernt das Bestehen besonderer Volksgeister auszuschließen, wenigstens danach wird streben müssen, einen vernünftigen Zusammenhang zwischen jener zeitlichen Gliederung — Epochen — und dieser räumlichen Gliederung — Volksgeister — der weltgeschichtlichen Entwickelungsarbeit zu begreifen und also auch die Volksgeister als etwas Nothwendiges in derselben und als Träger gewisser Entwickelungsstufen anzusehen.

Dies bildet nun in der That den engen innern Gedankenzusammenhang zwischen den „Grundzügen" und den „Reden an die deutsche Nation". Hier will Fichte definiren, was „Vaterlandsliebe", was Liebe des Einzelnen zu seiner Nation sei, findet mit Recht, daß dies zusammenfalle mit der Frage „was ein Volk sei, im höheren Sinne des Wortes" und definirt nun ein „Volk" als eine Gemeinschaft von „mit einander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, welche insgesammt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen stehen" oder, wie er sich daselbst auch ausdrückt, unter „demselben geistigen Naturgesetz" und seiner Entwicklung stehen (Werke Bd. VII. S. 381 ff.). Fichte war nun so „komisch" Herr Schmidt, wie Sie wahrscheinlich sagen würden, daß er glaubte, das deutsche Volk sei ein nothwendiges Moment in der Realisirung des „göttlichen Weltplans", welcher schon das Fundament der Grundzüge bildet, ja das deutsche Volk sei gerade der Träger des Begriffs, auf welchen einst das Reich der Zukunft, das Reich der vollendeten Freiheit gebaut werden solle. Welche „komische" Inconsequenz zwischen den Grundzügen und den Reden, welcher lächerliche Gegensatz zwischen Fichte's „Weltbürgerlichen Idealen" und Fichte's „Vaterlandsliebe" besteht, können Sie ja schon ganz äußerlich daraus entnehmen, daß Fichte in dem ergreifenden Schluß seiner Reden an die Deutsche Nation den „göttlichen Weltplan selbst" — und auch die Franzosen ausdrücklich mit eingeschlossen — uns beschwören läßt, uns zu erheben und unsere Selbstständigkeit zu vertheidigen, und hierdurch seine, des göttlichen Weltplans „Ehre und Dasein zu retten", da er ohne uns zu Grunde gehen müsse — immer derselbe Weltplan, Herr Schmidt, von dem schon die „Grundzüge" ausgehen! Ja, wie wenig von einem Widerspruche hier die Rede ist, wie absolut falsch und nur aus Ihrer gänzlichen Gedankenlosigkeit erklärlich Ihr Urtheil ist, bei Fichte habe immer nur „ein geistvolles Ergreifen der augenblicklichen Stimmung stattgefunden" (wie Sie S. 70 — Ihrer Sudelschrift u. a. a. St. sagen), das er uns umsonst als System und Methode verkaufen wollte, hätten Sie ja am einfachsten aus seiner „Staatslehre" ersehen können, wo Fichte (W. Bd. IV. S. 420—428) dem deutschen Volke genau dieselbe Bedeutung für die Entwickelung des Weltplans, wie in den Reden, zuweist. Von uns, meint er, solle dereinst das Reich der Zukunft ausgehen. — „Für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt." „Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und langsam demselben entgegenreifen — ein anderes Element ist für diese Entwickelung

in der Menschheit nicht da." Ja, hier in der „Staatslehre" (S. 419) definirt er von Neuem, was ein Volk sei, und definirt dies als einen Haufen, welche unter „Einer Grundansicht sittlicher Welt" stehe. Dies ist Fichte's Auffassung des Begriffes: Volksgeist, und ohne denselben existirt ihm kein Volk. Ohne diese Eine Grundansicht sittlicher Welt, sagt er daselbst ausdrücklich, gäbe es nur „zerstreute Naturmenschen, Wilde, Cannibalen, die denn doch Ehen, Eltern und Kinder haben." Was Sie also für Fichte'sches Weltbürgerthum halten, ist ihm vorläufig — Cannibalismus, Herr Schmidt! Was Sie doch Ihren Fichte gründlich studirt haben! Es ist eine Freude es mit anzusehen! Und wiederum, damit Sie nicht in den umgekehrten Irrthum über Fichte verfallen: Wenn er an einer Stelle der Grundzüge (VII. S. 29) — er spricht daselbst ausdrücklich von einer Zukunft „nach Jahrhunderten oder auch Jahrtausenden" — den Zweck des göttlichen Weltplans dahin angiebt, am Ende dieser Zeit „alle Völker zu einer einzigen großen Gemeine zu vereinigen," so hat Fichte auch in der „Staatslehre" (1813) diesen Geoanken nicht aufgegeben. Er sagt vielmehr an der zuletzt angeführten Stelle derselben ausdrücklich, nachdem er jene „Eine Grundansicht der sittlichen Welt" als die „Volksgesinnung" ausgesprochen, diese Volksgesinnung sei: „das eigentlich das Volk zum Volk machende, sein Punkt zwischen dem Wilden und dem Bürger des Rechtsreiches (Reiches der Zukunft.)

Fichte faßt also, wie Ihnen jetzt klar geworden sein wird, Herr Schmidt, die Völker und Volksgeister als die nothwendigen Entwickelungsformen des göttlichen Weltplans oder des am Ende aller Entwickelung einst — in Jahrhunderten oder Jahrtausenden — eintretenden Rechtsreiches, und Sie werden jetzt begreifen, wie mindestens bis dahin zwischen seinen „weltbürgerlichen Idealen" und der „Vaterlandsliebe" bei ihm kein Widerspruch ist, am wenigsten für uns Deutsche, auf welche er — mit ausdrücklicher Ausschließung Ihrer, Herr Schmidt, — dies Reich der Zukunft bauen will.

Sie erwidern freilich:

„Dem Mönch und Doctor mag die Schule taugen.
Wir, mein' ich, wissen soviel als wir brauchen."
(Bojardo, Verl. Roland, 18. Ges.)

Bd. II. S. 80.

„Der Eifer, mit dem Fichte in seinen neueren Schriften für das Christenthum eintritt, ist nichts Gemachtes noch Willkürliches. Man darf die Construction vom ewigen Sein als erstes Princip der Offenbarung derselben (? wessen?) in der Form des Bewußtseins 2c. und in Beziehung auf das Christenthum und dessen Geschichte in's Auge fassen, (!) so wird man leicht gewahr, (!) daß eben dies die Meinung sei, welche dem Arianismus zu Grunde liegt. (!!) Jeder, der die ersten Principien so faßt, (!!) wird die Grundlehre des Christenthums,

die Lehre von der Dreieinigkeit auch nur gerade so wie die **Arianer**, gelten lassen, (!) sie ebenso auslegen oder andeuten. Wäre die Fichte'sche Ansicht des Christenthums, vom Normalvolk, von Melchisedeck, von Johannes ꝛc., auch nur eine Theorie **derjenigen** Denkart, die man gewöhnlich mit dem Namen **der Aufklärung** bezeichnet, (!!) so würde ihr der Ruhm bleiben müssen, über das Wesen derselben zuerst wahres Licht verbreitet und sie metaphysisch begründet zu haben." (!!)

Anm. d. Setzers. Herr Schmidt, Herr Schmidt! Sind Sie denn ganz von Gott verlassen? Reitet Sie denn der leibhaftige Teufel? Was schreiben Sie denn da für einen haarsträubenden Blödsinn zusammen? Welcher grausame Spaßvogel hat Sie denn zum Besten gehabt und veranlaßt, sich so grenzenlos zu blamiren? Wenn ich **all'** den Unsinn herausschälen wollte, der in den obigen Paar Sätzen, die Sie mit so gespreizter Kennermiene vortragen, enthalten ist, da müßte ich ja sieben Folianten voll schreiben! Dafür bewahre mich nun freilich Gott! Aber **ganz** kann er Ihnen nicht geschenkt bleiben. Also kommen Sie her, Herr Schmidt, auf daß ich anfange, mit Ihnen zu analysiren und zu citiren!

Wie? Sie wollen nicht, daß ich wieder citire? Sie sagen, Sie hätten schon genug; es langweile Sie? Mich auch, Herr Schmidt! Glauben Sie mir, wenn die Operation Ihrer Brandmarkung, die ich vollziehe, für Sie **schmerzhaft** ist, so ist sie für mich **ekelhaft** und daher eben so unangenehm wie für Sie selbst. Aber ich kann weder mir noch Ihnen helfen! Es **muß** sein! Warum? Ich will Ihnen diese Nothwendigkeit erklären, Herr Schmidt, damit Sie sich um so eher mit christlicher Geduld den Schmerzen der Operation unterwerfen, wenn Sie einsehen, daß sie zum gemeinen Besten unerläßlich ist.

Was will ich eigentlich von Ihnen, Herr Schmidt? Was sind Sie mir? Sie haben mir nie etwas gethan. Ich kenne Sie nicht, habe Sie nie gesehen. Da führt mir Ihr und mein böses Schicksal den zweiten Theil Ihres Buches zur Hand.

Ich habe ihn mit immer steigender Erbitterung, mit immer wachsendem Ekel zu Ende gelesen. Warum ich ihn nicht lieber weit fort von mir warf? Ich hatte noch nie — und ich bin ein allbelesener Setzer, Herr Schmidt, ich kenne das Schlechte wie das Gute — einen so erstaunlichen Grad unerhörtester Unwissenheit, noch nie einen so gleichmäßig fortlaufenden, hinter große Worte versteckten Wulst completten Blödsinns, verbunden mit einer so unglaublich suffisanten Fertigkeit im Absprechen und Verneinen unserer größten Geistesheroen in irgend einem Buche gefunden. Kein noch so großer Dichter, kein noch so gewaltiger Denker, kein noch so verehrungswürdiger Gelehrter, den Sie nicht zausen, als wenn er ein unreifer Bube wäre!

Alles dies wieder — denn Gerechtigkeit muß man Jedem widerfahren lassen — verbunden mit einer eben so großen und unerreichten Meisterschaft, durch eine künstliche Zusammenfügung der Worte für unkritische Augen den **Schein** zu erregen, als wäre ein Wunder wie tiefer Sinn, oder doch mindestens **irgend** ein Sinn verborgen, wo doch nur totale

Gedankenlosigkeit und Unkenntniß der Sache vorliegt, verbunden ferner mit dem billigen Kunstgriff, durch einige zwischen Schlafen und Wachen genommene Excerpte aus einer Schrift, den Schein zu erregen, sie gelesen zu haben.

Ich begriff, welche Verwüstungen gerade ein solches Buch in unserem Publikum anrichten könne. Ich sah auf dem Titel, daß es die vierte Auflage dieser angeblichen „Literaturgeschichte" sei. Ich hörte, daß Sie dem Vernehmen nach durch literarische Cliquen sich bereits eine Art Autorität im großen Publikum erworben haben sollen. Ich begriff sofort, wie fein und sicher Ihr Calcül gewesen. Denjenigen, welche die Dinge nicht besser verstehen als Sie, imponiren Sie gerade durch Ihre Unverschämtheit, Ihr Absprechen, Ihre Sicherheit. Vor denen aber, welche in der Lage wären, Sie enthüllen zu können, glaubten Sie sicher sein zu dürfen. Denn wer von diesen, sagten Sie sich, würde sich dazu hergeben, Sie zu widerlegen!

So haben Sie mit Ihren
„höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest gehaust."

Da begriff ich, daß es Pflicht sei, ein Beispiel zu statuiren und den Augiasstall Ihres Werkes durchzumisten. Am einfachsten wäre es freilich, wenn man Ihnen durch die Polizei das Schreiben verbieten lassen könnte. Indeß die Polizei hat in der Literatur nichts zu thun und so müssen wir uns entschließen, schon selbst den Scharfrichter zu machen und Ihnen das Brandmarkungsmal — Sie wissen bei literarischen Galgenvögeln wird es auf die Stirn gesetzt, zum Unterschied von den gewöhnlichen Galeerensclaven, die es auf der Schulter tragen — aufzubrennen. Vierzehn Tage, beschloß ich, Ihnen zu diesem Zwecke zu widmen — kein kleiner Entschluß, Herr Schmidt! Aber Sie sehen selbst, es ist zum Besten der Nation, es muß sein. Resigniren Sie sich also, wie ich mich resignire! — Bis dahin war ich ohne allen persönlichen Groll gegen Sie. Begreifen Sie, was es heißt, 14 Tage lang eine solche Latrine zu durchwühlen, während ich an einem ordentlichen Werke sitzen könnte? Wenn ich daran denke, gerathe ich allerdings auch in persönliche Wuth und schon sind acht Tage vorüber — also Marsch, Bube! ohne Weiteres die Eisen her und still gestanden!

Also zuerst: Fichte ist mit einem solchen „Eifer für das Christenthum eingetreten"? Haben Sie gar nichts davon gehört, Herr Schmidt, daß Fichte wegen der Anklage des Atheismus seine Professur in Jena verlor? In der „Appellation an das Publikum", die Fichte in diesem Streithandel ergehen ließ, nimmt er kein Blatt vor den Mund. Er sagt ausdrücklich: „Der Begriff von Gott als einer besonderen Substanz ist ein unmöglicher und widersprechender. Nur die fromme Einfalt bildet sich Gott als eine ungeheure Ausdehnung durch den unendlichen Raum. Die Gegner nehmen einen solchen substantiellen Gott blos um der Sinnenwelt willen an. Es ist ihnen blos um den Genuß zu thun. Ihr Gott ist der Austheiler des Glücks und Unglücks an die endlichen Wesen. Dadurchlegen sie aber nur ihre radicale Blindheit über geistige Dinge an den Tag. Wer Genuß will, ist ein sinnlicher, fleischlicher Mensch ohne Religion! Wer Glückseligkeit erwartet, ist ein Thor. Sie ist nicht möglich. Die Erwerbung derselben und ein Gott, den man ihr zufolge annimmt, sind

Hirngespinnste. Ein solcher Gott ist ein böses Wesen, ein Fürst dieser Welt, ein heilloser Götze." Ist das deutlich, Herr Schmidt, selbst für Sie? Was meinen Sie zu diesem „Eifer für's Christenthum?"

Und da Fichte sich den Verweis, den er von seiner Regierung für seine „unvorsichtigen Sätze" erhalten sollte, nicht gefallen lassen wollte, so kam es dahin, daß Fichte seine Stelle verlor und nach Berlin reiste, wo man ihn heute nicht sehr gut aufgenommen haben würde.

Ja so! Sie werden einwerfen, Sie hätten ja ausdrücklich nur von den „neueren Schriften" Fichte's gesprochen!

Inzwischen, glauben Sie, Herr Schmidt, halten Sie es auch nur für wahrscheinlich, daß Fichte in seinen späteren Schriften einen so enormen Abfall von sich selbst begangen haben sollte?

Die Fichte'sche Philosophie scheitert an einem gewissen Punkt, den sie sich auf verschiedene Weise vergeblich zu überwinden bemüht. Aber innerhalb ihrer ist sie streng consequent. Selbst Hegel, dem Sie vielleicht einiges Auge nicht absprechen werden, wo es sich darum handelt, die Inconsequenzen seiner Vorgänger zu entdecken, erkennt dies wiederholt an. Er hebt ausdrücklich hervor (Gesch. der Ph. III, 612), daß Fichte's „speculative Philosophie streng consequent fortschreitet" und ib. S. 615 lobt er an ihr „Einheit des Princips und den Versuch, wissenschaftlich consequent den ganzen Inhalt des Bewußtseins daraus zu entwickeln."

Freilich spricht Hegel hier von Fichte's eigentlicher, streng speculativer Philosophie, während Sie, Herr Schmidt, immer nur die populärphilosophischen Reden und Schriften Fichte's angeblättert und dabei im Traume hin und wieder excerpirt haben — nicht gelesen, Herr Schmidt, — was Sie doch nicht abhält, mit größter Sicherheit immer den ganzen Fichte'schen Standpunkt zu beurtheilen. Ueber diese populärphilosophischen Vorträge sagt nun Hegel, der sich zu derartigen Bemühungen immer etwas zu vornehm verhält, sie seien „ohne philosophisches Interesse für ein allgemeines Publikum, eine Philosophie für aufgeklärte Juden und Jüdinnen, Staatsräthe, Kotzebue" (Hegel, Gesch. d. Ph. III, 640).

Und irre ich nicht sehr, so ist es gerade dieser Satz, der Sie zu Ihrer unglücklichen Aeußerung veranlaßt hat. Der ganze Satz bei Hegel lautet nämlich so:

„In seinen späteren populären Schriften hat Fichte Glaube, Liebe, Hoffnung, Religion aufgestellt, ohne philosophisches Interesse für ein allgemeines Publikum ꝛc. ꝛc."

Hieraus haben Sie denn gemacht, Herr Schmidt, daß er in seinen „neueren Schriften mit Eifer für das Christenthum eingetreten sei" — und dann haben Sie das mit der Ihnen eigenthümlichen Tiefe noch mit dem Arianismus in Verbindung gebracht. Aber gerade je größer ein Gewährsmann ist, um so weniger darf man seine kurzen gedrungenen Sentenzen in der Form plagiren, daß man sie durch angebliche Synonyma paraphrasirt und erweitert, zumal wenn man so ganz und gar nichts von der Sache versteht, von der die Rede ist, wie Sie. Man riskirt sonst immer, in's Bodenlose zu fallen. Und das ist Ihnen denn auch hier bei Ihren unschuldigen synonymischen Stilübungen passirt, Herr Schmidt.

Ich werde nicht versuchen, Herr Schmidt, Ihnen das wirkliche Verhältniß klar zu machen, welches zwischen den populärphilosophischen und den streng philosophischen Schriften Fichte's besteht und die Art von Ver-

schiebung der Principien, die in jenen ersteren eingetreten ist. Das würde mich zu weit führen, Herr Schmidt, selbst abgesehen davon, daß die Römer-Urkunde Ihres Schädels — Sie erinnern sich doch noch von Seite 00, Herr Schmidt? — doch einen nicht zu überwindenden Widerstand entgegensetzen würde.

Aber so viel, Herr Schmidt, werden Sie vielleicht begreifen: Jeder speculative Philosoph hat einen gewissen Drang, seinen Gedanken der Wirklichkeit anzunähern und in dieser selbst die Ahnung und unklare Regung dieses seines Gedankens nachzuweisen. Die speculative Philosophie hatte dabei ein doppeltes Interesse, einmal die größere Expansion, die practische Verbreitung in's große Publikum, die sie dadurch erlangen kann, und zweitens den theoretischen Nachweis, daß diese letztere nur eine Entwicklung und Hinbewegung zu ihrem eigenen Gedanken und eine Bestätigung desselben sei. Hierzu hat nun seit ewigen Zeiten für jeden speculativen Philosophen immer die Religion dienen müssen, sei es, daß man jene ahnende Uebereinstimmung mit dem eignen Gedankenprincip blos in sie hineinlegte, sei es, daß man sie wirklich in ihr nachwies. Natürlich ist, und in beiden Fällen, dabei jedesmal etwas ganz anderes aus der Religion gemacht worden, als sie für sich selbst war. Das hat denn nun auch Fichte gethan, wie so Viele vor ihm und Viele nach ihm, und so kam es, daß Sie bei dem Durchblättern seiner „Grundzüge“ ꝛc. die Namen: Melchisedech, Johannes ꝛc. fanden — und daher sofort in Ihrem oben citirten Satz in Parenthese setzen zum paradirenden Beweis, wie genau Sie gelesen haben — was Sie natürlich sofort nicht wenig in Ihrer Meinung von „Fichte's Eifer für das Christenthum“ bestärkte. Wenn Sie eine Ahnung hätten, Herr Schmidt, zu was Allem sich seit dem Briefe an die Hebräer, der Melchisedech schon hat hergeben müssen, so würde Sie das gar wenig gewundert haben! Und nun vollends des Johannes-Evangeliums, des Logos-Evangeliums, Herr Schmidt, haben sich alle Philosophen stets für ihre Zwecke zu bemächtigen gesucht. Und wenn es richtig ist, was man neuerdings mehr und mehr nachzuweisen versucht hat, daß dasselbe verfaßt wurde in Ephesus, und zwar von einem mit den heraklitisch-stoisch-neuplatonischen Philosophemen, die dort im Umlauf waren, geschwängerten Philosophen, so würde Sie das noch weit weniger verwundern können und Ihnen noch weit weniger als ein Zeichen von „Eifer für das Christenthum“ erschienen sein.

Was nun aber die Hauptsache betrifft, den Punkt, auf den es für uns ankommt, Herr Schmidt, so stimmen die populärphilosophischen und die strengphilosophischen Schriften Fichte's hierin streng überein; denn in jenen stellt er überall das Princip auf: Das Leben in der Idee oder in der Gattung, und dies ist ja wieder nur ein anderer Ausdruck für das reine Ich, welches das Princip seiner strengen Philosophie und gar nichts anderes, als der actus purus des von allem Empirischen gereinigten allgemeinen Selbstbewußtseins ist. Dieses Leben in der Idee, das reine Denken, nennt er Leben in Gott oder Leben schlechthin, alles Andere ist ihm Tod.

Mit welchem „Eifer“ aber Fichte nun in diesen späteren populärphilosophischen Schriften für das Christenthum eingetreten sei, das wollen wir jetzt durch einige wenige Citate in's Reine bringen, Herr Schmidt! Und bemerken Sie wohl, ich citire nur jene „neueren“ populärphiloso-

phischen Schriften, auf die Sie sich beziehen und die Sie gelesen haben wollen, seine „Grundzüge" und seine „Anweisung zum seligen Leben." So sagt er in den Grundzügen (W. Bd. VII. p. 188) „dem Inhalt der wahren Religion und insbesondere dem des Christenthums nach ist die Menschheit das Eine äußere, kräftige, lebendige und selbstständige Dasein Gottes." Verstehen Sie schon, Herr Schmidt, was das für ein Christenthum ist, in welchem die Menschheit selbst das Dasein Gottes ist? und noch dazu das Eine selbstständige Dasein Gottes? Was meinen Sie zu diesem Eifer? Die Annahme eines persönlichen Gottes dagegen nennt er ein „Zaubersystem" ib. p. 121: Wenn man die Sache ganz streng nehmen will, wie ich es, um wenigstens durch dieses Beispiel völlig klar zu werden, hier mit Bedacht thue, so ist selber das in der vorigen Rede beschriebene Religionssystem, das von einem willkürlich handelnden Gotte ausgeht und eine Vermittlung zwischen Ihm und den Menschen annimmt und vermittelst eines abgeschlossenen Vertrags, entweder durch die Beobachtung einiger willkürlichen und ihrem Zwecke nach unbegreiflichen Satzungen oder durch einen in seinem Zwecke ebenso unbegreiflichen historischen Glauben, sich von Gott gegen anderweitige Beschädigungen loszukaufen glaubt, — selber dieses Religionssystem, sage ich, ist ein solches schwärmerisches Zaubersystem, in welchem Gott nicht als der Heilige, von welchem getrennt zu sein schon allein und ohne weitere Folge das höchste Elend ist, sondern als eine furchtbare, mit verderblicher Wirkung drohende Naturkraft betrachtet wird, in Beziehung auf welche man nun das Mittel gefunden, sie unschädlich zu machen, oder wohl gar, sie nach unseren Absichten zu lenken." Ist Ihnen das vielleicht klar genug, Herr Schmidt? Und in seiner „Anweisung zum seligen Leben", die auch den Titel „Religionslehre" trägt, geht er sofort aus von dem Satz (Bd. V. p. 401), daß in dem Ausdruck seliges Leben etwas Ueberflüssiges liegt. „Nämlich das Leben ist nothwendig selig, denn es ist die Seligkeit; der Gedanke eines unseligen Lebens hingegen enthält einen Widerspruch. Unselig ist nur der Tod. Ich hätte darum streng mich ausdrückend, die Vorlesungen, welche zu halten ich mir vorgesetzt, nennen sollen die Anweisung zum Leben oder die Lebenslehre — oder auch den Begriff von der andern Seite genommen, die Anweisung zur Seligkeit oder die Seligkeitslehre. Daß inzwischen bei Weitem nicht Alles, was da als lebendig erscheint, selig ist, beruht darauf, daß dieses Unselige in der That und Wahrheit auch nicht lebet, sondern nach seinen mehrsten Bestandtheilen in den Tod versenket ist und in das Nichtsein." Sie wären z. B., Herr Schmidt, wie viele Bücher Sie auch schrieben, immer todt nach Fichte, schlechtweg todt! Denn daß Fichte unter „Seligkeit" oder „Leben" nichts als reines Denken versteht, sehen Sie sofort (daselbst p. 431) bei ihm, wo er sagt, es müsse schon aus dem Bisherigen klar sein, daß „Nichtdenken und Todtsein wohl ganz dasselbe bedeuten dürften, indem schon früher das Element des Lebens in den Gedanken gesetzt worden, somit wohl das Nichtdenken die Qual des Todes sein dürfte." Nach Fichte nämlich, Herr Schmidt! Sie sagen freilich, indem Sie dies lesen:

„Sollte diese Qual mich quälen,
Da sie meine Lust vermehrt?"

Nun aber weiter. Ueber die christliche Annahme, daß Gott die Welt geschaffen, spricht sich Fichte daselbst also aus (ib. p. 479): „Aus Unkunde



der im bisherigen von uns aufgestellten Lehre entsteht die Annahme einer Schöpfung als der absolute Grundirrthum aller falschen Metaphysik und Religionslehre &c." Ueber das christliche Dogma von dem Fortleben in einem Jenseits und einer Seligkeit daselbst, drückt sich Fichte — gewiß deutlich genug — also aus: (ib. p. 521) „Es hilft auch nichts, daß man diese Glückseligkeit recht weit aus den Augen bringe und sie in eine andere Welt jenseit des Grabes verlege, wo man mit leichterer Mühe die Begriffe vereinen zu können glaubt. Was ihr über diesen innern Himmel auch sagen oder vielmehr verschweigen möget, damit eure wahre Meinung nicht an den Tag komme, so beweiset doch der einzige Umstand, daß ihr ihn von der Zeit abhängig macht und ihn in eine andere Welt verlegt, unwidersprechlich, daß er ein Himmel des sinnlichen Genusses ist. Hier ist der Himmel nicht, sagt ihr, jenseits aber wird er sein. Ich bitte euch, was ist denn dasjenige, das jenseits anders sein kann, als es hier ist? Offenbar nur die objective Beschaffenheit der Welt als der Umgebung unseres Daseins. Die objective Beschaffenheit der gegenwärtigen Welt demnach müßte es eurer Meinung zufolge sein, welche dieselbe untauglich machte zum Himmel und die objective Beschaffenheit der zukünftigen das, was sie dazu tauglich machte; und so könnt ihr es denn gar nicht weiter verfehlen, daß eure Seligkeit von der Umgebung abhängt und also ein sinnlicher Genuß ist. Suchtet ihr die Seligkeit da, wo sie allein zu finden ist, rein in Gott (d. h. also immer so viel als im reinen Gedanken, Herr Schmidt,) und darin, daß er heraustrete, keineswegs aber in der zufälligen Gestalt, in der er heraustrete, so brauchtet ihr euch nicht auf ein anderes Leben zu verweisen, denn Gott ist schon heute, wie er sein wird in alle Ewigkeit."

Und mit seiner ganzen grimmigen Schärfe die religiöse Denkart hierin auf ihren Kern reducirend, schließt er diese Deduction, (das. p. 522): In Summa: diese Denkart, auf die Form eines Gebets gebracht, würde sich also aussprechen: Herr, es geschehe nur mein Wille, und dies zwar in der ganzen, eben deswegen seligen Ewigkeit und dafür sollst du auch den deinigen haben in dieser kurzen und mühseligen Zeitlichkeit."

Was meinen Sie nun, Herr Schmidt, zu diesem „Eifer, mit dem Fichte für die christliche Religion eintritt"?

Oder wenn Fichte (das. p. 185) sagt: „nur das Metaphysische, keineswegs aber das Historische macht selig," erkennen Sie da noch nicht, Herr Schmidt, die Fortentwicklung des Lessing'schen Satzes: nur die Umbildung und Auflösung der geoffenbarten Religionssätze in Vernunftwahrheiten könne uns helfen?

Fichte leugnet ja auch gar nicht den ungeheuren Gegensatz, in welchem das, was er in diesen Vorträgen unter Religion verstehen will, zur christlichen Religion steht. Er sagt ausdrücklich (ib. p. 484) „Sodann stellt in diesem Zeitalter unserm Vorhaben sich entgegen das ungeheuer paradoxe, ungewöhnliche und fast unerhörte Aussehen unserer Ansichten, indem dieselben gerade das zur Lüge machen, was dem Zeitalter bisher für die theuersten Heiligthümer seiner Cultur und seiner Aufklärung gegolten."

Und was Fichte's Berufung auf das Johannes-Evangelium betrifft, — kann man sich denn klarer darüber ausdrücken, als Fichte es selbst (ib. p. 474) in folgenden Worten thut: „Unter den Griechen ist Plato auf diesem Wege. Der Johanneische Christus sagt ganz dasselbe, was wir lehren und beweisen und sagt es sogar in derselben Bezeichnung, deren wir uns hier bedienen und selbst in diesen Jahrzehnten unter unserer Nation haben es

Also so kennen Sie Ihre eigne Religion, Ihre eigne Glaubenslehre, Herr Schmidt, daß Sie die strenge Uebersetzung des Nicänischen und Athanasianischen Symbols für „Arianismus“ halten? Schweigen Sie! Sie mußten dieses Symbol kennen, zu welcher Confession Sie auch gehören! Denn es ist sowohl der katholischen wie der protestantischen Kirche gemeinsam. Ich bin zwar nur ein Setzer, Herr Schmidt, und gar nur ein jüdischer Setzer, Herr Schmidt, aber ich würde mich doch tief schämen, von einer so stupenden Unwissenheit in den Grundlehren der christlichen Religion zu sein!

Aber noch mehr! Am Ende jenes Ihres merkwürdig tiefen Satzes, den ich hier zu commentiren verflucht bin, machen Sie die Entdeckung, daß, wenn die Fichte'sche Auffassung des Christenthums „auch nur eine Theorie derjenigen Denkart wäre, die man gewöhnlich mit dem Namen Aufklärung bezeichnet, ihr der Ruhm würde bleiben müssen, über das Wesen derselben zuerst wahres Licht verbreitet und sie metaphysisch begründet zu haben.“ In dem Ruhm wie in dem Tadel, den Sie austheilen, immer derselbe Blödsinn und dieselbe Fälschung! Wie?!!! Fichte soll die Aufklärung metaphysisch begründet haben?!!! Fichte's Philosopheme „eine Theorie der Ansicht, die man gewöhnlich mit dem Namen Aufklärung bezeichnet“?!! Was? Sie wissen noch nicht einmal, daß Fichte ein spekulativer Philosoph war und daß spekulative Philosophie und die „Aufklärung“ stricte Gegensätze sind? Sie erzählen uns ein Langes und ein Breites über die Fichte'schen „Grundzüge“, excerpiren uns sogar bei Ihrem Durchblättern des Buches ganze Stellen daraus, und haben nicht einmal darin gelesen, daß Fichte die „Aufklärung“ in eben diesen Grundzügen so geißelt und kennzeichnet, wie das nie einer vor ihm und kaum einer nach ihm gethan?! O, gehen Sie zum Teufel, Herr Schmidt! Sie sind ein zu gedankenloses Subjekt, ein wahrer Ignorantenkaiser, und ich schenke Ihnen vor Ueberdruß den Unsinn, der noch in dieser Stelle und in ihrem unmittelbaren Fortgange enthalten ist!

Manches sprach ich;
Mehr noch sagt' ich,
Gönnte zur Rede
Der Gott mir Raum.
Die Stimme versagt,
Die Wunden schwellen,
Die Wahrheit sagt' ich,
So gewiß ich sterbe!
(Edda, Sigurdharkvida Fafnisbana thridja.)

Bd. II. S. 318.

„So kommt es, daß (bei Achim von Arnim) die vortrefflichsten Maximen beziehungslos verlaufen, obgleich sie immer viel zu denken geben.“

Anm. d. Setzers. Großer Schmidt! Gedanken, die „beziehungslos verlaufen“ und dennoch „viel zu denken geben“, Gedanken, welche „viel zu denken geben“ und dennoch „beziehungslos verlaufen“! Wunder-

barer Mann, wie Sie Sich nach beiden Seiten zu decken verstehen! Beneidenswerther Geist! Schon sehe ich in Ihrem Geiste fortdenkend einen schwarzen Rock, welcher weiß, und ein Pferd, welches ein Kameel ist! Wo soll man eigentlich die Geduld hernehmen für Ihren Blödsinn? Doch, ich habe es Ihnen vorhin erklärt, daß und warum ich mich resigniren muß und deshalb — seien Sie unbesorgt — bis zu Ende resigniren werde!

„Wenn's denn Gott oder Teufel so gefällt,
Sprach er, daß ich Geduld muß han, so sei's!
Doch das bezeuge mir die ganze Welt,
Daß ich erwürgen möcht' an dieser Speis'!
Träum' ich? Bin ich im Hirn verrückt? Was prellt
Mich hie herab in diesen Käfig? Weiß
Ich, wie, wo, wann ich kommen in dies Loch?
Bin ich verwandelt oder Roland noch?
(Bojardo, Verl. Roland, IX, 15.)

Bd. II. S. 233.

„Schon damals mischte er die volksthümlichen Vorstellungen von Hexen, Gespenstern und Alraunen mit den Ideen der deutschen Philosophie, diesem Erzeugniß des Protestantismus, das bei dem geborenen Katholiken keine organische Entwicklung haben konnte."

Anm. d. Setzers. Grausamer Herr Schmidt! All den Millionen Katholiken entziehen Sie mit Einem Federstrich die Fähigkeit, die Deutsche Philosophie in sich aufzunehmen? Grausamer Wütherich!

Bd. II. S. 325.

„Daß Schlegel aus denselben Gründen den König Oedipus in den Hintergrund schob, weil er sich am meisten der Natur des modernen Intriguenstücks nähert." — —

Anm. d. Setzers. O großer Mann! Der König Oedipus von Sophokles sich „der Natur des modernen Intriguenstücks nähernd" — welche Entdeckung, die Sie da wieder trotz des Schweißes, den sie Ihnen gekostet haben muß, ganz anspruchslos in einem harmlosen Nebensatz vortragen! O großer Mann! Auf derselben Seite machen Sie auch noch die Entdeckung, daß dem „Oedipus in Kolonos von Sophokles der Faden einer Handlung fast ganz fehlt". O großer Mann! Was danke ich Ihnen nicht Alles! Und immer diese Anspruchslosigkeit, diese rührende Einfachheit, mit welcher Sie die merkwürdigsten und tiefsten Entdeckungen aus dem Aermel schütteln. Es ist zum Verrücktwerden!

Bd. II. S. 439.

„Die Musik war die erste Kunst, durch welche Deutschland nach dem Elend des dreißigjährigen Krieges wieder in die Reihe der Culturvölker trat. (!!!) Die Versuche des Pietismus in der Poesie waren gut gemeint, aber sie litten an Armuth wie an Unklarheit der Bildung; dagegen brachte in der Musik schon lange vor Goethe's Geburt die entsprechende Gemüthsrichtung die wunderbarsten Kunstwerke hervor. Die Verwandtschaft Sebastian Bach's mit dem Pietismus liegt nur in der Richtung auf das Innerliche, das Geistige, das Immaterielle."

Anm. d. Setzers. Also die Musik, Herr Schmidt, „war die erste Kunst, durch welche Deutschland nach dem Elend des dreißigjährigen Kriegs wieder in die Reihe der Culturvölker trat"? Deutschland war also während irgend einer Zeitperiode damals aus der Reihe der Culturvölker ausgetreten? — was doch unerläßlich ist, um „wieder" in diese Reihe „treten" zu können. Und zwar war es nach Ihnen in Folge des „Elends des dreißigjährigen Kriegs" (— wie plausibel sich das anhört! —) und mindestens während der Dauer dieses Kriegs und einer gewissen auf die Beendigung desselben noch folgenden Zeitperiode außerhalb der „Reihe der Culturvölker." Ja, Sie berechnen diese Periode, wie es offenbar scheint, mindestens bis auf Sebastian Bach, welcher 1685 geboren ist, da nach Ihnen die Musik „die erste Kunst" ist, durch welche Deutschlond wieder in jene Reihe eintrat, und Sie dabei auf Bach ausdrücklich hinweisen.

Wie ich das las, Herr Schmidt, ward ich sehr traurig! Bin ich auch nur ein Setzer, so habe ich nichts destoweniger einen gewissen Patriotismus, und es that mir sehr weh, daß Deutschland so lange außerhalb der Reihe der Culturvölker gestanden haben und auch dann zuvörderst nur mit seiner musikalischen Fußzehe in diese Reihe eingetreten sein soll. Zwar soviel sah ich sofort, es sei eine lächerliche und absurde Behauptung zu sagen, daß Deutschland mit oder während oder wegen des Elends des dreißigjährigen Kriegs aus der Reihe der Culturvölker ausgetreten sei. Denn wenn ein Volk einen so großen geschichtlichen Kampf durchkämpft, von dem eine ganz neue Geschichtsepoche datirt, so erweist es sich eben dadurch als Culturvolk. Inzwischen, ich glaubte, daß Sie das Austreten aus dieser Reihe wahrscheinlich nur in Bezug auf Wissenschaften und Künste meinen. Allein auch dies that, so unwahrscheinlich es mir auch sofort vorkam, meinem patriotischen Herzen nicht weniger weh.

Ich ging also zu meinem Freund, dem Tertianer, und jetzt, wo ich von demselben zurückkehre, muß ich Sie fragen: aus welchem Conversationslexikon, Herr Schmidt, haben Sie denn eigentlich jenen so plausibel klingenden Unsinn von dem Austreten Deutschlands aus der „Reihe der Culturvölker" während und nach dem „Elend des dreißigjährigen Krieges" abgeschrieben?

Mein Freund, der Tertianer, hat letzten Weihnachten von seinen Eltern die Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen von Gervinus

geschenkt bekommen. Aus diesem Werke las er mir folgende Angaben über die Wirkung des dreißigjährigen Krieges auf Deutschland vor: Bd. III. S. 190 ꝛc.: „Gegen den Ausgang des Krieges haben wir mitten unter den Nacheiferern der Fremde wieder ganz original Deutsche, unter den Gelehrten ganz volksmäßige Schriftsteller stehen. Die ganze Deutsche Kirchenpoesie, dieser so volksthümliche Zweig, ist durch nichts so gefördert worden, wie durch den 30jährigen Krieg, der des David Nothzeit in Wirklichkeit über die Einzelnen verhängte. Das Volkslied, werden wir sehen, bekam wieder einen Schwung ganz unmittelbar durch diesen Krieg, und so beliebte Volksschriften und Schriftsteller, wie der Simplicissimus und Moscherosch stehen in der engsten Beziehung zu ihm. Ein eigentlich Deutscher, auf das Fremde weniger erpichte Dichter, wie Flemming, faßte den Plan zu einer Margenis (Anagramm von Germania) einem Gegenstück zu Barclay's bewunderter Argenis, unmittelbar aus diesem Kriege." — Wir sprachen noch hierüber, als unser Freund, der Student, hinzukam. Der läßt Sie fragen, wenn Sie, der Sie jede Zeit und jede Sache mit einem ihr fremden Maßstab messen, der Poesie „Pietismus" vorwerfen und damit vielleicht die Kirchenpoesie von damals zu beseitigen vermeinen — so absolut verschiedene Dinge der Pietismus und die damalige Kirchenpoesie auch sind — haben Sie von meinem Landsmann Martin Opitz gehört, der gerade an der Spitze der weltlichen Poesie steht und dessen bahnbrechende Thätigkeit für dieselbe gerade in die Zeit des dreißigjährigen Krieges fällt? 1625 wird die erste Sammlung seiner Gedichte von ihm herausgegeben, 1624 sein Werk „von der Deutschen Poeterei" u. s. w. 1639, also noch während des Krieges, stirbt er. Oder ist Ihnen Opitz vielleicht zu trocken, nun, was meinen Sie dann zu dem „Pietist" Andreas Gryphius, geb. 1616, gest. 1664, dem kühnen und schwungvollen Gryphius, den man den Vater des neueren Deutschen Drama's genannt hat und der, wie er die Originalnarren seines Jahrhunderts in seinen Stücken darstellt, so gewiß auch Ihnen, wenn er Sie gekannt hätte, Herr Schmidt, Ihren Platz darin, z. B. in seinem „Peter Squenz" eingeräumt hätte. Oder vielleicht hätte er dann auch statt seines „Horribilicribrifax" einen „Horribiliscribifax" geschrieben! Oder was meinen Sie zu dem Pietismus des obscoenen Epicuräers Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, geb. 1618, gest. 1669? Oder zu dem „Pietismus" Logau's, dessen Epigramme, von denen Sie doch mindestens durch Lessing gehört haben sollten, 1638 und 1654 erschienen? Und an wie viele andere könnte man Sie nicht erinnern! Sollten Sie aber vielleicht die Ausflucht ergreifen, die Literaten selbst wären immer doch nur „Einzelne", so würde ich Sie, Herr Schmidt, auf die zahlreichen literarischen Gesellschaften aufmerksam machen, die gerade damals mehr denn je Deutschland bedeckten, die „fruchtbringende Gesellschaft," der „Schwanenorden," der „Palmenorden," die „Pegnitzschäfer" ꝛc. ꝛc. Von Opitz Werken allein waren noch vor Ablauf des Jahrhunderts zehn Auflagen consumirt, Herr Schmidt, wovon Sie vielleicht zugeben werden, daß es kein geringer Beweis für die Theilnahme der Nation an den literarischen Leistungen war. Vielleicht aber, grundgelehrter Mann, ist Ihnen die Poesie eine Leistung von zu leichtem Caliber, um auf diesen Titel hin einer Nation den Titel eines Culturvolks zu ertheilen. Nun, was meinen Sie dann zu der Philo-

sophie, Herr Schmidt? Spinoza, den man die Gewohnheit hat, zur Deutschen Philosophie zu rechnen, schrieb seine Werke gleichfalls in jener Periode (geb. 1632, gest. 1677). Noch immer kein Culturvolk, Herr Schmidt? Aber Spinoza recusiren Sie wahrscheinlich, weil er ein niederländischer Jude war. Nun, wie denken Sie dann über Leibnitz, dessen erste Schriften de principio individuationis 1664, de conditionibus 1665 erschienen? Immer noch kein Culturvolk, Herr Schmidt? Aber die Philosophie betrachten Sie wahrscheinlich überhaupt nur als Phraseologie, und Leibnitz, der in der That ungefähr von derselben „erstaunlichen Unwissenheit" war wie Fichte, hat sich wahrscheinlich durch seine Beschäftigung mit philosophischem Wind um den Anspruch auf Ihre Achtung gebracht, den er sonst gehabt hätte. Nun also, wenn Sie nur strenge Fachwissenschaftlichkeit gelten lassen können, grundgelehrter Mann, was meinen Sie denn zu dem großen Alterthumsforscher Gronovius, 1611 zu Hamburg geboren? Oder zu dem in Heidelberg gebornen Gerhard Vossius oder seinem Sohn Isaak Vossius, den gelehrten Philologen? Aber Gerhard Vossius wie Gronov lassen Sie vielleicht nicht gelten, weil uns beide, obgleich in Deutschland geboren, das Ausland fortnahm, jenen Leyden, diesen Deventer. Aus demselben Grunde vielleicht auch Grävius nicht, 1632 in Naumburg geboren, um den sich das ganze Ausland riß, Venedig und Padua, Leyden und Amsterdam, und den uns Deventer von seinem Professorat in Duisburg entführte und Utrecht dann definitiv für sich gewann. Nun, warum nehmen Sie aber dann nicht Ihre Revanche an Gruterus, von dessen Inschriftenwerk und Thesaurus criticus Sie vielleicht einmal haben sprechen hören, und der, obgleich in Leyden geboren, an den Universitäten von Wittenberg und dann von Heidelberg während des dreißigjährigen Kriegs blühte und lehrte? Aber mit den Philologen ist es überhaupt wohl nichts: Das ist eine „abstrakte fremde Bildung," das ist ein „fremdes Grün," welches u. s. w. — Sie erinnern Sich doch noch, Herr Schmidt, von oben S. 43? Nun, lassen wir die Philologen. Was sagen Sie aber zu dem gewaltigen Samuel Pufendorf, dessen großartige, das Recht umgestaltende und ihren Einfluß auf alle Nationen Europas übende Thätigkeit in dieselbe Zeitperiode fällt? Oder zu seinem Schüler, dem berühmten Juristen Christian Thomasius, der 1687 an der Universität Leipzig zur Verwunderung der gelehrten Welt Vorlesungen in Deutscher Sprache eröffnet? Aber wahrscheinlich herrscht bei den Juristen wieder zu sehr „das fremde Grün" des Römischen Rechts vor! Nun, wenn die juristische Wissenschaft gleichfalls keine Gnade vor Ihren Augen findet, was sagen Sie zu dem famosen Polyhistor Morhof (geb. 1639, gest. 1691), dessen Werke so lange die Hauptquelle für alle Literaturgeschichte waren und von dem Sie, Literarhistoriker, doch schon deshalb hätten hören sollen? Aber wahrscheinlich ist es mit der Literarhistorie auch nichts. Von Schanze zu Schanze sich flüchtend, werden Sie jetzt vielleicht nur in den Naturwissenschaften die „reale Cultur eines Volkes" sehen wollen. Nun, was sagen Sie dann z. B. zu Otto von Guericke, geboren zu Magdeburg 1602, der 1650 die Luftpumpe erfindet? Oder zu Keppler, dem Schöpfer der neueren Astronomie, der 1631 stirbt? Oder zu Joachim Jungius, der, in Lübeck geboren, 1657 in Hamburg stirbt, diesem Manne gleich groß als Botaniker, Mathematiker und Philosoph, der durch seine gewaltigen Verdienste um die Naturwissenschaften

Goethe eine so leidenschaftliche Verehrung einflößte, der von Leibnitz fast noch über Cartesius gesetzt wurde und von dem schon das Pariser Journal des Savants v. 22. August 1678 sagt: „estoit sans contredit un des plus grands mathematiciens et philosophes de son temps et un des plus habiles hommes que l'Allemagne ait jamais eu?“

Doch wozu würde es dienen, weiter mit Ihnen zu rechten!

O, Bursche, Bursche, welches Zerrbild der Wirklichkeit Sie Ihren Lesern beibringen!

Bd. II. S. 203.

Ueber die Werke von Grimm: „Bei dieser Anlage der Forschung gab es nur einen Weg, dem Suchenden die Folge zu erleichtern, nämlich Hauptweg und Nebenpfade mit starken, sinnlich wahrnehmbaren Strichen zu scheiden. Daß Grimm diese in der deutschen Wissenschaft sonst übliche Scheidung verschmäht, erschwert hauptsächlich das Studium seiner Schriften.“

Anm. d. Setzers. O Herr Grimm, schämen Sie Sich! Konnten Sie nicht an Herrn Julian Schmidt denken, als Sie Ihre Werke schrieben? Sie glaubten wahrscheinlich, für den Lesenden, welcher dem Gedankengang Ihrer Schriften folge, sei es hinreichend, wenn Haupt- und Nebenwege Ihrer Entwicklung geistig wahrnehmbar seien! Aber das ist es ja eben! Sie gehören auch wieder zu jenen Deutschen Gelehrten, welche die lächerliche Prätention haben, gelesen zu werden! Bedenken Sie doch, Herr Julian Schmidt ist nicht ein Lesender, sondern ein Suchender; er nimmt sich heut ein Buch von Ihnen und will morgen darüber schreiben. Für dieses Absuchen mit den Augen braucht man nicht geistig-, sondern „sinnlich-wahrnehmbare Striche“, „starke“ Striche, Herr Grimm! Wie Teufel soll man sich sonst beim Durchblättern Ihrer Werke soweit orientiren, um den Schein annehmen zu können, sie gelesen zu haben? Setzen Sie Striche in Ihre Werke, Herr Grimm, starke Striche, sinnliche Striche, Hörner wo möglich, um den sinnlichen Sucher zurechtzustoßen. Unpraktischer Grimm!

Bd. II. S. 202.

„Als Jacob Grimm seine Geschichte der deutschen Sprache vollendete mitten im Ausbruch der Revolutionsstürme, wo man nach sanscülottischer, zerfahrener, ungeschichtlicher Freiheit strebte, schrieb er“ ꝛc. ꝛc.

Anm. d. Setzers. So oft Sie auf Politik kommen, Herr Schmidt, sind Ihre Urtheile stets von einer ganz besondern Tiefe, Ihr Gebahren von einer ganz besondern Ergötzlichkeit:

„Wer jemals auf dem Platze sah den großen
Unbänd'gen Stier, den ganzen Tag gehetzt,
In seiner Wuth die Schranken nun durchstoßen,
Die rings umher gedrängtes Volk besetzt,
Das vor dem Wilden läuft, der voll Erboßen
Bald Den, bald Den auf seine Hörner setzt,
Der denke so und grauser noch den Frechen,
Da er sich aufmacht, um durch's Volk zu brechen."
(Ariost, Ras. Roland XVIII, 19.)

Freilich, freilich wissen Sie, wenn es sein muß, nach jeder Seite eine Verbeugung zu machen und sagen deshalb wieder an einer andern Stelle (II, 330): „Die Idee der Volkssouveränetät ist nur anscheinend destructiv; sie verfolgt in ihrem unklaren Streben das Ziel, den Menschen seiner selbstsüchtigen Vereinzelung zu entreißen und ihm an einem lebendigen Organismus festen Halt zu geben." Und ebenso schließen Sie deshalb Ihr Werk mit der heroischen Apostrophe (S. 562): „Die Aufgabe unserer Zeit, die Wirklichkeit mit dem Licht der Idee zu durchdringen, wurzelt in der allgemeinen Ueberzeugung des Volks; keine äußere Maßregel wird sie hintertreiben."

„Die frouwe an rechter zit genas
eins suns, der zweier varwe was,
an dem got wunders wart enein,
wiz und swarzer varwe er schein.
Diu küngin kust in sunder twâl
vil dicke an siniu blanken mâl."
(Parzival I, 57.)

Oder zur Erleichterung für Sie, Herr Schmidt, nach Simrocks Uebersetzung:

Die Frau zu rechter Zeit gebar
Einen Sohn, der zweier Farben war.
Ein Wunder legte Gott an ihn,
Weiß und schwarzer Farb' er schien.
Die Kön'gin küßt ihn tausend Mal
Alsbald auf seine blanken Maal'.

Bd. II. S. 384.

„Man hat die vom König von Preußen persönlich verfügte Absetzung des Professor de Wette, der in einem Brief an Sand's Mutter Entschuldigungsgründe für den Meuchelmord aufgesucht, sehr heftig angegriffen; aber wie uns auch das Denunciationssystem, das diesen Act veranlaßte, anekelt, so lag dem Abscheu vor der sophistischen Beschönigung eines Verbrechens doch ein richtiges Gefühl zu Grunde; denn das ist der



Fluch unserer neueren Entwickelung, daß wir den natürlichen Maßstab des Gewissens verloren und uns gewöhnt haben, die einfachsten Verhältnisse vom „höheren Standpunkte“ zu betrachten, um nach Belieben damit umspringen zu können.“

Bd. II. S. 318.

„Auch wo er (Achim von Arnim) historische Ereignisse analysirt, werden wir zuweilen von einem auffallenden Verständnisse überrascht.“

Anm. d. Setzers. Zu diesen Worten macht nehmlich Herr Schmidt eine Note, um ein Beispiel jenes „auffallenden Verständnisses“ zu geben, und zwar folgende Note: „So fragt er sich einmal, wie Marozia das Papstthum beherrschen konnte: — „Weil sie gemein, aber vollständig gemein war, und deswegen keine nothwendige Ansicht der Dinge, keinen Wunsch und Noth der Gemeinheit übersah; dies aber bedarf jeder, der den Anfang einer freien Volksverfassung leiten will“. Und diese Aeußerung Arnim's ist es, die Herr Julian Schmidt als Beispiel seines „überraschenden auffallenden Verständnisses“ anführt! Wie groß Sie vom Volke denken, Herr Schmidt!

„Erstick' an Deinen Worten, Niederträchtiger!“
(Aristophanes, Vögel, V. 1252.)

Bd. II. S. 372.

„Die demagogischen Untersuchungen gegen ihn (Jahn) dauerten von 1819 bis 1825.“

Anm. d. Setzers. Dank, besten Dank für die Entdeckung, Herr Schmidt, die ein ebenso neues wie überraschendes Licht über die Zeitgeschichte verbreitet! Bisher glaubte ich, die Deutschen Regierungen hätten damals „Demagogen-Untersuchungen“ geführt. Jetzt erfahre ich, daß umgekehrt die Regierungen selbst „demagogische Untersuchungen“ losließen. Wahrscheinlich war ihnen Jahn nicht revolutionär genug. Die Sprache, Herr Schmidt, die Sprache!

Bd. II. S. 325.

„— — und dadurch sich Rechte angemaßt haben, welche allverfassungsmäßig nur dem Eigenthum zukamen.“

Anm. d. Setzers. Die Sprache, Herr Schmidt, die Sprache!

sophie, Herr Schmidt? Spinoza, den man die Gewohnheit hat, zur Deutschen Philosophie zu rechnen, schrieb seine Werke gleichfalls in jener Periode (geb. 1632, gest. 1677). Noch immer kein Culturvolk, Herr Schmidt? Aber Spinoza recusiren Sie wahrscheinlich, weil er ein niederländischer Jude war. Nun, wie denken Sie dann über Leibnitz, dessen erste Schriften de principio individuationis 1664, de conditionibus 1665 erschienen? Immer noch kein Culturvolk, Herr Schmidt? Aber die Philosophie betrachten Sie wahrscheinlich überhaupt nur als Phraseologie, und Leibnitz, der in der That ungefähr von derselben „erstaunlichen Unwissenheit" war wie Fichte, hat sich wahrscheinlich durch seine Beschäftigung mit philosophischem Wind um den Anspruch auf Ihre Achtung gebracht, den er sonst gehabt hätte. Nun also, wenn Sie nur strenge Fachwissenschaftlichkeit gelten lassen können, grundgelehrter Mann, was meinen Sie denn zu dem großen Alterthumsforscher Gronovius, 1611 zu Hamburg geboren? Oder zu dem in Heidelberg gebornen Gerhard Vossius oder seinem Sohn Isaak Vossius, den gelehrten Philologen? Aber Gerhard Vossius wie Gronov lassen Sie vielleicht nicht gelten, weil uns beide, obgleich in Deutschland geboren, das Ausland fortnahm, jenen Leyden, diesen Deventer. Aus demselben Grunde vielleicht auch Grävius nicht, 1632 in Naumburg geboren, um den sich das ganze Ausland riß, Venedig und Padua, Leyden und Amsterdam, und den uns Deventer von seinem Professorat in Duisburg entführte und Utrecht dann definitiv für sich gewann. Nun, warum nehmen Sie aber dann nicht Ihre Revanche an Gruterus, von dessen Inschriftenwerk und Thesaurus criticus Sie vielleicht einmal haben sprechen hören, und der, obgleich in Leyden geboren, an den Universitäten von Wittenberg und dann von Heidelberg während des dreißigjährigen Kriegs blühte und lehrte? Aber mit den Philologen ist es überhaupt wohl nichts: Das ist eine „abstrakte fremde Bildung," das ist ein „fremdes Grün," welches u. s. w. — Sie erinnern Sich doch noch, Herr Schmidt, von oben S. 43? Nun, lassen wir die Philologen. Was sagen Sie aber zu dem gewaltigen Samuel Pufendorf, dessen großartige, das Recht umgestaltende und ihren Einfluß auf alle Nationen Europas übende Thätigkeit in dieselbe Zeitperiode fällt? Oder zu seinem Schüler, dem berühmten Juristen Christian Thomasius, der 1687 an der Universität Leipzig zur Verwunderung der gelehrten Welt Vorlesungen in Deutscher Sprache eröffnet? Aber wahrscheinlich herrscht bei den Juristen wieder zu sehr „das fremde Grün" des Römischen Rechts vor! Nun, wenn die juristische Wissenschaft gleichfalls keine Gnade vor Ihren Augen findet, was sagen Sie zu dem famosen Polyhistor Morhof (geb. 1639, gest. 1691), dessen Werke so lange die Hauptquelle für alle Literaturgeschichte waren und von dem Sie, Literarhistoriker, doch schon deshalb hätten hören sollen? Aber wahrscheinlich ist es mit der Literarhistorie auch nichts. Von Schanze zu Schanze sich flüchtend, werden Sie jetzt vielleicht nur in den Naturwissenschaften die „reale Cultur eines Volkes" sehen wollen. Nun, was sagen Sie dann z. B. zu Otto von Guericke, geboren zu Magdeburg 1602, der 1650 die Luftpumpe erfindet? Oder zu Keppler, dem Schöpfer der neueren Astronomie, der 1631 stirbt? Oder zu Joachim Jungius, der, in Lübeck geboren, 1657 in Hamburg stirbt, diesem Manne gleich groß als Botaniker, Mathematiker und Philosoph, der durch seine gewaltigen Verdienste um die Naturwissenschaften

Goethe eine so leidenschaftliche Verehrung einflößte, der von Leibnitz fast noch über Cartesius gesetzt wurde und von dem schon das Pariser Journal des Savants v. 22. August 1678 sagt: „estoit sans contredit un des plus grands mathematiciens et philosophes de son temps et un des plus habiles hommes que l'Allemagne ait jamais eu?"

Doch wozu würde es dienen, weiter mit Ihnen zu rechten!

O, Bursche, Bursche, welches Zerrbild der Wirklichkeit Sie Ihren Lesern beibringen!

Bd. II. S. 203.

Ueber die Werke von Grimm: „Bei dieser Anlage der Forschung gab es nur einen Weg, dem Suchenden die Folge zu erleichtern, nämlich Hauptweg und Nebenpfade mit starken, sinnlich wahrnehmbaren Strichen zu scheiden. Daß Grimm diese in der deutschen Wissenschaft sonst übliche Scheidung verschmäht, erschwert hauptsächlich das Studium seiner Schriften."

Anm. d. Setzers. O Herr Grimm, schämen Sie Sich! Konnten Sie nicht an Herrn Julian Schmidt denken, als Sie Ihre Werke schrieben? Sie glaubten wahrscheinlich, für den Lesenden, welcher dem Gedankengang Ihrer Schriften folge, sei es hinreichend, wenn Haupt- und Nebenwege Ihrer Entwicklung geistig wahrnehmbar seien! Aber das ist es ja eben! Sie gehören auch wieder zu jenen Deutschen Gelehrten, welche die lächerliche Prätention haben, gelesen zu werden! Bedenken Sie doch, Herr Julian Schmidt ist nicht ein Lesender, sondern ein Suchender; er nimmt sich heut ein Buch von Ihnen und will morgen darüber schreiben. Für dieses Absuchen mit den Augen braucht man nicht geistig-, sondern „sinnlich-wahrnehmbare Striche", „starke" Striche, Herr Grimm! Wie Teufel soll man sich sonst beim Durchblättern Ihrer Werke soweit orientiren, um den Schein annehmen zu können, sie gelesen zu haben? Setzen Sie Striche in Ihre Werke, Herr Grimm, starke Striche, sinnliche Striche, Hörner wo möglich, um den sinnlichen Sucher zurechtzustoßen. Unpraktischer Grimm!

Bd. II. S. 202.

„Als Jacob Grimm seine Geschichte der deutschen Sprache vollendete mitten im Ausbruch der Revolutionsstürme, wo man nach sanscülottischer, zerfahrener, ungeschichtlicher Freiheit strebte, schrieb er" rc. rc.

Anm. d. Setzers. So oft Sie auf Politik kommen, Herr Schmidt, sind Ihre Urtheile stets von einer ganz besondern Tiefe, Ihr Gebahren von einer ganz besondern Ergötzlichkeit:

lichen Ideen ins Privatrechtliche überzuleiten,*) die Einwirkung des freien Bewußtseins auf das Leben durch das Walten der langsam schaffenden Tradition zu ersetzen. Sie erkannte diese Kraft im Mittelalter, aber sie vergaß, daß die neue Bildung ihr Recht verlangt, ja daß sie mit ihrer scharfen Kritik selber nur eine Erscheinung der Zeit ist, die an alles die Kritik legt, überall die freie Reflexion in Thätigkeit setzt. In dem vertieften Studium des Römischen Rechts entdeckte man, daß in dem Gemeinen Recht wie in dem volksthümlichen Christenthum sich noch immer Spuren der alten heidnischen Volksrechte aufbewahrt hatten und bemühte sich, dies ursprünglich Deutsche Recht so ungemischt als möglich darzustellen. Das Interesse für das Naturwüchsige kam dazu; man erinnere sich an das lebhafte Gefühl, mit welchem Goethe im Götz von Berlichingen den Untergang der heimischen Volksrechte durch die Römischen Juristen dargestellt hatte. Die poetischen Versuche Arnims und seiner Schule waren die Erzeugnisse unklassischer Naturen, der Verstand mußte bei ihnen fortwährend arbeiten, die Anschauung zu ersetzen und es kam noch jene norddeutsche Zurückhaltung, jene Blödigkeit des Gemüths dazu, das sich scheut, sein Inneres zu öffnen, das aber, wenn der Damm einmal gebrochen ist, mit überraschender Gewalt hervorströmt. Ihre Neigung zum specifisch Deutschen Wesen war eine Reaktion gegen die konventionelle Phrase und ihre blinde Verehrung vor allem Regellosen und Unvermittelten eine Reaktion gegen den Rationalismus, der alles Lebendige verachtete, wenn es sich der Regel nicht fügen wollte und so lag auch in der scheinbaren Wiederaufnahme des Volksthümlichen und Naturwüchsigen eine gewisse Ueberhebung der Reflexion, denn sie sahen im Volk nur, was sie sehen wollten, und das war immer das Wesentliche. Spuren dieses Charakters begegnen uns auch in der Deutschen Rechtswissenschaft. Zum Theil

---

von der Vertragstheorie? Nur daß Sie natürlich dieselbe vollständig karrikirt vortragen und von dem relativ Richtigen darin ebenso wenig irgend eine Ahnung haben, wie von dem relativ Richtigen in der Ansicht der historischen Schule. Wenn Sie aber schon einmal jener Ansicht sind, warum reißen Sie sie denn so vornehm als „unhistorisch“ und „absurd“ herunter mit den Stichworten der historischen Schule?

*) Umgekehrt, Herr Schmidt, könnte man eher sagen: Die historische Schule habe versucht, die privatrechtlichen Ideen — denn hier war seit je die gewohnheitliche Rechtsbildung, denken Sie nur an die Coutümes, anerkannt — auf das Staatsrechtliche zu übertragen.

brachte das die Natur des Gegenstandes mit sich. In der Geschichte des Römischen Rechts machte sich trotz der verschiedenartigen äußern Einflüsse, die seinen ursprünglichen Lauf verwirrten, immer noch die Logik des Rechtsbewußtseins geltend, welche aus der Natur eines einheitlichen Staats hervorgegangen war. Dieser stete Zusammenhang fehlte durchaus dem Deutschen Recht.*)

---

*) Nun, Herr Schmidt, bis Nr. 9 war es mir möglich, Ihnen Satz für Satz zu folgen und Ihren Unsinn klarzulegen. Aber in dem darauf Folgende ist das schlechterdings nicht mehr möglich. Sie fühlen, daß Sie noch nichts zur Kritik der historischen Schule gesagt haben, daß das bis dahin von Ihnen Gesagte nicht nur Unsinn ist, sondern auch sehr leicht als solcher erkannt werden könnte. Darum greifen Sie nun zu Ihrem Hauptmittel, zu dem Taschenspielerstreich, in dem Sie unübertrefflich, unerreichbar sind. Sie weben in den folgenden Sätzen ein Gewebe von flirrenden, klirrenden, wirrenden, schimmernden, flimmernden, schielenden, spielenden, trügenden, lügenden Worten zusammen, daß man immer glaubt, etwas zu *sehen* — und *sieht* doch nichts, immer glaubt etwas zu *hören* — und *hört* doch nichts!

„Freie Reflexion — vertieftes Studium des Römischen Rechts — volksthümliches Christenthum — heidnisches Volksrecht — Naturwüchsiges — Götz von Berlichingen — heimisches Volksrecht — unclassische Natur — norddeutsche Zurückhaltung — Blödigkeit des Gemüths — gebrochner Damm — überraschende Gewalt — Regel fügen — wieder Naturwüchsiges und Volksthümliches — römisches Recht — äußere Einflüsse — ursprünglicher Lauf — einheitlicher Staat — Logik des Rechtsbewußtseins" rc. rc. Sie werfen diesen flimmernden Schleier Ihrem Leser über das Antlitz und sagen still zu sich, triumphirend lächelnd: „Nun soll er einmal etwas sehen, oder die Courage haben zu glauben, es läge an mir, daß er nichts sehe: *Schielt* doch ein jedes meiner Worte nach einem Gedanken."

O großer Artist! Hierin sind Sie unerreichbar und verdienten die Anbetung Ihres ganzen Skribentengeschlechts.

Ich habe Ihnen die Ehre erwiesen, Herr Schmidt, *achtmal* mit konzentrirtester Denkkraft die obige Reihenfolge von Sätzen durchzulesen, um mich des durch dieselben hindurchgehenden *Gedankens* zu bemächtigen. Es war unmöglich. Es ist, wenn man diesen Gedanken sucht, wie im Hamlet, als man das Gespenst fragen will. Husch — ist es hier; husch — ist es dort! Oder wie beim Blindekuhspiel. Ganz nah hier zur Linken hört man eine bekannte Stimme; man greift nach ihr — leere Luft — jetzt rechts eine andere bekannte Stimme — zugegriffen — leere Luft; jetzt vorn, jetzt hinten, jetzt rückwärts, jetzt vorwärts, immer die Stimme, die man zu erkennen glaubt — und immer leere Luft, bis man denn in dieser taumelnden Bewegung nicht mehr weiß, wo einem der Kopf steht. Nein, Herr Schmidt, dieses Höllenkonzert taumelnder, heulender, tobender Worte kann nicht mehr *kritisirt* werden; denn dazu wäre doch immer noch erforderlich, daß irgend ein *bestimmter*, wenn auch noch so falscher Gedanke durch dasselbe hindurchginge. Es kann nur noch *charakterisirt*

Bd. II. S. 339.

„Ein Theil des Buchs, der das meiste Aufsehen erregte, gab die angebliche Geschichte der staatsrechtlichen Lehren, die mit der kleinlichsten Bosheit und einer völligen unwissenschaftlichen Abstraktion durchgeführt war."

Anm. d. Setzers. Mit einer „völlig" unwissenschaftlichen Abstraktion, Herr Schmidt, wenn es Ihnen recht ist, nicht mit einer „völligen!" Das „völlig" soll doch hier den Grad des Unwissenschaftlichen bezeichnen, nicht aber, ohne Beziehung auf dieses, gleichfalls direkt auf „Abstraktion" bezogen werden und dieser, die ein Leeres ist, den Begriff der Fülle geben. Dann muß es aber, sagt mein Junge, der Bengel, adverbialiter mit „unwissenschaftlichen" verbunden werden.

Bd. II. S. 412.

Als Schluß der Beurtheilung der vergleichenden Sprachforschung Wilhelm v. Humboldts, Bopps rc.: „Denn einen so imponirenden Eindruck die neue Wissenschaft auch macht, auf die Nationalliteratur kann sie nicht einwirken;*) sie kann es niemals zu einer wirklich gestaltenden Darstellung bringen,**) sie kann niemals als Bildungsmaterial des Volks dienen.***) Der Orient und die neue Welt bieten zu interessanten

---

werden, und zwar am besten, wie mein Student meint, durch eine Aeschyleische Stelle mit einigen leichten Abänderungen derselben:

„Eleleu! Eleleu!
Wie ihn wieder der Krampf des zerrütteten Sinns,
Wahnwitz ihn durchzuckt! wie die Bremse ihn sticht
Mit dem Stachel der Gluth!
Er zersprengt sein Herz in Entsetzen die Brust
Und im Kreis schweift wild der verwilderte Blick!
Von der Bahn ihn hinwegreißt taumelgepeitscht,
Ohnmächtig des Worts, ihn des Wahnsinns Sturm:
Sein wildes Geschrei, es verhallt mir umsonst
In des Unsinns tosender Brandung!"

(Aeschylos, Prometheus.)

*) Anm. d. Setzers. Auf welche, Herr Schmidt? Auf die belletristische, auf unsre schöngeistigen Journale und Journalmenschen? Ist vielleicht auch gar nicht die Absicht dieser Wissenschaft!

**) Fürchten Sie schon wieder für Ihre „Darstellungskraft," Herr Schmidt? Bopp wie Niebuhr sind Bösewichte, die Ihnen Ihren Styl rauben können — doch wir sprechen darüber noch an einem andern Ort.

***) Meinen Sie, daß Bopp's Sanskrit-Grammatik noch nicht so bald unmittelbar in unseren Elementarschulen eingeführt werden dürfte? I der

Reisen Gelegenheit, aber man kann sich nie dort einrichten, unsere geistige Heimath bleibt doch der klassische Boden des Alterthums.*) Dagegen ist es eine schöne und überraschende Ironie des Schicksals,**) daß wir in dem Streben nach dem Dunkeln und Verworrenen zur hellen Erkenntniß vordringen mußten, daß die Vertiefung in die Mystik endlich zur Ueberwindung der Mystik führte."

„Wir strebten nach dem Orient, um das ewig Verborgene zu suchen. Im Orient breiteten wir uns nach allen Seiten aus und fanden unter anderm auch den Weg nach unserm eignen Vaterlande. Die deutsche Philologie und die deutsche Alterthumswissenschaft ging mit jenen naturphilosophischen und symbolischen Studien Hand in Hand. Die deutsche Vorzeit mußte uns erst als etwas Fremdes, Geheimnißvolles und Mystisches imponiren, ehe wir uns darin zu Hause fanden. Es war ein seltsamer Umweg über Indien nach der deutschen Vorzeit zu pilgern und es ist viel Zeit und Kraft darauf verloren gegangen.***)

Tausend, das muß Ihnen Jemand gesagt haben! Was Sie für klare Begriffe darüber haben müssen, durch wie viele unendliche Vermittelungen und Kanäle Wissenschaften und Erkenntnisse, die in den Besten einer Nation aufgehen, endlich, wenn auch noch so langsam, auf die Gesammtbildung des Volkes wirken, um einen solchen Blödsinn schreiben zu können!

*) Aber, Herr Schmidt, Herr Schmidt, bedenken Sie doch um Gottes Willen, daß Sie durch Ihr ganzes Werk hindurch gegen unsere größesten Dichter, gegen Schiller und Goethe in einemfort polemisiren, weil sie uns die „exotische Pflanze" das „fremde Grün" des klassischen Alterthums hätten aufnöthigen wollen — und hier wird nun plötzlich — aus bloßem Widerspruchsgeist gegen die vergleichende Sprachforschung — der klassische Boden des Alterthums zu „unserer geistigen Heimath"!

**) Die größte Ironie des Schicksals, Herr Schmidt, erblicke ich für so würdige Männer, wie Humboldt, Bopp ꝛc. darin, daß Sie über dieselben schreiben.

***) Herr Schmidt! den in dem schöngeistigen Wortgeklingel aller dieser Sätze enthaltenen Blödsinn wieder sorgfältig herauszuschälen, — das sei ferne von mir! So schuhriegeln lasse ich mich von Ihnen nicht! Nur um Ihnen zu zeigen, daß Sie nicht einmal Original sind, will ich Ihnen Ihren Spiegel vorhalten. Kennen Sie unseres Satyrikers Liscow Schrift über die „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Skribenten, Frankfurt 1736?" Dort können Sie Ihr genaues frappantes Portrait finden. „Ich kehre wieder zu meinem Zweck, sagt Liscow daselbst S. 474 — und sage, daß wir, wenn wir schreiben wollen, die Prüfung unserer Kräfte, mit welcher sich unsere Feinde quälen, für ebenso unnütz halten, als Vernunft und Nachdenken. Wir brauchen so vieler Umstände nicht. Wir haben die besondere Gabe von der Natur, daß wir schreiben können, was

Da wir aber das Ziel wirklich erreicht haben, so hat auch diese Verirrung etwas Belehrendes.*)

Bd. II. S. 509.

„Wenn Eichendorff auf dem Umweg der Romantik wieder in die Sittlichkeit zurückkehrt, so würde nach einer andern Seite hin der Gegensatz gegen den Classicismus noch weiter ausgebildet: durch die Vertiefung in die Nachtseite der Natur, in welcher ein geheimnißvolles Licht waltet, so daß es uns durch keine Kunststücke der Perspective sichtbar gemacht werden kann.“ (!!)

Anm. d. Setzers. O Sie Hermes trismegistos, der Sie sind! Sogar die Physik beschenken Sie im Vorübergehen mit Ihren merkwürdigen Entdeckungen. Sie beschenken sie mit einem unsichtbaren Licht! Mit einem Licht das auf keine Weise sichtbar gemacht werden kann! O Sie Nachtseite der Natur!!

Bd. II. S. 529.

Ueber Niebuhr, Boeckh, Ottfried Müller, die Philologie und die historische Schule: „Wir haben von den Juristen wie von den Philosophen gelernt, daß uns in der Geschichte noch vieles andere interessiren muß, als die hervorstehenden That-

---

wir nicht gelernt haben und von Sachen urtheilen, die wir nicht verstehen.“ Also trösten Sie Sich, Herr Schmidt. Sie sehen, Sie sind nicht der erste, sondern nur der kolossalste Narr dieser Gattung. Aber schon vor 1736 existirten würdige Anfänger in Ihrer Kunst, die Liscow so reizend schildert. Liscow wird Sie überhaupt trösten können, wenn Ihnen meine Anmerkungen unangenehm sein sollten. Er zeigt, daß der elende Skribent selbst dann noch Grund hat, mit sich zufrieden zu sein, wenn seine Schriften von allen getadelt würden. „Der Mangel der Vernunft, sagt er S. 487, der uns das Schreiben so leicht und unsere Schriften dem Pöbel so angenehm macht, würde uns auch auf den Fall Dienste thun, wenn der Pöbel sich zu unsern Feinden schlüge, und wir würden in unserem Unglück größer sein, als in den glücklichen Tagen.“ Also trösten Sie Sich, auch wenn Sie durch meine gemeinfaßlichen Perlustrationen Ihren Anhang verlieren sollten.

*) O Du grundgütiger Schmidt! Was Du milde bist! Der Mann ist sogar im Stande Bopp seine Verirrungen in's Indische zu vergeben! O Du grundgütiger Schmidt!

sachen und Persönlichkeiten. Allein vorläufig verwirrt es die Darstellung, da einseitige Gesichtspunkte sich hart aneinander drängen und umsonst nach der rechten Mitte suchen."

Anm. d. Setzers. Wie schön gesagt! Ja, ja, Herr Schmidt, es ist nichts mit der Philologie, mit Böckh so wenig, wie mit Niebuhr, mit Ottfr. Müller so wenig, wie mit Savigny! Es ist nichts mit den philologischen Forschungen, so wenig auf dem Felde der historischen, wie der vorhistorischen Zeiten. Wie die letzteren nur Ihre „Gestaltungskraft schwächen" würden, so müssen die ersteren „vorläufig die Darstellung verwirren." Bonnet blanc et blanc bonnet! „Vorläufig die Darstellung verwirren," „einseitige Gesichtspunkte," „hartaneinander drängen," „umsonst die rechte Mitte suchen" — das ist alles, was dabei herauskommt, mindestens so lange Sie nicht darüber schreiben, der Sie zwar diese ganze Bildung hinter sich haben und natürlich hinter sich haben müssen, um so sicher und gewiegt über dieselbe urtheilen zu können, aber dennoch nicht darüber schreiben werden, schon um sich ihre kostbare „Gestaltungskraft" nicht zu schwächen, und ihre klare „Darstellung" nicht zu verwirren, um „das zusammengewachsene Grün" und das „unsichtbare Licht" die „demagogischen Untersuchungen" und die „aus einem Vorrath alter Nationalsagen sich entwickelnde griechische Geschichte", das „gedoppelte natursymbolische Moment" und das beständige Bimbamgeläute Ihres zarten Styls durch so grobstoffliche Leistungen nicht auf's Spiel zu setzen. Und vielleicht ein wenig auch deshalb nicht, weil selbst Blödsinn zu schreiben in diesen Wissenschaften immer noch viel schwerer wäre, als über dieselben! — Die ganze Deutsche Bildung, Herr Schmidt, ist überhaupt nichts als Ein großer Bankerott, in welchem Niemand stehen bleibt, als das unsichtbare Licht, der einsame Julian, auf den Leichen der Gefallenen thronend, und mit vornehmer Herablassung sich von Zeit zu Zeit herunterbückend, um bald diesen bald jenen der Männer, von deren Büchern er nichts als die Titel kennt, zu nasenstübern!

Na warten Sie, Sie unsichtbares Licht! Ich hoffe, ich habe Sie sichtbar gemacht!

Bd. II. S. 360.

„Denn der Grundzug, der sich in ihnen (nämlich in den Anekdoten über die altrömischen Charaktere) ausspricht, die Verleugnung des sittlichen Instinkts zu Gunsten einer Abstraction rc." — —

Anm. d. Setzers. Warum, Herr Schmidt, verfahren Sie so hart gegen die alten Römer? Warum werfen Sie ihnen vor, den sittlichen Instinkt verleugnet zu haben, während es doch nicht so schwer war, zu sehen, daß dieselben vielmehr gerade alles und sich selbst ihren sittlichen Instinkten aufgeopfert haben, und daß nur der sittliche Instinkt selbst damals ein anderer war, als heute. Der alte Regulus

Da wir aber das Ziel wirklich erreicht haben, so hat auch diese Verirrung etwas Belehrendes.*)

Bd. II. S. 509.

„Wenn Eichendorff auf dem Umweg der Romantik wieder in die Sittlichkeit zurückkehrt, so würde nach einer andern Seite hin der Gegensatz gegen den Classicismus noch weiter ausgebildet: durch die Vertiefung in die Nachtseite der Natur, in welcher ein geheimnißvolles Licht waltet, so daß es uns durch keine Kunststücke der Perspective sichtbar gemacht werden kann." (!!)

Anm. d. Setzers. O Sie Hermes trismegistos, der Sie sind! Sogar die Physik beschenken Sie im Vorübergehen mit Ihren merkwürdigen Entdeckungen. Sie beschenken sie mit einem unsichtbaren Licht! Mit einem Licht das auf keine Weise sichtbar gemacht werden kann! O Sie Nachtseite der Natur!!

Bd. II. S. 529.

Ueber Niebuhr, Boeckh, Ottfried Müller, die Philologie und die historische Schule: „Wir haben von den Juristen wie von den Philosophen gelernt, daß uns in der Geschichte noch vieles andere interessiren muß, als die hervorstehenden That-

---

wir nicht gelernt haben und von Sachen urtheilen, die wir nicht verstehen." Also trösten Sie Sich, Herr Schmidt. Sie sehen, Sie sind nicht der erste, sondern nur der kolossalste Narr dieser Gattung. Aber schon vor 1736 existirten würdige Anfänger in Ihrer Kunst, die Liscow so reizend schildert. Liscow wird Sie überhaupt trösten können, wenn Ihnen meine Anmerkungen unangenehm sein sollten. Er zeigt, daß der elende Skribent selbst dann noch Grund hat, mit sich zufrieden zu sein, wenn seine Schriften von allen getadelt würden. „Der Mangel der Vernunft, sagt er S. 487, der uns das Schreiben so leicht und unsere Schriften dem Pöbel so angenehm macht, würde uns auch auf den Fall Dienste thun, wenn der Pöbel sich zu unsern Feinden schlüge, und wir würden in unserem Unglück größer sein, als in den glücklichen Tagen." Also trösten Sie Sich, auch wenn Sie durch meine gemeinfaßlichen Perlustrationen Ihren Anhang verlieren sollten.

*) J Du grundgütiger Schmidt! Was Du milde bist! Der Mann ist sogar im Stande Bopp seine Verirrungen in's Indische zu vergeben! J Du grundgütiger Schmidt!

sachen und Persönlichkeiten. Allein vorläufig verwirrt es die Darstellung, da einseitige Gesichtspunkte sich hart aneinander drängen und umsonst nach der rechten Mitte suchen."

Anm. d. Setzers. Wie schön gesagt! Ja, ja, Herr Schmidt, es ist nichts mit der Philologie, mit Böckh so wenig, wie mit Niebuhr, mit Ottfr. Müller so wenig, wie mit Savigny! Es ist nichts mit den philologischen Forschungen, so wenig auf dem Felde der historischen, wie der vorhistorischen Zeiten. Wie die letzteren nur Ihre „Gestaltungskraft schwächen" würden, so müssen die ersteren „vorläufig die Darstellung verwirren." Bonnet blanc et blanc bonnet! „Vorläufig die Darstellung verwirren," „einseitige Gesichtspunkte," „hartaneinander drängen," „umsonst die rechte Mitte suchen" — das ist alles, was dabei herauskommt, mindestens so lange Sie nicht darüber schreiben, der Sie zwar diese ganze Bildung hinter sich haben und natürlich hinter sich haben müssen, um so sicher und gewiegt über dieselbe urtheilen zu können, aber dennoch nicht darüber schreiben werden, schon um sich ihre kostbare „Gestaltungskraft" nicht zu schwächen, und ihre klare „Darstellung" nicht zu verwirren, um „das zusammengewachsene Grün" und das „unsichtbare Licht" die „demagogischen Untersuchungen" und die „aus einem Vorrath alter Nationalsagen sich entwickelnde griechische Geschichte", das „gedoppelte natursymbolische Moment" und das beständige Bimbamgeläute Ihres zarten Styls durch so grobstoffliche Leistungen nicht auf's Spiel zu setzen. Und vielleicht ein wenig auch deshalb nicht, weil selbst Blödsinn zu schreiben in diesen Wissenschaften immer noch viel schwerer wäre, als über dieselben! — Die ganze Deutsche Bildung, Herr Schmidt, ist überhaupt nichts als Ein großer Bankerott, in welchem Niemand stehen bleibt, als das unsichtbare Licht, der einsame Julian, auf den Leichen der Gefallenen thronend, und mit vornehmer Herablassung sich von Zeit zu Zeit herunterbückend, um bald diesen bald jenen der Männer, von deren Büchern er nichts als die Titel kennt, zu nasenstübern!

Na warten Sie, Sie unsichtbares Licht! Ich hoffe, ich habe Sie sichtbar gemacht!

Bd. II. S. 360.

„Denn der Grundzug, der sich in ihnen (nämlich in den Anekdoten über die altrömischen Charaktere) ausspricht, die Verleugnung des sittlichen Instinkts zu Gunsten einer Abstraction ꝛc." — —

Anm. d. Setzers. Warum, Herr Schmidt, verfahren Sie so hart gegen die alten Römer? Warum werfen Sie ihnen vor, den sittlichen Instinkt verleugnet zu haben, während es doch nicht so schwer war, zu sehen, daß dieselben vielmehr gerade alles und sich selbst ihren sittlichen Instinkten aufgeopfert haben, und daß nur der sittliche Instinkt selbst damals ein anderer war, als heute. Der alte Regulus

würde es z. B. für tief unsittlich gehalten haben, eine dicke Literaturgeschichte zu schreiben, wenn man in Tod und Teufel nichts von seinem Stoff versteht. Dagegen hielt er es für sittlich, seinem Volke den Rath zu geben, den Krieg gegen Carthago fortzusetzen, obgleich er wußte, daß man ihn deshalb in Carthago, wohin er seinem Versprechen gemäß zurückkehren mußte, tödten würde. Der alte Brutus ließ seine Kinder hinrichten, welche sich gegen die Republik verschworen haben, damit nicht ihre Straflosigkeit schlechte Grundsätze im Volke begünstige. Es läßt sich hieraus fast mit Sicherheit abnehmen, daß er die Erzeugung von solchen geistigen Kindern, wie Sie deren in die Welt setzen, d. h. die Produktion von Büchern, welche nichts enthalten als die krasseste Unwissenheit, das oberflächlichste, unsinnigste, schöngeistige Wortgeklingel, die schiefsten gedanken- und inhaltlosesten Urtheile, die unsittliche Sucht, den Schein eines Verständnisses von Dingen zu erkünsteln, von denen man nicht einmal die Rudimenta kennt, die noch tiefere Unsittlichkeit gerade durch vornehmes Absprechen, durch süffisante Herabsetzung alles Großen und Bedeutenden eine Autorität im großen Publikum erwerben zu wollen, Bücher also, welche auch nichts als dieselbe Unwissenheit, dieselbe miserable Verkennung alles Großen, was in der Nation geleistet worden ist, im Volke verbreiten und ihm nur dieselbe Unsittlichkeit und Lasterhaftigkeit einimpfen können, deren Erzeugniß sie sind, — Brutus, sage ich, würde die Produktion von solchen Büchern geradezu dem Verbrechen der Brunnenvergiftung gleichgesetzt haben! Und selbst heute noch, Herr Schmidt, giebt es Leute, die hierin seiner Ansicht sind. Lassen Sie also, Herr Schmidt, die alten Römer und ihre „Verleugnung des sittlichen Instinkts" in Frieden. Bedenken Sie, daß jene Aermsten noch keine moderne Journalistik hatten, um aus ihr Sittlichkeit lernen zu können!

Bd. II. S. 446.

„Nachdem durch die Einkehr in's deutsche Leben der bisherige Idealismus in Verwirrung gesetzt war, zeigt die deutsche Poesie eine chaotische Gährung, der alle Physiognomie fehlen würde, wenn nicht ein rührender Zug an die alte Zeit erinnerte."

Anm. d. Setzers. Mit diesen Worten beginnen Sie einen neuen Abschnitt, Herr Schmidt. Wieder eine Ihrer freilich auf jeder Seite sich findenden Phrasen, deren Gespreiztheit und Dicknäsigkeit den Schein erregen soll, als wäre irgend ein Sinn dahinter verborgen, während es nichts weiter als das leerste Wortgeläute — bim, bam! — ist, das sogar jeden bloß grammatischen Sinn verloren hat. Wer war ins deutsche Leben eingekehrt, Herr Schmidt? der Idealismus selbst? Nun, wenn der Idealismus selbst, — diese Richtung des Geistes — ins deutsche Leben eingekehrt war, so kann er ja auch nicht durch diese von ihm gewollte und vollbrachte Einkehr in Verwirrung gesetzt worden sein! Oder war der Idealismus dadurch in Verwirrung gesetzt, weil zwar nicht er, aber etwa die Nation

ins deutsche Leben eingekehrt war? Aber die deutsche Nation, Herr Schmidt, wird doch wohl nie außerhalb des deutschen Lebens gelebt haben! — Zu dieser Pracht der Gedanken die Pracht der Bilder. Eine „Gährung" die keine „Physiognomie" und eine „Gährung" die einen „rührenden Zug" hat!

Bd. II. S. 159.

„Gesunder Menschenverstand ist nichts Anderes als die Gesundheit des geistigen Auges, er ist wie die Inspiration eine Gabe, die man nicht durch Reflexion erwirbt, die man von der Natur empfangen muß."

Anm. d. Setzers. Welche Oratio pro domo, Herr Schmidt! Sie wollen uns hier nur zart andeuten, warum, da Sie keinen gesunden Menschenverstand von Natur empfangen, Sie auch nicht erst darauf ausgegangen wären, ihn durch Bildung zu erwerben.

Bd. II. S. 463.

„In der Zeit Ramler's, des Dichters, mit welchem Platen die größte Aehnlichkeit hat, den er aber nach der Vorschrift **der romantischen Schule** tief verachtet, hatte die lyrische Stylübung eine ganz andere Bedeutung."

Anm. d. Setzers. Platen, der abgesagteste Feind, der leidenschaftlichste Gegner, der vollendetste Gegensatz der romantischen Schule, nach ihren, der romantischen Schule, Vorschriften verachtend? O du heiliger Zebadeus, das reicht an den Schwabenspiegel und die sieben Weisen!

Bd. II. S. 434.

Urtheile über Platen: „Unproductiver Dichter, der sich einer ziemlichen Belesenheit und eines gewissen Geschmackes in der Handhabung der Verse erfreut," „Bitterkeit eines literarisch Unzufriedenen," „unsicheres Selbstgefühl, das bald zur unnatürlichen Steigerung der Selbstachtung, bald zur würdelosen Empfindlichkeit führt," „gezierte Waldeinsamkeitsromantik," „anmaßungsvolle literarische Beziehungen," „den leitenden Faden bildet nicht die Erfindung, sondern die Eitelkeit des Dichters, die immer zu sich selbst zurückkehrt," „das Stück (die Liga von Cambray) zeigt eine erschreckende Unfähigkeit, ein gegebenes geschichtliches Thema mit einigem Verstand

rungsprozesses, in dem die Elemente wieder ihr Recht gewinnen (!!) und sich der bisherigen organischen Bildungen bemächtigen, (??) um eine neue Schöpfung möglich zu machen*), ist die Hegelsche Philosophie zugleich ein Ferment der neuen Zeit"**).

Bd. II. S. 536.

Weiter über Hegel: „Wie die Romantiker bemühte er sich, die verschiedenartigsten Bildungsformen in ihrer Berechtigung zu

---

den falschen Flitterkram der verdeckenden Worte herunter gerissen nichts anders als: „Die Hegel'sche Philosophie sei das letzte Resultat einer Periode des Werdens, die zuerst wurde, die aber endlich in ein allgemeines Werden ausging!" O Sie großer Tautologe! O Sie Nachtseite der Natur!

*) Hegel glaubte ein System geschaffen zu haben, also, ob dieses System wahr oder falsch sei, immerhin eine Einheit! In eine streng durchgeführte Einheit glaubte er die Elemente des menschlichen Wissens, des geistigen und natürlichen Alls aufgehoben zu haben. Diejenigen, welche seine Philosophie angriffen, thaten das bisher in der Regel so, daß sie behaupteten, Hegel habe jenen Elementen sogar Gewalt angethan, um sie aus ihrer besonders selbstständigen Natur heraus zu reißen und zu einer künstlichen Einheit zu verbinden. Point du tout! Hegel selbst wie seine Gegner haben seine Philosophie gänzlich mißverstanden! Die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie ist vielmehr die, daß in ihr „die Elemente wieder ihr Recht gewinnen." Ihre Bedeutung ist also die, daß in ihr die Elemente wieder auseinander treten! O du Großkophta alles Unsinns! O du gefürsteter Herr des Widerspruchs! O du König von Gottes Gnaden in den Reichen der Tautologie, welch' schauderbaren Blödsinn schreibst du da wieder zusammen! Aber nicht nur die Elemente gewinnen in der Hegel'schen Philosophie wieder ihr Recht, sondern, wie es freilich nicht anders sein kann, dieser schreckliche Κατακλυσμός, dieser wilde Elementarprozeß der wider in ihr Recht eintretenden Elemente droht sogar, „sich der bisherigen organischen Bildungen zu bemächtigen." Verstellen Sie Sich doch nicht, Herr Schmidt! Sie wollen andeuten, die Hegel'sche Philosophie sei Ihnen einmal auf den Kopf gefallen und habe sich der „organischen Bildung" Ihres Gehirns zu bemächtigen gedroht! Aber männiglich, der einige Seiten in Ihrem Buche gelesen, wird wissen, daß Sie Ihren Schädel immer auf Schußweite von der Hegel'schen Philosophie fern gehalten haben. Freilich lediglich aus wissenschaftlichem Eifer; um nehmlich die Römer-Urkunde keiner Alteration auszusetzen, die noch auf Ihrem Schädel eingegraben ist. Sie erinnern Sich doch noch, Herr Schmidt, von Seite 39? —

**) Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum."

begreifen; er führte aus, was bei jenen Tendenz gewesen war. Aber er ging an die Erscheinungen nicht mit jenem unpersönlichen Wohlgefallen, das jede Abnormität widerstandslos aufnimmt, sondern mit einer festen und sittlichen Durchbildung. Sein Wohlgefallen war nicht ein unterschiedloses, weil sein Urtheil nicht auf ästhetischen, sondern auf historischen Gründen beruhte; er ließ die Erscheinungen gelten, aber nur im Verhältniß zum Raum und zur Zeit, der sie angehörten."

Anm. d. Setzers. Den anderweitigen Nonsens in der obigen Stelle — wie z. B., daß Sie da Hegel zum Lobe nachsagen, er sei nicht mit „unpersönlichem" Wohlgefallen an die Erscheinungen gegangen, während das, was Sie selbst sagen, vielmehr beweisen würde, daß er mit durchaus unpersönlichem, rein objectivem Wohlgefallen an die Erscheinungen gegangen ist, — will ich unberücksichtigt lassen. Kann ich doch ohnehin nur immer die allerunbedeutendsten Pröbchen Ihres Blödsinns zum Besten geben. Denn in das dichte Urdickicht desselben einzudringen — davor bewahre mich Gott! Da müßte ich immer ein drei Seiten langes Bimbamgeläute abschreiben, und das halten meine Kopfnerven nicht aus. Also den anderweitigen Nonsens in obiger Stelle will ich Ihnen schenken. Nur auf eins will ich Sie aufmerksam machen. Passen Sie wohl auf! Um den Beweis zu geben, wie sehr Sie Hegel studirt und begriffen haben, verhalten Sie Sich oben äußerst anerkennend. Es muß Ihnen das freilich hart ankommen. Inzwischen, Sie trösten Sich, denn Sie wissen ja doch, es ist nur geborgt. Sie wissen ja doch, lange wird es nicht dauern, bis Sie ihm die paar Fetzen wieder vom Leibe reißen, mit denen Sie ihn momentan für Ihr eigenes Bedürfniß bekleiden. Aber hier nun, wo Sie das Bedürfniß haben, einigen anerkennenden Wischiwaschi loszulassen, erklären Sie, das Verhalten Hegels zu den geschichtlichen Erscheinungen unterscheide sich von dem der Romantiker gerade dadurch, daß sein „Urtheil nicht auf ästhetischen, sondern auf historischen Gründen beruhte." Sie constatiren ferner ausdrücklich: „er ließ die Erscheinungen gelten, aber nur im Verhältniß zum Raum und zur Zeit, der sie angehörten." Hegel hat also, Sie sagen es selbst und also muß es wohl wahr sein, bei den geschichtlichen Erscheinungen von Raum und Zeit nicht abstrahirt; er hat diese festen Verhältnisse nicht verflüchtigt; er hat vielmehr dieselben festgehalten; er hat, und dies charakterisire ihn, die geschichtlichen Erscheinungen gelten lassen, „aber nur im Verhältniß zum Raum und zur Zeit, der sie angehörten."

Und nun sehen Sie, Bursche! Zwanzig Seiten darauf — Seite 556 — resümiren Sie das Schlußurtheil über Hegel in folgenden Worten: „Er hat sich gegen die objective Welt, namentlich gegen die Geschichte dadurch versündigt, daß er in dem Recht des absoluten Seins die wesentlichen Momente der Zeit und des Raumes verflüchtigt"!!!!

Wie Sie die Käufer der vier Auflagen Ihrer Literaturgeschichte innerlich auslachen müssen! Mit welcher Weltverachtung Sie geschwängert sein müssen, Herr Schmidt!

Bd. II. S. 300.

Ueber Uhland: „Er hegt Sympathien, aber keine Leidenschaften; daher sind seine Lieder immer anziehend, nie verletzend — aber auch freilich selten von mächtigem Eindruck."

Anm. d. Setzers. Freilich, freilich! Bertram de Born — ohne mächtigen Eindruck. Klein Roland — ohne mächtigen Eindruck. Des Sängers Fluch — ohne mächtigen Eindruck. Der Cyklus der Gedichte, die Eberhard den Greiner und Ulrich behandeln — ohne mächtigen Eindruck. Und so weiter und so weiter! Freilich, freilich giebt es mächtigere Eindrücke! Denn wenn ich, Herr Schmidt, dem Eindruck, welchen Sie mir machen, Ausdruck geben wollte, so würde das einen Eindruck hervorbringen, der bleibende Spuren hinterließe; einen Eindruck, dem es an jenen „starken, sinnlich wahrnehmbaren Strichen" nicht fehlen würde, die Sie bei Grimm vermissen!

Bd. II. S. 300.

Es geht unmittelbar nach der vorigen Stelle weiter über Uhland: „Das gilt auch von seinen politischen Liedern; die Variationen über das gute alte Württemberger Recht haben nicht mehr historischen Sinn, als seine spätere Stellung in der Frankfurter Demokratie*), wo er gegen den engeren Bundesstaat war, weil er in der Stimme eines jeden Oesterreichers das Rauschen des adriatischen Meeres zu vernehmen glaubte"**)

*) Anm. d. Setzers. Armer Uhland! Gieb es ein- für allemal auf, es Herrn Julian Schmidt recht zu machen! Wenn Du in Deinen Liedern festhältst an dem bestehenden historischen Recht — so ist das „ohne historischen Sinn". Wenn Du, um diesen Fehler zu verbessern, von dem bestehenden Rede ablassend, Dich zu den Forderungen des modernen Gedanken entwickelst, wenn Du mit Deinem Volke Dich auf das Prinzip der Volkssouveränetät selbst, in der Meinung, dies sei eben „historisch", daß jetzt dies Prinzip in der Geschichte Platz greife, so ist das wieder „ohne historischen Sinn", ja es ist (s. Jul. Schmidt II, S. 202) „sanscülottisch, zerfahren, ungeschichtlich". Gieb es auf, unglücklicher Greis, nach Herrn Schmidts Billigung zu streben! Der Lorbeer blüht Dir nicht!

**) Rechenexempel: Wenn in dem mächtigen und poetischen Bilde, welches der große patriotische Sänger gebrauchte, in der Stimme eines jeden Oesterreichischen Deputirten zu Frankfurt ihm das Rauschen der Adria entgegen schwoll — welcher Pfütze Unkentöne sind dann in dem βρεκεκοαξ, κοαξ eines gewissen Literarhistorikers erkennbar?

Bd. II. S. 301.

Immer weiter über Uhland, unmittelbar nach den vorher angeführten Worten: „Auch wo seine Seele am meisten bewegt ist, z. B. in dem schönen, kleinen Frühlingslied: „Nun muß sich alles, alles wenden," ist es **nicht eine bestimmte individuelle Empfindung**, die zu den Gegenständen **herantritt**, **sondern** es sind die **Gegenstände selbst, die in süßer Empfindung zittern**. Der Dichter ist nur ein Widerhall von den Klängen der Natur."

Anm. d. Setzers. Herr Schmidt, ich bitte Sie, lassen Sie sich nur einen Augenblick, so inkonsequent das freilich von Ihnen wäre, zu dem allergewöhnlichsten Denken herbei! Damit die individuelle Empfindung eine **bestimmte**, concrete, sei, muß sie ja **vorerst an die Gegenstände, geistige oder sinnliche herangetreten** sein und sich **an ihnen** entzünden. Nur das Ineinander der individuellen Empfindungs**fähigkeit** und der geistigen oder sinnlichen Gegenstände bildet die **bestimmte** individuelle Empfindung. Eine individuelle Empfindung die noch **ohne** ihren Gegenstand fertig ist und so zu ihm „herantritt", das wäre ja die leere Empfindelei der schönen Seele, die eines Gegenstandes überhaupt nicht bedarf und ihm, auch wenn sie zu einem solchen herantritt, nur eine willkürliche, seine Natur verkehrende Gewalt anthut. Also die **bestimmte** individuelle Empfindung, Herr Schmidt, erzeugt sich erst dadurch, daß sie sich mit dem Gegenstande **in Eins setzt**.

Und ferner, Herr Schmidt, habe ich mir sagen lassen, daß, wenn schon einmal von **Naturpoesie** die Rede ist, gerade die **höhere** Entwicklung derselben darin bestehen soll, daß der gegenständlichen Natur selbst das Leben und die Empfindungen des menschlichen Gemüths eingehaucht werden. Auf diese Weise bemächtigt sich der Dichter in der Form der **Vorstellung der innern Einheit**, welche zwischen dem menschlichen **Geiste und der scheinbar todten Natur** besteht, und statt „nur ein Widerhall von den Klängen der Natur" zu sein, macht er vielmehr die Natur **zu** einem Widerhall von den Klängen des bewegten Herzens. Das ist vielleicht zu hoch für Sie, Herr Schmidt.

Doch vielleicht kann ich sowohl das früher wie das zuletzt Gesagte in seinem Zusammenhange wie in seinem Unterschied von einander Ihnen durch ein einfaches Beispiel ganz klar machen. Angenommen, ich ginge dazu über, Ihnen, wie ich früher sagte, den Ausdruck des Eindrucks zu appliziren, den Sie mir gemacht haben. Würde dann nicht, um mich möglichst Ihrer eigenen Worte zu bedienen, Ihre „individuelle Empfindung" erst dadurch zu einer „bestimmten", daß der von mir geschwungene „Gegenstand" an Sie „heranträte?" Sie wären freilich dann ein bloßer „Widerhall von den Klängen der Natur". Immerhin aber wäre es selbst dann noch nicht dieser Gegenstand, trotz seiner Schwingungen — Täuschung Herr Schmidt! — sondern **Sie** wären es, der „in süßer Empfindung erzitterte"!

Bd. II. S. 301.

„Bei Uhland tritt uns **niemals eine bedeutende Individualität**, niemals ein **mächtiger Strom der Empfindung** entgegen."

Anm. d. Setzers. Wie? Bei allen Heiligen, Herr Schmidt! Bei **Uhland** kein mächtiger Strom der Empfindung?! — — Doch ja, Sie verstehen Ihr Handwerk von Grund aus! Sie wissen, diese aberwitzigen, absprechenden Paradoxien, diese vornehm wegwerfende Manier, diese sinnlosen, aber mit fabelhafter Sicherheit hingestellten Unerhörtheiten sind es gerade, die geeignet sind, dem großen Haufen zu imponiren, ihm als ein selbständiger Denker zu erscheinen und einer Literaturgeschichte vier Auflagen zu verschaffen. Und wenn dies nur gelingt, was kümmert Sie das Uebrige? O, Sie verstehen Ihr Handwerk von Grund aus, ganz wie Strepsiades in den Wolken und **wörtlich auf Sie gemacht** scheinen die Verse, die Aristophanes ihm in den Mund legt:

„Titulire mich dann nach Belieben die Welt
Frech, naseweis, grob, maulfertig, infam,
Unflath, Aufschneider und Lügenschmied,
Rechtsfälscher, mit allen Hunden gehetzt.
Schwadroneur, Windfahne, Fuchs, Klappermaul,
Nasrümpfer, Scherwenzler, aufdringliche Klett',
Aas, Neidhard, Galgenstrick, Lumpenhund
— — — —
Mag, wem es beliebt, auf der Gasse mir nach
Diese Titel schreien: Nur zugeschimpft!
Meinetwegen verhackt
Mich zu Würsten, bei der Demeter, und gebt
Sie den Herrn Philosophen zu fressen!
(Aristophanes, Wolken, V. 442.)

Bd. II. S. 509.

„Im Begriff des Pantheismus durchkreuzen sich zwei entgegengesetzte Anschauungen. Der Pantheismus Spinoza's zerdrückt alle Individualität unter dem eisernen Gedanken der Nothwendigkeit; er giebt einem edlen Geist die Gewalt der Entsagung, aber er ist eher dazu geeignet ihn gegen das individuelle Leben gleichgültig zu machen, als ihm Interesse dafür einzuflößen. Der indische Pantheismus dagegen — und dieser war es, der sich in der Deutschen Mystik geltend machte — sieht in allem Lebendigen das Göttliche und läßt in der Andacht, die er gegen **das Einzelne hegt, die allgemeinen Ideen untergehen.**"

Anm. d. Setzers. O Sie Nachtseite der Natur, welchen Wahnsinn Sie da wieder zusammenschreiben! Das also ist Ihre Art, Andacht gegen einen Gegenstand zu hegen, daß Sie in ihm „die allgemeinen Ideen untergehen" lassen? Dann ist freilich alles klar! Dann erklärt sich auf das Natürlichste Ihre ganze Literaturgeschichte. In der Andacht, die Sie gegen die Deutsche Literatur hegen, mußten Sie dann „die allgemeinen Ideen untergehen" lassen, und so ist es denn ganz nothwendig und nicht mehr zu verwundern, daß Ihre Literaturgeschichte zu dem wurde, was sie eben ist, zu einem Buch, in dem alle Ideen untergegangen sind.

Dies stimmt also, und ich kann mir nun denken, daß Sie bei der stupenden Ideenlosigkeit, die ich in Ihrem Buche nachweise, triumphirend ausrufen werden: Bloßer Beweis meiner Andacht!

Gut! Aber wenn das Ihre Art von Andacht ist, so nehmen Sie meinetwegen ein Patent darauf — doch das haben Sie ja eben durch Ihre „Literaturgeschichte" schon genommen — wie aber kommen Sie dazu, auch Andern diese Art von „Andacht" unterzulegen? Andere Menschen lassen sich gerade in der „Andacht," die sie gegen einen Gegenstand erfüllt, die „allgemeinen Ideen aufgehen". Dies ist das wirkliche Wesen der Andacht, Herr Schmidt, der menschlichen, nicht der belletristischen. Wie kommen Sie nun dazu, Herr Schmidt, die alten Inder, den „indischen Pantheismus," zu Belletristen zu machen? Was ist das überhaupt für eine seltsame Krankheit, die Sie haben, in einemfort von Dingen zu sprechen, von denen Sie auch nicht das Allergeringste verstehen? Doch freilich, Sie haben Recht! Wenn Verstehen zum Sprechen nothwendig wäre — wovon sollten Sie denn da sprechen? Sie müßten ja zum reinen Trappisten werden. Soll ich Ihnen aber eine kleine Ahnung beibringen, wie reizend Sie den „indischen Pantheismus" charakterisiren? Soll ich Ihnen zeigen, Herr Schmidt, wie sehr der „indische Pantheismus in der Andacht, die er gegen das Einzelne hegt, die allgemeinen Ideen untergehen läßt?" Also in aller Kürze, Herr Schmidt:

Haben Sie jemals etwas von den Upanishads gehört, dieser Grundlage der indischen Theologie und des indischen Pantheismus? Nehmen Sie also meinetwegen die Fragmente, die Colebrooke daraus mittheilt, in der Uebersetzung von Pohley, und lesen Sie ein wenig im Kát'haka Upanishad, im dritten Gesang V. 10.

„Höher als die Sinne, sind die sinnlichen Gegenstände; höher als diese ist das Herz; höher als das Herz ist die Vernunft, höher als diese ist der große Geist. V. 11. Höher als der große Geist ist das Unentfaltete (der Saame des Universums), höher als dieses ist der höchste Geist (Purusha, der alles erfüllt); nichts ist über diesem, er ist die Grenze, er ist die höchste Stufe!"

Oder nehmen Sie das vierte Bráhman'am aus dem Vrihadáran'yakam, das Gespräch zwischen Jág'nyavalkya und seiner Frau Maitreyi, V. 13: „Maitreyi erwiderte: O Ehrwürdiger, Du bringst mich in Verwirrung (wenn Du sagst) in jener Welt ist kein Bewußtsein des Einzelnen! — Jener sprach: Ich sage Dir nichts Verwirrtes, ich will es Dir erklären. Da wo Zweiheit ist, da riecht der eine ein anderes, da sieht der eine ein anderes, da hört der eine ein anderes, da spricht der eine zu einem

andern, da denkt der eine ein anderes, da erkennt der eine ein anderes; wenn aber Jemand im Zustande der Erkenntniß ist und weiß: der Geist ist Alles, durch welche Ursach und was könnte er dann noch riechen oder hören, oder zu einem andern sprechen oder denken oder erkennen" rc. rc. rc.

Sehen Sie, Herr Schmidt, so gehen „dem indischen Pantheismus in der Andacht, die er gegen das Einzelne hegt, die allgemeinen Ideen unter"!!!!

---

*) Bd. I. S. 257.

Da sich Schiller bemühte, die Schilderungen dem Stoffe

---

*) Anm. d. Setzers. So weit war ich gekommen, Herr Schmidt, als ich mir sagte, daß in dem Pantheon der Deutschen Göttergestalten, denen Sie, wie die Araber den egyptischen Götterbildern, die Nasen absäbeln, noch eine mir fast vor allen theure fehle, die Statue meines geliebten Schillers! Auch war das sehr natürlich. Denn, wie ich Ihnen bereits S. 62 gestanden, es war mir nur der zweite Theil Ihres Werks zu Händen gekommen, Schiller aber müßten Sie der Zeitfolge nach schon in dem ersten Bande desselben betrampelt haben. Was war zu thun? Auch noch den ersten Theil Ihres Werkes lesen? Schauderbar! Unmöglich! Nicht um Alles hätte ich je wieder ein Buch von Ihnen in die Hand nehmen mögen! Und hätte ich selbst den Muth besessen, meine Aufopferung so weit zu treiben — was wäre die Folge gewesen? Die Ihnen gewidmete Zeit hätte dann von mir verdoppelt werden müssen und das Resultat wäre noch dazu gewesen, daß dies Büchlein ein für den Leser ungenießbares Volumen erlangt hätte. Denn sicher hätte ich mich dann wieder von neuem mit steigendem Ingrimm und wachsender Erbitterung Seite für Seite durch den ersten Band hindurchgelesen und hätte ich auch denselben Grundsatz walten lassen, wie bei dem zweiten Bande, nehmlich von dreißig Stellen haarsträubenden Blödsinns immer nur eine aufzunehmen, so hätte dies Büchlein dadurch dennoch eine Ausdehnung bekommen müssen, die es zu einem dickleibigen Buche aufgeschwellt hätte.

In dieser Noth wandte ich mich an einen Freund
„und zeigt' ihm alle meine Seelenwunden!"

Ich bat ihn, das Kreuz auf sich zu nehmen, vor dem ich zurückbebte, und mir aus dem ersten Bande Ihres Werkes zwei oder drei Stellen zur Charakterisirung Ihres Verhaltens zu Schiller zu liefern. Ich schämte mich freilich, daß ich von ihm verlangte, sich ein Leid anzuthun, das ich nicht mehr den Muth hatte, mir selbst zuzufügen. Allein ich wies darauf hin, daß alle menschliche Kraft ihre Grenze hat, daß ich schon durch die Lectüre Ihres zweiten Bandes gerädert sei, während er so glücklich sei, noch keine Zeile von Ihnen gelesen zu haben; ich wies endlich auf den Zweck der Sache hin und blickte mit kummervollen Mienen zu Boden.

Dieser Edle und Gute — es wird das bis zu den fernsten Zeiten als das rührendste Beispiel von Freundestreue citirt werden, gegen welche

anzupassen*). so ist man oft über seine Sympathien im Unklaren

---

die gegenseitige Aufopferung in der Bürgschaft zu einer lächerlichen Kleinigkeit herabsinkt, — sah meine Leiden, und war gerührt! Er versprach mir, welche Selbstüberwindung er auch zu bestehen haben möge, mir die gewünschten Stellen über Schiller zu liefern. Er verlangte dafür nichts als die Erlaubniß einige dieser Schillerstellen, unter dem Namen meines Weibes selbst commentiren zu dürfen.

Und warum hätte ich ihm diesen glorreichen Titel oder dies gute Recht der Ehehälfte verweigern sollen, Herr Schmidt? Seien Sie überzeugt, ich hätte Wochen lang durch alle Salons Berlins laufen können, bis ich ein wirkliches Weib gefunden hätte, daß sich, Ihren Werth kennend, zu diesem Opfer hergegeben. O, glauben Sie, Herr Schmidt, wie hoch ich auch die Weiber stelle — dieses wahnsinnigen Fanatismus ist nur das asketische Pflichtgefühl der Männer fähig.

Also erlauben Sie, daß ich die Formalia in Ordnung bringe und zur Vorstellung schreite: Herr Schmidt, das Setzerweib! Das Setzerweib, Herr Schmidt!

So — nun kann die Sache losgehen, seien Sie unbesorgt, Herr Schmidt, Sie werden nichts dabei verlieren, daß ich mich für eine kurze Zeit zurückziehe. Sie werden sehen, meine Frau schreibt einen so kräftigen Styl, daß, wenn Sie Ihnen alle fünf Finger ihrer zarten Hand in's Gesicht legt, Sie schwer werden unterscheiden können, ob es die Pfote einer Frau oder eines Mannes ist.

Und nun, liebes Weib, will ich Dich mit dem Segen entlassen, den Pluton dem Aeschylos giebt:

Nun froh des Gedeihens zeuch hin, liebes Weib,
Zieh hin und rett' uns die theuerste Stadt
Durch sinnige Rede und züchtige scharf
Die Bethörten; gar viel sind ihrer im Land
Und
(Strick, Schwert und andere Werkzeuge zum Selbstmord darreichend) dies
hier gieb meinem Julian ab.
(Frei nach den Fröschen des Aristophanes.)

*) Das Setzerweib: Das klingt so, als ob Sie, Herr Schmidt, wenn Sie eine Ballade schrieben, den Stoff der Schilderung anpassen würden. Nicht von der Geschichte oder von einer Geschichte, nicht von dem Lebendigen spricht Schiller in der Stelle, die Ihnen dunkel vorgeschwebt zu haben scheint:

Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt:
Da, spanne sich des Fleißes Nerve,
Und, beharrlich ringend, unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.

gewesen*). Die ausführliche Schilderung des katholischen Rituals im Gang nach dem Eisenhammer hat nicht weniger als die Communionsscene in der Maria Stuart manchen wohlmeinenden Kritiker verführt, dem Dichter katholische Neigungen unterzuschieben**); betrachten wir aber aufmerksam diese Beschreibung der Messe, wo Fridolin dem Priester die Stola und das Cingulum umgiebt, bald rechts und bald links kniet und genau aufmerkt, um immer zur rechten Zeit zu klingeln, so wird uns ein ironischer Zug nicht entgehen***). Freilich paßt dieser

---

*) Ich nie. Schillers Sympathien gelten immer dem, was gut und schön ist.

> Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
> Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
> Er hat Alles gesehen, was auf Erden geschieht,
> Und was uns die Zukunft versiegelt:
> Er saß in der Götter urältestem Rath
> Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Wenn Sie aber die Sympathien für die eine oder die andere christliche Confession, für den einen oder den anderen Katechismus meinen, so erlaube ich mir, Sie daran zu erinnern, daß die Wortklauber bis diesen Tag darüber streiten, ob Shakspeare Katholik oder Protestant gewesen.

> Es soll der Sänger mit dem König gehen,
> Sie Beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

**) Wohlmeinende Kritiker? Nein, Herr Schmidt, große Dummköpfe müssen das gewesen sein. Ich weiß nicht, wer sie sind, wie sie heißen, denn es ist jetzt das erstemal, daß ich etwas über Schiller lese; aber den Schiller selbst habe ich ordentlich gelesen und meinen gesunden Menschenverstand lasse ich mir von keinem Doctor abdisputiren. In der Ballade beschreibt der Dichter eine katholische Messe und in dem Trauerspiel eine katholische Communion; wie soll er die denn anders beschreiben, als gemäß der katholischen Weise? Soll er etwa den Fridolin die Dienste eines protestantischen Küsters verrichten und die Marie ihre Beichte nach dem Katechismus Lutheri ablegen lassen? Und warum nennen Sie denn solche Dummköpfe „wohlmeinend"?

***) Aha, jetzt merke ich, weshalb jene Kritiker „wohlmeinend" sind; ich hätte es freilich schon an dem Worte „unterschieben" merken können. Wohlmeinend, weil stramme Protestanten, wie Sie, Herr Schmidt, einer sind, und ein wenig Jesuitenriecher. Wenn Schiller die Messe beschrieben hätte in keiner andern Absicht, als eine Messe zu beschreiben, so würden auch Sie, Herr Schmidt, katholische Sympathien an ihm herausgeschnüffelt haben. Aber Sie haben eine noch feinere Nase als jene „Wohlmeinenden" in dem verdächtigen Weihrauchsdampfe wittern Sie ein klein wenig Teufelsdreck von Ironie. Schiller beschreibt nur deswegen die Messe so ausführlich, um sich darüber lustig zu machen, Ihnen und allen guten Protestanten und wahren Kunstrichtern zur Erquickung! Ich weiß nicht, worüber ich mich mehr wundere, über Ihren Mangel an Urtheil, was die

anzupassen*). so ist man oft über seine Sympathien im Unklaren

---

die gegenseitige Aufopferung in der Bürgschaft zu einer lächerlichen Kleinigkeit herabsinkt, — sah meine Leiden, und war gerührt! Er versprach mir, welche Selbstüberwindung er auch zu bestehen haben möge, mir die gewünschten Stellen über Schiller zu liefern. Er verlangte dafür nichts als die Erlaubniß einige dieser Schillerstellen, unter dem Namen meines Weibes selbst commentiren zu dürfen.

Und warum hätte ich ihm diesen glorreichen Titel oder dies gute Recht der Ehehälfte verweigern sollen, Herr Schmidt? Seien Sie überzeugt, ich hätte Wochen lang durch alle Salons Berlins laufen können, bis ich ein wirkliches Weib gefunden hätte, daß sich, Ihren Werth kennend, zu diesem Opfer hergegeben. O, glauben Sie, Herr Schmidt, wie hoch ich auch die Weiber stelle — dieses wahnsinnigen Fanatismus ist nur das asketische Pflichtgefühl der Männer fähig.

Also erlauben Sie, daß ich die Formalia in Ordnung bringe und zur Vorstellung schreite: Herr Schmidt, das Setzerweib! Das Setzerweib, Herr Schmidt!

So — nun kann die Sache losgehen, seien Sie unbesorgt, Herr Schmidt, Sie werden nichts dabei verlieren, daß ich mich für eine kurze Zeit zurückziehe. Sie werden sehen, meine Frau schreibt einen so kräftigen Styl, daß, wenn Sie Ihnen alle fünf Finger ihrer zarten Hand in's Gesicht legt, Sie schwer werden unterscheiden können, ob es die Pfote einer Frau oder eines Mannes ist.

Und nun, liebes Weib, will ich Dich mit dem Segen entlassen, den Pluton dem Aeschylos giebt:

Nun froh des Gedeihens zeuch hin, liebes Weib,
Zieh hin und rett' uns die theuerste Stadt
Durch sinnige Rede und züchtige scharf
Die Bethörten; gar viel sind ihrer im Land
Und
(Strick, Schwert und andere Werkzeuge zum Selbstmord darreichend) dies
hier gieb meinem Julian ab.

(Frei nach den Fröschen des Aristophanes.)

*) Das Setzerweib: Das klingt so, als ob Sie, Herr Schmidt, wenn Sie eine Ballade schrieben, den Stoff der Schilderung anpassen würden. Nicht von der Geschichte oder von einer Geschichte, nicht von dem Lebendigen spricht Schiller in der Stelle, die Ihnen dunkel vorgeschwebt zu haben scheint:

Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt:
Da, spanne sich des Fleißes Nerve,
Und, beharrlich ringend, unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.

ich eben unter dem Trennmesser habe, fehlt er. Was können Sie im Sinne gehabt haben? Befangen? oder: mit Reflexion? oder Tendenziös? Richtig! ein paar Zeilen zuvor sprechen Sie von der „Tendenz des Ganzen,“ Sie sagen freilich nicht, was diese Tendenz sei: aber Sie bezeichnen sie als eine solche, die zu dem Spott (dem von Ihnen entdeckten Spotte Schillers) über die Gläubigkeit Fridolins und den Ritus der katholischen Kirche nicht passe; das heißt, als Schillers Tendenz erscheint Ihnen, und auch mir, das Bestreben den Hergang so zu erzählen, wie er den gläubigen, katholischen Zeitgenossen erschien: das heißt, Schiller hat den Hergang unbefangen, wie in einem alten Volksliede erzählen wollen. Wo also, ich frage zum vierten Male, wo steckt der Gegensatz? Was giebt Ihnen das Gefühl der Absurdität? Ich denke, ich habe es. Sie haben sich gesagt: wenn ich, der Dr. Julian Schmidt, Verfasser dieser wundervollen Literaturgeschichte, der Gemahl der schönen Kunigunde wäre, würde ich in Robert's Schicksal ein Gottesurtheil sehen? Nein, wäre nicht so absurd! Würde ich, wenn ich ihr Lieblingspage wäre, ihr zu Gefallen bei der Messe ministriren und zur rechten Zeit klingeln? Nein! oder ich würde wenigstens eine Grimasse dabei schneiden. Und das, Herr Schmidt, giebt mir Licht über manche andere Stelle Ihrer Literurgeschichte, die ich über meines Mannes Schulter weg gelesen habe. — Gott, was einem der Mensch mit den paar Zeilen für Arbeit gemacht hat! Da wollte ich ja lieber zehn Docken verhedderter Floretseide abwickeln.]

Bd. I. S. 443.

Ueber Maria Stuart: „Zu begreifen ist es wohl, daß bei jener Begebenheit, wenn man sie aus dem historischen Zusammenhange reißt, das natürliche Gefühl sich auf Seite Maria's schlägt; auch durfte der Dichter die gerechte Entrüstung über einen Justizmord nicht abschwächen, allein der tragische Ernst wäre erhöht worden, wenn er uns durch geschichtliche Motivirung der Unthat über die nackte Nichtswürdigkeit der persönlichen Eifersucht hinweggeführt hätte. Elisabeth wurde nicht blos durch persönliche Motive, sondern durch sehr beherzigenswerthe Gründe der Staatswohlfahrt angetrieben, Maria's Tod zu wünschen. Noch war das Andenken der blutigen Maria, die dem Moloch der alleinseligmachenden Kirche so zahlreiche Opfer geschlachtet, in aller Herzen, Englands Heil stand auf dem Spiele, wenn Maria Stuart den Thron bestieg; und das Ereigniß lag nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Die Dolche katholischer Meuchelmörder bedrohten das Leben der weisen Königin, und nach ihrem Tode war Maria die rechtmäßige Erbin. Der Dichter verschweigt diese Bedenken keineswegs, aber er prägt sie nicht der Einbildungskraft ein.

Das Setzerweib: Also die geschichtliche Motivirung der Hinrichtung fehlt; der erste Satz besagt das, wenn er überhaupt etwas besagt. Aber nein, die geschichtliche Motivirung ist da; der letzte Satz besagt das, wenn er überhaupt etwas besagt. Sie sei nur nicht der Einbildungskraft eingeprägt, mäkeln Sie. Haben Sie denn das Stück, das Sie zermäkeln, je gelesen? Ich kann's nicht glauben. Lassen Sie sich erzählen, wie Schiller die „Bedenken", sollte heißen die politischen Gründe, die für die Hinrichtung sprechen, unserer Einbildungskraft einprägt.

Akt II. Scene 3 sagt

Burleigh:

Wenn Du Deinem Volk
Der Freiheit köstliches Geschenk, das theuer
Erworb'ne Licht der Wahrheit willst versichern,
So muß sie nicht mehr sein. — Du weißt es,
Nicht alle Briten denken gleich:
Noch viele heimliche Verehrer zählt
Der röm'sche Götzendienst auf dieser Insel. —
Dir ist von dieser wüthenden Partei
Der grimmige Vertilgungskrieg geschworen,
Den man mit falschen Höllenwaffen führt. —
Von dort (von Rheims)
Ist schon der dritte Mörder ausgegangen,
Und unerschöpflich, ewig neu erzeugen
Verborgne Feinde sich aus diesem Schlunde.
Und in dem Schloß zu Fotheringhay sitzt
Die ew'ge Ate dieses Krieges, die mit
Der Liebesfackel dieses Reich entzündet. —
— Dies Geschlecht der Lothringer erkennt
Dein heilig Recht nicht an; Du heißest ihnen
Nur eine Räuberin des Throns.

Und in der unmittelbar folgenden Scene:

Mortimer.

Auch eine Bulle, die Papst Sixtus jüngst
Vom Vaticane gegen Dich geschleudert,
Kam eben an zu Rheims, als ich's verließ;
Das nächste Schiff bringt sie nach dieser Insel.

Leicester.

Vor solchen Waffen zittert England nicht mehr!

Burleigh.

Sie werden furchtbar in des Schwärmers Hand.

Nun ich dächte, Herr Schmidt, das wären Gründe genug, und der Einbildungskraft hinlänglich eingeprägt. Aber es kommt noch besser; in der 8. Scene bringt der Glaubensschwärmer Mortimer in den von der Liebesfackel entzündeten Grafen Leicester:

In Euren Händen ist die Macht: Ihr bringt
Ein Heer zusammen, wenn Ihr nur den Adel
Auf Euren vielen Schlössern waffnen wollt!
Maria hat noch viel verborgne Freunde:
Der Howard und der Percy edle Häuser,
Ob ihre Häupter gleich gestürzt, sind noch

An Helden reich, sie harren nur darauf,
Daß ein gewalt'ger Lord das Beispiel gebe!
Weg mit Verstellung! Handelt öffentlich!
Vertheidiget als ein Ritter die Geliebte!
Kämpft einen edlen Kampf um sie! Ihr seid
Herr der Person der Königin von England,
Sobald Ihr wollt. Lockt sie auf Eure Schlösser,
Sie ist Euch oft dahin gefolgt.

Sieht Ihre ästhetische Einbildungskraft nicht das alles schon vorgehen? Kommt Ihr literarhistorisches Gedächtniß Ihnen nicht mit Kenilworth zu Hülfe? Zittert Ihre protestantische Seele nicht bei dem Gedanken, die Liebe — sie ist eine mächtige Triebkraft, Herr Schmidt, — könne den Grafen zu dem verwegenen Unternehmen bringen? Nachdem er so den Zuschauer — mich dünkt, mit großer Ueberlegung — vorbereitet hat, führt der Dichter im dritten Akte — merken Sie wohl, Herr Schmidt, im dritten Akte — diese Scene vor.

Paulet.
Verschließt die Pforten. Zieht die Brücken auf!

Mortimer.
Oheim, was ist's?

Paulet.
Wo ist die Mörderin?
Hinab mit ihr ins finsterste Gefängniß!

Mortimer.
Was giebt's? Was ist geschehen?

Paulet.
Die Königin!
Verfluchte Hände! Teuflisches Erkühnen!

Mortimer.
Die Königin? Welche Königin?

Paulet.
Von England!
Sie ist ermordet auf der Londoner Straße!

Mortimer.
Sie ist ermordet
Und auf den Thron von England steigt Maria!

Freilich, „der Stoß ging fehl", er traf nicht die Königin; aber in wessen Einbildungskraft er nicht dringt, wessen Einbildungskraft er das nicht „einprägt", was Burleigh mit einem Anklang an Konradin und Karl von Anjou der Elisabeth gesagt:

„Ihr Leben ist Dein Tod, ihr Tod Dein Leben,"

dessen Einbildungskraft muß mit einer Ochsenhaut bekleidet sein, Herr Schmidt. Nein! Sie können das Stück nie gelesen haben, über das Sie so anmaßlich nörgeln. Und doch, Sie müssen es gelesen haben; denn das, was Schiller nach Ihrer Ansicht hätte thun sollen, ist ja gerade das, was er gethan hat, das, was Sie über die politischen Motive der Hinrichtung sagen, ist ja nur eine magere Bettelsuppe, die Sie aus stibitzten Schillerschen Brocken gekocht haben.

Weiter über Maria Stuart; „[illegible]
Marias Tod verlangt, wie Burleigh, [illegible]
rauf dringt, allein wir erfahren nicht den [illegible]
der Dichter, ohne das Recht des poetischen [illegible]
tigen, die Handlung aus dem Gebiet des [illegible]
in das Gebiet sittlicher Konflikte [2]) übertragen. [illegible]
Burleigh den protestantischen Fanatiker [illegible]
von dem Glauben seiner Kirche oder von den [illegible]
wohls so durchdrungen war, daß ihm, wie allen [illegible]

[1]) Das Setzerweib: Wir erfahren nicht den [illegible]
ich nur ein Wort zu sagen: Unverschämt!

[2]) Was das wieder für eine verfitzte Docke ist! [illegible] Schillern soviel reine Freude, daß mich um seinetwillen auch [illegible] Mühe nicht verdrießen sollte. Ich werde das widrige Gewinde, [illegible] um diese Tragödie gewickelt haben, geduldig entwirren und [illegible] einer ziemlichen Seidenschnur drehen. Und wenn ich Ihnen, [illegible] dann die Schnur zuschicke, so wissen Sie doch, was ich damit sagen [illegible] Also „hier" (d. h. bei der Forderung des Volkes und dem Rathe Burleigh's, „durfte der Dichter" (d. h. hätte er dürfen) die Handlung aus dem Gebiet des gemeinen Verbrechens in das Gebiet sittlicher Konflikte übertragen. Wenn Worte einen Sinn haben und wenn das Vorangegangene und das Nachfolgende einen Zusammenhang mit dem Satze hat, so heißt das: bei Schiller bleibt die Handlung auf dem Gebiete des gemeinen Verbrechens, ist die Hinrichtung der Maria motivirt allein durch die Eifersucht der Elisabeth. Unverschämt! Neunmal unverschämt, Herr Schmidt. Und das hätte der Dichter thun dürfen, sagen Sie, „ohne das Recht des poetischen Gefühls zu beeinträchtigen." Worin besteht dies Gefühl, Herr Schmidt? Ist es dasselbe, was Sie oben das „natürliche Gefühl" genannt haben, das Mitleid mit der Maria? Und ist „poetisches Gefühl" nur ein unglücklicher, ein sehr unglücklicher, ein an meinem Literarhistoriker unverzeihlicher Ausdruck für das Gefühl, welches die Dichtung, diese Dichtung, in uns erregt? Ich finde keinen andern Sinn. Und Sie halten es für nöthig, erst noch zu sagen, daß das Mitleid nicht geringer sein würde, wenn Maria Gründen der Politik, als wenn sie der Eifersucht zum Opfer fiele? Für welche Sorte von Lesern schreiben Sie denn eigentlich, Herr Doctor? Etwa für unser Kindermädchen Rieke — sie ist noch nicht eingesegnet, Herr Schmidt — die über Wachstuchmordgeschichten mit dem zinnoberrothen Blutstrahl ihre hellen Thränen weint! Rezensiren Sie doch künftig lieber die Leierkastentexte, z. B.:

> Kunz, ein Mann von gutem Stande,
> Lebt am Swinemünder Strande,
> Trank und schlug zum Zeitvertreib
> Mit der Faust nach seinem Weib, —

und belehren Sie den Verfasser, daß auch durch sittliche Konflikte Mitleid erregt werden könne, Sie Magister Altklug, Sie Kråt Sie. Ich bin nämlich aus Pommern, Herr Schmidt, und wenn Sie nicht wissen, wat e Kråt is, so lesen Sie die Erklärung in Reuter's Hanne Nüte un de lütte Pudel. S. 87.

Zweck die Mittel heiligte; dem katholischen Enthusiasten Mortimer mußte der protestantische [3]) entgegengestellt werden. — Nun male man sich aus, daß es diesem Manne (dem Mortimer) gelingt, Maria zu befreien, das Reich in Aufruhr zu bringen, den Protestantismus zu stürzen; man male sich ferner das Gefühl aus, das diese Möglichkeit in der Seele eines protestantischen Staatsmannes eregen mußte, und man wird sich die Figur Burleigh's richtiger vorstellen, als sie der Dichter gezeichnet hat. [4])

[3]) Also Schiller hat den Burleigh nicht richtig gezeichnet. Sie würden ihn anders zeichnen, Sie würden ihn zu einem protestantischen Fanatiker und fanatischen Staatsmann gemacht haben; oder drücke ich Ihren Gedanken richtiger aus, wenn ich sage: zu einem protestantischen und staatsmännischen Fanatiker? Als Sie das schrieben, waren Sie nur Protestant, seitdem sind Sie auch Staatsmann geworden. Ich verstehe von Politik nichts, aber mein Mann hat mir hin und wieder ein Geschichtswerk zu lesen gegeben, und ich habe immer gefunden, daß die großen Staatsmänner nicht Glaubensfanatiker waren, und daß die Fanatiker, katholische wie protestantische, nie Staatsmänner geworden sind. So Richelieu — Sie erlauben doch, daß ich den neben Sie stelle? — Friedrich II. und Lord Palmerston, in den Sie einst so verliebt waren, — es fielen mir nämlich, als ich Rauchwürste einwickeln wollte, einige alte Nummern der „Grenzboten" in die Hände. Ja, mit Cromwell, der wohl in Ihrem Gehirn geflimmert hat, als Sie den Satz schrieben, war es nicht anders. Die „guten" Protestanten, die von Ihrer Sorte, Herr Schmidt, haben stets einen Mangel von Fanatismus an ihm heraus geschnüffelt. Gott segne die Partei, die Sie zu Ihrem Großsiegelbewahrer gemacht hat!

[4]) Daß ich mir das Gemälde Schiller's nicht weiter auszumalen brauche, und, daß ich es mir noch weniger von Ihnen will ausmalen lassen, der sich dazu schickt, wie ein Stubenanstreicher zur Ausführung eines Raphael'schen Cartons, darüber haben wir schon gesprochen. Aber eins muß ich Sie noch fragen: welchen Burleigh würde man sich denn mit Hülfe solcher Anstreicherei richtiger vorstellen: den geschichtlichen, den Schiller'schen oder einen, den Sie zur Welt gebracht haben könnten?

Daß ich Ihnen übrigens schon bei diesem Falle die Methode abgesehen habe, nach der Sie Schiller verbessern, werden Sie weiterhin erfahren. Siehe S. 96.

Bd. I. S. 444.

„Den Richterstuhl, der ihr aufgedrängt werden soll, erkennt sie nicht an" (Maria Stuart).

Das Setzerweib: Soll sie sich auf den Stuhl setzen oder soll sich der Stuhl auf sie setzen? I, Sie wären mir ja nicht gut genug, meiner Klei-

nen des Abends Nachhülfestunden im Deutschen zu geben. Und Das will Schiller und Goethe das Exerzitium korrigiren! Mein Muth wächst, Herr Schmidt.

„Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!“

Bd. I. S. 328.

„Die Freunde (Goethe und Schiller) betrachteten das Theater nur als Mittel für ihren höheren Zweck, die poetische Bildung der Nation.“

Das Setzerweib: Aber, guter Herr Schmidt! Woher haben Sie denn das abgeschrieben, aus welchem Sudelbuche, aus dem Feuilleton welches löschpapiernen Wochenblättchens? Und in welchem Zustande müssen Sie gewesen sein, als Sie das abschrieben? Daß Sie Schiller's Werke nicht gelesen haben, weiß ich schon, finde ich auch ganz natürlich. Alle die Schriftsteller zu lesen, die Sie in diesen drei Bänden zergliedern, hätte mehr Jahre erfordert, als Sie Monate auf Ihrem Werke zugebracht haben; und die Welt so lange auf Erleuchtung warten zu lassen, konnten Sie nicht über das Herz bringen. Sie haben noch so viel Großes zu vollbringen vor Ihrem Tode. Als ich neulich im Handwerkerverein die neuesten Nummern der „Grenzboten“ durchblätterte, sah ich, daß Ihnen schon wieder ein literarhistorisches Werk stückweise, wie ein Bandwurm, abgeht. Aber die Inhaltsverzeichnisse der Bücher, über die Sie schreiben, sollten Sie wenigstens ansehen, wenn Sie eben einmal einen freien Augenblick haben; und wenn Sie das bei Schiller gethan hätten, so würden Sie sich zweier Ueberschriften erinnert haben von dem Deutschen Theater und von der Bühne als moralischer Anstalt, oder so ungefähr. Erlauben Sie mir, Ihnen, vielbeschäftigter Mann, für die fünfte Auflage Ihres Werks eine kleine Arbeit abzunehmen und die schlagendsten Stellen aus jenen beiden Aufsätzen für Sie abzuschreiben. Schneiden Sie die folgenden Zeilen aus und kleben Sie sie mit etwas Roggenmehl und Wasser zu S. 328 in Ihr Handexemplar.

„Das Theater tröste sich mit seinen würdigeren Schwestern, der Moral und — furchtsam wage ich die Vergleichung — der Religion, die ob sie schon in heiligem Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. Verdienst genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur seine Welt wiederfindet, sein eigen Schicksal an fremdem Schicksal verträumt, seinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übt. Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohen Haufen summt doch zum Mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach.“

„Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Unmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Waage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl.“

Bd. I. S. 446—449.

„Das Schicksal der Jungfrau“ (von Orleans) „an sich ist höchst tragisch“, d. h. es enthält eine innere Nothwendigkeit.*) — — — Alle diese Momente eines tragischen Geschicks sind in Schillers Tragödie zwar angedeutet, aber nicht ausgeführt. Die innere Umwendung ihrer (?) Stimmung verschwimmt zu sehr in dem Klingklang schöner Verse, um uns mit der Gewalt einer unmittelbaren Wahrheit zu erschüttern!**)

*) Das Setzerweib: Also tragisch ist, was eine innere Nothwendigkeit enthält. Das Einmaleins, das Wachsthum eines Baumes enthalten eine innere Nothwendigkeit; folglich sind sie tragisch. Aber damit Sie mich nicht chikanös schelten, will ich meine Beispiele von den Schicksalen der Menschen nehmen. Daß ein Schriftsteller, der ebenso unwissend als unehrlich und frech ist, von einigen Spießgesellen, die er lobhudelt, zu einer Autorität hinauf gelobhudelt worden ist, doch endlich auf den Lästerstein (im Lübischen Recht heißt es: „auf den Kak“) gesetzt, seiner gestohlenen Flittern entkleidet und mit Nesseln und Ruthen gestrichen wird, das hat eine innere Nothwendigkeit, ist aber nicht tragisch, Herr Schmidt.

**) Die drei Gedankenstriche in meinem Citat vertreten 99 Zeilen Ihres Buches, von S. 446—449. Diese 99 Zeilen, ein hübsches Fülsel für Ihr Manuskript, die abzuschreiben ich mich nicht überwinden kann, enthalten eine Entwickelung des Charakters und der Seelenkämpfe der Jungfrau. Der letzte Satz, den ich abgeschrieben habe, schließt diese Entwicklung, wie bei der Maria Stuart mit einem Zwar — Jedoch.

Was ich bei zwei Veranlassungen geargwohnt, das sehe ich jetzt klar und das sage ich Ihnen nun auf den Kopf zu, Herr Schmidt: Sie rezensiren die dramatischen Gestalten unserer großen Dichter nach einem Rezept. Ich kenne dasselbe jetzt und könnte jede inhaltreiche Theater- oder Romanfigur ebenso geläufig rezensiren, wie Sie es thun, wenn ich das nicht unter mir hielte. Hier ist das Rezept:

Schildere den Charakter, und drücke Dich so unbestimmt aus, daß es zweifelhaft bleibt, ob Du die historische Figur schilderst oder die Figur des Stücks oder eine Figur, die, eine ungeborne Athene, noch in dem Schädel des Rezensenten wohnt; drücke dich aber so geschickt aus, daß die Leser, die das Stück nicht genau kennen, verleitet werden zu glauben, es sei von der dritten die Rede, von der Figur, wie sie sein sollte. Verwende zu dieser Schilderung die besten Züge und Farben der Figur des Stücks, indem Du gute Verse in schlechte Prosa übersetzest. Weil es aber doch Leute giebt, die das Stück kennen und weil einer von ihnen die Rezension lesen könnte, so flicke, einmal vorn, einmal hinten, damit man die Methode nicht merke, ein Sätzchen ein, daß der Dichter zwar das Richtige geahnt, jedoch nicht gut oder nicht einprägend oder nicht ausgeführt genug dargestellt habe. Kommt dann so ein unangenehmer Leser und sagt: Plagiiren ist schlimm; aber plagiiren und das Plagiirte dem Bestohlenen als Muster vorhalten, das ist ein literatisches Verbrechen, für das es noch gar keinen Namen giebt! — so deute würdevoll auf das Sätzchen mit Zwar und Du bleibst ein ehrlicher Mann.

Auf den Kak! Auf den Kak!

Bd. I. S. 446.

„Die reine Kunst fordert unbedingte Wahrheit, eine Wahrheit, die überall erkannt, begriffen und nachempfunden werden muß, wo es frei denkende und frei empfindende Menschen giebt, nicht eine gebrochene, durch individuelle Stimmungen vermittelte Wahrheit. Sie ist ferner unprotestantisch, denn sie stellt die Einbildungskraft über das Gewissen."

Das Setzerweib: Wenn ich ein Glas Wasser vor mir habe, so sagen mir meine gesunden Sinne, ob das Wasser klar und rein, oder ob es trübe, übelschmeckend und übelriechend ist. Von unreinem Wasser anzugeben, wodurch es verunreinigt ist, das geht zuweilen über ein Bischen Haus- und Küchenchemie, denn das erfordert oft mannigfache Versuche und langwierige Arbeiten. Mit Ihrem Satze oben ging es mir ähnlich; ich sah, fühlte, daß er Unsinn enthalte, aber welcher besondere Unrath darin stecke und woher Sie denselben bekommen, das wußte ich nicht anzugeben. Ich zeigte also die Stelle unserm Studenten — Sie kennen ihn schon, Herr Schmidt, er ist ein braver Junge, keiner von den Brodstudenten, die schon auf der Universität von Gehalt und Carieren reden. Der prüfte sie und gab mir diesen Bescheid:

Herr Schmidt muß einmal bei einem Schüler Kant's ein Kolleg über Aesthetik nicht gehört, sondern belegt, geschwänzt und nach den mitgeschriebenen Notizen eines Commilitonen nachgeritten haben, aber nur die ersten Seiten. Da wird er denn etwa dies gelesen haben. Weil das Schöne ohne alles Interesse wohl gefällt, so muß es einen Grund des allgemeinen Wohlgefallens für Jedermann enthalten und also nicht, wie das Angenehme, auf ein solches Sinnengefühl gegründet sein, wonach jeder seinen eigenen Geschmack hat. Und etwa dies: der Grund, daß man beim Schönheitsurtheil um Jedermanns Beistimmung wirbt, ist die Idee eines Gemeinsinnes, welcher als eine Wirkung des freien Spieles unserer Gemüthskräfte nur durch das Gefühl und nicht durch Begriffe dasjenige bestimmt, was gefällt oder mißfällt. Solche Notizen, meint der Student, hätten Sie in einem Anfall von dem protestantischen Dummkoller, mit dem Sie behaftet seien, auf Ihre Weise zurecht gemanscht. Hätten Sie das Kolleg ordentlich bis zu Ende gehört, so würden Sie von Ihrem Kantischen Professor erfahren haben, daß die wahre Bildung des Geschmacks die Entwicklung sittlicher Ideen und die Bildung des sittlichen Gefühles sei.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Bd. I. S. 449.

Immer noch die Jungfrau von Orleans. „Die Schilderung der Landesnoth, die nur durch ein Wunder gelöst werden kann, ist unübertrefflich; ebenso die Steigerung des Affekts bis zum höchsten Ausbruch und die Färbung des mittelalterlichen Kriegslebens. Diese lebendige Schilderung des Wirklichen hebt die über-

sinnliche Macht um so glänzender hervor, und wenn es dem Dichter nicht ganz gelungen ist, das Wunder real darzustellen, so schimmert doch in dieser Region, wo die Wirkung von der Ursache nicht bedingt wird, verklärend der Geist eines höhern Rechtes durch."

Das Setzerweib: Ich verstehe das nicht; wer mehr?

Bd. I. S. 258.

Schiller's Lied von der Glocke wird verarbeitet; „Die Symbolik der Glocke ist für ihn eine rein sinnliche, es ist, als ob die Glocke nur zufällig, wie ein Naturlaut, bei allen wichtigen Angelegenheiten des menschlichen Lebens ihre eherne Stimme vernehmen ließe. Daß die Glocke ein Zeichen der Kirche d. h. ein Symbol von dem Zusammenhang der irdischen und der überirdischen Welt ist, wußte der Dichter wohl, aber eine eigenthümliche Scheu hielt ihn ab, es darzustellen.[1]) Wo es auf griechische oder katholische Vorstellungen ankam, war er mit einer reichen Mythologie bald bei der Hand, gleichviel ob er daran glaubt oder nicht. Hier nun hätten sich die kirchlichen Vorstellungen von selbst aufdrängen sollen, aber er scheuchte sie zurück, und bei dem ernsten sittlichen Inhalt ist es besser, daß der Dichter bei dem sinnlichen Klang eines Glaubens stehen blieb, der ihm innerlich fremd war, wenn auch seine Symbole ihn ahnungsvoll berührten, als wenn er sich künstlich

[1]) Das Setzerweib:

Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von Oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metall'ner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der, mächtig tönend, ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

in eine gemachte Stimmung versetzt hätte.[2]) Es war der damaligen Zeit nicht gegeben, die Neigungen des Gemüths mit den sittlichen Ueberzeugungen ins Gleiche zu bringen; aus eigner Kraft ist es der Dichter überhaupt nicht im Stande,[3]) und doch wollen wir auch diesen Ton der Glocke als eine warnende Stimme festhalten, die in das griechische Schattenreich eindrang und die in süße Selbstvergessenheit gewiegten Künstler daran erinnerte, daß es noch eine Wirklichkeit gebe.[4])

[2]) Im Schatten kühler Denkungsart
Des Lebens Unverstand
Mit Wehmuth zu genießen,
Ist Tugend, ist Begriff.

[3]) Wie schade, daß Sie nicht in der damaligen Zeit gelebt, Herr Schmidt! Sie hätten dem Dichter dazu verholfen, und vielleicht hätte ein Anderer schon mir und meinem geplagten Mann diese abscheuliche Arbeit abgenommen.

[4]) Bim bam! Bam bim!

Bd. I. S. 521.

„Bei den klassischen Dichtern aller übrigen Nationen gab das Gewissen des Volks die Grundlage ihrer Empfindungen. Sie suchten es zu läutern und zu verklären, aber nicht seinen eigentlichen Kern zu verwandeln. In unserer klassischen Zeit dagegen war der Idealismus der Wirklichkeit entgegengesetzt; die Dichtkunst suchte ihre Ideale d. h. ihr ästhetisches Gewissen bei den Heiden, bei den Katholiken, bei den Griechen und Indiern, sie suchte es in den Lehrbüchern der Physik und Chemie, in den Mythen barbarischer Stämme, sie suchte es überall, nur nicht im eigenen Volke."

Das Setzerweib: Ich hatte mir in dem, was Sie über Schiller sagen, noch viele Stellen angestrichen. Aber, Herr Schmidt, ich habe Gardinen zu waschen, Kiehn in die Winterkleider zu stecken und unser Gärtchen zu bestellen; und so tief mich Dinge berühren mögen, die außerhalb vorgehen, das Haus, meine ich, ist und bleibt für die Frau das Nächste. Ich will also mit der vorstehenden Stelle schließen und Ihnen ruhig, so entrüstet ich bin als Deutsches Weib und als Mutter, Ihnen ruhig sagen, was ich von Ihrem Werke halte, und versuchen über den einen Punkt, den ich vollkommen verstehe. besser als Sie, Herr Schmidt, Ihnen in das „Gewissen" zu reden, von dem Sie soviel schwatzen.

Ihr Buch oder jedes einzelne Kapitel desselben, das ich gelesen habe, erscheint mir wie ein Bovist. Sie kennen die Pflanze, Herr Schmidt? einen Pilz, der auf den Angern wächst, rund, gedrungen, fest aussieht, auch einer anstreifenden Berührung widersteht. Thut man aber einen derben Schlag darauf, paff, platzt das Ding, heraus fliegt ein ekler, fauliger Staub, der dem Vieh die Lungenfäule und den Menschen, die etwas

etwas tiefer sein könnte, sondern er hat überhaupt nur einen „kleinen Vorrath" von stofflichem Wissen. Ja nicht nur einen „kleinen", sondern selbst nur einen „unendlich kleinen Vorrath". Hm, hm! Ich begreife! Alles im Leben ist relativ, und so wird denn, Herr Schmidt, der Schiller'sche Wissensvorrath Ihnen nur deshalb so „unendlich klein" erscheinen, weil Sie dabei, wie natürlich, von dem Vergleichungsmaßstab Ihres eignen unermeßlichen Wissensvorrath ausgehen, den wir so gründlich kennen gelernt haben. Welche Fernsicht sich also dem Leser, der sich auf die Höhe jenes Satzes emporgearbeitet hat, von da aus auf die unübersehbaren Gletscherfelder Ihres eignen Wissens eröffnen muß, wenn er sieht, wie daneben der Vorrath des Schiller'schen Wissens zu einem „unendlich kleinen", zu einem kaum wahrnehmbaren Punkte, zur unendlich kleinen Größe verschwindet!

Je nun, Herr Schmidt, mit Ihrem Wissenshorizont, der sich, wie wir gesehen haben, gleichmäßig über alle Zeiten und alle Dinge erstreckt und alle mit derselben Nacht bedeckt — die sieben Weisen und den mittelalterlichen Schwabenspiegel, die Geschichte Roms und die Geschichte Griechenlands, die sich aus alten Nationalsagen entwickelt, den Arianismus und das orthodoxe Glaubensbekenntniß und die Aufklärung, den dreißigjährigen Krieg und die Deutsche Kulturgeschichte, die Philosophie Hegel's und den Indischen Pantheismus, die alte Symbolik und Mythologie, die historische Schule und die Vertragstheorie ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. — mit diesem Wissenshorizont wird sich allerdings nicht so leicht Jemand vergleichen. Sie haben das Wissen billig, verehrter Mann! Sie könnten morgen über China schreiben und übermorgen über die Hieroglyphen!

Aber wenn Sie nun schon einmal so ungroßmüthig sind, sich dieses Ihres natürlichen Vortheils über Schiller bedienen zu wollen, begriffen Sie nicht wenigstens, daß es heißt, den Respekt, den wir den größten Geistern der Nation schulden, bis zur unerlaubtesten Schamlosigkeit verleugnen, wenn Sie einen formellen und positiven Gegensatz machen zwischen Schiller einerseits und den Kundigen andrerseits. „Aus einem unendlich kleinen Vorrath des Stoffes hatte Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewonnen, die selbst die Kundigen zuweilen durch ihre geniale Wahrheit überraschte." Schiller wird also in einen positiven Gegensatz zu den „Kundigen" gebracht; Schiller wird formell den Unkundigen eingereiht!

Indeß, alle diese Fehler des Herzens wissen Sie doch wieder sofort durch die eigenthümliche Tiefe Ihres Geistes gut zu machen! „Daher — fahren Sie fort; also weil er sich seine geniale Weltansicht aus einem unendlich kleinen Vorrath von Stoff bildete — seine langsame Entwicklung." Ueberraschend erstaunlicher Geist, der Sie sind! Ich hätte bisher geglaubt, daß derjenige, der sich seine Weltansicht aus einem unendlich großen Vorrath von Stoff, aus einer genauen Detailkenntniß der Dinge bilden will, langsamer zur Entwicklung derselben käme und kommen müßte, als derjenige, der sich begnügt, aus einem unendlich kleinen Vorrath von Stoff, der eignen Genialität vertrauend, sie zu gewinnen. Sie wissen das ganz anders und viel besser: Je weniger einer seine Weltansicht auf gründliche Studien basirt, je mehr er sich dabei auf die eigne Genialität verläßt, desto langsamer kommt er zu einer fertigen Ansicht; je mehr einer darauf ausgeht, einen unendlich großen Vorrath von stofflicher

Kenntniß zu gewinnen, um sich erst aus ihm seine Weltansicht zu bilden, desto schneller ist er fertig. Bon! Aber das ist noch gar nichts gegen das nun Folgende!

„Es hängt Gewicht sich an Gewicht."

Sie fahren unmittelbar fort: „Daher also immer wegen seines unendlich kleinen Vorraths von Wissen — daher aber auch sein fester Glaube an die Gewalt des Geistes, dem die Wirklichkeit unterthan sei!"

Der Glaube an die Gewalt des Geistes, dem die Wirklichkeit unterthan sei, oder der Idealismus ist also die Frucht von — einem unendlich kleinen Wissen, wie wir früher bereits gesehen haben, daß er (S. 49) „die Frucht einer vieljährigen Verbitterung" ist. Bald werden wir aber noch tiefer über das Wesen des Idealismus belehrt werden.

Bd. I. S. 336.

Bei Beurtheilung des Wallenstein: „Nun ist es Schiller hoch anzurechnen, daß er der ästhetischen Objectivität niemals das Gewissen opfert, daß für ihn die Begriffe schön und gut immer zusammenfallen [1]), allein ein Fehler ist es, daß er diesen Satz nicht in einem innern dialektischen Prozeß darstellte [2]), sondern so, daß die idealen Gestalten, außerhalb der Handlung stehend, keinen andern Ausweg wissen, als

---

[1]) Anm. d. Setzers. So? Das erscheint Ihnen also als eine besondere Eigenthümlichkeit Schillers, daß er der „ästhetischen Objectivität" niemals „das Gewissen opfert", daß „für ihn" die Begriffe „schön und gut immer zusammenfallen." Das ist so eine zu lobende Schiller'sche Spezialität; denn eigentlich und bei andern großen Dichtern — ergiebt sich aus diesem Satze — sind dies Gegensätze, fallen nicht zusammen! O, Herr Schmidt, welche tiefe Kenntniß der Aesthetik birgt sich in den Falten dieses Ihres Satzes! Und welcher Einblick in Ihr eigenes Innere ergiebt sich daraus! Denn wie gewissenlos muß Ihre eigene „ästhetische Objectivität" und wie unästhetisch muß Ihr Gewissen sein, wenn Sie das Zusammenfallen beider für etwas Besonderes bei Schiller nehmen, nicht wissend, daß dasselbe vielmehr der unerläßliche ideale Boden aller wahrhaften Poesie ist. Wenn Sie doch nicht loben wollten, Herr Schmidt. Ihr Lob ist noch viel unerträglicher, als Ihr Tadel!

[2]) Bim bam! Jetzt also kommt der Tadel nach: Das Lob war überhaupt nur voraus geschickt, um ihn einzuleiten. Also das ist „der Fehler" bei Schiller, daß er das Zusammenfallen der Begriffe Schön und Gut nicht „in einem innern dialektischen Prozeß darstellt." Ob Sie wohl eine Ahnung haben mögen, Herr Schmidt, von dem heitern Unsinn, den Sie schreiben, um mit einem vornehmen Worte — „dialektischer Prozeß" — Parade machen zu können, dessen Bedeutung Sie nicht einmal verstehen? Wann würde denn das Zusammenfallen der Begriffe Schön

wenn ihn sein Gefühl übermannt, so daß er gewissermaßen aus seinen Charakteren heraustritt, so vernehmen wir wieder jene Stimmen der Natur (!!), die sich in den Räubern und in Don Carlos so außer allem Maß und Schick ausbreiteten. Der Idealismus, der die Wirklichkeit nicht achtet, schwärmt immer ins Blaue, er entfernt sich von den individuellen Zuständen und bezieht sich auf die hergebrachte Empfindungsweise der Zeit [1]).

Es geht unmittelbar nach den zuletzt angeführten Worten weiter: „Solche Stellen sind es, welche Schiller's Dramen zuerst populär gemacht haben. Man hat sie in der Knabenzeit sich eingeprägt und dann so lange hin und hergetragen, **bis sie allen Gebildeten zum Ekel geworden sind**, und wenn man dann den Dichter der Jugend lediglich aus dem Gedächtniß auffrischte, verfiel man wohl in den Wahn: jener phrasenhafte Idealismus sei das Charakteristische seiner Poesie."

Der Setzer nimmt die Maske ab, tritt an den Rand der Orchestra und sagt ganz einfach und schlicht zum Publikum: Wenn ein Volk eine solche Versündigung an allen seinen edelsten und größten Geistern, wie sie in diesem Buch auf jeder Seite, von der ersten bis zur letzten, zu finden ist, von so jämmerlichen, unwissenden, sinn- und gedankenlosen Buben erduldet, ohne diesem in jeder gebildeten Gesellschaft mit Entrüstung die Thüre zu weisen, so verdient es seinen Verfall. Denn es zeigt dann die schmählichste Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit für alle geistige Größe der Nation.

---

matikalisch heraus: „Es wird uns bei dem knappen Styl Shakespeares deutlicher, daß Schiller ebenso scharf charakterisirt, wie Shakespeare." Ach, Herr Schmidt, lernen Sie doch erst ein Bischen Grammatik, damit Sie uns Ihren Blödsinn über Schiller wenigstens in einer nothdürftig richtigen Sprache vortragen können.

[1]) Mir, Herr Schmidt, sagen die „Stimmen der Natur," daß es Zeit ist, zu Bett zu gehen und Ihnen gute Nacht für immer zu sagen. Darum will ich den Blödsinn, der im Obigen enthalten, meinen Lesern selbst zur Verhöhnung überlassen. Ein Leser, der bis hierher gekommen und noch immer meiner Interpretation bedürftig wäre, wäre ohnehin nicht mehr werth, daß ich mir noch mit ihm Mühe gebe.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Zur Geschichte

der

Kommune von Paris.

Von

Wilhelm Blos.

Zweite Auflage.

Braunschweig.
Druck und Verlag von W. Bracke jr.
1876.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Das Andenken an die gewaltige Insurrektion des Pariser Proletariats im Frühling 1871 ist unter den deutschen Arbeitern so lebendig, daß die erste Auflage des vorliegenden Schriftchens, das nichts weiter ist als der Separatabdruck einer Zeitungspolemik gegen die Schmähschrift eines Bourgeoisskribenten, in verhältnißmäßig kurzer Zeit vergriffen wurde.

Es ist viel an dem Werkchen getadelt worden, daß demselben kein bestimmter Plan zu Grunde liegt und daß die skizzenhaften Abschnitte, die es enthält, kein einheitliches und vollendetes Bild zu gestalten vermögen. Dieser Tadel hat mich indessen nicht bestimmen können, entsprechende Aenderungen vorzunehmen. Das Schriftchen soll die ungeheuerlichen Entstellungen und Lügen bekämpfen, welche durch eine bestochene Presse über die Kommune-Revolution in Umlauf gesetzt worden sind, und diesem Zweck dürfte es auch in der gegenwärtigen Form genügen.

Indem ich die zweite Auflage der Oeffentlichkeit übergebe, habe ich nur den Wunsch auszudrücken, es möge sich bald Jemand finden, der im Stande ist, mit einer vollständigen und abgerundeten Darstellung dem Verlangen der deutschen Arbeiter nach einer Geschichte jener denkwürdigen Tage zu entsprechen.

Gartenfeld-Mainz, 20. Oktober 1875.

Der Verfasser.



Die Geschichte einer Bewegung, wie die Revolution des Pariser Proletariats im Frühling 1871, zu schreiben, erfordert nicht nur eine genaue Kenntniß aller politischen und ökonomischen Verhältnisse, durch deren Zusammenwirken die Bewegung in Fluß gekommen, sondern es ist auch eine ins Kleinste gehende Kenntniß des Verlaufes der Bewegung nothwendig, um ihr Verhältniß zu den historischen und sozialen Gesetzen festzustellen.

Da die vorliegende Arbeit nicht die Frucht längerer Studien, sondern nur das Produkt einer momentanen „freien Zeit" ist, ihr also jene beiden großen Voraussetzungen fehlen, so kann hier nicht von einer Geschichte der Kommune die Rede sein. Es sollen nur einige Skizzen, und diese zur oder aus der Geschichte der Kommune geboten werden. Diese Skizzen beanspruchen auch nicht in ihrer Gesammtheit ein Bild der Kommune-Revolution zu geben, sondern wollen nur einzelne Szenen und Momente aus dem gewaltigen Drama vorführen.

Man thut sicherlich auch gut, die vollständige Geschichte einer solchen Bewegung nicht allzubald nach ihrem Ausgange zu schreiben. Mit der Zeit erst klären sich die Ansichten, beruhigen sich die Leidenschaften und wird vieles bisher Unverständliche faßbar — Dinge, die für ein gerechtes Urtheil unerläßlich sind.

Wir werden indessen sehen, daß all die Rücksichten, die wir hier nehmen, den modernen „Geschichtsschreibern" nicht die mindesten Beschwerden machen. Der „Geschichtsschreiber" der Kommune, mit dem wir es zu thun haben werden, hat sein „Werk" schon begonnen, als noch das rothe Banner vom Stadthause zu Paris verkündete, daß das arbeitende Volk sich der politischen Gewalt bemächtigt habe. Und als am 29. Mai Mac Mahon proklamirt, daß „der Kampf beendet sei und Ordnung, Arbeit und Sicherheit wieder erstehen werden," da hat der deutsche „Geschichtsschreiber" sein „Werk" auch schon fertig. Es war die Konkurrenz, die den „Geschichtsschreiber" zu solcher Eile trieb, die Furcht, es möge ein Anderer seiner Profession ihm zuvorkommen und ihm den ersten „reißenden Absatz" wegschnappen.

So sind alle die Lügen, alle die Infamien und alle die Verleumdungen, deren sich die Lügenpresse an den Pariser Arbeitern schuldig gemacht, in dieses klassische „Geschichtswerk" glücklich hineingekommen.

Es ist ein Sammelsurium der Wuthausbrüche der Bourgeois-Presse gegen die nach Befreiung ringende Arbeiterklasse. Die Bourgeoisie feiert in diesem Werke eine Universal-Orgie auf den noch frischen Gräbern der ruhmreichen Todten des Proletariats.

Und dieser selbe Repräsentant des deutschen Geschichts-Schmierfinkenthums versteigt sich so weit, seinen Schreibebock den „Richterstuhl der Geschichte" zu nennen!

I.

Herr Ludwig Wittig — so nennt sich unser „Geschichtsschreiber" — hat sein Werk unter dem Titel: „Die Kommune von Paris vom Mittelalter bis zur Gegenwart" in Stuttgart bei Vogler und Beinhauer erscheinen lassen. Das „Werk" soll auf 288 Seiten in Groß-Quartformat die „Geschichte" der Kommune von Paris „vom Mittelalter bis zur Gegenwart" enthalten. Die Pariser bürgerliche Revolution von 1357 und 1358, bei welcher der Tuchhändler Stephan Marcel die Führerschaft des Bürgerthums übernommen hatte, nennt Herr Wittig „das erste Auftreten der Kommune von Paris", von wo er in großen Sprüngen zur Kommune von 1793 gelangt und zu seiner eigentlichen Aufgabe, zur „Geschichte" der Kommune von 1871, übergeht.

Wir haben nicht Zeit, Herrn Wittig auf diesem ganzen Wege zu folgen, da es sich für uns nur um die Kommune von 1871 handelt. Nur zur Charakterisirung, wie Herr Wittig „Geschichte" schreibt, zu welcher er den Stoff nicht aus Zeitungen zu nehmen, nicht von Seinesgleichen zu beziehen braucht, sondern zu welcher ihm wissenschaftliche und historische Aufzeichnungen zu Gebote stehen, sei hier erwähnt, wie er an Babeuf vorüberstreift. Herr Wittig nennt Babeuf einen „Journalisten von ziemlich zweideutigem Rufe, einen überspannten Kopf, der in seinem „Volkstribun" eine Art Evangelium der Armen verkündete." Hätte Herr Wittig das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon, aus dem er diese Notizen in der Eile abgeschrieben hat, um noch zur rechten Zeit fertig zu werden, sich etwas genauer anzusehen die Mühe genommen, so hätte er gefunden, daß dort auch steht: „Babeuf machte seine Zeit erzittern." Herr Wittig hätte daraus ersehen können, daß man selbst in der Brockhaus'schen Eselsbrücke Babeuf für einen bedeutenden Mann hält, denn ein blos „überspannter Kopf" macht niemals „seine Zeit erzittern". Von einem Pastor Knaack oder einem Wittig wird nie ein Konversations-Lexikon erzählen, daß sie „ihre Zeit erzittern" gemacht hätten.

Dr. E. Dühring, der in seiner „kritischen Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus" sich den kommunistischen und sozialistischen Bestrebungen fast feindlich gegenüber stellt, der sich zu der Aeußerung hinreißen läßt, Karl Marx habe in seinem „Kapital" keinen einzigen originellen Satz aufgestellt, und dem bedeutendsten Sozial-
men der Neuzeit „Mangel an Logik" und „Scheingelehrsamkeit"

vorwirft — dieser selbe Dr. Dühring, den seine Abneigung vor dem Sozialismus zu solcher Parteilichkeit treibt, hat die Geschichte Babeuf's jedenfalls studirt, und obwohl natürlich auch Babeuf's prinzipieller Gegner, nennt er ihn doch „einen Mann im ernstesten Sinne des Wortes" — — „nicht etwa blos ohne Vorwurf, sondern im Gegentheil ein Widerspiel der Korruption, jederzeit arm." — — „Die festen Umrisse, welche nicht nur sein Wollen, sondern auch die theoretisch verkehrten Ziele desselben zeigten, sind allermindestens geeignet, zu den gestaltlos zerfließenden und sentimental aufgelösten Vorstellungsregungen der verhältnißmäßig bedeutendsten Erscheinung des nach der Revolution zunächst auftretenden Sozialismus (St. Simon) den gehörigen Kontrast zu bilden."

So spricht ein gebildeter Gegner von Babeuf, der sich vergebens zu verbergen bemüht, wie ihm die schaffende Denkkraft des Volkstribunen von 1797 imponirt.*) Ein Wittig aber, der keine Ahnung davon hat, daß Babeuf schon das große Prinzip der Gerechtigkeit für Alle, dessen Erfüllung der Zukunft vorbehalten, in den Satz formte: „Jedem nach seinen Bedürfnissen!" — dieser selbe Wittig springt über die gesammten politischen und sozialen Theorien von Babeuf mit einem Satze hinweg, indem er die von Babeuf vorgeschlagene Organisation der Gesellschaft einfach einen „Dummheitsstaat" nennt.

Wir wollen dem Brockhaus'schen Konversations-Lexikon die Verantwortlichkeit für den Dummheitsstaatler Wittig überlassen und über dessen „historische Kenntnisse" und „kritischen Scharfblick" zur Tagesordnung übergehen.**)

Daß sich jeder revolutionären Bewegung, sobald dieselbe mächtig und siegreich auftritt, eine Menge von Elementen anschließen, die eigentlich der Bewegung sowohl ihren Zwecken und Zielen, als auch ihren Eigenschaften nach fernstehen, steht eben so fest, wie die Erfahrung, daß

---

*) Die hier enthaltenen Angriffe gegen Dr. Dühring haben dem Verfasser die heftigste Mißbilligung von Berliner Gesinnungsgenossen zugezogen. Dem Verfasser ist wohl bekannt, daß Dr. Dühring in der zweiten Auflage seiner „kritischen Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus" gegenüber der Arbeiterbewegung eine wohlwollende Haltung eingenommen und speziell die Pariser Kommune günstig beurtheilt, ja gegen ungerechte Anschuldigungen warm in Schutz genommen hat. Aber die zweite Auflage des Dühring'schen Werkes war zu der Zeit, als die vorliegende Schrift abgefaßt wurde, noch nicht erschienen und dem Verfasser war nur die erste Auflage zur Hand, welche allerdings in der oben angedeuteten Weise mit dem Sozialismus verfährt. Die obigen Ausführungen waren oder sind somit nur gegen die erste Auflage des Dühring'schen Werkes gerichtet; die zweite Auflage kann durch dieselben nicht berührt werden, und die bezüglichen Stellen wären unbedenklich völlig zu streichen, wenn sich der Verfasser nicht entschlossen hätte, überhaupt möglichst wenig zu ändern. Er bleibt dabei, indem er überzeugt ist, daß die Berliner Gesinnungsgenossen, welche an der betr. Stelle Anstoß genommen, durch diese Erklärung befriedigt sind. Anm. zur zweiten Aufl.

**) Derselbe Herr Wittig hat auch bei Schabelitz in Zürich ein Werk in Lieferungen erscheinen lassen: „Ein Jahrhundert der Revolutionen." Diese schulbubenhafte Schreiberei, welche nur ein Zeugniß der großartigen Unfähigkeit des Wittig und nur zu sehr geeignet ist, den Arbeitern die verkehrtesten Begriffe von großen, welthistorischen Umwälzungen beizubringen, hätte man genauer prüfen sollen, bevor man ihren Vertrieb durch die sozialistischen Schriftendepots unterstüt

ein derartiger Anschluß nicht zu vermeiden ist. Mit dem Umsturz einer bestehenden Staatsform durch eine Partei oder eine Klasse ist auch für jeden Einzelnen außerhalb der revolutionären Partei, für jede andere Partei oder Klasse das „Revolutionsrecht" gleichsam proklamirt und der Fall ist noch nie dagewesen, daß diese Proklamation ohne Erfolg geblieben wäre. Dafür sorgt schon das Interesse des Einzelnen sowohl wie auch ganzer Klassen und Parteien. Insbesondere besitzt eine revolutionäre Bewegung große Attraktionskraft für problematische Existenzen und zweideutige Persönlichkeiten. Die große Revolution hatte ihren Orleans und ihren Mirabeau, die Bewegung der Kommune hatte ihren Vermersch und ihren Vésinier.

Es liegt schon in dem Begriff Geschichte selbst, daß der Geschichtsschreiber die unreinen Elemente von den ursprünglichen Trägern der Bewegung scharf zu scheiden, daß er strenge die Spreu von dem Waizen zu sondern hat. Aber weit entfernt, dieser billigen Anforderung Rechnung zu tragen, schlagen unsere modernen „Geschichtsschreiber" in das Gegentheil um, indem sie die zweideutigen Elemente und zweifelhaften Persönlichkeiten, die sich an die Spuren jeder revolutionären Bewegung zu heften pflegen, als das Wesentliche der Bewegung betrachten und ihre „Urtheile" darnach einrichten. Die Motive zu dieser verkehrten Auffassung finden sich zum Theil in der Dummheit und Unwissenheit, zum Theil aber auch in der Böswilligkeit der betreffenden Herren „Geschichtsschreiber". Wie die Motive zu der Auffassung des Herrn Wittig geartet sind, mag man nach der Art und Weise beurtheilen, wie er Babeuf „abgethan" hat, und wie er die Kommune „abthut", werden wir nun sehen.

Eine der schönsten Szenen, welche die Geschichte kennt und welche die vollendete Menschlichkeit darstellte, war jedenfalls die Verbrüderung der Linie und der Nationalgarde zu Paris am Tage der Erhebung, am 18. März 1871. Die Linientruppen waren ausgesandt um der Nationalgarde ihre Geschütze, die ihr gehörten und die sie deßhalb den Versaillern nicht ausliefern wollte, mit Gewalt abzunehmen. Man war auf ein Blutbad gefaßt, welches zwar den Männern der „Ordnung" in ihrem „Gewissen" wenig Beschwerden gemacht hätte — aber die Liniensoldaten dachten menschlich, allem Mords-„Patriotismus" zuwider, und das Blutbad blieb erspart. Linie und Nationalgarde drehten die Gewehre um und fraternisirten mit einander. Wenn die Eroberer und Kriegshelden, die den „Ruhm" bei allen Geschichtsschreibern gepachtet haben, statt leichenbesäter Schlachtfelder und in Trümmer geschossener Städte, statt Strömen von Blut und von Thränen auch nur einen solchen Triumph der Menschlichkeit aufzuweisen hätten, wie die Revolution des Pariser Proletariats am 18. März 1871!

Der offizielle „Moniteur" der Versailler berichtet hierüber: „Wie in Montmartre, so legten auch in Belleville die Truppen keinen Eifer an den Tag und als um 6½ Uhr auf allen Punkten unter den Augen der Truppen der Barrikadenbau begann, ließen sie es ruhig geschehen und fraternisirten sogar mit den Nationalgarden (das 88. Regiment *zuerst*). — — Gegen 10 Uhr Abends fiel das Stadthaus in die

Hände der Insurgenten. Die Soldaten, welche in demselben waren, vertheidigten sich nur wenig. Die zwei Regimenter, welche im Garten vom Luxemburg lagen, ließen die Nationalgarde ohne Widerstand ein. Im lateinischen Viertel (Universität) leisteten die Truppen ebenfalls keine Gegenwehr. Ueberall verbündeten sie sich mit der Nationalgarde unter dem Rufe: „Es lebe die Republik! Es lebe die Linie!"

Herr Wittig erblickt in dieser Einigung von Linientruppen und Nationalgarden, „wie in den Julitagen von 1830", eine „ursprüngliche republikanische Reinheit der Bewegung". Die alberne Bemerkung, daß diese republikanische Reinheit „befleckt" worden sei durch die Erschießung der Generale Clement Thomas, eines Henkers der Juniinsurgenten von 1848, und Lecomte, eines Bonapartisten, welche fortwährend die Linie auf die Nationalgarde zu feuern kommandirten und endlich, um Ruhe zu schaffen, von ihren eigenen Truppen erschossen wurden, kommt, da letztere Thatsache Wittig selbst nachweist (Seite 259), hier weiter nicht in Betracht.

Halten wir die „ursprüngliche republikanische Reinheit der Bewegung" fest. Daß diese „republikanische Reinheit" getrübt wurde, hat uns Herr Wittig nirgends bewiesen, und wir finden, daß aus den letzten Dekreten und Proklamationen der Kommune noch dieselbe republikanische Reinheit strahlt, wie aus den Vorkommnissen des 18. März. Aber Herr Wittig hat am Ende seines Buches längst vergessen, was er zu Anfang geschrieben hat. Er druckt deßhalb aus der französischen Zeitschrift „Revue des deux mondes" einen Artikel ab, betitelt: „La fin de la Bohème" (das Ende des Zigeunerthums), welchen irgend ein französischer Wittig verübt hat und der behauptet: „Nicht die Preußen sind schuld an unserer Niederlage sondern die Zigeuner in unserer Mitte", d. h. der Franzose ist der nicht eben viel Geschichtskenntniß verrathenden Ansicht, daß die Revolution der Kommune von den „Zigeunern" (Bohèmiens) „gemacht" worden sei, und fährt dann fort: „Die Bohème, wie sie in den Gräueln der Kommune zum Durchbruche gelangte, ist eine Gesellschaft von entgleisten, katilinarischen Existenzen, welche von jedem Ideal abgewendet, in Literatur und Kunst nichts kennt als den platten Realismus, in der Politik keinen Grundsatz gelten läßt, als den gewaltthätigen Umsturz, welche jedes positive Recht, das Eigenthum, die Familie negirt und die Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft in diesem Sinne anstrebt."

Der deutsche Wittig findet natürlich diesen Artikel vortrefflich und stimmt ihm zu, nicht überlegend, daß er der Bewegung eine „ursprüngliche republikanische Reinheit" zugesprochen, während hier die „Zigeuner" als das treibende Element der Bewegung aufgeführt werden. Unter den „Zigeunern" versteht der französische Wittig die Sozialisten, welche trotz ihres Wissens sich der bestehenden „Gelehrten"- und Schriftstellerzunft nicht angeschlossen und deren Lächerlichkeiten nicht akzeptirt haben, wodurch sie sich selbstverständlich deren Haß zugezogen, wie man aus dem Titel „Zigeuner" sieht. Der französische Wittig versteht vom Sozialismus so wenig, daß er von Negirung des Eigenthums und der Familie spricht. Der deutsche Wittig, gleich dumm und unwissend wie

der französische, druckt dies gläubig nach und so haben wir ihn denn glücklich dabei erwischt, wie er die „republikanische Reinheit der Bewegung" und die „Negation des Eigenthums und der Familie" in demselben Topfe kocht! Und zwar auf dem „Richterstuhl der Geschichte", nicht zu vergessen!

Aber der große Wittig, der die Männer der Kommune unter die „Bohème" versetzt, ist damit noch nicht zufrieden. Er verlangt, daß die Männer der Kommune es den Männern der großen Revolution gleichthun: „Aber zu den revolutionären Riesen der Kommune von 1792 können die Zwerge von 1871 nicht hinaufschauen."

Armer Wittig, trostloser Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika: Wer Dein Buch gelesen, der wird von Dir niemals verlangen, daß Du leisten solltest, was die Schriftsteller der großen Revolution. Deiner Feder wird Niemand die Ehre anthun wollen, sie zu vergleichen mit derjenigen von Loustalot oder Camille Desmoulins.

II.

Nachdem Herr Wittig in einundzwanzig Kapiteln des Breitesten geschildert, wie die Bewegung des 18. März im Blut erstickt wurde, bevor sie an tiefgreifende Maßregeln zur Herbeiführung der von ihr erstrebten neuen sozialen Zustände gehen konnte, ist er in seinem letzten Kapitel naiv genug, zu sagen, daß die Resultate der Revolution „traurig" seien und daß sie „eine Reaktion herbeigeführt" hätten, „vor deren sengendem Hauch auch die bescheidensten Wünsche nach Reform verdorren".

Herr Wittig wäre also glücklich so weit gelangt, die Kommune auch noch zum Sündenbock für die schmachvolle Wirthschaft des Herrn Thiers und jener Bande von Schmarotzern zu machen, die im Namen der „Ordnung" den „Staat" zum Objekt ihrer Beutelschneider-Operationen gemacht haben und noch machen. Und doch hat Herr Wittig überzeugend dargethan, daß die Kommune sich die redlichste Mühe gab, den ganzen Versailler Staats-Abhub, die Ueberbleibsel und lachenden Erben des napoleonischen Louis- und Prostituirtenthums, zum Teufel zu jagen und dadurch die bedrohte Republik zu retten. Wer diese Absonderlichkeit des Herrn Wittig nicht begreift, der braucht sich einfach zu erinnern, daß ja Herr Wittig die „Geschichte" des Pariser Proletariats für die deutsche Bourgeoisie schreibt. Darum verschweigt auch Herr Wittig, daß die Versailler nur deßwegen nicht vom Teufel geholt wurden, weil ihnen die gefangenen Söldner des am 4. September 1870 gestürzten Kaiserreichs aus Deutschland zu Hülfe kamen. Und in der That — der eigentliche Besieger der Pariser Revolution war Bismarck, der die Soldaten Napoleon's, die Geschlagenen von Wörth und Sedan, aus der Gefangenschaft entließ, wodurch sie gegen die Pariser Kommune verwendbar wurden. Thiers und Mac Mahon mit ihren Gensdarmen und päpstlichen Zuaven waren wohl die Mörder, nicht aber die Bezwinger der Kommune.

Paris war von zwei Seiten bedroht; im Südwesten setzte Thiers seine Erdrosselungspläne ins Werk; im Osten gähnten die Feuerschlünde der Deutschen auf die von Trochu, der „nie kapituliren" wollte, verrathene Stadt herab. In dieser schwierigen Situation begann die Kommune ihren Kampf gegen Versailles. Jeder Tag brachte seine Schlacht; der Donner der Kanonen mahnte die Kommune vom ersten Tag ihres Bestehens an bis zum Tage ihres Untergangs, daß draußen ein mächtiger Feind stehe, daß dieser Kampf nur mit der Vernichtung der einen oder anderen Partei enden werde. Daß trotz alledem die Kommune noch Zeit fand, soziale, auf die Zukunft gerichtete Maßregeln zu treffen und sich mit dem Entwurf der Grundrisse zu einer neuen Organisation von Staat und Gesellschaft zu befassen, sichert ihr die Bewunderung und Anerkennung eines Jeden, der die Situation sowohl als auch die Mission dieser Regierung des Proletariats begriffen hat. Und, daß die Kommune berechtigt war, an ihre Zukunft zu glauben, beweist uns am Besten die fieberhafte Aufregung der herrschenden Klassen aller Länder während ihres kurzen Bestandes. Die alte Welt und die alte Gesellschaft erbebten in ihren Grundfesten, als die rothe Fahne vom Stadthause zu Paris wehte.

Daß der Geist, der in der Pariser Kommune herrschte, die Organisation der alten Gesellschaft an ihren Wurzeln anfaßte, merkten die Nachtwächter der französischen Bourgeoisie gar bald an den Proklamationen, die aus dem Stadthause hervorgingen. Am 19. April erließ die Kommune einen Aufruf an das französische Volk, worin es hieß:

„Die durch die Initiative des Volkes am 18. März begonnene Gemeinderevolution eröffnet eine neue Aera positiver, auf Wissenschaft beruhender Experimentalpolitik. Sie ist das Ende der alten Regierungs- und Kirchenwelt, des Soldatenthums, des Beamtenthums, der Ausbeutung, des Börsenspiels, der Monopole und Privilegien, welchen das Proletariat seine Sklaverei, das Vaterland sein Unglück und Verderben zuzuschreiben hat".

Die Presse der Bourgeoisie wurde von einer Art Veitstanz befallen. Stolz hatte die Pariser Arbeiterregierung es ausgesprochen, daß ihre Politik auf Wissenschaft beruhe, im Gegensatz zu der Blut- und Eisenpolitik des Herrn Thiers. Die Bourgeoispresse aber konnte und durfte sich auf keine Diskussion über diese Wissenschafts-Politik einlassen, denn die Kommune sprach sich ja direkt gegen drei der allerheiligsten Heiligthümer der Bourgeoisie aus, gegen das Börsenspiel, gegen die Ausbeutung und gegen das stehende Heer. „Raub" — „Diebstahl" — „Mord" — „Brand" — „Gewaltthätigkeit" — „Weibergemeinschaft" — „roher Kommunismus" — „Pöbelherrschaft" — das waren die Schlagworte, mit welchen die Bourgeoispresse die Kommune überschüttete. Am heldenmüthigsten im Vernichten der Pariser „Aufrührer" waren die kleinen deutschen Philister- und Amtsblättchen. Ein gnädiges Blinzeln der „von Gott gesetzten" Obrigkeit war ja auch schon die „Vernichtung" der Kommune werth. Wenn die Pariser Arbeiter auf die Anerkennung der Wissenschaft in der Tagespresse

gerechnet, so hätten sie falsch kalkulirt. Die Wissenschaft ist ja der Todfeind des literarischen Geschmeißes, welches die heutige Tagespresse in Händen hat.

Der Feldzug des Herrn Thiers gegen die Kommune, welch letztere ihre Thätigkeit — soweit diese nicht vom *Vertheidigungskrieg* in Anspruch genommen war — in der That auf die *Wissenschaft* gründete, wie wir weiter unten sehen werden, begann damit, daß der Staats-Zuchthausmeister von Versailles eine Rotte abgestrafter Diebe und sonstiger Gauner aller Art nach Paris hineinspedirte, damit dieselben dort im *Kleinen* bethätigen sollten, was Bonaparte, Thiers, Jules Favre und andere Gesellschaftsretter ungestraft im *Großen* gethan hatten und noch thaten. Die Kommune merkte indeß, wozu Herr Thiers die *Seinen* importirt hatte und sie erklärte: „Es sind abgestrafte Verbrecher nach Paris gekommen, um Attentate gegen das Eigenthum zu begehen, *zu neuen Anklagen gegen uns*. Also Wachsamkeit, die Ehre des Volkes steht auf dem Spiel!" — Dies das erste Experiment des Herrn Thiers, dem bald ein zweites folgte, indem Thiers der Kommune *die Eingangszölle stahl*, welche an den Thoren von Paris den Landleuten abgefordert wurden, die Lebensmittel nach der Stadt brachten. Diese Eingangszölle gehörten der Munizipalität von Paris, als welche doch die Kommune von Paris mit ungeheuerer Stimmenmehrheit am 26. März gewählt worden war. Die Kommune konnte natürlich die Landleute für die Diebstähle des Herrn Thiers nicht büßen und noch einen Extra-Zoll zahlen lassen. Das dritte Experiment des Herrn Thiers bestand darin, daß er eine Anzahl Spione und agents provocateurs nach Paris sandte. Ein solcher, ein „Vicomte" de Montant, wurde im Prozesse Urbain entlarvt. Er hatte sich zu einem Obersten der Nationalgarde zu machen gewußt. Der Kerl hatte stets darauf gedrängt, daß man *die Geiseln erschießen solle*. Er that es *im Auftrage seines Patrons Thiers*.

Diesen Experimenten des Herrn Thiers stellte sich die Kommune zunächst mit den Waffen, sodann aber auch auf ökonomischem Gebiet entgegen. Schon am 25. März erließen Ant. *Arnaud* und Ed. *Vaillant*, die Delegirten des Centralcomité's beim Ministerium des Innern, — die Kommune war bekanntlich erst am 26. März gewählt — eine Ansprache an die Wähler, worin es hieß:

„Die Bürger, welche ein Krieg, der von der Regierung ohne Kontrole begonnen und fortgeführt wurde, der Arbeit entriß, können nicht durch eine plötzliche Unterdrückung des Soldes und durch die Arbeitslosigkeit ins Elend gestürzt werden. Es gibt eine Uebergangsperiode, eine Lösung, die auf ehrlichem Wege aufgesucht werden muß, *eine Pflicht des Kredits auf Arbeit*, welche den Arbeiter aus seinem sofortigen Elend herausreißen und ihm gestatten wird, rasch zu einer definitiven Emanzipation zu gelangen. Diese Frage und noch viele andere müssen von eurem Gemeinderath gelöst werden."

Nachdem also schon am Tage vor der Wahl ausgesprochen worden, daß die Kommune es als ihre Pflicht betrachten müsse, die Arbeit zu organisiren und das Elend der Arbeiterklasse so viel als ihr möglich zu

beseitigen, gingen die Gewählten an diese Aufgabe. Gestützt auf die Wissenschaft waren die Männer der Kommune nicht verlegen, wie sie es anzufangen hatten, um die Emanzipation der Arbeiterklasse einzuleiten. Sie unterscheiden sich dadurch sehr vortheilhaft von der bürgerlich-republikanischen Regierung Frankreichs nach der Februarrevolution von 1848, welche den Forderungen der Arbeiter nach verschiedenen theils albernen, theils perfiden Manövern — wie z. B. die Errichtung der „Nationalwerkstätten", die bestimmt waren, den Sozialismus zu diskreditiren — mit der Diktatur Cavaignac's und mit Kartätschen antwortete, trotzdem ihr die Arbeiter „drei Monate Elends" hindurch zur Ueberlegung Zeit gegeben hatten. Die Kommune unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von unseren deutschen bürgerlichen „Revolutionären" von 1848 in Berlin und Wien, welche zwar das Wort „Organisation der Arbeit" stets im Munde führten, aber aus Unwissenheit keinen positiven Vorschlag machen konnten und schließlich mittelst der „Bürgerwehr" das Proletariat, von dem sie nicht begriffen, daß es der Träger der Revolution war, „zur Ruhe" brachten. Und es gibt trotz alledem Leute genug, welche sich noch wundern, daß 1848 und 1849 in Deutschland die Reaktion so völlig gesiegt hat.

Wir heben dies besonders hervor, weil sich ja in der Kommune auch nicht wenige bürgerlich-republikanische Elemente bewegten, denen besonders die Verwirklichung der politischen Ziele der Kommune, vor Allem die Erhaltung der republikanischen Staatsform am Herzen lag.

Am 16. April erschien folgendes Dekret der Kommune:

„Die Kommune von Paris, in Erwägung, daß eine Anzahl von Werkstätten von ihren Leitern im Stiche gelassen worden ist, da letztere sich den Bürgerpflichten entziehen wollten und um die Interessen der Arbeiter weiter nicht kümmerten; in Erwägung, daß in Folge dieser feigen Entfernung zahlreiche, für das Gemeindeleben wichtige Arbeiten unterbrochen sind, und die Existenz der Arbeiter selbst gefährdet ist, verfügt:

Die Arbeiter-Syndikats-Kammern werden einberufen behufs Einsetzung einer Untersuchungskommission, deren Aufgabe ist:

1) Eine Statistik der im Stiche gelassenen Werkstätten und ein genaues Inventar derselben aufzustellen.

2) Einen Bericht darüber zu erstatten, wie diese Werkstätten auf eine praktische Art baldmöglichst, und zwar nicht durch die Deserteure, welche sie im Stiche gelassen haben, sondern durch eine kooperative Gesellschaft der in ihnen beschäftigten Arbeiter wieder in Betrieb gesetzt werden können;

3) Den Entwurf einer Verfassung für diese kooperativen Arbeitergesellschaften auszuarbeiten;

4) Eine schiedsrichterliche Jury einzusetzen, welche bei der Rückkehr der genannten Fabrikherren*) über die Bedingungen der

*) Wir haben augenblicklich nur den deutschen Text zur Hand; da von Fabrikherren die Rede ist, sind unter den „Werkstätten" jedenfalls auch große Fabriklokale und Arbeitsräume, keine Werkstätten von Kleinmeistern zu verstehen. Die Uebersetzung ist schlecht.

definitiven Abtretung der Werkstätten an die Arbeiter-Gesellschaften und über die Quote der von den Gesellschaften an die Fabrikherren zu zahlenden Entschädigungen zu erkennen hätte. Diese Untersuchungskommission soll ihren Bericht an die Kommission der Kommune für Arbeit und Verkehr erstatten, welche dann der Kommune in kürzester Frist den Entwurf eines Dekretes vorzulegen hat, das den Interessen der Gemeinde und der Arbeiter Genugthuung verschaffen soll."

Wie aus diesem für die Geschichte der Arbeiterbewegung höchst wichtigen Schriftstück zu ersehen, war die Kommune entschlossen, die Beseitigung der heutigen Produktionsweise und der ökonomischen Knechtschaft der Arbeiterklasse anzubahnen. An Stelle des Lohnsystems setzte sie die genossenschaftliche Arbeit und suchte die Produktionsinstrumente aus dem Privatbesitze der Kapitalisten in den Gesammtbesitz zu bringen und zwar durch ein sehr einfaches, mit genügender Entschädigung für die zu Expropriirenden verbundenes Expropriationsverfahren. Grund genug für die Bourgeoisie aller Länder, den Untergang der alten Gesellschaft, den Verlust des Ausbeutungs-Privilegiums zu befürchten, da in einer Stadt von zwei Millionen Einwohnern, in der „politischen Hauptstadt der Welt" der Kommunismus praktisch ins Leben zu treten im Begriffe war, und zwar der Kommunismus ohne Diebstahl, ohne Gewalt und ohne „allgemeine Theilerei", welche hübschen Dinge freche und unwissende „Oekonomen" der Bourgeoisie dem Kommunismus, wo er sich theoretisch oder praktisch zeigt, an die Fersen zu heften von ihren Brodgebern verpflichtet sind — drei „Sünden" der alten Gesellschaft, welche ihr der Kommunismus nie vergeben wird.

Man wird wohl nicht von uns verlangen, zu untersuchen, ob die von der Kommune angeordneten Maßregeln, wie sie das Dekret vom 16. April enthält, sich genau an die Prinzipien anschließen, welche in den verschiedenen Parteischriften der sozialistischen Arbeiterpartei niedergelegt sind. Wohl zu bemerken ist indeß, daß das Dekret vom 16. April die Tendenzen der Kommune nur andeutet, indem ja eine Verfassung für die Arbeitergenossenschaften und ein Expropriationsgesetz erst nach Beschaffung ausreichenden statistischen Materials zu entwerfen und der Kommune zur definitiven Beschlußfassung vorzulegen sind. Selbstverständlich vermochten die alltäglichen „Politiker" sich nicht zu der Auffassung der Kommune zu erheben, welche mit dem Dekret vom 16. April ein großartiges Beispiel einer neuen Politik gab, die nicht auf Säbeln und Kanonen, sondern auf der Wissenschaft basiren sollte. Weder von den Krautjunkern zu Versailles noch von den Bourgeois der Provinz durfte man Verständniß erwarten. Wie lange wird es überhaupt noch dauern, bis unsere Zeitgenossen sich eine Politik ohne Kanonen und stehende Heere, ohne Polizei und Gewalt denken können? So unendlich hoch standen die in der Pariser Kommune zu Tage tretenden Ideen über der banalen Auffassungsweise unserer Tage.

Hören wir nun, was der große Politiker Wittig zu diesem Dekret

der Kommune sagt. Er glaubt nämlich einen Haupttrumpf auszuspielen, indem er triumphirend darunter setzt:

„Vortrefflicher Gedanke, nur unausführbar wegen zweier Kleinigkeiten, die dem Auge der Dekretirenden entgangen sind. Mit den flüchtig gewordenen Fabrikherren ist auch ihr „blutsaugerisches Kapital" entwichen; das in Paris noch vorhandene hält sich zurück und die Kommune hat keins, um es den Arbeitern als Staatshilfe vorzustrecken. Und nicht blos das Kapital fehlt, sondern auch die Arbeitskräfte; die, circa 150,000 Mann stark, schlagen sich ja draußen vor Paris für täglich 30 Sous im Dienste der Kommune."

So schwatzt ein „Geschichtsschreiber" den Tagesblättern nach, aus denen er seinen Stoff entnommen. Durch den Ausdruck „blutsaugerisches Kapital", mit welchem, wie aus Obigem zu ersehen, Wittig zweifelsohne die mitgenommenen Geldsummen der flüchtigen Fabrikanten meint, sinkt er auf das Niveau jener verkommenen und ungebildeten Zeitungsschreiber herab, welche glauben, die Sozialisten wollten das Kapital als solches zerstören, während doch jeder halbwegs unterrichtete Mensch weiß, daß die Sozialisten, wenn sie von der „Ausbeutung durch das Kapital" reden, dabei den Kapitalismus im Sinne haben, das heißt die Ausbeutung der Massen durch eine kleine Minderheit, und zwar auf Grund und mittelst des ausschließlichen Kapitalbesitzes. Jeder Arbeiter ist sich hierüber vollständig klar; auch der Ungebildeteste wird niemals gegen das Kapital an und für sich, sondern stets nur gegen diejenigen, die es zur Knechtung Anderer gebrauchen, sich auflehnen. Herr Wittig will also uns Sozialisten seine eigene Unwissenheit und Dummheit aufladen, was wir natürlich höflichst ablehnen müssen.

Obwohl Wittig selbst gelesen hat, daß die Kommune vorläufig nur statistisches Material sammeln und dann erst einen Beschluß bezüglich der zu errichtenden Arbeiter-Kooperativ-Gesellschaften fassen, also jedenfalls das Ende des Bürgerkrieges abwarten will, ruft er doch schon triumphirend, daß die Ausführung des betreffenden Dekretes unmöglich sei, einmal weil das „blutsaugerische Kapital" zum Betrieb fehle, zum Andern, weil keine Arbeiter vorhanden seien! O „Richterstuhl der Geschichte!"

Indessen hat Herr Wittig auch den Rechenschaftsbericht des Finanzministers der Kommune, Jourde*), der bekanntlich sein Amt mit mustergültiger Gewissenhaftigkeit und Umsicht verwaltete, in sein Werk aufgenommen. Nach diesem Berichte vom 1. Mai betrugen die Einnahmen der Kommune in der Zeit vom 20. März bis zum 30. April 26,013,916 Fr. 70 Cent.; die Ausgaben in derselben Zeit 25,138,089 Frcs. 12 Cent., so daß am 1. Mai ein Ueberschuß von 875,825 Fr. 59 Cent. vorhanden war. Von diesen Ausgaben verschlang der Krieg gegen Versailles allein 20,056,573 Fr. 15 Cent., wozu noch 44,000 Fr. für die Barrikadenkommission kommen.

---

*) Derselbe, der mit Rochefort, Paschal Grousset und Andern glücklich aus Neu-Kaledonien entflohen ist.

Herr Wittig sieht aus den Einnahmen, daß nach einer für die Kommune günstigen Beendigung des Krieges des „blutsaugerischen Kapitals“ genug vorhanden gewesen wäre, um sofort die geplanten Arbeitergenossenschaften zu etabliren und die verlassenen Fabriken und Werkstätten in Betrieb zu setzen. Und sicherlich hätten sich nach Beendigung des Krieges sofort die Einnahmen der Kommune sehr bedeutend vermehrt, da die 26 Millionen Fr., die sie eingenommen, zum weitaus größten Theil aus Oktrois, Steuern u. s. w. hervorgegangen waren und diese Einnahmequellen bei vollständig ungestörtem Verkehr viel ergiebiger geworden wären.

Alles, was die Kommune aus Beschlagnahmen einnahm, belief sich auf 8928 Fr. 20 Cent. Das ist die Summe, die aus den „großartigen Plünderungen und Räubereien“ gewonnen worden ist, welcher die Bourgeoispresse fortwährend die Kommune bezichtigt hat und von welchen auch Herr Wittig mehrere Male spricht.

Wäre der Kommune eine friedliche Thätigkeit möglich gewesen, so hätte sie zweifelsohne neue und bedeutende soziale Maßregeln ergriffen; sie hätte die Arbeit organisirt und die Befreiung der Arbeiterklasse von der Kapitalistenherrschaft angebahnt. Aber dazu ließ ihr Thiers keine Zeit.

Die Kommune-Erhebung galt in erster Linie aber auch der Erhaltung der republikanischen Staatsform. Wir haben in den Maitagen des Jahres 1871 das eigenthümliche Schauspiel erlebt, daß 40,000 Republikaner im Namen der Republik abgeschlachtet wurden, und zwar im Namen der Republik von Jenen, die sich heute zu Versailles offen als Monarchisten bekennen, wie Rochefort in seiner neuesten „Laterne“ sagt!*) Herr Thiers feuerte seine päpstlichen Zuaven gegen die „Plünderer“ der Kommune an, gegen dieselben „Plünderer“, die im Ganzen aus Beschlagnahmen etwas über 8000 Frcs. zusammengebracht hatten, eine Summe, welche zwar den Monatsgehalt, den die öffentliche Zivilliste des Herrn Thiers festsetzte, nicht erreichte, deren Verhältniß zu der geheimen Zivilliste des Herrn Thiers wir indessen nicht kennen. Aber es waren ja die Küchenschränke der Madame Thiers durchstöbert worden und dies Staatsverbrechen verlangte unerbittliche Rache!

III.

Der Sturz der Vendomesäule ist von der Bourgeoisie aller Länder als eine Greuelthat ausgeschrien, als eine Versündigung gegen die Zivilisation und gegen die Kunst denunzirt worden.

---

*) August 1874. Wundern darf sich darüber Niemand. Wie soll ein Thiers nur eine politische Rolle spielen, ohne daß er zur Lüge und zum Schwindel seine Zuflucht nimmt. Seit vierzig Jahren hat dieses politische Chamäleon ohne Unterlaß gelogen, den Mantel nach dem Winde gehängt, nach Oben hofirt, nach Unten tyrannisirt! Was Wunder, wenn er 1874 endlich den höchsten Grad von Virtuosität in all diesen Infamien erreicht hatte!

Sehen wir nach, was die „Geschichtsschreiber" der Bourgeoisie über den Umsturz anderer Götzenbilder, anderer Denkmäler sagen!

Herr Dr. Georg Weber, Professor und Schuldirektor zu Heidelberg, erzählt in seiner „Weltgeschichte":

„Winfried trug die Lehre vom gekreuzigten Heiland in die Wälder Deutschlands, zu den Hessen, wo er die Abteien Amönaburg, Hersfeld und Fulda gründete, nachdem er bei Ober-Geismar die heilige Wodans-Eiche*) gefällt."

Die Wodans-Eiche war den alten Hessen sicherlich eben so heilig, wie den modernen Bourgeois ihre Kriegsgötzenbilder, und doch hat Weber für die That Winfried's nicht nur kein verurtheilendes Wort, sondern erkennt sie stillschweigend als verdienstlich an, was auch sonst in der Ordnung ist.

An anderer Stelle schreibt Weber:

„Im Süden des Teutoburger Waldes**) unter großen Erinnerungen an die Vorzeit, stand die Veste Eresburg mit der Irminsul (Irminsäule), auf der Grenze des freien Heidenthums, etwa fünf Meilen von der vormaligen Donnereiche, die Bonifazius (Winfried) zu Fall gebracht. Karl (der „Große" nämlich) eroberte die Eresburg, zerstörte das Nationalheiligthum, jenen riesenhaften Baum, der nach dem Glauben des Volkes das All trug, und nöthigte die Sachsen zu dem Versprechen, die christlichen Glaubensboten in ihrem Bekehrungswerk nicht zu stören."

Weber hat kein Wort des Tadels für den Sturz des Nationalheiligthums, für den „Frevel an der Kunst". Und doch verherrlichte die Irminsäule einen deutschen Sieg, während die Vendomesäule das Standbild des ersten Napoleon trug und in ihren Reliefbildern dessen Siege über deutsche Fürsten „verewigen", ein Denkmal an die Zeit der größten Schmach sein sollte, die je über Deutschland gekommen. Aber die deutsche Bourgeoisie verleugnet gern ihre „Nationalität", mit der sie es sonst so peinlich genau nimmt; sie läßt gerne „nationale Rücksichten" fallen, wenn es gilt, die Pariser Arbeiter zu beschimpfen.

Herr Weber wagt es nicht einmal, die Zerstörung der Bastille zu verurtheilen. Er schreibt darüber:

„Am 14. Juli (1789) als das Volk aus dem Invalidenhaus 30,000 Flinten und etliche Kanonen weggenommen, erfolgte die Zerstörung der Bastille. Die Zerstörung dieser in der Antoniusvorstadt gelegenen Burg sollte nicht nur die Stadt gegen einen möglichen Angriff sicher

---

*) Eigentlich Thonars- (Donners-) Eiche, dem Donnergotte Thor oder Thonat geheiligt.

**) Im Teutoburger Wald schlug im Jahre 9 nach Christus der Cherusker Arminius (Herrmann) die römischen Legionen unter Varus bis zur Vernichtung. Die Irminsul war somit zweifellos ein Denkmal jenes Sieges, wie denn auch Theodor Körner von ihr sagt:

Auf dem Wahlplatz heiligten die Ahnen
Ihrer Eichen stolze Riesenpracht,
Und die Irminsäule der Germanen
Sprach von der geschlagnen Römerschlacht!

stellen, sondern auch das Ende der Zwingherrschaft und der Haftbriefe*) und den Sieg der neuen Zeit über die mittelalterlichen Feudalzustände, der Volkssouveränetät über das Königthum von Gottes Gnaden bezeichnen".

„Sollte"? Hier wird Weber schon widerwilliger; hier fehlt das Behagen, mit welchem er die Niederwerfung der Donner-Eiche und der Irminsäule erzählte.

Und nun, was Weber von dem Sturze der Vendomesäule sagt:

„Die Kommune schändete sich durch unerhörten Vandalismus und blutige Frevel. Die Vendomesäule, das Symbol des französischen Kriegs- und Siegesruhmes, ward niedergerissen."

Dies die Auffassung eines deutschen Geschichtsschreibers, eines Mannes, der „auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei" stehen will! Und wir könnten noch mit ganz anderen Belegen aufwarten.

Das sind die Männer, die ein Volk erheben wollen, indem sie beklagen, daß das Denkmal deutscher Niederlagen niedergerissen wurde. Das „Geschichtswerk" Weber's ist ein moralisches Jena.

Und was will der deutsche Geschichtsschreiber denn eigentlich bezwecken mit seinem Geschrei über den „unerhörten Vandalismus" der Pariser Arbeiter? Er will seinen „Kunstsinn" bethätigen! Jawohl, denselben „Kunstsinn", mit dem man während des Untergangs der Kommune für Nichts zu zittern heuchelte, als für die Kunstschätze des Louvre, für das Bild der medicäischen Venus. Die Abschlachtung von 40,000 Republikanern fand dieser „kunstsinnige" Geschichtsschreiber ganz in der Ordnung und fühlte durch dieselbe höchst angenehm seine Nerven gekitzelt, aber die Statue der medicäischen Venus — deren Verlust wäre ein wirkliches Unglück gewesen. – Nun, die Geschichte ist so grausam gewesen und hat die berühmte Statue unversehrt erhalten, während heute noch auf der Ebene von Satory das Pelotonfeuer von den Erschießungen gefangener Kommunekämpfer zu vernehmen ist. Spätere Geschlechter werden diese Ironie der Geschichte verstehen.

Der Beschluß der Kommune bezüglich der Vendomesäule hatte folgenden Wortlaut:

„Die Kommune von Paris, in Erwägung, daß die Kaisersäule am Vendomeplatz ein Denkmal der Barbarei, ein Sinnbild der brutalen Gewalt und des falschen Ruhmes, eine Bekräftigung des Militarismus, eine Verneinung des internationalen Rechts, eine beständige Beschimpfung des Besiegten durch den Sieger, ein fortwährendes Attentat gegen einen der drei Grundsätze der französischen Republik, gegen die Brüderlichkeit, ist, verfügt:

---

*) Lettres de cachet, Verhaftsbefehle in blanco, die sich Jeder verschaffen konnte, der am Hofe in einiger Gunst stand. Sie florirten namentlich zur Zeit Ludwig's XV. und der Pompadour; ein Besitzer eines solchen Haftbriefes konnte jeden Beliebigen auf unbestimmte Zeit in die Bastille schicken!

Erster und einziger Artikel:

Die Säule vom Vendomeplatz soll zerstört werden."

Die Kommune wollte mit dem Umsturz des „Symbols des französischen Kriegs- und Siegesruhmes" beweisen, daß es ihr Ernst sei mit der Verwirklichung der internationalen Idee der Völkerverbrüderung; sie wollte nicht einmal die Erinnerung an die große Zerfleischung zweier Völker bestehen lassen.

Der dritte Bonaparte sagte zwar: „Das Kaiserreich ist der Friede", gründete es aber in Wirklichkeit auf den Krieg; die Kommune bewies ihre friedlichen Gesinnungen durch die That, indem sie ein Denkmal deutscher Niederlagen beseitigen ließ.

Herr Thiers und seine Freunde geriethen in Verlegenheit; die Gründe, welche die Kommune für die Niederreißung der Säule aufführte, waren zu schlagend, zu einleuchtend für den gesunden Menschenverstand, als daß sich logisch gegen dieselben ankämpfen ließ. Man ignorirte deßhalb die Beweggründe und zeterte blos über „unerhörten Vandalismus". Oder man ließ sich auf die Beweggründe zur Niederreißung der Säule ein und machte sich unsterblich lächerlich, wie zum Beispiel Herr Wittig. Dieser Mensch mag lange auf seinem „Richterstuhl der Geschichte" hin und her gerutscht sein, bis er sich endlich entschloß, das Dekret der Kommune betreffs der Vendomesäule mit nachstehendem großartigen Blödsinn zu begleiten:

„Wären diese Beweggründe vom ganzen Volke getheilt worden, der Beschluß wäre ein heroischer Bruch mit der gesammten Vergangenheit Frankreichs und das frohe Erstaunen der Welt gewesen, aber gefaßt von einer Handvoll Leute und zur Ausführung gebracht am Vorabend (!) des Untergangs der Kommune von Paris wurde er zu einer abgeschmackten Komödie."

Und der Vater dieses Blödsinns hat ohne Mühe einen Verleger gefunden, während Karl Marx für sein treffliches Geschichtswerk: „Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte" einst keinen Verleger finden konnte! Armes Deutschland! Armes „Denkervolk"!

Herr Wittig sagt zwischen den Zeilen: „Hätten wir (Wittig und die deutschen Bourgeois) die Vendomesäule umreißen und unsere Phrasen vom „Richterstuhl der Geschichte" herab dazu hersagen können, so wäre die Sache gar nicht so übel gewesen. Aber, daß die Pariser Arbeiter uns zuvorgekommen sind, das ist ärgerlich, denn wir hätten lieber gehabt, sie hätten Raub, Mord und Brand zu ihrer Parole gemacht, als die Verbrüderung aller Völker. Darum — anathema sit!"

Herr Wittig, das muß man wissen, ist nämlich „Bürger der Vereinigten Staaten und Anhänger der weitestgehenden Selbstregierung aller Völker", wie er mit Emphase von sich sagt. Er begreift nicht, daß er mit diesem Bekenntniß sich den Stempel der Lächerlichkeit aufdrückt. Wie kann ein Anhänger der „weitestgehenden Selbstregierung aller Völker" ein ernsthafter Gegner der Pariser Kommune oder der Sozialdemokratie sein?

Wenn übrigens der „Bürger der Vereinigten Staaten" auf die

Xenophanes seine Götter versetzt, nämlich ein Bett aus Mist. Der Kriegsgötze fiel also dahin, wohin er gehörte — auf den Mist! Die „kunstsinnigen" Geister von ganz Deutschland aber fielen mit ihm, ebenfalls auf den Mist!

Herr Thiers, der „historische Schuhputzer des ersten Bonaparte", sprach beim Fall der Säule das große Wort gelassen aus:

„Sie mögen auch mein Buch verbrennen, die Geschichte steht über solchen Schlägen."

Die Kommune hat sich wohl gehütet, dem Buche des Herrn Thiers, das längst in die historische Rumpelkammer geworfen und Makulatur geworden ist, durch ein Autodafé zu einer neuen Auflage zu verhelfen, so dringend auch Herr Thiers diesen Wunsch, wie man sieht, ausgesprochen hat. Die Geschichte steht längst über dem Buche des Herrn Thiers.

IV.

Die Kämpfer der Kommune schlugen sich mit spartanischem Muthe. Die von Thiers zu Staatsrettern erkorenen einstigen Landsknechte Bonaparte's, der Kabylenschlächter Mac-Mahon, der Ausreißer Vinoy und der „Louis" Gallifet konnten bis Mitte Mai keine anderen Erfolge verzeichnen, als daß sie Paris bombardirt, dabei verschiedene Einwohner getödtet und an gefangenen Kommunekämpfern feigen Meuchelmord begangen hatten. Erst nach dem 10. Mai begannen die Angriffe der Versailler nachdrücklicher zu werden. Denn am 10. Mai war in Frankfurt a. M. der „ewige Friede" zwischen Frankreich und Deutschland endgiltig abgeschlossen worden. Dort versprach der „Ehrenmann" Jules Favre die erste Rate von den fünf Milliarden der Kriegsentschädigung zu zahlen, unter der Bedingung, daß die in Deutschland internirten Gefangenen von Sedan und Metz frei gelassen würden. Die wohlgedrillten Söldnerschaaren Napoleon's wurden gegen die Pariser Arbeiter verwendet. Am 10. Mai wurde somit der Kommune von Jules Favre und Pouyer Quertier hinterrücks der Dolch in den Nacken gestoßen.

Bismarck hatte schon in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 1. April gesagt: „Wir würden nöthigenfalls mit Bedauern, aber mit derselben Entschlossenheit, mit der wir bisher gehandelt haben, das Nachspiel des Krieges zu Ende bringen." Man ersieht aus diesen Worten, daß falls Herr Thiers und seine Spießgesellen der Kommune unterlegen wären, die preußischen Kanonen Einsprache erhoben hätten. Natürlich aus keinem andern Grunde als zur Erhaltung des „europäischen Gleichgewichts".

Die Kommune führte den Krieg mit jener Mäßigung und Menschlichkeit, welche das Proletariat stets gezeigt hat, sobald es in eine politische Aktion trat, und welche schon so oft sein Verderben geworden ist. Bestrebt, die Wohlfahrt Aller, das Massenglück herbeizuführen, hat die Arbeiterklasse stets willkürliche Eigenthumsverletzungen und Grausamkeiten von sich gewiesen.

Am 13. August 1789, am Tage vor dem Bastillensturm, wurde ein Pariser Arbeiter der Volksjustiz zum Opfer gebracht und getödtet, weil er ein Huhn gestohlen hatte. 1848 floh ein Herr von Rothschild aus Paris, weil die Arbeiter alle Diebe zu hängen drohten. Und die Kommune erließ ein Dekret, in welchem sie die Todesstrafe auf Raub und Diebstahl setzte.

Aber das war es ja gerade, was Herr Thiers nicht wollte; das war es ja, was der alten Gesellschaft den Untergang zu bereiten drohte.

Die Kommune in ihrer wirklichen Gestalt, die Beschützerin des Eigenthums, die Todfeindin aller der korrumpirenden Elemente, die bisher Frankreich ausgesogen, des feilen Soldatenthums, der bestechlichen Bureaukratie, der habsüchtigen Bourgeoisie, des politischen Abenteurer- und Prostituirtenthums — mit einem Wort, die Kommune wie sie war, drohte in der That der alten schmachvollen Wirthschaft ein Ende zu machen. Nachdem die bonapartistische Diebesbande „von Gottes Gnaden" zwanzig Jahre lang Frankreich bestohlen und ausgeraubt hatte, war jetzt die Diebesbande der Jules Favre, der Thiers, der Picard und Genossen in demselben Geschäfte begriffen, ein Geschäft, das die Pariser Arbeiterregierung sehr ungemüthlich zu stören begann, indem sie an ihrem eigenen lebendigen Beispiel bewies, daß eine Regierung mit ganz bescheidenen Gehalten auskommen könne, ohne das Land um Millionen zu betrügen. Am zweiten April erschien im „Journal officiel de la Commune de Paris" folgendes Dekret:

„Die Kommune von Paris, in Erwägung, daß bis zu diesem Tage die höheren Staatsstellen wegen der großen Besoldungen, die an sie geknüpft waren, sehr gesucht und als Gunstbezeugungen bewilligt wurden; in Erwägung daß es in einer wirklich demokratischen Republik weder Sinekuren*) noch übertrieben hohe Besoldungen geben darf, dekretirt:

Einziger Artikel:

Das Maximum der Besoldungen der Beamten der verschiedenen Kommunaldienste ist auf 6000 Francs jährlich festgesetzt."

6000 Francs! So viel konnte ein Thiers, wenn's gerade Noth that, an einem Tage „verdienen"!

Gewiß hätten sich die französischen Arbeiter en masse der Kommune angeschlossen, wenn sie die Wahrheit über dieselbe erfahren hätten. Gewiß hätte, wie vor 80 Jahren, das Land sich um das Banner der revolutionären Hauptstadt geschaart. Das wußte Herr Thiers ganz genau und deßhalb mußte dem Lande eine erlogene Kommune präsentirt werden, eine Kommune wie sie nöthig war, um den Spießbürger als rothes Gespenst zu erschrecken und so der Diebsbande, die unter der Firma Thiers und Comp. als Regierung ihr Geschäft betrieb, die infame Existenz zu sichern. Die Arbeiterpresse wurde unterdrückt; die Bourgeoispresse blockirte einstweilen Paris. Sie ließ keine Wahrheit heraus und keine hinein; nur die Verlogenheit hatte freie Passage. So kam es, daß Frankreich und Europa gar nicht wußten, was die Kommune war.

Das genügte Herrn Thiers freilich noch nicht. Paris selbst mit

*) Faullenzerposten.

seinen vielen Tausenden tapferer Arbeiter konnte er nicht betrügen. Seine Presse verschrie die Pariser längst als Mordbrenner, bevor nur der Kampf begonnen hatte. Aber Herr Thiers wollte Anhaltspunkte haben: er brauchte Thatsachen, um sie gegen die Kommune auszunutzen.

Darum brachten die Polizeispitzel des Herrn Thiers und die Agenten des Dezemberschlächters Bonaparte, die sich in großer Anzahl in Paris befanden, am 22. März — 4 Tage vor der Wahl der Kommune — eine Menge von Bummlern und Gecken zusammen, die eine große „Demonstration" machen und dadurch angeblich die „Ordnung" wiederherstellen sollten. Sie zogen unter dem Rufe: „Es lebe die Ordnung!" durch die rue de la paix (Friedensstraße) nach dem Vendomeplatze. Die albernen Menschen glaubten, da sie sich für „anständiger" hielten, als die Pariser Arbeiter, diese würden vor dem bloßen Anblick der „Ordnungsmänner" das Hasenpanier ergreifen. Am Vendomeplatze stießen sie auf die Nationalgarde, welche sie nicht durchließ. Jetzt ergriff ein „Baron" eine dreifarbige Fahne und rief der mit Knüppeln, Revolvern und Dolchen wohlbewaffneten Menge zu, ihm zu folgen. Das ging der Nationalgarde über den Spaß; sie feuerte zuerst in die Luft und dann in die Masse hinein, die mit Zurücklassung einiger Todten sich eiligst zerstreute. Der Vendomeplatz war weithin mit weggeworfenen Revolvern, Dolchen, Stockdegen und Knüppeln, Zeugen der „friedlichen" Absichten dieser „unbewaffneten" Ordnungsmänner, wie sich die Bourgeoispresse ausdrückte, bedeckt. Der Knüppel hatte schon einmal in Frankreich eine entscheidende Rolle gespielt und zwar 1794, nachdem Robespierre die entschiedensten Revolutionäre auf die Guillotine geschleppt, nachdem er selbst, unfähig, die politische Macht der Demokratie zu erhalten, gestürzt und der Reaktion die breiteste Bahn geebnet war. Damals vollzog die jeunesse dorée, die „vornehme Jugend", das Werk der Vernichtung an den Errungenschaften der großen Revolution, indem sie mit Knüppeln — „schweren Stöcken", sagen die „anständigen" Geschichtsschreiber — die Versammlungen der Republikaner sprengte und so eine planmäßige Agitation momentan unmöglich machte. Daß am 22. März in Paris nicht ein ähnliches Knüppelregiment die Oberhand bekam, dafür sorgte die Entschlossenheit der Nationalgarde auf dem Vendomeplatze.

Während man in den Todten und Verwundeten der „Ordnungsmänner" fast lauter Bonapartisten und Mouchards erkannte und sich unter den Verwundeten sogar der Redakteur des Polizeiblattes „Paris-Journal", Herr Henri de Pène, befand, schrien die Blätter des Herrn Thiers über „Meuchelmord", und wie immer fanden sich Narren genug, welche sich von den Schurken täuschen ließen.

Herrn Wittig scheint die Sache „klar zu liegen". Er sagt mit altkluger Miene: „Die Bonapartisten in der Ordnungspartei besorgten die Demonstration und die im Stadthause benutzten sie zu einer Antwort auf die Herausforderungen von Versailles."

„Die Bonapartisten im Stadthause!" — O heilige Dummheit! r *Wittig*, dessen Aufgabe doch das Verleumden der Pariser Arbeiter

ist, bemerkt nicht, daß er den Herrn Thiers als Urheber der Füsilade auf dem Vendomeplatz verräth. Die „Antwort" der Pariser auf die Herausforderung von Versailles war nicht die Szene vom Vendomeplatze, sondern der Wahlsieg der Kommune am 26. März.

Die Art und Weise, wie die Kommune den Krieg führte, ihr mildes Verfahren gegen Gefangene und ihr Abscheu gegen alles unnütze Blutvergießen, paßten Herrn Thiers nicht in seinen Kram. Der neue „Gesellschaftsretter" brauchte Greuelthaten, und gab es keine solchen, so mußte er sie mit seiner Presse, die ja begabt war mit der wunderbarsten Verlogenheit und Schamlosigkeit, eben erfinden. Die wahre Kommune, wie sie in Paris existirte, war, sobald sie unter das französische Volk drang, der Tod des alten Regimes, das Ende der Diebswirthschaft. Die falsche Kommune, die Karrikatur, die Herr Thiers dem französischen Volke unterschob, die von der Bourgeoispresse aller Länder präsentirt wurde, war der Tod der wahren Kommune.

Da die Kommune die Gefangenen nicht erschoß, wie Herr Thiers hoffte und wünschte, so suchte er sie dazu aufzustacheln. Am 3. April. als die Nationalgarden unter dem furchtbaren Feuer des Mont Valerien auf Neuilly zurückweichen mußten, wo sie sich festsetzten und bald wieder vorgehen konnten, fiel der Eisengießer Duval, General der Kommune, in die Hände der Versailler. Duval wurde mit zwei ebenfalls gefangenen Bataillonskommandanten nach Versailles abgeführt. Ihnen begegnete General Vinoy. Auf mündlichen Befehl dieses Bluthundes, also ohne alles Urtheil, ohne alle Form, wurden die drei Offiziere an das nächste Haus gestellt und erschossen. An demselben Tage wurde der hochherzige Flourens auf dem Bahnhofe von Rueil, waffenlos wie er war, von einem Gensdarmen überrascht und meuchlings niedergesäbelt.

Der „Louis" Gallifet ließ an diesem Tage alle Nationalgarden, die in seine Hände gefallen waren, ohne alles Weitere erschießen. So leiteten die Kriegsknechte des Herrn Thiers die „Rettung der Zivilisation" ein.

Die Kommune beschrieb die Kriegführung der Versailler in einer Proklamation an die Pariser Arbeiter wie folgt:

„Die Monarchisten führen gegen Euch nicht einen Krieg von zivilisirten Menschen, sondern einen Krieg von Wilden. Die Vendéer des Charette*), die Agenten des Pietri**) erschießen die Gefangenen, erdrosseln die Verwundeten, zielen auf die Ambulanzen. Zwanzigmal haben die Elenden, welche die Linienuniform entehren, die Gewehrkolben nach oben gekehrt und dann verrätherisch auf unsere tapferen und vertrauensvollen Mitbürger Feuer gegeben."

Also die Kommune am 4. April. Und am Abend desselben Tages:

„Wenn unsere Gegner fortfahren, die unter zivilisirten Völkern üblichen Bedingungen des Krieges zu mißachten, wenn sie noch einen einzigen unserer Gefangenen massakriren, so werden wir mit der Hinrichtung

---

*) Ein Führer der Vendéer im Kampfe gegen die erste französische Republik.
**) Polizeipräfekt Bonaparte's; der französische Stieber.

einer gleichen oder doppelten Anzahl von Gefangenen antworten. Stets edelmüthig und gerecht, schaudert das Volk vor Blut, wie es vor dem Bürgerkrieg schaudert; aber es hat die Pflicht, sich gegen die wilden Attentate seiner Feinde zu schützen, und so schwer es ihm auch fallen möge, es wird Aug um Auge, Zahn um Zahn, wiedergegeben."

Hätte die Kommune wirklich die hier angedrohten Repressalien geübt, so hätte sie nicht einmal das „Völkerrecht" verletzt. Denn zu dem Kongresse in Brüssel, der den Zweck hatte, ein „internationales Kriegsrecht" festzustellen, brachte Rußland eine Vorlage ein, wo es hieß:

„Artikel 68. Repressalien sind nur in den äußersten Fällen und unter thunlichster Beachtung der Gebote der Menschlichkeit zulässig, wenn unwiderleglich bewiesen wird, daß die Gesetze und Gebräuche des Kriegs durch den Feind verletzt worden sind und er zu völkerrechtswidrigen Mitteln gegriffen hat."

Den hier verlangten Beweis haben Gallifet und Vinoy geliefert. Oder nicht, Herr Wittig?

Aber die Kommune hat menschlicher gedacht, als der Ordnungspöbel zu Versailles. Sie hat keine Kriegsgefangenen erschießen lassen; die Vertreter des arbeitenden Volkes im Stadthause zu Paris haben mit zusammengebissenen Zähnen gegen feige Meuchelmörder die Bestimmungen des „Völkerrechts" eingehalten. Es ist bei der bloßen Drohung geblieben, trotzdem sogar die Wärterinnen der Pariser Ambulanzen von den „Soldaten" des würdigen Gallifet geschändet wurden.

Am 9. April erhielt Thiers zwei Briefe aus dem Gefängniß von Mazas. Der eine kam von dem als Geisel gefangen gesetzten Erzbischof Darboy, worin dieser sagte, man habe ihm versichert, es seien gefangene Nationalgarden füsilirt und den Verwundeten der Garaus gemacht worden. „Ich beschwöre Sie, Herr Präsident," hieß es in demselben, „gebrauchen Sie Ihren ganzen Einfluß, um ein baldiges Ende unseres Bürgerkrieges herbeizuführen und auf alle Fälle den Charakter desselben, soweit es in Ihren Kräften steht, zu mildern."

Der andere Brief kam von dem Pfarrer der Madeleine, Deguerry, der in der Conciergerie eingesperrt war und bat Thiers dringend, doch dafür zu sorgen, daß die Erschießungen der gefangenen und verwundeten Nationalgarden eingestellt würden.

Thiers antwortete am 14. April. Seine Antwort, ein „Chimborasso von Frechheit und Schamlosigkeit", besagte wörtlich:

„Niemals haben unsere Soldaten die Gefangenen erschossen oder die Verwundeten auf dem Schlachtfelde hingemordet".

Der Präsident Bomba brachte es sogar fertig, in seinem Briefe den „sittlich Entrüsteten" darüber zu spielen, daß man seinem „herrlichen Kriegsheer" so etwas zumuthen könne!

„Die Erschießungen gefangener Nationalgarden dauerten fort", *bemerkt lakonisch* ein Blatt aus jenen Tagen.

Darboy und Deguerry wußten nicht, daß sie ihren Henker *lehten, als* sie Thiers darauf hinwiesen, daß es der Kommune einfallen

könne, an ihnen Repressalien zu üben. Der *lebendige* Erzbischof konnte Thiers nichts nützen; der *todte* konnte ihm sehr nützlich sein. Deßhalb gab er auch eine abschlägige Antwort, als sich die Kommune erbot, *alle* gefangenen Pfaffen gegen den einzigen *Blanqui*, der auf einer Reise in die Provinzen in Thier's Gewalt gefallen war, auszuliefern. Er wollte die gefangenen Pfaffen *nicht* retten. Warum, werden wir sehen.

Die Kommune appellirte nicht an die europäischen Mächte. Sie ahnte, daß diese ein Auge zudrücken würden zu den Schandthaten der Versailler und *Paschal Grousset* hob schon in seiner Rede vom 28. April hervor,, daß ein derartiger Appell nur die Mächte in ihrer Meinung bestärken werde, als seien sie zu einer Intervention *berechtigt*, falls die Kommune die Oberhand zu gewinnen drohe. Die Beseitigung der Kommune lag ja ebensosehr im Interesse der auswärtigen Mächte, wie des Herrn Thiers selbst. Hatte doch Grousset, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, auf sein Rundschreiben an die auswärtigen Mächte von Niemandem eine Antwort erhalten. Ebenso fand sich der sächsische General von Fabrice nicht bemüssigt, zu antworten, als Grousset bei ihm anfragte, ob die ersten 500 Millionen der Kriegsentschädigung von Versailles bezahlt und dem Vertrag gemäß die Deutschen die Nordforts zu räumen gesonnen seien. Das Benehmen des Herrn von Fabrice war jedenfalls keine Heldenthat, zu der es seine Landsleute so gerne stempeln möchten. Es kann jeder unhöflich sein.

Die Pariser Arbeiterregierung hat durch ihre Haltung ihre Feinde einfach beschämt. Während ganz Europa die Fäuste gegen Paris ballte, während jede Handlung der Kommune von der verlogenen Presse in ihr Gegentheil verdreht wurde, während gegen jede wahre Nachricht, die aus Paris kam, eine Quarantaine angeordnet war, während all dieses wüsten Treibens besaßen die Männer der Kommune Selbstbeherrschung und Mäßigung genug, zu bedenken, daß die Schmach des Gegners die eigenen Fehler nicht rechtfertigt und sie handelten an ihren Gegnern so, wie diese an ihnen hätten handeln *sollen*. Ob es unpraktisch war, daß die Kommune so handelte — wie man so oft sagen hört — wir wollen das nicht untersuchen. Jedenfalls war es *anständig* und die Bourgeoisie aller Länder, die so wüst geschrieen und getobt, trotzdem sie natürlich die „Moral" gepachtet hat mit sammt der „Bildung" und „Gesittung" des Jahrhunderts, hätte hier die beste Gelegenheit, von den Pariser Arbeitern etwas zu lernen.

Indem so die Kommune sich während des ganzen Krieges nicht hinreißen ließ, aus Rachsucht oder aus Muthwillen Blut zu vergießen, wütheten die Henkersknechte des Herrn Thiers, wie es die „Zivilisation" des alten Europa verlangte. *Gallifet*, die bezeichnendste Erscheinung dieser Zeit, der „Louis" seiner eigenen Frau, die bei den Orgien Bonaparte's durch schamlose Entblößung ihres Körpers sich die kaiserliche Huld erwarb, trieb es am ärgsten. Eine traurige Gesellschaft, welche ihre Zivilisation von einem Gallifet „retten" lassen muß. Am 3. April rief er in einer Proklamation den Pariser Arbeitern zu:

„Wir führen den Krieg ohne Waffenstillstand und ohne Mitleid!“

„Ohne Waffenstillstand und ohne Mitleid!“ So war die „Zivilisation“ beschaffen, welche nur durch die Niedermetzelung der Pariser Arbeiter aufrecht erhalten werden konnte.

V.

Der Kommune gegenüber befand sich das europäische Preßbanditenthum zum ersten Mal in Verlegenheit. Es wollte auch gar Nichts aus Paris kommen, das geeignet war, die Revolution zu diskreditiren. Es wurde nicht „getheilt“, wie die Propheten der Bourgeoisie so oft geweissagt hatten, das geschehen würde, wenn die Sozialdemokratie ans Ruder käme; es wurde nicht gemordet; von der so oft angekündigten „Schreckensherrschaft“ war gar keine Rede. Die „Weibergemeinschaft“, die man als ein Hauptziel der Sozialdemokratie dargestellt hatte, war mit der Bourgeoisie nach Versailles geflohen. Die gewerbsmäßigen Verleumder der Arbeiterklasse waren in Verzweiflung. Denn die Kommune ließ als Zeichen ihrer humanen Gesinnung die Guillotine öffentlich verbrennen und sie konnte schon nach den ersten drei Wochen ihrer Regierung melden, daß innerhalb dieser Zeit in Paris kein Mordversuch und kein Diebstahl stattgefunden habe.

Noch mehr, die Kommune gab den erwerbslosen Arbeiterinnen Beschäftigung, sorgte dafür, daß ihnen der höchstmögliche Lohn ausgezahlt wurde und steuerte so auf die wirksamste Weise der Prostitution.

Wie mögen sie inbrünstig sich gesehnt haben, die Vertreter der alten Unordnung: „Nur einen einzigen Mord, nur eine einzige Gewaltthat!“ Aber Nichts dergleichen geschah; die Kommune, so lange sie existirte, hat keinen Tropfen Blutes vergossen, außer im Kampfe.

Die achttägige Straßenschlacht, in welcher die Kommune erlag, hat ihres Gleichen in der Geschichte nicht. Wenn die Römer bei den Zerstörungen von Karthago und Jerusalem vielleicht das geleistet haben, was die Vertreter der „Ordnung“ im Mai 1871, so mag man immerhin die gesellschaftlichen Zustände des Alterthums überhaupt dabei in Betracht ziehen; sicher ist soviel, daß der berüchtigte Mordbrenner Tilly bei der Erstürmung von Magdeburg (1631) im Vergleich mit den Versaillern noch sehr glimpflich verfahren ist und das es überhaupt kein Ereigniß der neueren Geschichte gibt, das sich an Scheußlichkeit mit der Bluthochzeit des Herrn Thiers messen kann. Es genüge hier zu sagen, daß die Mordbanden von Thiers und Mac Mahon weder Alter noch Geschlecht schonten, daß sie ergraute Arbeiter mit derselben Unmenschlichkeit und Wollust abschlachteten, wie unmündige Kinder, und daß sie wehrlose Frauen mit demselben Heldenmuth niedermetzelten, mit welchem sie alle Nationalgarden erschossen, die in ihre Hände fielen. Es genüge hier zu sagen, daß es nach achttägigem Morden der gesellschaftsrettenden Soldateska keine Verwundeten auf Seiten der Kommunekämpfer gab. Während am 28. Mai die letzte rothe Fahne auf

dem Père Lachaise sank, somit der Kampf beendet war, wurde noch am 16. Juni auf demselben Père Lachaise eine Massenhinrichtung vorgenommen; es wurden 140 Gefangene ohne Urtheil erschossen, (Köln. Ztg. vom Juni 1871) und Thiers verkündete gleich darauf, daß jetzt — ja jetzt! die Zivilisation gerettet sei! Von da ab geschahen die Ermordungen mit Zuziehung von Kriegsgerichten.

Und mit dem Fall der Kommune war auch der Moment gekommen, wo das Lügensystem, welches die Bourgeoisie mittelst ihrer feilen Presse errichtet hat, recht wirksam werden konnte. Die Presse der Reaktion machte sich's leicht; sie übertrug die von den Rettern der „Ordnung" verübten Greuel einfach auf die nach heldenmüthigem Kampf unterlegenen Pariser. So freche Lügen und Fälschungen, wie sie der Mai und Juni 1871 sahen, mögen seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen sein.

Man überlege: während Thiers Paris bombardiren ließ, beschuldigte seine Presse die Kommune, Paris in Brand gesteckt zu haben! Die Brände und Zerstörungen, welche die Bomben der Versailler anrichteten, wurden auf Rechnung der Kommune gesetzt. Natürlich schrie die ganze alte Gesellschaft laut auf vor „sittlicher Entrüstung" über die angeblichen Greuelthaten der „Petroleure" von der Kommune, während die wirklichen Petroleure nach Herzenslust sengen, brennen und im Blute waten konnten, um dafür als die „Retter der Zivilisation" gepriesen zu werden.

Ueberhaupt sind die Zerstörungen an Gebäuden, die während des Todeskampfes der Kommune vorkamen, ganz ungeheuerlich übertrieben worden. Man that, als ob die ganze große Stadt ein „Flammenmeer" sei. Außer den öffentlichen Gebäuden waren — nach Ludwig Pfau, einem Augenzeugen — circa hundert Häuser abgebrannt. Sicherlich haben die bekannten „astronomischen Instrumente" bei der Beschießung von Straßburg mindestens die dreifache Anzahl von Häusern in Asche gelegt. Ludwig Pfau, der allein den Muth und die Ehrlichkeit hatte, auch als Gegner der Kommune bei der allgemeinen Verlogenheit nur das zu schreiben, was er mit seinen eigenen Augen als richtig erkannt hatte, schreibt in dem ersten seiner bekannten Briefe vom 17. Juni an die „Frankfurter Zeitung":

„Die Geschichten von einexerzirten Mordbrennerbataillonen und Petroleusen mit Oelbüchsen und Kindern mit Zündhölzchen sind eben solche Phantasien, die in Hoffmann's Erzählungen am Platze wären, und über die man lachen würde, wenn dies schändliche Lügensystem nicht manchem Unschuldigen das Leben kosten würde."

Nachdem Pfau nachgewiesen, daß die Art und Weise der Zerstörungen einen Plan, wie er der Kommune unterstellt worden ist, gar nicht zuläßt, zählte er alle öffentlichen Gebäude auf, die durch die Bomben der Versailler beschädigt oder in Brand gesteckt worden sind. So wenig Pfau über die Zerstörung der Tuilerien, dieser „alten Herberge der Ungerechtigkeit", wie er dieselben nennt, in Entrüstung geräth, so wenig glaubt er daran, daß die Kommune Bibliotheken oder

Kunstschätze zerstört habe. Ohnehin sind Bibliotheken und Kunstschätze überall der Zerstörung entgangen, wo sie nicht durch die Bomben der Versailler in Brand gesteckt worden sind.

Die „Times" sogar bestätigt, daß das Pantheon von dem General Cissey in Brand geschossen worden ist. Und der italienische Abgeordnete Petrucelli della Gattinea, der während der Kommunezeit in Paris wohnte, schrieb an die „Gazetta d'Italia":

„In den Tuilerien legten die als Föderirte verkleideten Bonapartisten*) das Feuer an, um die daselbst von der Regierung des 4. September gegen das Kaiserreich gesammelten Aktenstücke zu zerstören. Das Finanzministerium steckten die Batterien des Generals Cissey in Brand, die auf den Tuileriengarten und die Straße Rivoli schossen. General Vinoy zündete das Palais Royal und die Kaserne des Louvre an, wo die Föderirten lagerten. Die Präfektur und das Stadthaus wurden von den Föderirten in Brand gesteckt, aber erst, als die Bomben oberhalb des Stadthauses das Zerstörungswerk schon begonnen hatten. Vinoy's Bomben zerstörten den Justizpalast, die Kornhäuser, das lyrische Theater, wie Ladmirault's Batterien auf Montmartre die Waarenlager der Kolonien von La Villette. Von allen verbrannten Privathäusern wurde je eines unter zehn von den Föderirten angezündet, um die Soldaten zu vertreiben, die andern neun von den Soldaten, um die Föderirten hinauszuräuchern."

Und das „Räuchern" verstand Mac Mahon aus seinen afrikanischen Feldzügen!

Wenn die Kommunekämpfer, um sich wirksamer zu vertheidigen, oder um ihr Leben auf kurze Zeit zu fristen, einige Gebäude wirklich in Brand gesteckt haben, so mögen jene Philister, welche sich darüber „entrüsten" wollen, erst untersuchen, wie viele Gebäude die Bomben der Versailler in Brand gesteckt haben. Und was das angebliche „Zerstören von Kunstschätzen" betrifft, so dürfte man eher mit gutem Gewissen hundert Statuen der Venus zertrümmern, bevor man ein einziges Menschenleben zu Grunde gehen läßt.

Uebrigens haben sich verschiedene Kommunemitglieder vor dem Kriegsgericht so entschieden gegen das Anlegen von Feuer ausgesprochen, daß man zuversichtlich sagen kann: „Auf Befehl der Kommune sind weder Brände gestiftet noch Kunstwerke zertrümmert worden."

Das sei nur für diejenigen bemerkt, denen es um Wahrheit zu thun ist; mit Jenen, welche die Grausamkeiten der Versailler rechtfertigen, ein Wort zu verlieren halten wir nicht für nöthig.

Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde auf die Gebäude gelenkt, um sie von dem furchtbaren Blutbad, das Thiers anrichten ließ, abzuwenden.

Zum Prozesse gegen die gefangenen Kommunemitglieder ließ Thiers eine Menge von „Brandbefehlen" anfertigen, welche seine

---

*) Die Auffassung Pfau's ist von dieser verschieden. Pfau versetzt sich übrigens nur in den Fall, daß die Kommune die Tuilerien zerstört hätte.

Polizeispitzel den Gerichten einreichen und dabei beschwören mußten, sie auf den Barrikaden gefunden zu haben. Ulysse Parent, dessen Namen der Schuft Thiers unter die meisten der gefälschten „Brandbefehle“ hatte setzen lassen, konnte die Unächtheit der angeblichen „Brandbefehle“ nachweisen und mußte freigesprochen werden. Wegen Brandstiftung wurde nur Ferré verurtheilt, gegen welchen vier offenbar gefälschte „Brandbefehle“ vorlagen, die ihm auch das Leben kosteten. Die andern Kommunemitglieder mußten von der Anklage der Brandstiftung freigesprochen werden. Man fand freilich andere „Gründe“, um sie zu verurtheilen. Nur Parent und Descamps wurden ganz freigesprochen.

Soweit die „Brandstiftungen“ der Kommune. Sogar aus den Berichten der Bourgeoisblätter läßt sich unschwer ersehen, daß das Petroleum hauptsächlich von den Versaillern angewendet wurde, weßhalb deren Blätter die „Petroleure“ und „Petroleusen“ erfanden.

Der italienische Abgeordnete Petrucelli della Gattinea*) erzählt weiter:

„Die Geiseln wurden am dritten Schlachttage erschossen, zur Wiedervergeltung, als man sah, daß den Föderirten kein Pardon irgend einer Art zu Theil wurde, daß man nicht einmal Weiber und Kinder von 10 oder 12 Jahren verschonte und daß die Priester und die Frommen den Truppen als Spione und Spürhunde dienten.“

Hier ist zu erklären: Die Kommune hat keine Geiseln erschießen lassen. Die Erschießungen fielen erst vor, nachdem die Kommune als solche nicht mehr bestand.

Die Spione des Herrn Thiers hatten, wie wir oben gesehen, in dessen Auftrage ohne Unterlaß darauf gedrungen, man möge doch die Geiseln erschießen. Es wurde auch der Antrag gestellt, einige der Geiseln zu erschießen, damit Herr Thiers, der so viele Gefangene erschießen lasse, endlich sehe, daß die Kommune Ernst mache. Zu diesem Antrage sprach Raoul Rigault, der so schmählich verläumdete Prokurator der Kommune:

„Ich meine, daß wir auf die Mordthaten der Versailler mit Bestrafung der Schuldigen, nicht aber der ersten Besten antworten müssen. Ich gestehe, lieber wollte ich noch Schuldige entrinnen lassen, als einen einzigen Unschuldigen verurtheilen, wie dies bei einer Entscheidung durch das Loos geschehen würde.“

Der Antrag auf Erschießung einiger Geiseln wurde abgelehnt.

Derselbe Raoul Rigault hat den Zorn des großen Wittig**) so

*) Man begreift, warum dieser Mann gleich darauf von Thiers aus Frankreich ausgewiesen worden ist. Damit ist die Richtigkeit seiner Angaben bestätigt.

**) Erwähnt sei hier, daß Wittig von Rigault sagt, er sei ein „milchbärtiger Jüngling“ und gleich darauf das Bild Rigault's bringt, auf welchem dieser mit einem mächtigen Vollbarte versehen ist. Auch die Bilder des Wittig'schen Buches sind sämmtlich tendenziös, noch mehr als sein Text. Der Wittig mit dem Bleistift hat noch unverschämter gelogen, als der Wittig mit der Feder.

sehr auf sich gezogen, daß dieser dem todten Löwen Rigault den Eselsfußtritt versetzt mit den bestialischen Worten:

Er (Rigault) wurde erkannt und ergriffen; in einem Winkel der Sorbonne wurde ihm die Ehre erwiesen, erschossen zu werden."

Diese Bestialität unseres Geschichtsklexers gehört sicherlich zu jener Zivilisation, welche Thiers gerettet hat.

Das angebliche Dekret der Kommune, welches die Erschießung der Geiseln anbefahl, wurde zuerst von dem berüchtigten Polizeiblatt „Paris-Journal" veröffentlicht und lautete:

„Kommune von Paris, Direktion der allgemeinen Sicherheit. Der Bürger Raoul Rigault wird im Verein mit dem Bürger Regère mit der Ausführung des Dekrets der Kommune von Paris, betreffend die Geiseln, beauftragt. Delescluze. Billioray."

Dieses Dekret der Kommune, auf welches Bezug genommen wird, könnte nur der Beschluß der Kommune vom 5. April sein, in welchem sie Repressalien für die Erschießungen gefangener Nationalgarden angedroht, aber nicht ausgeübt hatte.

Und was ist's mit dem „Schriftstück", welches das „Paris-Journal" produzirt? Rigault und Delescluze sind todt, aber Billioray und Regère standen vor dem Kriegsgericht. Beide wurden zwar verurtheilt, aber von der Anklage auf „Ermordung der Geiseln" freigesprochen. Das „Schriftstück" des „Paris-Journal" muß also gefälscht sein.

Die Erschießung der Geiseln ist ein Ereigniß, das überhaupt dunkel geblieben ist. Bis jetzt sind die näheren Umstände nur unvollständig bekannt. Die Zeitungsnachrichten darüber sind größtentheils von wüthendem Parteihaß diktirt und gar nicht verläßlich. So viel aber steht fest: Wenn sich einige Anhänger der Kommune in der Hitze des Kampfes hinreißen ließen und in den letzten Stunden vor dem Untergang der Revolution eine Anzahl der Geiseln erschossen, so trug daran Niemand die Schuld, als die Zuaven und Turkos des Herrn Thiers, die ohne Erbarmen Männer, Weiber und Kinder massakrirten und offen bekannten, daß sie auch den Nachwuchs des revolutionären Proletariats ausrotten wollten. Tausende von Unschuldigen im Sinne des Herrn Thiers wurden hingeschlachtet, während der Prokurator der Kommune sich scheute Geiseln hinzurichten, weil möglicher Weise auch ein Unschuldiger zum Opfer fallen könne. Die Kommune selbst hielt trotz der Schlächtereien des Herrn Thiers an dem Prinzip der Menschlichkeit fest und hat Niemanden als Geisel erschießen lassen. Was Einzelne gethan, kann der Kommune nicht auf den Hals geladen werden.

Die Feinde der Kommune sprechen stets von deren „Mordthaten". Von dem beispiellosen Blutbade, das die Versailler anrichteten, sprechen sie nicht. Warum nicht? Wahrscheinlich, weil sie die Abschlachtung von 40,000 Arbeitern „in der Ordnung" finden.

Nach den durch alle Zeitungen gegangenen Nachrichten wurden *die* Geiseln im Gefängniß von Mazas am Donnerstag den 25. Mai *freigelassen*, nachdem die Bomben der Versailler bereits auf das

Gebäude gefallen waren. Nach englischen Blättern war das Gefängniß schon am Dienstag den 23. Mai im Besitze der Versailler und diese mordeten darin die gefangenen Nationalgarden durch Pelotonfeuer und mit einer Mitrailleuse. Was ist nun richtig? Die mysteriösen Persönlichkeiten, die später noch in den Prozeßverhandlungen vor den Versailler Kriegsgerichten und deren Aussagen nicht minder zweifelhaft und verworren waren, als die Zeitungsnachrichten, gebieten die äußerste Vorsicht bei der Beurtheilung dieser Dinge.

Sind die „Brandstiftungen" und Ermordungen wirklich so vorgefallen, wie die Bourgeoispresse behauptet, warum hatte man dann gefälschte Aktenstücke nöthig? Warum mußten dann Thiers und seine Mouchards sich der Schmach aussetzen, vor dem Kriegsgericht von den Angeklagten der Fälschung überführt zu werden? Sie sind der Fälschung überführt worden und Ferré hat doch geblutet auf dem Felde von Satory. In allen reaktionären und Bourgeoisblättern war die Behaglichkeit nicht zu verkennen, mit welcher sie die Einzelheiten breittraten, wie die Pariser Arbeiter niedergemetzelt wurden — „furchtbar zermetzelt", wie man sich mit ganz besonderem Behagen ausdrückte. Es nahm sich gar lieblich aus, wie die Versailler mit noch bluttriefenden Händen ihre Moralpredigten begannen und sich gar nicht genug über die „Mordthaten" der Pariser „entrüsten" konnten.

Für alle Greuelthaten, die in den Tagen des Mai und Juni zu Paris vorgefallen, ist Niemand verantwortlich, als die Regierung von Versailles. Was sie nicht selbst gethan hat, hat sie provocirt!

„Tod dem Thiers! Achtung vor dem Eigenthum!" So stand an vielen Wänden geschrieben, erzählt ein englischer Geistlicher, der sich zu jener Zeit in Paris befand. „Was das Gerede von Anarchie betrifft", sagt derselbe weiter, „so herrschte zu Paris zu keiner Zeit solche Ruhe und Ordnung und nie waren Person und Eigenthum so sicher. . . . . Und das ist mehr, als sich von dem früheren Paris sagen ließ zur Zeit, wo es von 17,000 kaiserlichen Polizeisergeanten, von der städtischen Polizei und einer Armee von Mouchards bewacht wurde. Von Trunkenheit ist keine Spur zu sehen, ebensowenig von Liederlichkeit. Die Frauen haben sich der Kommune angeschlossen und unterstützen sie in dem vielleicht utopistischen Versuch, die Prostitution abzuschaffen."

„Der „vielleicht utopistische Versuch" wäre gelungen, wenn die Versailler nicht gesiegt hätten. Denn kaum waren diese in Paris, so flanirte auch schon die freche und vornehme Prostitution, welche mit den Männern des Eigenthums, der Religion und der Familie nach Versailles geflüchtet war, auf allen Boulevards; diese „Familie" der Bourgeoisie war wieder installirt, welche die Pariser Arbeiter allerdings zu beseitigen versucht hatten. „Ordnungsliebendes" Lumpenpack reichte 400,000 schriftliche Denunziationen ein, die Cocotten tanzten auf den Leichnamen der Insurgenten, sahen sich die Erschießungen an und mit Frau Gallifet kam auch die liebenswürdige Fürstin Pauline Metternich wieder nach Paris.

Denn die „Zivilisation" der Herren Thiers, Mac Mahon und Gallifet war gerettet!

VI.

Man kann die Kommune nicht wohl vortheilhafter beleuchten, als wenn man ihr Vorgehen gegen die Priesterherrschaft mit dem famosen „Kulturkampf gegen die Pfaffen" vergleicht, welcher zur Zeit im deutschen Reiche auf der Tagesordnung steht. Dieser vorgebliche „Kulturkampf" ist weiter Nichts, als ein kleiner häuslicher Zwist zwischen dem heutigen „Staat" und der Kirche. Der „Staat" will eine ihm unterthänige Kirche haben und die Kirche will den „Staat" wie bisher beherrschen. Darum streiten sie sich. In diesem Streite einen „Kulturkampf" zu erblicken, ist mehr als naiv.

Die Bewegung der Kommune ist vollständig rein geblieben von jeder Frömmelei und Muckerei. Die Erwählten des Proletariats waren Männer, die nur in der Wissenschaft die Mittel suchten, durch welche sie die Menschen frei und glücklich zu machen hofften. Die Wissenschaft allein bürgte ihnen dafür, daß ihr Streben auf das Wohlergehen der Gesammtheit gerichtet war. Die Männer der Kommune waren Materialisten, d. h. sie richteten ihre Gedanken auf die wirkliche Welt, die vor ihren Augen sichtbar dalag und kümmerten sich nicht um das „Jenseits".

Zu Anfang April 1871 erschien folgendes, auf die bisherigen kirchlichen Verhältnisse bezügliche Dekret der Kommune:

„Die Kommune von Paris, in Erwägung, daß das erste der Prinzipien der französischen Republik die Freiheit ist; in Erwägung, daß die Gewissensfreiheit die erste der Freiheiten ist; in Erwägung, daß das K u l t u s b u d g e t diesem Prinzip zuwider ist, weil es die Bürger gegen ihren eigenen Glauben mit Steuern belegt; in Erwägung, daß die Geistlichkeit in Wirklichkeit der Mitschuldige der Monarchie gegen die Freiheit war, dekretirt:

Artikel 1: D i e K i r c h e w i r d v o m S t a a t e g e t r e n n t.

Artikel 2: D a s K u l t u s b u d g e t w i r d u n t e r d r ü c k t.

Artikel 3: Die Güter, die der t o d t e n H a n d genannt, welche den religiösen Körperschaften angehören, Mobilien und Immobilien, werden als N a t i o n a l e i g e n t h u m erklärt.

Artikel 4: Eine Untersuchung über diese Güter wird sofort angestellt, um ihre Natur zu konstatiren und sie zur V e r f ü g u n g d e r N a t i o n zu stellen."

Es gibt wohl keine bessere Widerlegung der albernen und deßhalb so verbreiteten Fabel von einem „Bündniß der Schwarzen und der Rothen", als das Dekret der Kommune, welches die Kirche vom Staate getrennt und das Kultusbudget aufgehoben hat. Man möge darnach auch beurtheilen, was es heißt, wenn die Reaktionspresse behauptet, die Flüchtlinge der Kommune dienten im Heere des Pfaffenkönigs Don Karlos. Das heißt eben: Es wird fortgelogen!

Die „Freundschaft" zwischen Rothen und Schwarzen bestand auch darin, daß nach dem Fall der Kommune die Pfaffen die eifrigsten Denunzianten ihrer Anhänger wurden. Kein Wunder! Die Kommune hatte die K l ö s t e r von Paris durchsuchen lassen und dabei ganz merkwürdige Dinge entdeckt.

Hätten die Mouchards Bonaparte's oder Thiers dies gethan, so

wären sie als „Wohlthäter der Menschheit“ gepriesen worden. Da es aber die verhaßte Kommune war, rechnete man ihr auch die Durchforschung der Klöster als „Verbrechen“ und „Gewaltthat“ an. Die „rechtmäßige“ Regierung war in ihrem sichtbaren Theil, in Herrn Thiers sowohl, als auch in ihrem unsichtbaren Theil, nämlich den „besseren Hälften“ der Herren Thiers und Mac Mahon und Herrn Dupanloup*), im höchsten Grade „sittlich“ entrüstet! So etwas, hieß es, dürfte nur eine „rechtmäßige“ Regierung thun! Und doch hat es in Frankreich nie eine „rechtmäßigere“ Regierung gegeben, als gerade die Pariser Kommune. Sie war direkt vom ganzen Volke gewählt, während die „Rechtmäßigkeit“ der Präsidentschaft des Herrn Thiers auf Nichts Anderem beruhte, als auf der Mandatsüberschreitung der Versailler Krautjunkerversammlung und auf der nicht vom Volke verliehenen, sondern einfach von einigen Machtjägern an sich gerissenen Regierungsgewalt vom 4. September 1870. Der Bruch des „Paktes von Bordeaux“, nach welchem die Nationalversammlung sich auflösen sollte, sobald der Frieden mit Preußen geschlossen, war die „sittliche Grundlage“, auf welcher der politische Clown Thiers mit seiner Balancirstange Fuß fassen konnte und auf welche das Septennat Mac Mahon's heute noch „gegründet“ ist.

Beiläufig schreibt Ferré in seinem letzten Briefe an seine Schwester, zwei Stunden vor seiner Erschießung am 28. November 1871:

„Ich sterbe treu meinen materialistischen Ueberzeugungen, wie ich gelebt habe.“

Rossel, der Kriegsminister der Kommune, der zugleich mit Ferré ermordet wurde, war der Einzige, der religiös dachte. Und auch bei ihm war es nicht Frömmelei oder Heuchelei, sondern Ueberzeugung, die man unendlich höher anschlagen muß, als die widerlichen Krokodilsthränen der beiden weinerlichen Schurken Thiers und Jules Favre. Der letztere hätte seine Rolle vollendet gespielt, wenn er auch den Tod des auf seinen geheimen Befehl erschossenen Millière „beweint“ hätte. Aber der Mord Millières ist gerächt. Die Fälschungen, Erbschleichereien und Ehebrüche des Ehrenmannes Jules Favre sind doch an den Tag gekommen.

Die Kommune beherzigte die Worte, die Hébert schon 1793 dem Volke zugerufen hatte, nämlich, daß man vor Allem auf eine andere Erziehung der Jugend bedacht sein müsse. Die Kommune that, was sie innerhalb eines wüthenden Kampfes, der über ihre Existenz zu entscheiden hatte, thun konnte. Sie ernannte den talentvollen Sozialisten Eduard Vaillant zu ihrem Unterrichtsminister. Derselbe machte im amtlichen Organ der Kommune bekannt:

„Bald wird der Religionsunterricht aus allen Schulen von Paris verschwunden sein. Indeß bleibt noch in vielen Schulen in Form von Kruzifixen, Madonnen und anderen Symbolen eine Erinnerung an jenen Unterricht. Die Schullehrer und die Schullehrerinnen sollen diese Gegenstände entfernen.“

Ueber diese Verordnung moquirt sich der große Wittig. Er findet sie „nicht nothwendig“, meint also, der Unterrichtsminister der Kommune

*) Erzbischof von Orleans. —

hätte sein Amt vernachlässigen sollen! Dann hätte Wittig doch dies tadeln können! O „Richterstuhl"!

Den besonderen Zorn der Versailler Gesellschaftsretter erregte die Lehrerin Louise Michel, die hervorragendste Frauengestalt der Kommune-Revolution, ein Weib von trefflicher Gesinnung. Man wußte von ihr zu erzählen, daß sie in der Schule, wo sie lehrte, „statt geistlicher Lieder" die Marseillaise und den Chant du départ singen ließ.

Die Zeit war freilich zu kurz, als daß die Kommune etwas Bleibendes hätte schaffen können. Ohnehin hatte sich Thiers den Pfaffen in die Arme geworfen und hielt auch nach dem Siege gute Freundschaft mit ihnen. Das mußte Thiers thun; man darf nicht vergessen, daß in seiner herrlichen Armee päpstliche Zuaven fochten, die vor dem Gefechte stets mit geweihtem Wasser besprengt wurden. Und war nicht Trochu, der Verräther von Paris, ein frommer Mann?

Da die Kommune so energisch gegen das Pfaffenthum vorging, so konnte es nicht an den bekannten Anschuldigungen fehlen, die heute gegen Jedermann geschleudert werden, der ernstlich daran geht, die Hierarchie zu bekämpfen. Denn die heutige Gesellschaft braucht das Pfaffenthum. Sobald der großen Masse des Proletariats einmal nicht mehr vor dem Jenseits bange ist, dann ist auch das Ende der Klassenherrschaft nicht mehr fern.

Es ist daher begreiflich, daß sofort gegen die Kommune der Vorwurf geschleudert wurde, sie wolle die Familie abschaffen. Komischerweise ging dieser Vorwurf von denselben Leuten aus, die soeben mit dem ganzen Cocottenschwarm von Paris nach Versailles geflüchtet waren, in deren Mitte Frau Gallifet, der Stern der Demimonde, nunmehr die Huld des Herrn Thiers, wie früher Bonaparte's, zu gewinnen wußte! Komischerweise wurde gegen Paris zur selben Zeit der Vorwurf erhoben, es habe die Familie „abgeschafft", als sich in der Stadt keine Prostitution mehr breit machen durfte, und dieser Vorwurf wurde so lang aufrecht erhalten, bis die Prostitution von Versailles wieder eingezogen war, die schon in den letzten Tagen des Mai auf den Leichen der gefallenen Insurgenten ihre Orgien feierte. Komischerweise — wenns nur nicht so traurig wäre!

Herr Wittig stimmt mit vollen Backen in die vom Pfaffenthum ausgegebene Parole mit ein. Er sagt: „Alle jungen Männer von 18 Jahren und alle Frauenzimmer von 16 Jahren angefangen, sollten von nun an keiner der zahlreichen Formalitäten benöthigen, um von Rechtswegen als verheirathet zu gelten; diejenigen unter ihnen, welche sich in die Bande der Ehe begeben wollen, brauchen sich nur vor dem Bürgermeister zu melden und ihre Absicht zu Protokoll nehmen zu lassen."

Wir werden uns nicht der vergeblichen Mühe unterziehen, einem Wittig begreiflich zu machen, daß nur durch die Beseitigung der bureaukratischen, für Unbemittelte manchmal kaum zu erfüllenden Förmlichkeiten es möglich ist, der Ueberhandnahme der sogenannten „wilden Ehen" zu steuern, d. h. zu einer behördlichen Kontrole über die einzelnen Verbindungen zu gelangen. Die Franzosen waren schon vor mehr als 80 Jahren sich darüber völlig klar. Oder schwärmt Herr Wittig vielleicht für die Geldheirathen?

Aber Wittig ist anderer Ansicht. Er sagt: „Die Kommune hob durch ihr Dekret die Ehe und die Familie thatsächlich auf. Das Auseinanderlaufen wäre den jungen Leuten so leicht geworden wie das Zusammenlaufen, und welche hoffnungsvolle Generation wäre für Frankreich aus solchen Frühehen erwachsen!"

Der einfältige Bourgeoisskribent weiß nicht, daß man in Preußen, im „Musterstaat," die Mädchen, die das vierzehnte Jahr zurückgelegt haben, für heirathsfähig erklärt hat. Doch möge er sich mit dem Rinnsteinästhetiker Vischer, den er in Stuttgart am Orte hat, über dergleichen streiten. Wir haben keine Zeit.

Ueberhaupt haben die Frauen der Kommune nicht weniger als deren Männer die Wuth der entmenschten Banditen der „Ordnung" fühlen müssen. Bisher war es — im 19. Jahrhundert wenigstens — Gebrauch, daß man die Frauen einer im Kriege unterlegenen Partei den Rücksichten entsprechend behandelte, welche man ihnen, als dem schwächeren Geschlecht, im gewöhnlichen Leben angedeihen läßt.

Nichts von alledem, als Thiers und Mac Mahon die „Zivilisation" retteten. Die Frauen wurden, wie die Männer, zu Tausenden niedergemetzelt und es wurden dabei Scheußlichkeiten begangen, welche niederzuschreiben sich die Feder sträubt. Man erfand die „Petroleusenbataillone", um ungehinderter im Blute des schwächeren Geschlechts waten zu können.

Trotzdem die Bourgeoispresse monatelang von nichts Interessanterem zu erzählen wußte, als von den vielen „Petroleusen", welche Paris in Brand gesteckt" hätten, trotzdem man stets von „Petroleusenbataillonen" sprach, kamen doch nur fünf Frauen unter der Anklage, als „Petroleusen" thätig gewesen zu sein, vor das Kriegsgericht. Die Anklage war haarsträubend für jedes fromme Philistergemüth, aber die Beweisgründe waren gleich Null. Es konnte den fünf Frauen gar Nichts nachgewiesen werden, wie selbst ein Wittig zugestehen muß — aber sie wurden verurtheilt und zwar drei von ihnen zum Tode. Hier wird der Zweck der Versailler Kriegsgerichte so recht klar; sie waren bestellt, um die Greuelthaten der schnapstrunkenen Ordnungs-Soldateska hintennach „rechtlich" zu sanktioniren und zu beschönigen.

Der Vertheidiger der fünf als „Petroleusen" angeklagten Frauen hatte, als er deren Sache verloren sah, zu den Richtern gesagt: „Haben Sie Mitleid; es sind Frauen!" Die Todesurtheile waren die Antwort!

Schon bis Mitte Juli waren 4000 Frauen nach Cayenne deportirt worden. Diese viertausend Frauen, wurden ohne gerichtliches Verfahren deportirt; konnte man doch den fünfen, die man vor Gericht stellte, Nichts nachweisen. Die 4000 Frauen, die ohne Urtheil deportirt worden sind, haben also in der That die Bestimmung, dem Mangel an Gattinnen in den Strafkolonien abzuhelfen.

Selbst der Korrespondent eines so ausgeprägten Bourgeoisblattes, wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung" es ist, erbebte bis ins Innerste seiner Ordnungsseele, als er diese furchtbare Thatsache niederschrieb. „Welch eine Aussaat des Hasses", sagte er, „welch eine Verewigung des sozialen Kriegs!"

VII.

Nur Thoren und Nichtswisser können behaupten, daß die großen Volkserhebungen, deren Reihe in der Weltgeschichte bis jetzt die Pariser Kommune-Revolution geschlossen hat, von einzelnen „Führern" oder „Aufwieglern", um einen Lieblingsausdruck unserer Schulgelehrsamkeit anzuwenden, „gemacht" wurden. Man kann wohl sagen, daß Ludwig XVI. mit seinen Hofschranzen und Junkern durch seine Verfassungsbrüche und seinen dynastischen Hochmuth die große französische Revolution „gemacht", d. h. zum Ausbruch gebracht habe; man kann wohl sagen, daß Herr Thiers und seine Krautjunkerversammlung die Pariser Revolution „gemacht" haben, indem sie die Republik erdrosselten, an deren Stelle ein staatliches Unding mit dem Lügennamen „Republik" setzten und so das republikanische Volk von Paris zum Aufstand zwangen — aber die eigentlichen Triebfedern einer großen Volksbewegung liegen stets in den Massen selbst, in den jeweiligen sozialen und politischen Verhältnissen, ohne deren Zusammenwirken eine Revolution undenkbar ist.

Man sage nicht, daß die Massen „blind" seien. Sie können höchstens verblendet und betrogen werden; zur rechten Zeit aber wissen sie schon was sie wollen. Oder will Jemand behaupten, daß die Bastillenstürmer von 1789 nicht eben so gut gewußt haben, was sie wollten, wie die Nationalgarden von 1871, als diese sich weigerten, ihre Geschütze herauszugeben? Wenn Friedrich Schiller in seiner „Glocke", einer sehr einflußreichen Dichtung, ausrief:

„Wo sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n",

so war dies gar nichts Anderes, als die Stimme des spießbürgerlichen Schreckens vor den mächtigen Donnerschlägen, die soeben mit der großen französischen Revolution über Europa hinweg gerollt waren. Das gar nicht so fern liegende Beispiel Nordamerika's hätte Schiller eines Besseren belehren können. Die griechischen Demokratien haben den positiven Beweis geliefert, daß ein Volk fähig ist, aus sich selbst heraus die bürgerliche Freiheit zu schaffen. Und wird die Kultur auf ihrem hellenischen Höhepunkt stehen bleiben? Ein Volk sollte nicht auch fähig sein, sich in seiner Gesammtheit, ohne allen Klassenunterschied, frei zu machen? Wir wüßten nicht, welches Ziel die Entwicklung der Völker sonst haben sollte, wenn nicht dieses.

Und umgekehrt: hat jemals ein Einzelner ein Volk frei gemacht? Hat vielleicht ein Fürst „seinem" Volke die Freiheit gnädig geschenkt? Als ob überhaupt sich die Freiheit schenken ließe und von der Gnade eines Einzelnen abhinge! Die Geschichte weiß Nichts davon.

Wohl aber kann der Einzelne, namentlich wenn er sich hervorragender Befähigung erfreut, eine Volksbewegung ungemein fördern und zur Erreichung ihres Zieles beitragen. Dazu kann man aber weder einen Bonaparte brauchen, der solche Gelegenheiten benutzt, um die Gesellschaft zu „retten" und als Preis dafür eine Krone zu annektiren, noch *sentimentale* Phrasenmacher, wie Castelar und Schulze-Delitzsch*),

*) *Der Verfasser* weiß wohl, daß dem von Lassalle so gründlich todtgeschlagenen *Patrimonialrichter* diese Position eigentlich nicht gebührt. Aber es ist

die in einem freien Volke nur eine „entfesselte Bestie“ erblicken. Dazu gehören Männer, welche einerseits Wesen und Ziel der Bewegung klar durchblicken und erkennen, andererseits aber auch Ehrlichkeit und Selbstverleugnung genug besitzen, ihren Einfluß nicht zu mißbrauchen und welche nicht Sklaven der Eingebungen des Egoismus sind.

Gibt es solche Männer? Gewiß gibt es sie, wenn auch in den landläufigen Geschichtsbüchern wenig von ihnen zu lesen steht. Wir brauchen nicht auf den sagenhaften römischen Diktator Cincinnatus hinzuweisen, der in der Zeit der Gefahr mit der höchsten Staatsgewalt betraut, nach Besiegung des Feindes ruhig seinen Kohl baute, nachdem er die Diktatur niedergelegt. Man mag über Washington sonst sagen was man will, aber der 23. Dezember 1783, wo er seine ganze Macht, nachdem das englische Joch zertrümmert, öffentlich niederlegte, hätte dem Dichter Schiller mehr zu denken geben sollen. Washington that freilich nur seine Pflicht; aber gerade der Umstand, daß gewöhnlich in solchen Fällen die Pflicht nicht in Betracht gezogen wurde, ist es ja, der über die Völker schon so viel Elend und Schmach gebracht hat.

Es wird Niemand glauben, daß wir etwa den Männern der Kommune zu nahe treten wollten, wenn wir sagen: Einer hat der Revolution vom 18. März gefehlt — Blanqui. Die Kommune selbst war dieser Ansicht*), indem sie sich erbot, gegen die Freilassung des alleinigen Blanqui sämmtliche Geiseln auszuliefern. Nicht als ob damit gesagt sein sollte, daß Blanqui im Stande gewesen wäre, die Kommune vor dem Untergang zu bewahren, dem sie anheimfiel. Die Männer der Kommune haben gethan, was in ihrer Macht stand. Aber von Blanqui pflegte man zu sagen, daß er der vollendetste Staatsmann der Revolution sei und Proudhon sagte sogar, daß er der einzige sei. In der That sah Blanqui schon im September und Oktober 1870 voraus, was sich vier und fünf Monate später ereignete und in seinem Blatte „La patrie en danger“ (Das Vaterland in Gefahr) wurde schon gleich nach dem vierten September darauf hingewiesen, daß die Bourgeoisie das Land an die Preußen verrathen würde, aus Haß gegen die Revolution.

Der Mann, der vierzig Jahre im Gefängniß und im Exil zugebracht hatte, kannte seine Gegner.

Kasimir Bouis sagt von ihm: „Er ist ein Gelehrter. Mathematiker, Linguist**), Geograph, Oekonomist, Geschichtskundiger, hat er in seinem Kopfe eine ganze Encyklopädie,***).... Er ist der Mann aller Situationen.“

Dies wußten seine Feinde und Herr Thiers, in dessen Gewalt Blanqui gekommen war, warf ihn in die elendesten Kerker. Zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, schmachtet Blanqui heute noch hinter

---

doch sicherlich sehr bezeichnend für die heutige Gesellschaft, daß ein Schulze die Rolle spielen konnte, die er gespielt hat!

*) Karl Marx in der vortrefflichen Schrift: „Der Bürgerkrieg in Frankreich, Adresse des Generalraths der Internationalen Arbeiter-Assoziation“, sagt: „Er (Thiers) wußte, daß er der Kommune mit Blanqui einen Kopf geben werde, während der Erzbischof seinen Zwecken am Besten dienen würde als — Leiche.“

) Sprachkundiger. *) Inbegriff aller Künste und Wissenschaften.

Schloß und Riegel. Der Name Blanqui allein genügt, um den Namen Thiers der Infamie zu überliefern.

So kam es, daß der erste Revolutionär Frankreichs unthätig bleiben mußte, während die Pariser Arbeiter die politische Macht inne hatten. Thiers hütete ihn sorgsamer, als einst der Drache Fafner den Nibelungenhort.

Sicherlich aber hätten die Geschichtsschreiber der Bourgeoisie die Revolution des 18. März als von Blanqui „gemacht“ bezeichnet, wenn er in Paris gewesen wäre, statt im Gefängniß. Weiß doch der große Wittig von Blanqui zu erzählen, daß er die Junischlacht von 1848 „gemacht“ und zwar einzig zu dem Zweck, „um das Vertrauen seiner Partei wiederzugewinnen.“ Bekanntlich hatte man Blanqui zu jener Zeit derartig mit Polizeilügen umsponnen, daß er alle Mühe hatte, sich herauszuwickeln. Das fehlte noch — Blanqui, der 40 Jahre im Gefängniß und im Exil zubringt, ein Polizeiagent! Für solche Lächerlichkeiten hat die Sprache keine Bezeichnung.

* * *

Wie gerne möchten die Feinde der Kommune Salz auf ihr Grab streuen! Es wird ihnen nicht gelingen.

Nach niemals ist eine Volkserhebung so abscheulich entstellt und verlästert worden, als die Revolution der Pariser Arbeiter vom 18. März. Noch niemals ist so frech gelogen, so unerhört geschwindelt worden, als in den Zerrbildern, welche eine feile Presse von der Thätigkeit der Kommune entwarf.

Aber die Geschichtsschreibung wird auch noch in bessere Hände gelangen, als in diejenigen habsüchtiger Bourgeoisskribenten und Sie wird das Pariser Volk von dem Schmutze befreien, mit welchem es die literarischen Hausknechte aller Länder beworfen haben. Dann wird das Bild der Pariser Kommune in seiner ursprünglichen Reinheit wiederstrahlen.

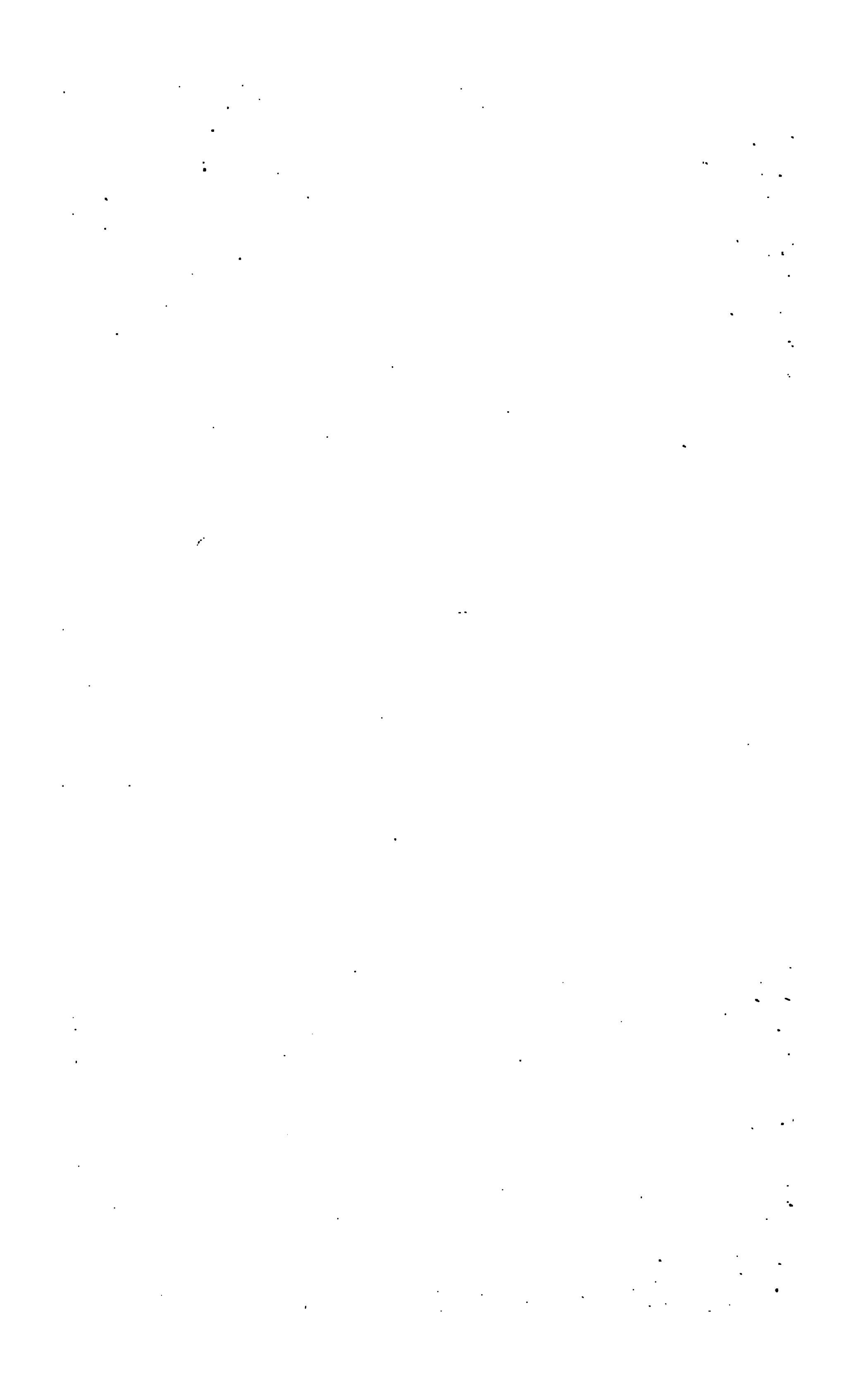
Die Geschichtsschreibung soll ein Produkt historischer Forschungen und Untersuchungen sein. Heutzutage ist sie blos ein Ausfluß der herrschenden Gesellschaftsform.

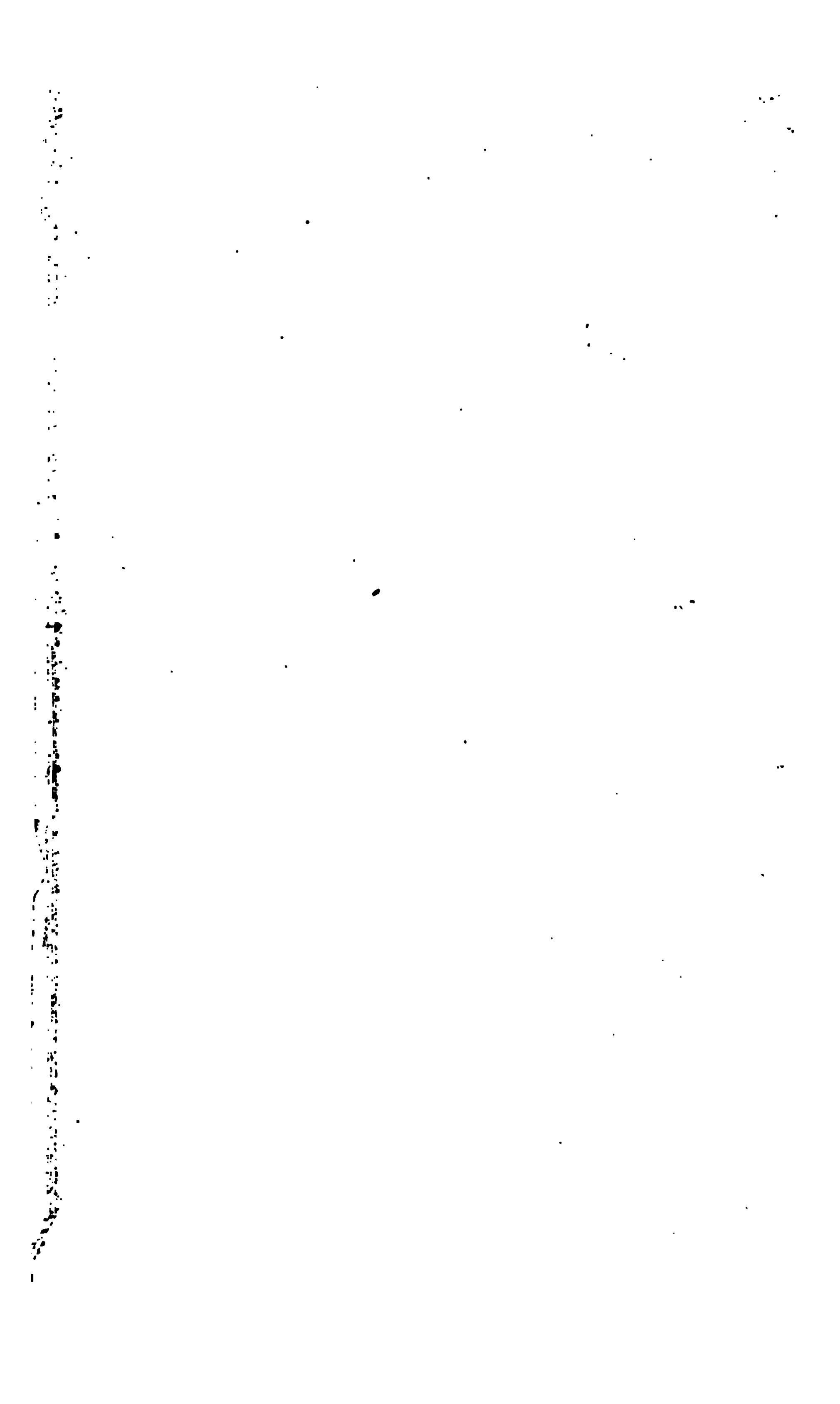
Was Wunder, wenn das Proletariat und seine Thaten ihre eigenen Geschichtsschreiber noch nicht gefunden haben?

Alles ist dem Wechsel der Verhältnisse unterworfen. In der Geschichtsschreibung unserer Tage herrscht die Niedertracht statt der Wahrheitsliebe. Doch wissen wir uns zu trösten.

„Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage!
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage!“

Wir dürfen hoffen, daß die Niedertracht bald in ihrer Herrschaft abgelöst wird.






Stanford University Libraries
3 6105 012 317 561

